Nassovia

Nassovia.

Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde.

Herausgegeben von Dr. C. Spielmann.

Dritter Jahrgang.

1902.

Wiesbaden.
Druck und Verlag von P. Plaum.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Gedichte.

2. Biographieen.

3. Aufsätze.

4. Sagen und Erzählungen.

5. Miszellen.

6. Königliches Theater zu Wiesbaden.

7a. Kurhaus zu Wiesbaden.

7b. Wiesbadener Kunstbriefe.

8. Litteratur.

9. Aus dem Leben.

10. Nassauische Personalien.

11. Nassauischer Geschichtskalender.

12. Briefkasten.



№ 1. Wiesbaden, den 1. Januar 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Die Sage von Eppsteins Gründung.

„Auf, Knappe, sattle mir mein Pferd,
Den Jagdspeer bring' und auch mein Schwert,
Daß ich zur Pirsche reite!"
So rief der Ritter Eppo laut —:
„Hol' mir die prächt'ge Eisenbraut
Und gürt' sie mir zur Seite.

Will jagen drauß' im wilden Hag.
Hirsch, Reh und Sau ich gerne mag;
Die Jagd ist meine Freude!
Wir ziehn hinaus, du folgest mir,
Daß wir viel feistes Weidgetier
Gewinnen uns zur Beute."

Der Ritter sprach's, der Knappe lief;
Im Stall dem besten Hengst er rief
Und rüstet' ihn zum Ritte,
Erwählt auch sich ein edles Roß,
Nahm seines Herren Jagdgeschoß; —
Drauf ziehn sie fort im Schritte.

Der Morgen, der war wunderbar,
Die Luft so frisch, der Tau so klar;
Es klang der Vöglein Weise.
Fern stieg die Sonn' am Himmelsrand
Hervor wie blut'ger Feuerbrand
Ganz stille und fein leise.

„Ha", hub der Ritter an und sprach,
„Heut' giebt es einen schönen Tag,
Und Jagdheil muß uns werden.
Wer mit dem Sonnenschein zieht aus,
Bringt Glück und Segen heim ins Haus
Auf reich beladnen Pferden.

Der Weidgang führt zum dichten Wald,
Der vom Gebirge grau und alt
Uns seine Grüße sendet.
Hin laßt uns pirschen durch die Flur
Und suchen eines Ebers Spur,
Der saft'gen Braten spendet."

„Was seh' ich dort im Ackerfeld?
Herr, schaut, dort hat sich eingestellt
Ein Borstentier zum Jagen!"
„Ja, Knapp', ich schau das grimme Tier;
Auf, auf, den Keiler bringen wir
Zur Strecke mit Behagen."

Das Ziel im Aug', mit hurre, hopp!
Ging's aus dem Trabe in Galopp
Hin über weite Felder.
Das Ziel im Aug', mit hurre, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp
Vom Felde in die Wälder.

Und tiefer jetzt zu Fuße drang
Der Jäger in den Waldeshang,
Daß er das Tier erreiche;
Doch rascher drang der Eber vor. — —
Der Ritter, der die Spur verlor,
Lehnt' matt an einer Eiche.

Ausruhen will vom scharfen Ritt
Er und vom dorngehemmten Schritt
Und lagert sich am Baume.
Er hört der Waldesvögel Lied;
Da schläfert's ihn, vom Jagen müd;
Er nickt in süßem Traume.

Doch wunderbar! — Wie klagt's so laut
Hin durch den Wald, der hochgebaut
Auf Bergen ringsum rauschte!
Den Ritter, der nur leise schlief,
Das Echo immer lauter rief;
Eppo erwacht' und lauschte.

„O hilf, o hilf!" die Klage klang —
„O hilf, o hilf! mein Herz ist bang;
Muß sterben und verderben!
Ein Wütrich mich gefangen hält,
Ein Räuber trennt mich von der Welt,
Will mich zur Gattin werben."

„So nah' bei mir? Das will ich sehn,
Was dieser Jungfrau soll geschehn;
Ich will und muß sie retten."
Der Ritter leis und vorsichtig
Hin durch der Büsche Dickicht schlich,
Fand eine Maid in Ketten.

„Sei mir gegrüßt, du Jungfrau zart,
Du Töchterlein von Ritterart,
Nun künd' mir dein Begehren?"
„O edler Ritter, rette mich;
Des Riesen stark und fürchterlich
Kann ich mich nicht erwehren!"

„Wo ist der Schurke? sag' mir an,
Daß ich zum Streit ihn fordern kann,
Ihn zwingen dir zu Füßen."
„Oho", rief da der Riese laut,
„Die Maid ist mein, mein ist die Braut,
Den Frevel sollst du büßen!"

Der Unhold schwingt sein breites Schwert,
Schlägt zu, daß in die Erd' es fährt,
Ohn' Eppo zu verletzen.
Doch der holt aus mit aller Kraft,
Ein Hieb! — des Riesen Schädel klafft
Der Jungfrau zum Entsetzen.

Drauf löst er schnell die Ketten schwer,
Ruft eiligst seinen Knappen her
Und zeigt ihm die Befreite.
„Nun eil' und bring' die Rosse mir,
Das dein' sei mein, das meine ihr,
Lauf vor und meld' uns beide."

Und heimwärts zieht Herr Eppo wert,
Geschmückt mit blankem Siegesschwert,
Beglückt mit süßer Beute.
Und als sie nah'n dem alten Schloß,
Umjauchzt das Paar der frohe Troß,
Giebt ihm das Brautgeleite. —

Dann zogen nach dem Hochzeitstag
Der Ritter und sein Weib zum Hag,
Wo einst sich beide fanden.
Und mitten in den Wald hinein
Erbauten sie Schloß Eppenstein.
Das schönst' in deutschen Landen.

Julius Brumm.

Nassaus Burgen,

ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

1) Von R. Bonte.

Einer Betrachtung dieses Gegenstandes dürfte kaum eine passendere Einführung mitgegeben werden können, als das nachstehende Urteil A. v. Cohausens, des verdienstvollen Begründers und Förderers der heimatlichen Burgenforschung: „Wenige Gegenden Deutschlands sind so reich an Werken alter Befestigungskunst wie der Regierungsbezirk Wiesbaden, welcher das ehemalige Herzogtum Nassau, die Stadt Frankfurt und den Kreis Biedenkopf umfaßt. Die Ringwälle, welche wir als älteste Anlagen dieser Art anzusehen pflegen, der römische Pfahlgraben mit seinen Kastellen und Türmen, mancherlei Erdwerke, welche die Zeit nach der Römerherrschaft bis zum Burgen- und Stadtbefestigungsbau des 12. Jahrhunderts ausfüllen, die zahlreichen Burgen und Stadtbefestigungen selbst, die Landwehren des späteren Mittelalters, die Fortifikationen, welche die Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts hinterlassen haben und endlich die, welche der neueren und neuesten Zeit angehören, sind alle vertreten, und wollten wir noch Mainz in den Kreis ziehen, so würde das Material für eine Geschichte der Befestigungskunst vorliegen, wie es in einem kleinen Gebiete nicht reichhaltiger gefunden werden könnte. Sie lieferten die Belege zu einem Stück Architekturgeschichte, welches, wenn auch weniger glänzend wie das der kirchlichen Baukunst, doch fast enger und einschneidender mit der Entwickelungsgeschichte unseres Volkes verbunden ist, als diese."

Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz des Herrn Verfassers (Architekt und technischer Sekretär bei der Landesdirektion) giebt einen allgemein orientierenden Ueberblick von rein technischer Seite aus. Wir werden im folgenden abwechselnd historische (wie bisher) und technische Einzeldarstellungen unserer einheimischen Burgen bringen.

Man kann diesem Ausspruch sowohl im allgemeinen, wie auch in besonderer Beziehung auf die mittelalterlichen Burgen- und Stadtbefestigungen unbedenklich zustimmen, denn es dürfte thatsächlich in keinem Teile des deutschen Sprachgebietes eine so stattliche Anzahl mittelalterlicher Verteidigungswerke vorgefunden werden als innerhalb des verhältnismäßig kleinen Landes Nassau, bezw. des Regierungsbezirks Wiesbaden. Derselbe überragt mit einem Bestande von mindestens 100 Burgen, Burghäusern und Stadtbefestigungen, welche zum Teil noch bewohnt und wohl erhalten, zum Teil allerdings mehr oder minder ruinenhaft, aber gleichwohl der Forschung noch wertvolle Objekte bieten, die burgenreichsten Bezirke Deutschlands. Es steht auch zu hoffen, daß ein großer Teil dieser nassauischen Burgen, welche fast alle charakteristische Burgentypen vertreten, der ernsten Forschung erhalten bleiben wird, weil sie in meist schwer erreichbaren, dem großen Touristenverkehr noch nicht erschlossenen Gegenden liegen und daher wenig zur Befriedigung spekulativer Wiederherstellungsgelüste reizen oder die Anlage rentabeler Burgwirtschaften begünstigen, dem wahren Burgenfreunde aber eine unerschöpfliche Quelle interessanter Beobachtungen bieten.

Wenn v. Cohausen vor etwa vierzig Jahren darüber klagen durfte, daß gegenüber dem den kirchlichen Bauten des Mittelalters allseitig zugewendeten Interesse, die Profanbauten, namentlich die Burgen und Stadtbefestigungen so wenig in den Kreis der Forschung gezogen würden, so ist darin bis heute vieles anders geworden, und es ist dies nicht zum kleineren Teile seinem Vorgange, seiner Begeisterung für diesen Forschungszweig zu danken.

Aber was würde dem heutigen Geschlecht wohl noch vorhanden geblieben sein von dem herrlichen

Schmucke des Landes, den seine Burgruinen bilden, wenn nicht vor etwa achtzig Jahren das Beispiel eines Mannes der systematischen Zerstörung dieser wertvollen Baudenkmale Einhalt geboten, oder doch wenigstens seinen Zeitgenossen die Augen über ihre gotenhafte Barbarei geöffnet hätte?

Friedrich Gustav Habel! Diesen Namen in einer den nassauischen Burgen gewidmeten Betrachtung zu nennen, ist eine unerläßliche Ehrenpflicht. Ueber das Wirken dieses seltenen Mannes, den schon bei seinen Lebzeiten die Gartenlaube — damals die hervorragendste illustrierte Zeitschrift Deutschlands — als den „letzten Schirmherrn deutscher Burgen" feierte, soll hier nur kurz erwähnt werden, daß er — oft mit persönlichen Opfern — für die Erhaltung der Burgen seiner Heimat eintrat, auf ihre damals gänzlich verkannte kunsthistorische Bedeutung aufmerksam machte und viele derselben vor der drohenden Zerstörung bewahrte. Seine Mittel gestatteten ihm, die herrlichen Burgruinen Reichenberg, Gutenfels, Eppstein und Deuerburg (Turmberg) käuflich zu erwerben. Er hat sie treu gehegt und in richtiger Erkenntnis dessen, was Burgenerhaltung für die Altertums- und Geschichtsforschung bedeutet, unverändert, so wie er sie empfing, seinen Erben und den Burgenfreunden unserer Zeit hinterlassen. Sein Andenken wird in den Burgen seiner Heimat unvergänglich fortleben. —

Ein richtiges Verständnis für die Bedeutung einer Burganlage und den Zweck ihrer Einzelteile ist ohne ein gewisses Vorstudium nicht zu gewinnen, denn schon bei der Betrachtung einer einfachen Burganlage wird der Laie von derselben nur das Bild einer scheinbar regellosen Zusammenhäufung von Türmen, Gebäuden und Mauern, in denen sich unregelmäßig verteilte Thür- und andere Oeffnungen befinden, empfangen, deren Bedeutung ihm — zumal bei ruinenhaftem Zustande der betreffenden Bauteile — aber nur schwer oder gar nicht ersichtlich werden dürfte. In den nachfolgenden Darlegungen ist nun der Versuch gemacht worden, die nassauischen Burgen in ihrem besonderen Lichte als verteidigungsfähige Wohnbauten zu zeigen und der noch nicht allgemein überwundenen Anschauung zu begegnen, daß dieselben allenfalls als romantische Bautrümmer dem Freunde eines schönen Landschaftsbildes interessant sein möchten, eine weitere Beachtung oder gar ein eingehenderes Studium aber kaum beanspruchen dürften.

Es kann nicht der Zweck dieser speziell den mittelalterlichen Burgenbauten Nassaus gewidmeten Betrachtung sein, die Entwicklung solcher Bauten aus den ältesten Verteidigungsanlagen der Vorzeit durch alle Phasen zu verfolgen. Der Uebergang von der kunstlosen Erd- und Felsenhöhle zur Thalburg und Höhenburg, des Ringwalles zur Stadtbefestigung vollzog sich mit dem Wachsen der Kultur und der allmählichen Veränderung und Verbesserung der Angriffswaffen in stetiger Fortentwicklung und in engem Zusammenhange mit diesen Faktoren.

Die Entstehung der hier in Betracht kommenden Wehrbauten fällt etwa in die Zeit vom 11. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Hierbei ist es keineswegs ausgeschlossen, daß einige derselben auf bereits vorhandenen älteren, vielleicht sogar römischen Befestigungswerken entstanden oder unter teilweiser Benutzung von Mauern derselben hergestellt worden sind.

Die letzten mittelalterlichen Burgen, welche in Nassau erbaut wurden, sind Ardeck und Gräveneck, beide dem Jahre 1395 angehörig, von denen die erstere einigermaßen erhalten, die andere aber im Anfang des 19. Jahrhunderts vollständig zerstört worden ist, weil das Steinmaterial zum Bau der Gräveneder Hofhäuser gebraucht wurde. Nach diesen beiden sind in Nassau keine Burgen mehr gebaut worden. Man begnügte sich damit, die vorhandenen Burgen durch Anlage von Basteien, Streichwehren und ähnlichen Werken gegen das sich mehr und mehr — wenn auch recht langsam — einführende Pulvergeschütz verteidigungsfähig zu machen.

Von diesen ersten schüchternen Anfängen der nachmittelalterlichen Befestigungskunst ist ebenso wie von den späteren Fortifikationen des 16. und 17. Jahrhunderts leider nur wenig erhalten geblieben, weil sie als gefährliche Teile der Burganlage von dem obsiegenden Feinde mit besonderer Sorgfalt zerstört (geschleift) wurden, oder auch weil sie meist in weiterem Umkreise der Burg gelegen waren und die in späterer Zeit wünschenswert gewordene Ausnutzung des Terrains zu Kulturzwecken ihre Beseitigung notwendig machte.

Die vorhandenen Urkunden geben über die Erbauungszeit der nassauischen Burgen wenig Auskunft; wir ersehen aus ihnen meist nur, wann einer bereits vorhandenen Burg zuerst aus irgend einem Anlaß, Schenkung, Kauf, Belehnung ꝛc. schriftlich Erwähnung gethan wird. Einigermaßen sichere Daten über ihre Erbauungszeit liegen bei folgenden Burgen vor:

Reichenberg	erbaut um 1280
Neuweilnau	„ „ 1302
Balduinstein	„ „ 1319
Cransberg	„ „ 1348
Adolfseck	„ „ 1356
Hohlenfels	„ „ 1363
Burgschwalbach	„ „ 1371
Hermannstein	„ „ 1379
Philippstein	„ „ 1390
Neukatzenelnbogen, Walrabenstein	erbaut um 1393
Ardeck, Gräveneck	erbaut um 1395

Zu den ältesten Burganlagen zählt u. a. Montabaur, welches schon 959 als Castellum Humbacense aufgeführt wird. Es bestand nur aus einem Turme, den Erzbischof Dietrich II. von Trier im Jahre 1217 mit Mauern und Wohngebäuden umgab, und so das uralte Kastell in eine Wohnburg verwandelte. Ihren Namen erhielt diese Burg von dem Berge Tabor: Mons Tabor. Auch die alte Feste Weilburg wird als Wilinaburg schon um 912 erwähnt.

Die ganze Eigenart der mittelalterlichen Burgen erklärt sich aus dem doppelten Zweck dieser Bauten. Sie hatten erstens als Familiensitz des Grundherrn — oder des von diesem eingesetzten Burgmannes — den Bedürfnissen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens und zweitens auch der Verteidigung des Landes sowie dem Schutze der Burginsassen gegen feindliche Angriffe zu dienen.

Die Burgen waren also in erster Linie Wohnbauten, welche nur unter besonderen Umständen ihrer weiteren Zweckbestimmung als Wehrbauten oder Verteidigungswerke zu genügen hatten. Die Wahrscheinlichkeit des Eintretens solcher Umstände war aber in jenen fehdelustigen Zeiten so groß und naheliegend, daß bei der Anlage einer Burg notgedrungen der friedliche Hauptzweck derselben dem kriegerischen Nebenzwecke untergeordnet werden mußte.

So entstanden jene für die Zustände des Mittelalters besonders charakteristischen wehrhaften Wohngebäude, welche gewissermaßen zwischen Villa und Kastell, zwischen Schloß und Festung die Mitte haltend das Interesse unserer Zeit in besonderem Maße in Anspruch nehmen, weil sie sich eben durch den ausgesprochenen Doppelzweck von den offenbar lediglich zu Verteidigungszwecken hergestellten Bauten unterscheiden, die, abgesehen davon, daß sie Unterkunftsräume für die Besatzung enthalten, in keiner Weise als Familiensitze, bezw. Wohnsitze gelten wollen und können.

Es erscheint daher zweckmäßig, die Burganlage von einem zweifachen Gesichtspunkte aus zu betrachten, nämlich

1. als Wehrbau
und 2. als Wohnbau,

und die vorliegende Materie hiernach so weit als thunlich auseinander zu halten.

1. Die Burg als Wehrbau.

Wenn auch gewisse der Verteidigung dienende Einzelteile den meisten Burgen gemeinsam sind und als notwendige Requisiten eines wehrhaften Herrensitzes gemeinsam sein müssen, so zeigt doch deren Ausgestaltung und Anordnung bei jeder einzelnen Burg eine besondere individuelle Eigenart, welche selbst da niemals vermißt wird, wo innerhalb bestimmter, eng gezogener Grenzen Landesgebrauch, Terrainbildung und Baumaterial eine annähernd gleichartige Lösung der einzelnen bau- und militärtechnischen Probleme erwarten lassen durften.

Diese Mannigfaltigkeit der Bau- und Konstruktionsformen, welche besonders die nassauischen Burgen auszeichnet, macht auch jede einzelne zu einem besonderen Studienobjekt. Daß letzteres keineswegs für alle Burgen zutrifft, dürfte aus einer in den Mitteilungen der k. k. (österreichischen) Zentralkommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale enthaltenen Stelle hervorgehen, wo die Haupttürme der Burgen Oesterreichs bezw. Böhmens mit dem Ausspruch: „hat man einen dieser Türme gesehen, so hat man alle gesehen" abgefertigt werden. Bei den nassauischen Burgen weisen dagegen gerade die Haupttürme eine außerordentliche Vielseitigkeit der Anordnung und Ausgestaltung auf, welche auch dem minder geübten Blicke nicht entgeht.

Als die Urheber der Baupläne, bezw. als die Baumeister unserer nassauischen Burgen haben wir wohl nur in gewissen Fällen den Grundherrn selbst anzusehen, da mit der Ausführung derselben wohl im allgemeinen solche Kriegsleute betraut wurden, welche bereits einen Ruf als bewährte und geschulte Burgenerbauer besaßen. Insbesondere geschah dies, wenn weltliche oder geistliche Herren entweder der erforderlichen Befähigung ermangelten, oder mit anderweiten Geschäften überhäuft, den Bau einer Burg nicht selbst leiten konnten. Offenbar haben wir einen solchen besonders befähigten Kriegsbaumeister in dem Ritter Daniel von Langenau zu sehen, welcher im Auftrage des Grafen Johann I. von Nassau-Weilburg die starke Feste Hohlenfels in geradezu mustergültiger Weise ausführte.

Daß ein so wichtiges Verteidigungswerk, wie es sich in einer größeren oder kleineren Burg darstellt, nicht von jedereinem entworfen und ausgeführt werden konnte, liegt auf der Hand. Die meisterhafte Beherrschung der Befestigungstheorie damaliger Zeit, welche die nassauischen Burganlagen erkennen lassen, — kann — ebensowenig wie heute — allen den Kriegsleuten und Edlen eigen gewesen sein, deren Namen uns die Geschichte des nassauischen Mittelalters als Burgenbesitzer oder auch als Burgenerbauer nennt, weil sie eine besondere Befähigung oder doch wenigstens Schulung voraussetzt.

Eine hochwichtige und mitunter schwer zu lösende Aufgabe, war bei der etwa beabsichtigten Erbauung einer neuen Burg die Auffindung eines passenden Bauplatzes innerhalb desjenigen Landbesitzes, zu dessen Schutze sie bestimmt war, und schon hierdurch dem Burgbaumeister Gelegenheit zur Bewährung seiner strategischen und taktischen Qualifikation in reichem Maße gegeben.

In den meisten Fällen wird schon allein das günstige Bauterrain die Veranlassung zur Anlage einer Burg (und damit auch des sich anschließenden Ortes) gerade an der Stelle gegeben haben, wo wir sie jetzt vorfinden. Daß die Platzfrage, wie auch noch heute bei bedeutenderen Bauwerken, schon damals oft eine „brennende" war, und es dem Grundherrn oft schwer gefallen sein mag, innerhalb der eignen Besitzungen ein passendes Bauterrain, einen geeigneten Felsenvorsprung oder Bergabhang zu finden, geht aus dem Umstande hervor, daß häufig Burgen auf fremdem Grundeigentum erbaut wurden, welches zu diesem Zwecke erst erworben werden mußte und oft nur durch erbitterte Kämpfe zu erlangen war. So wurde z. B. die Burg Sonnenberg in der dem Domkapitel zu Mainz gehörigen Gemarkung des Dorfes Bierstadt erbaut und stand unter mainzischer Lehenshoheit. Der für die Burg Hohlenfels vorgesehene äußerst vorteilhafte Bauplatz, ein hoher Kalkfelsen mit stellenweise fast senkrecht abfallenden Wänden, lag auf Diezer Gebiet, und erst nach mehrjährigen heftigen Kämpfen zwischen den Grafen Gerhard von Diez und Johann I. von Nassau-Weilburg kam es zu einem Vergleich, worin ersterem das Oeffnungsrecht auf die Burg zugesprochen wurde. Aehnliches geschah auch bezüglich der vom Landgrafen Hermann von Hessen auf solmsischem Gebiet erbauten Burg Hermannstein. Derartige Fälle dürften zweifellos weit häufiger vorgekommen sein, als es die bis jetzt bekannt gewordenen urkundlichen Nachrichten annehmen lassen.

Die Anforderungen, welche an ein für die Erbauung einer Burg geeignetes Terrain gestellt werden mußten, waren gar mannigfacher Art; dasselbe mußte vor allem den vielfachen — hier nicht aufzuzählenden

— Bedingungen entsprechen, welche eine starke Ueberlegenheit der Verteidigung gegen den Angriff verbürgten und gleichzeitig einen genügenden Raum für die ganze Anlage boten, ohne weiter etwa wegen größerer Ausdehnung die Anlage umfangreicher, eine große Besatzungsmannschaft erfordernder Zwinger und Vorwerke notwendig zu machen.

Der Felsengrund mußte ferner geeignetes Steinmaterial für das Mauerwerk bieten, dessen anderweite Beschaffung sonst kaum möglich war.

(Fortsetzung folgt.)

Landgraf Friedrich mit dem silbernen Bein.

1) Von Wilhelm Wittgen.

I.

„Lieber will ich all mein silbernes und goldenes Geräte verkaufen, als diesen armen Leuten nicht helfen!"

Dieses Wort, welches Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg im Jahre 1686 sprach, als ihn aus Frankreich fliehende Hugenotten und Waldenser um Aufnahme baten, kennzeichnet diesen tüchtigsten der tüchtigen Homburger Landgrafen, dem wir auf den folgenden Blättern eine etwas eingehendere Würdigung zu Teil werden lassen wollen. Allüberall, wohin wir dem Fürsten in seinem vielbewegten Leben folgen — auf seinen Kriegszügen in Dänemark und unter dem Großen Kurfürsten, bei seiner wahrhaft reformatorischen Wirksamkeit als Herr von Neustadt an der Dosse und nicht zuletzt als Landesvater und Gründer der Kolonien Friedrichsdorf und Dornholzhausen — werden wir von seinem edeln, selbstlosen Wesen begeistert, sodaß wir ihn als einen der Besten seiner Zeit verehren. —

Die Geburt des Landgrafen fällt in das Jahr 1633, auf den 30. Mai. Deutschland war infolge des unseligen Dreißigjährigen Krieges zu einer Wüste geworden, und nicht zuletzt hatte die Landgrafschaft Hessen-Homburg unter den Einquartierungen der Kaiserlichen und Schweden Unsägliches zu leiden, sodaß die Bevölkerung in einer Bittschrift klagt, „daß ihr das liebe Brot vor dem Munde weggenommen, ja sie von Haus und Hof vertrungen und vertrieben worden und die Mehrzahl in Hunger und Kummer habe sterben und verderben müssen."

In diesem allgemeinen Elende starb Landgraf Friedrich I. und ließ seine Gemahlin Elisabeth mit fünf unerwachsenen Kindern zurück. Doch ihre Verwandten nahmen sich der hartbedrängten Frau, die übrigens die Regierung mit bewundernswertem Geschick ausübte, an und sorgten namentlich für die Ausbildung der Prinzen.

Der junge Friedrich, das jüngste der Geschwister, kam im Alter von 12 Jahren an den Hof seines viel älteren Vetters, des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, nach Marburg, wo er in Gemeinschaft mit dessen Söhnen eine gediegene Bildung empfing.

Leider begegnete ihm während seines dortigen Aufenthalts der Unfall, daß er den rechten Schenkel brach, wovon eine dauernde Schwäche im Bein zurückblieb. Aber schon jetzt zeigten sich Spuren seiner späteren Unerschrockenheit und seines Wagemuts. Als das Land seiner Mutter ums Jahr 1648 von neuem durch die Franzosen aufs ärgste bedrängt wurde, ritt der erst Fünfzehnjährige ohne Bedeckung in das Lager Turennes und erwirkte, daß die Einquartierungen vermindert wurden.

Dabei gefiel dem Franzosen das unerschrockene, offene Wesen des Jünglings so sehr, daß er ihn fragte: „Mein Prinz, haben Sie nicht Lust zum Kriegsdienste?" Zugleich erbot er sich, ihn auf eigne Kosten ausbilden zu lassen und ihm später ein Leibregiment zu Pferde zu geben.

Doch Friedrich lehnte auf den Rat seiner Mutter ab, und „ging daher die Sache ganz zurück".

Zu seiner weiteren Ausbildung bezog der Prinz nun die Universität zu Genf, wo er sich namentlich den fließenden Gebrauch der französischen Sprache aneignete, ferner durch die regen Beziehungen, die von da aus mit Frankreich unterhalten wurden, auf dies Land und seine Bewohner hingelenkt wurde und wohl infolgedessen späterhin sofort bereit war, die von dort flüchtenden Refugiés aufzunehmen.

Durch Reisen in Frankreich und Italien weitete sich sein Blick ungemein, und er erkannte klar und bestimmt, daß namentlich die französische Industrie vorbildlich für Deutschland werden müsse.

Zunächst hatte er aber keine Gelegenheit, seine reformatorischen Pläne in dem Besitztum seines Hauses zu verwirklichen; denn nicht er, sondern sein älterer Bruder Wilhelm Christoph wurde regierender Landgraf, und er selbst mußte gleich seinem Bruder Georg Christian in fremden Landen Kriegsdienste nehmen.

---

1) Als Quellen wurden u. a. benutzt:

1. Akten im Besitze des Herrn Königlichen Baurats Jacobi zu Homburg, dem der große Dank gebührt, dieselben bei der Uebergabe der Landgrafschaft Hessen-Homburg an Hessen-Darmstadt im Jahre 1866 vor der Vernichtung bewahrt zu haben.
2. Akten aus dem Königlichen Staatsarchiv zu Wiesbaden.
3. Akten aus dem Fürstlich Waldeckischen Archiv auf Schloß Schaumburg a. d. Lahn.
4. Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins.
5. Jungfer, Der Prinz von Homburg.
6. v. Rommel, Geschichte von Hessen.
7. Varrentrapp, Der Prinz von Homburg in Geschichte und Sage, in den Preußischen Jahrbüchern 1880.
8. Diarium Europaeum.
9. Theatrum Europaeum.
10. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
11. Wyß, Allgemeine Deutsche Biographie.
12. v. Gerning, die Lahn- und Maingegenden von Ems bis Frankfurt.

Seine Blicke richteten sich auf Schweden, wo eben der kühne Pfalzgraf Karl Gustav den Thron bestiegen hatte. Als erster Ausländer fand der Prinz dort willige Aufnahme, mußte sich aber die Bedingung stellen lassen, in Deutschland auf seine Kosten ein Regiment zum Kriege gegen Polen zu werben, was ihm die Ungnade des deutschen Kaisers „auf den Hals zog“. Vorerst brachte er es auch nur auf zwei Kompagnien, mit denen er unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls von Steenbok in dem Gefecht bei Mewe im Jahre 1655 eine polnische Reiterabteilung gänzlich aufrieb. Durch diese kühne That wurde der König aufmerksam auf ihn und gab ihm von neuem den Auftrag, in Deutschland durch Werbung sein Regiment zu vervollständigen.

Nur mit geringen Mitteln ausgestattet, gelang sein Unternehmen doch auffallend schnell; die meist als zügellose Banditen Geworbenen meuterten aber unterwegs, und nur das energische Drohen des Prinzen, er werde den zehnten Mann erschießen lassen, wenn ihm die Rädelsführer nicht genannt würden, verhinderte den völligen Aufstand.

Sein Diener Pocksen, den wir in der Folge des öfteren reden lassen, berichtet darüber:

„Darauf resolvierte das Regiment und gaben vier Reuter heraus, so die böseſten vom ganzen Regiment waren; wie sie nun hangen sollten, that das Regiment einen Fußfall, baten sehr, Seine Durchlaucht möcht pardonnieren, wie Sie dann auch hernach haben pardonniert.“ Damit war dieser Zwischenfall erledigt und wiederholte sich dank dem gerechten und dennoch menschenfreundlichen Wesen des Prinzen nicht mehr.

Im Frühjahre 1656 nahm dieser mit seinem Regiment an den Kämpfen vor Danzig Teil; die Schweden blieben Sieger und „haben sich mit Trompeten, Trummeln und Pfeifen lustig gemacht“. Für den Prinzen indessen nahm der Tag einen schlimmen Verlauf. Das Pferd, mit dem er sein „Lebtag kein Glück hatte“, stürzte, und er wurde schwer verletzt, „worüber der Landgraf geklaget, so lange er gelebet“. Doch konnte er bald darauf an den weiteren Kämpfen Schwedens gegen Polen und Dänemark Teil nehmen.

Sein Feldherrntalent entfaltete sich aufs glänzendste; bereits standen ihm die höchsten Ehrenstellen in Aussicht, da traf ihn am 19. Januar des folgenden Jahres bei der Belagerung von Kopenhagen ein neuer schwerer Schlag.

Das „Theatrum Europaeum“ berichtet darüber: „Da kam der Herr Landgraf von Hessen-Homburg mit einem starken Trupp recht an die Stück und ging etlichemal auf die Dänischen los mit solcher Courage, daß sich jedermann darüber verwundern mußte. Dieses Gefecht währte bei anderthalb Stunden. Drei Pferde wurden dem Landgrafen durch die Stückkugeln tot geschlagen, und ward ihm selbst sein lahmes Bein abgeschossen.“

Der Bericht des Dieners Pocksen über diesen Unfall ist so drastisch, daß wir ihn hier wiedergeben müssen: „Der Feind kam stark auf Ihre Durchlaucht. War ein Obristleutnant, ein holsteinischer Kavalier mit Namen Powisch, präsentierte ein Mousqueton auf J. D., darauf sagten Se. D. zu dem Offizier: „Schieß, du Hund!“ — schießt also Se. D. auf den Leib, daß Sie auch gleich auf den Sattelknopf niederbückten, daß die andern Offiziere gemeint haben, Sie wären tot. Erholten sich, kamen die andern Offiziere dazu und schnitten die Scherff auf und wollten sehen, wo der Schuß sei; fielen die Kugeln aus dem Busen, und war aufgelaufen, wo der Schuß war hingangen, fäustendick, daß es auch große Schmerzen verursachte, und gaben also dem Schnupftuch die Ursach, so der Jäger gebracht, weil sie nicht wußten, woher daß es müßt kommen sein. Zogen J. D. auf die Hauptwach; darauf thät der Feind einen Ausfall, wurde dermaßen von J. D. empfangen und poussieret, bis in die Kontrescherff, und wurden darauf von einem sechspfündigen Stück geschossen, daß das Pferd durch und durch geschossen und starb also auf J. D. Leibe. Ihr Schenkel war abgeschossen, er hing aber noch an der großen Sehne, ließen sich ein Messer geben, schnitten den Schenkel selber ab und hatten sich so sehr verblutet, daß auch ein Arjedant gerennt kam und brachte ein Glas mit Schlagwasser, Sie damit anzustreichen. Nehmen Sie dem Arjedant das Glas aus der Hand und setzten es an den Mund und trinken es aus; darauf wurden Sie wieder ganz frisch. Wurde Se. D. in einen Schlitten gelegt, daß Sie unter den Stücken hinwegkämen, brachten Sie ihn nach Ihrem Quartier. Ist der König zu J. D. kommen und Sie geklaget, thät der König zu J. D. ein groß Promiß, was Sie vor eine große Gnad wollten vor Sie haben, wie auch J. Maj. der König zwei Aembter hatten gegeben, die versprachen auch zwei Regimenter zu geben, viel andern Promisses, so der König hat gethan. Wie nun der König tot war, hat es die Kron all' wieder eingezogen. Im übrigen standen Se. D. große Schmerzen aus; wurd aber an Doktor und Balbierer nicht gesäumet, denn Sie mußten große Schmerzen ausstehen wegen der vielen Splitter, so noch im Fleische steckten. Sie hatten sich resolviert, hierauf zu reisen; war unterwegs ein Stock in die Kalesche gekommen und kam justament in Ihren schlimmen Schenkel und war fast fingerdick ins Fleisch gegangen, daß also Se. D. große Schmerzen verursachte. Kam also nach Homburg, wurden gewahr, daß ein trefflicher Balbierer sollte sein in Oppenheim, wie sich dann auch Se. D. resolvierten und reisten Sie nach Oppenheim zu dem Balbierer. Wie nun der Balbierer den Schaden in Augenschein nahm, fand er, daß der kalte Brand schon angängig hatte gemacht; sprach der Balbierer: er könnte es nicht kurieren; wenn Sie es wollten ausstehen, wollte er was drauf legen, daß sich das böse Fleisch weg thäte. Darauf resolvierte sich J. D. und sagten wieder den Balbierer: ja, er sollte es in Gottes Namen auflegen und verbinden. Darauf kriegten Se. D. große Schmerzen und mußten vor Ungeduld zu Pferd sitzen und reiten hinaus ins Feld, haben auch etliche Lerchen geschossen. Die Schmerzen aber waren so groß, daß Sie mußten nach Hause reiten und den Balbierer lassen kommen. Machte er es auf, so fiel das Fleisch mitsamt dem Pflaster herunter; darauf sind Sie Gott sei Dank glücklich korriert worden.“

Von dem silbernen Beine, das ihm nunmehr angelegt wurde, erhielt der Prinz später den bekannten Zunamen. Der König belohnte ihn zum Dank für die bewiesene Bravour mit dem Titel eines Generalmajors und setzte ihm eine jährliche Rente von zweitausend Reichsthalern aus.

Leider starb sein hoher Gönner bereits im Jahre 1660, und die Regierung wußte sich auf einmal ihrer Verpflichtungen gegen den verwundeten Prinzen von Homburg nicht mehr recht zu erinnern. Man verabschiedete ihn ohne viel Umstände und ersetzte ihm nicht einmal die von ihm gemachten Auslagen bei der Werbung des schwedischen Regiments in Deutschland. Es war dies eine der betrübendsten Erfahrungen, die Prinz Friedrich machte; aber einen Gewinn brachte er von seinem Aufenthalt in schwedischen Diensten mit: seine Gemahlin Gräfin Margareta von Brahe, die, zwar älter als er, ihm doch eine sichere Stütze im Leben wurde und ihn durch Beibringung eines bedeutenden Vermögens in die Lage versetzte, seine reichen Gaben als Landesvater schon jetzt zu entfalten: durch Ankauf des Amtes Neustadt an der Dosse für den Preis von 40,000 Reichsthalern.

Sie hinterließ ihm ihr ganzes reiches Vermögen bei ihrem Tode im Jahre 1669. „Solches alles, Hab und Vermögen, Pfand und Lehenschaft, Barschaften, Geschmeid, Kleinodien, Juwelen: in Summa alle liegende und fahrende, beweg- und unbewegliche Güter soll Ihre Gnaden, dero wir's von Grund unserer Seele gönnen, allein erb- und eigentümlich haben, behalten, genießen und gebrauchen, weilen unter andre und hierzu bewegenden trefflichen Ursachen Ihro Gnaden uns so herzlich lieben und ehren und mit allen Treuen meinen und sich unser wider unsere Widerwärtige auch mit Gefahr und Harzardierung ihres Leibes und Lebens getreulich angenommen und behütet."

II.

Das Amt Neustadt bestand aus dem Dorfe Neustadt und drei weiteren Dörfern mit zusammen fünfzig Bauernhöfen. Die Spuren des Dreißigjährigen Krieges waren um 1662, als der Prinz von Homburg von der Herrschaft Besitz nahm, noch deutlich bemerkbar. Der Boden lag ringsum brach, die wenigen Häuser standen entweder ganz leer oder befanden sich in elendem Zustande. Der Prinz sah ein, daß der Gegend nur durch Heranziehung von Kolonisten, die den Boden wieder urbar machten, aufzuhelfen sei.

Um solche anzulocken, erbaute er auf seine eigenen Kosten 47 Bürgerhäuser und teilte einem jeden das nötige Ackerland zu. Unter diesen günstigen Bedingungen fanden sich bald die Ansiedler ein; ja, ihre Zahl wuchs so sehr, daß der Prinz den zuletzt angekommenen keine Ländereien, sondern nur Bauplätze mit Land zu Gärten anweisen konnte.

Aber gerade diesem Umstand ist es zu danken, daß sich die sogenannten „Kleinbürger" genötigt sahen, Handwerk zu betreiben, sodaß ein äußerst glückliches Verhältnis zwischen Landwirtschaft und Industrie geschaffen wurde. Um dem Anwesen auch nach außen hin Ruf zu verschaffen, setzte es der Prinz durch, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg dem Orte im Jahre 1664 Stadtrechte verlieh.

Von vornherein war des Prinzen Augenmerk darauf gerichtet, der Stadt durch Begünstigung der Industrie, wie er sie in seiner Jugend in Frankreich gesehen, aufzuhelfen. Dabei griff er alles mit großem Geschick an. Das Glück war ihm günstig; es gedieh ihm alles sozusagen unter den Händen.

Die erste größere Gründung war die Errichtung einer Glashütte. Kaum war diese in Betrieb gesetzt, so wurde die Erbauung eines Eisenhüttenwerkes nötig; durch Zufall hatte man nämlich das Vorhandensein reicher Eisensteinlager entdeckt, und da sich das Material vorzüglich zu Gußeisen erwies, wurde sofort ein Hammer angelegt. Hierbei blieb der nimmer rastende Geist des Prinzen nicht stehen. Es bekümmerte ihn, daß die zu den wie Pilze aus der Erde aufschießenden Bauten nötigen Steine meilenweit auf schier unpassierbaren Wegen herbeigeschafft werden mußten; um diesem Uebelstande abzuhelfen, errichtete er eine Ziegelei, die sich ebenfalls rentierte. Ihr folgten eine Schneidemühle und eine Papierfabrik.

Man muß in der That staunen über das organisatorische Talent des Prinzen, der auch gerade diejenigen Industriezweige auszuwählen wußte, welche sich für die gegebenen Verhältnisse am ehesten eigneten.

Um für die einzelnen Erzeugnisse leichteren Absatz zu finden, ließ er das Bett der Dosse verlegen und gewann auf diese Weise zugleich einen großen Distrikt fruchtbarer Aecker und Wiesen. Beckmann berichtet in seiner „Beschreibung der Mark Brandenburg" über diesen Zweig der Thätigkeit des Prinzen:

„Ehedem hat sich die Dosse bei Neustadt in einem Gebüsche ausgebreitet nnd einen unzugänglichen Bruch und Morast gemacht. Aber der Prinz von Hessen-Homburg hat sie durch einen Graben vor diesem Bruch vorbei auf den Ort, wo sie jetzt Maschinen zu der sehenswürdigen Spiegelmanufaktur treibet, los und bald wieder in die wiederum vollfließende Dosse geführet und solchergestalt dem Fluß gleichsam einen andern Weg angewiesen, den er seitdem behalten hat."

Nicht unerwähnt bleibe, daß es der Prinz von Homburg war, der das später so berühmte Friedrich-Wilhelms-Gestüt anlegte.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Molsberg und seine Besitzer. II.[1])

Von J. Benner.

Nach Knetschke setzte Henne von Molsberg Sohn von Gyso I. — es muß der oben erwähnte Heinrich gemeint sein, der allerdings als Pastor von Brechen genannt wird — den Stamm fort, und sein Enkel Peter Molsberger von Molsberg starb 1440 als Richter zu Mainz. Von diesem stammen Ulrich von Molsberg, welcher nebst andern vom Adel im Rate zu Oppenheim saß und Johann von Molsberg, Licentiat der Rechte

[1]) Vgl. „Nassovia" 1901, Nr. 14, S. 182.

und Richter zu Mainz, dessen Sohn Philipp 1553 als Amtmann zu Frauenstein starb. Die Nachkommen sollen nach derselben Quelle — Knetschke beruft sich auf Humbrecht — zu Bodenheim noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts gelebt haben.

Nach meinen eigenen Forschungen besteht diese Familie jetzt noch in zwei Gliedern und zwar in den beiden Brüdern: Otto Heinrich Freiherr von Molsberg, General der Artillerie zu Stuttgart und Adolf von Molsberg, Gutsbesitzer auf der Lang(en)au bei Mainz. Beide Herren traten im vorigen Jahre bei Gelegenheit des Gutenbergfestes in Mainz in Erscheinung als die einzigen noch lebenden Nachkommen des Erfinders der Buchdruckerkunst. Diese Familie von Molsberg führt ihre Stammreihe bis zu dem oben erwähnten, um 1404 in Mainz lebenden weltlichen Richter Peter Molsberger von Molsberg zurück. Es bleibt also nicht aufgeklärt die Zeit von Georg, der 1379 in den Reihen des niederen Adels verschwindet und 1404, wo jener Peter in Mainz als Richter erscheint. Knetschke läßt allerdings den Henne von Molsberg, den Sohn Gisos I. den Stamm fortsetzen; aber hier liegt jedenfalls eine Verwechslung vor. Henne war nämlich Pastor in Brechen, und als solcher hatte er die höheren geistlichen Weihen empfangen, für deren Verlassen es keinen kirchlichen Dispens giebt. Dagegen ist eine Fortsetzung des Geschlechtes durch den Bruder Johann erklärlich und wahrscheinlich; denn Johann von Molsberg war Dompropst in Limburg, und als solcher brauchte er nur das Subdiakonat zu besitzen, was in damaliger Zeit vielfach vorkam. Ebenso kam es im Mittelalter oft vor, daß eine in so losem Verhältnis zum geistlichen Stande stehende Person aus dem letzteren austrat und sich verheiratete, wenn feststand, daß sonst das Geschlecht ausgestorben wäre. Auf die Erhaltung der Geschlechter wurde so großer Wert gelegt, daß die Päpste, wenn auch anscheinend ungern, den Dispens erteilten. So gab Papst Clemens XIV. einem Grafen von Blankenheim, Papst Clemens XIII. dem Domherrn von Oer und Pius VI. dem Dompropst, Freiherrn von Walderdorff, die Erlaubnis zum Austritte aus dem geistlichen Stande. Es liegt also die Annahme sehr nahe, daß Johann von Molsberg der Vater oder Großvater des Mainzer Richters Peter von Molsberg wurde.

Das weltliche Richteramt in Mainz wurde von noch vier folgenden Generationen des Peter von Molsberg bekleidet, und das Stammhaus „Zum krummen Ring" oder der Molsberger Hof in Mainz — Körbergasse — existiert heute noch und enthält interessante Familienwappen von den mit den v. Molsberg wiederholt durch Heirat verwandt gewordenen Patriziern: Gutenberg, Gensfleisch, Sorgenloch u. s. w. Im Jahre 1829 entdeckte Schaab im zweiten Stock dieses Hauses den großen Rittersaal. Die Wölbung seiner breiten Fenster, welche alle in den Hof gehen, werden im Innern durch ausspringende Kragsteine gehalten. Auf ihren Seitenstücken sind in herzförmigen Schildern sechs Familienwappen in Oelfarben gemalt und zwar auf jedem Schild zwei: 1. Molsberg-Lichtenberg, 2. Molsberg-Salman, 3. Molsberg-Gensfleisch, 4. Molsberg-Eselweck, 5. Molsberg-Knoblauch und 6. Molsberg-Dulin. Dieser Rittersaal wurde durch Johann von Molsberg, weltlicher Richter in Mainz, gestorben 1465, erbaut. Seine Frau war Grede zur Lade, Ortliebs Tochter.

Infolge des Kampfes zwischen den Patriziern und Gemeinen in Mainz im Jahre 1420 beim Einzuge des Kurfürsten Konrad von Daun wurden viele Häuser der Patrizier gestürmt und verbrannt, und eine Anzahl Geschlechter, so zum Fürstenberg, zum Jungen, Humbracht, Gelthuß, Gensfleisch und Molsberg mußten die Stadt verlassen und siedelten sich in Frankfurt am Main, Oppenheim und auf ihren Gütern im Rheingau an. Im Jahre 1431 fand die Aussöhnung der Patrizier mit den Gemeinen statt, nur Georg Gensfleisch wurde ausgeschlossen.

Dadurch, daß 1424 der weltliche Richter Johann von Molsberg eine Hillegard Gensfleisch von Sorgenloch — ein Geschwisterkind von Johannes Gutenberg — heiratete, kamen mehrere Rheinauen oberhalb Mainz zwischen Nackenheim und Ginsheim als nassauische Lehen in den Besitz derer von Molsberg. Graf Johann von Nassau belehnte 1474 den Walther von Molsberg mit diesen Auen, und Graf Adolf von Nassau erneuerte diese Belehnung im Jahre 1487 für dessen Sohn, den jüngeren Walther von Molsberg.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts war ein Ulrich von Molsberg in der Ritterschaft im Rate zu Oppenheim, und um 1512 lebte ein Walther von Molsberg zu Ginsheim in Frankfurt am Main. Das Wohnhaus dieser Familie scheint später das Geburtshaus Goethes geworden zu sein, denn das über der Thüre des Goethehauses befindliche Wappen (krummer Ring) wurde für das Molsbergische Wappen gehalten. Im Jahre 1580 heiratet Philipp Adolf von Molsberg eine Appel Köthin von Wanscheid. Letzteres ist ebenfalls ein westerwälder Geschlecht und lebte lange in dem jetzigen Dorfe Wanscheid bei Wallmerod, wo man noch Spuren einer früheren festen Besitzung findet.

Bei der Zerstörung der Kirche in Bodenheim durch die Franzosen fand sich ein Bild, welches den Adelsnachweis des 1614 gestorbenen Philipp Adolf von Molsberg darstellt. Um ein Kreuz sind die folgenden Wappen angebracht, welche die Geschlechter bezeichnen, von denen Philipp Adolf und seine Frau Appel Köthin von Wanscheid mütterlicherseits abstammen. Es sind dies für Philipp Adolf die Namen Seiffrid von Heppenheim, von Arscheit, Bischofsrode und bei seiner Frau Pfaffenlapp von Still, Flach von Schwartzenburg und Lanspergk. In Bodenheim und Oppenheim scheint die Familie von Molsberg hauptsächlich gelebt zu haben und von 1750 an in Kleinbockenheim bei Worms. In letzterem Orte hatte sie große Verluste durch die Kriegszeiten und die Verheerungen der Franzosen. Emanuel Friedrich von Molsberg mußte deshalb 1701 die Langau an den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen um 22000 fl. verkaufen. Desgleichen veräußerte Philipp Adam von Molsberg 1717 unter dem Drucke der Kriegszeiten das in Oppenheim gelegene schöne herrschaftliche Freigut um 10400 Gulden an die Familie von Sparr, nachdem 1710 die Nackenheim gegenüber liegende Oberau nebst der Hohenau an den landgräflich hessendarmstädtischen Oberjägermeister von Utterode verkauft worden war.

Ein Philipp von Molsberg war um 1752 Oberhofmeister des Grafen von Leiningen-Dachsburg zu

Dürkheim. Sein Sohn Karl Friedrich Emanuel hatte eine Geispitzheim zur Frau, deren Tante mütterlicherseits (geb. von Bernardin), Franziska von Hohenheim, später Herzogin von Württemberg ward. Er diente in seiner Jugend als Leutnant im Regiment d'Alsace und lebte später als Landedelmann in Kleinbockenheim. Bei den französischen Unruhen floh die Familie auf die Langau, wo damals Oesterreicher (Rotmäntel) lagen, die, mit Windbüchsen ausgerüstet, als vortreffliche Schützen galten und den Franzosen sehr zusetzten. Die ganze Spitze dieser Au bildete damals einen prächtigen Eichenhochwald, der von den Franzosen abgehauen und zu Befestigungszwecken in Mainz benutzt wurde. Im Jahre 1804 wurde das schöne Familiengut in Kleinbockenheim verkauft.

Von den vielen Kindern Karl Friedrich Emanuels endete Friedrich durch einen Sprung in einen Brunnen auf der Flucht vor den Franzosen. Eine Tochter heiratete den Oberst St. Julien in Baden und eine andere den Staatsrat von Seckendorf in München, dessen Tochter, verheiratete Baronin Löwenstiold, Oberhofmeisterin der Königin von Schweden wurde. Der jüngste Sohn Jakob pflanzte dagegen den Stamm fort. Er war 1806 Unterleutnant bei der französischen Nationalgarde und kam 1808 durch Vermittelung seiner Tante, der Herzogin von Württemberg, an den Hof in Kirchheim und damit in den württembergischen Militärdienst. Dort machte er die Feldzüge von 1809, 1812, 1813, 1814 und 1815 als Offizier mit, erhielt am 7. September 1812 den Militärverdienstorden für die Schlacht von Mosaisk und 1814 die goldene Ehrenmedaille für Paris. Infolge der Anstrengungen des Feldzuges gegen Rußland ward seine Gesundheit erschüttert; trotzdem blieb er dem Militärdienst treu bis 1835, in welchem Jahre er als Major des Ehren-Invaliden-Korps den Abschied erhielt. Er war verheiratet mit Johanna Christine Büttner aus Stuttgart und starb im Jahre 1850 auf der Langau, welches Lehngut er seit 1840 übernommen hatte.

Jakob von Molsbergs Nachkommen sind: Paul Hermann Adolf, geboren 1828, und Heinrich Otto, geboren 1832. Ersterer widmete sich der Landwirtschaft und übernahm 1850 die vorgenannte Langau oder Langenau, vermählte sich im Jahre 1858 mit Marie von Roeder und nach deren 1859 erfolgtem Tode im Jahre 1861 mit Maria Wettstein aus dem berühmten Geschlechte der Wettstein aus Basel. Einer ihrer Vorfahren, Johann Jakob Wettstein, war Konsul der Stadt Basel, zeichnete sich bei dem Westfälischen Friedensschluß aus und wurde 1653 in den Reichsadelsstand erhoben. Der aus der zweiten Ehe Adolfs hervorgegangene Sohn Heinrich und eine Tochter Sophie starben 1892.

Der zweite Sohn Jakobs, Heinrich Otto, trat nach Absolvierung des Gymnasiums in Mainz im Jahre 1848 in württembergischen Militärdienst als Kadett und avancierte dort bis zum Generalleutnant und Generaladjutant S. M. des Königs von Württemberg, als welcher er 1892 den erbetenen Abschied erhielt. Im Jahre 1899 wurde ihm der Charakter als General der Artillerie verliehen. Er war beteiligt an den Feldzügen von 1866 und 1870/71 als Hauptmann. — Heinrich Otto Freiherr von Molsberg verheiratete sich 1857 mit Anna von Baur-Breitenfeld, Tochter des Generals von Baur. Aus dieser Ehe entsprossen ein Sohn und drei Töchter. Leider starb ersterer schon im zarten Kindesalter, sodaß in absehbarer Zeit der fast durch ein Jahrtausend bestandene Name der Edeln von Molsberg aussterben wird. Von den Töchtern starb Henriette ebenfalls im ersten Lebensjahre, während Gertrud an Baron König in Ostpreußen und Elisabeth an den Oberstleutnant Baron von Hügel in Ludwigsburg verheiratet ist

Das Wappen der jetzigen Herren von Molsberg ist: drei krumme Ringe, rotes Feld und schwarze Querbalken. Dasjenige der Dynasten von Molsberg dagegen bezeichnet Tilmann Emmel, Stadtschreiber zu Limburg, der im Jahre 1360 schreibt: „Allhey sollt ihr wissen, daß die Blasenerung der Molsberger Wappen ware also: in einem goldgelben Feld waren ein Löwe von Silberfarben mit vollem Antlitze". Das gleiche Wappen führte nach Stramberg ein gleichnamiges Rittergeschlecht, das die Dynasten von Molsberg um einige Jahrhunderte überlebte, nur daß dem Löwen ein Turnierkragen, die gewöhnliche brisure de puiné beigegeben, woraus Stramberg entnimmt, daß diese Ritter ein jüngerer Zweig des Dynastengeschlechtes sein mögen. — Die Verschiedenheit der Wappen zwischen den Dynasten und jetzigen Herren von Molsberg würde kein Hindernis für den Zusammenhang bilden, da in früheren Zeiten ein Wechsel des Wappens oft vorkam.

Zu der Burgmannschaft der Dynasten von Molsberg gehörten 1244 die Niederadeligen von Molsberg, die von Milingen, von Weltersburg, Unverludenhusen und Retherode und später, als Molsberg an Trier übergegangen war, die vom Stein, von Walmerode, Monchhusen genannt Ochs, die Hoesten von Molsberg, Staffel u. s. w.

Die Herrschaft der Dynasten von Molsberg erstreckte sich in Molsberg nur auf den Grundbesitz der Burg und des Dorfes Molsberg. Die gaugräflichen Rechte hatten sie auch nicht in der Umgebung von Molsberg, sondern, wie früher erwähnt, in dem entfernten Haigergau.

Unter Trier wohnte ein Keller unter dem Titel eines Burggrafen im Schlosse Molsberg, und es stand mit Limburg und Brechen unter einem gemeinschaftlichen Amtmann. Trier verpfändete 1436 die Hälfte der Burg und Herrschaft an den Landgrafen Ludwig zu Hessen und dessen Erben für 10000 fl. Die Einlösung erfolgte im Jahre 1500 nach Ostern durch Johann von Baden. Anno 1457 standen Bernhard Graf zu Solms, Dietrich Herr zu Runkel und Frank von Cronenberg der Alte mit dem Erzbischof Johann von Trier in einer Gemeinschaft und in einem Burgfrieden von Molsberg. — Im Jahre 1575 hatte es Philipp von Reifenberg als Lehen im Besitz und 1581 ging es als Mannlehen pfandschaftlich an Melchior von Elz über.

Unter dieser Herrschaft wurde Molsberg hart mitgenommen durch die vielen Beschwernisse des Dreißigjährigen Krieges. Den Winter 1631/32 durch hatten die Schweden die trierischen Lande auf der rechten Rheinseite besetzt, und das Schloß Molsberg war mit schwedischen Offizieren von dem Regiment des Grafen Philipp Reinhard von Hohensolms belegt. Sie lebten

auf dieser Burg in gutem Glauben, daß sie niemand stören werde. Aber die trierischen Bauern, durch die schwedische Einlagerung schwer bedrückt, verbanden sich mit den hadamarischen Bauern, überfielen in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar 1632 die Burg und machten alle schwedischen Offiziere nieder mit Ausnahme einiger wenigen, welche sich nach Hadamar flüchteten. Unter den Ermordeten befand sich auch Graf Otto Wilhelm von Solms-Lich. Die hadamarischen Bauern wurden für den Ueberfall durch Oberst Steenbock mit seinem smaländischen Reiterregiment gezüchtigt. Die Strafexpedition kostete die Bauern ohne Wein, Essen und Fütterung 10000 Reichsthaler in zehn Tagen. Dem Regiment Steenbock folgte das schwedische Leibregiment nach, das noch größere Forderungen stellte, und im Herbste desselben Jahres kam dann nochmals das Regiment, dessen Offiziere ermordet worden waren, in die Gegend mit 10000 Mann. Als sie nach dem Rhein zu aufbrachen, nahmen sie noch über 500 Pferde und einige Tausend Stück Rindvieh gewaltsam weg; vieles Vieh schlugen sie tot, keine Thür und kein Fenster blieb ganz.

Im Jahre 1657 ging Molsberg als Mannlehen, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, der landesfürstlichen Obrigkeit, Religion, Huldigung, Appellation, Folge, Reise, Reichs- und Landessteuern, dann der leibeigenen Leute — 26 Mann in verschiedenen Orten, welche jährlich 10 Tage für das Haus Molsberg fronen mußten — an die von Walderdorffsche Familie über, in deren Besitz es noch ist.

Ueber dieses angesehene Geschlecht wird eine besondere Abhandlung folgen.

Bad Ems.

Von E. Flick.

In einem engen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, zu beiden Seiten der unteren Lahn, liegt die weltberühmte Kur- und Bäderstadt Ems. Ihre heutige Schönheit verdankt sie dem soeben verflossenen Jahrhunderte. Doch schon seit grauer Vorzeit pilgerte die leidende Menschheit zu „Omitzas“ Thermen, um von ihnen Linderung und Genesung aller Leiden des Leibes zu erlangen. Das älteste, was Ems aufzuweisen hat, sind Ueberreste aus der Zeit der römischen Invasion in Deutschland. Münzen, Urnen und Mauerwerk römischen Ursprungs hat man hier gefunden, und ganz in der Nähe der Stadt setzte der von Drusus begonnene und von Hadrian vollendete Pohl- oder Pfahlgraben über die Lahn, um nördlich weiter zu laufen.

Im fränkischen Mittelalter gehörte das rechte untere Lahnufer zum Engersgau, der sich von da ab den Rhein entlang erstreckte. Das zehnte Jahrhundert zeigt uns hier schon eine besondere kleine Herrschaft, eine jener Grundherrlichkeiten, wie sie sich damals unter den freien Mannen aus den Besitzungen von Gütern und Leibeigenen zu bilden begannen. Sie zog an dem Bache Omunza her, der sie von dem Gebiete des allemanischen Herzogs Hermann trennte und hatte einen gewissen Ominens zum Besitzer. Sowohl in dem Namen des Baches, als auch in dem des Besitzers, tritt uns der von „Ems“ so unverkennbar entgegen, daß alle Versuche, ihn aus dem Griechischen (Embasis d. i. Bad) oder Lateinischen Castrum eminens oder Amisium herzuleiten, als „gesuchte Wortklauberei“ erscheinen müssen. In späterer Zeit kam Ems in Urkunden unter verschiedenen Namen vor; man schrieb es Omunze, Omeze, Umeze, Omize, Eymtze, Emtze, Embs.

Im elften Jahrhundert schenkte Erzbischof Poppo von Trier († 1047) dem Stifte des hl. Castor zu Koblenz alle Zehnten der salischen Lande zu Logenstein (Oberlahnstein), darunter auch die des nahegelegenen Ems. Hierdurch gelangten die Grafen von Arnstein, denen die Vogteirechte zu Lahnstein zustanden, in den Besitz von Dorf und Bad Ems; doch finden wir schon 1172 das Haus Nassau in seinem Mitbesitze. Der Fronhof (ältester Haupt- oder Freihof Nassaus), welcher früher der Mittelpunkt der Herrschaft des Ominens gewesen war, wurde solches von nun an auch für alle Besitzungen des Castorstifts. Hier hatte das mit sieben Schöffen unter dem Vorsitze der Vögte, als Stellvertreter der Grafen von Nassau, gehegte stiftische Gericht seinen Sitz; hier wurde alljährlich am 18. Tage in Gegenwart des Stiftsherrn ein feierlicher „Tingtag“ (Gerichtstag) nach altem Brauch gehalten und alle hergebrachte Gerechtsame erneuert bezw. bestätigt. Noch 1616 bestand hier diese Einrichtung. Neben dem Wein-, Frucht- und Blutzehnten hatte das Stift auch als Erbauer und Stifter der Kirche und Pfarrei das Patronatsrecht. Ein altes Weistum enthält hierüber folgende sonderbare Bestimmung: „wan's sach würde, daß dem hohen Alter sein Haupt wehe thäte, so soll es doch nit seyn, sondern die ehrwürdigen Herrn zu Sankt Castor sollen reiten und traben, bis wir einen andern Pfarrherrn haben!“

Kaiser Friedrich I., aus dem Hause der Hohenstaufen, belehnte 1156 das Erzstift Trier mit den Silbergruben zu Umeze und dem daran anstoßenden Berge. Hierüber kam es 1172 zwischen dem Erzstifte und den Grafen von Nassau als Vögten vom Ems zum Streit; letztere mußten damals weichen und konnten erst später ihre Rechte geltend machen. Graf Heinrich von Nassau vereinigte 1230 alle Besitzungen der Familie. Man nannte ihn deshalb den „Reichen“. Von seinen beiden Söhnen Walram und Otto stammen die beiden großen Linien, welche sich 1255 in die Besitztümer teilten. Walram erhielt den südlichen Teil: Idstein, Wiesbaden, Weilburg und Otto die nördliche Partie: Dillenburg, Beilstein, Siegen. Ems fiel dadurch der ottoischen oder (später) oranischen Linie zu,

A. d. H. Diesem Ueberblick werden später Einzeldarstellungen folgen.

kam aber schon 1303 an das Haus Hadamar. Nach Erlöschen der Linie Hadamar finden wir 1438 Katzenelnbogen und Nassau-Dillenburg in gemeinschaftlichem Besitze von Vogtei und Bad Ems; 1479 ging die katzenelnbogischen Hälfte an Hessen über und blieb dabei, bis das Jahr 1803 alle Gemeinschaft aufhob. Ems ist seitdem bei Nassau verblieben. Die Rechte einer Stadt wurden ihm 1324 von König Ludwig dem Baier verliehen.

Von seinen warmen Quellen und Bädern ist 1355 in einer kölnischen Belehnungsurkunde an Nassau zum ersten Male die Rede, und Graf Johann von Hadamar verschrieb 1361 seiner Gemahlin ihr Wittum auf das Bad Eymtze. Bis zum Jahre 1438 bestanden hier bloß zwei besonders angelegte Bäder, die indes nur Schwemmen gewesen zu sein scheinen. Es wurde jedenfalls im Freien gebadet. Nach Dr. Weigel fanden sich um 1627 sechs Bäder, drei im nassauischen und drei im hessischen Anteile. Ein Teil des Kurhauses wurde 1583 angelegt, der spätere Bau aber erst 1715 vom Prinzen von Oranien errichtet. Die Anlage der Bäder, wie sie bis in die neuere Zeit bestanden haben, stammt aus den Jahren 1811 und 1812; in jüngster Zeit sind Um- resp. Neubauaufführungen in Angriff genommen worden.

Geschichtlich interessant ist Ems durch jene Zusammenkunft der Erzbischöfe von Köln, Trier, Mainz und Salzburg geworden, die sich im August 1786 daselbst zusammenfanden, um eine deutsche Nationalkirche ins Leben zu rufen: die Grundsätze sind in den oft erwähnten „Emser Punktationen" niedergelegt. Auch die Entstehungsgeschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71 knüpft sich an diese Stadt.

Ems verdankt sein Dasein und seinen heutigen Ruf den warmen Quellen, die in reicher Fülle hier dem Boden entspringen. Ihre Zahl beträgt über 20. Die bekanntesten sind der Kesselbrunnen mit + 38, der Kränchenbrunnen mit + 24 und der Fürstenbrunnen mit + 28 Grad Wärme; sie treten sämtlich unter der Halle des Kurhauses zu Tage, haben zu Beginn unseres Jahrhunderts eine hübsche Neufassung erhalten und dienen sowohl zum Trinken wie zum Baden. Unter den übrigen Quellen war lange Zeit im Ernste wie im Scherze die sogenannte „Bubenquelle" die berühmteste und gab zu mancherlei Anekdoten Veranlassung. Es wird erzählt, einst habe ein Spaßvogel an die Wand des Gemaches, in welchem das heilsame Wasser hervorsprudelt, das Reimchen geschrieben:

„Hier diese Quelle ist der Quellen beste,
Was sie nicht selber kann, vermögen ihre Gäste."

Der Ruf dieser Therme war sogar über den Kanal hin nach England gedrungen und scheint dort so überzeugend gewirkt zu haben, daß sich in einem schönen Sommer eine stattliche Mistreß einfand, die seit ihrer Verheiratung elf Jahre nach einander in jedem Jahre einer blühenden Tochter das Leben geschenkt hatte. Sämtliche elf Töchter befanden sich äußerst wohl und machten den lieben Eltern alle Freude und Ehre. Der Herr Papa wünschte nun schließlich auch einen Stammhalter und sandte, veranlaßt durch den Ruf und Namen der Emser Bubenquelle, seine Gemahlin an die Lahn. Die Dame benutzte das Wasser nach Vorschrift und kehrte nach beendeter Kur in die englische Heimat zurück. Hier gab's bald große Freude, denn es regten sich neue Hoffnungen, die nach gesetzlicher Frist an das Licht drängten. Welche Wonne für die glücklichen Eltern, einen kräftigen Jungen an das Herz zu drücken! Leider aber war der ersehnte Bube wieder — ein Mädchen, und das Dutzend Töchter war komplett. Doch genug solcher Schwänke.

Bad Ems hat in den letzten 35 Jahren auf eine großartige Weise zugenommen, ja, es wächst und vergrößert sich mit jedem Jahre. Auf dem linken Ufer der Lahn, „dem Spieß", erhebt sich ein ganz neuer Stadtteil, dessen Häuser bereits in die bewaldeten Berge hineinreichen. Die Gebäude von Ems sind sehr stattlich und bieten willkommene Quartiere für die Fremden. Als besonders schön und großartig unter ihnen müssen wir den Kursaal, von 1839 bis 1844 erbaut, und die „Vier Türme" hervorheben. Letztere tragen die Inschrift: „Hans Karl von Thüngen, Freyherr und Veldmarschal, Erbauwet dieses Haus Anno 1696." Den genannten beiden Bauwerken treten als weiterer Schmuck zwei neue stattliche Kirchen, die Kaiser Wilhelmskirche auf der linken und die katholische Mariakirche auf dem rechten Lahnufer würdig zur Seite. In der Nähe des Kurhauses und Kursaals ziehen sich hübsche Anlagen, besonders geschmückt durch die zwei Denkmale Kaiser Wilhelm des Großen und des Emser Badearztes und berühmten nassauischen Pomologen Karl Adrian Diel, hin; auch zieren gärtnerische Anlagen die beiden Ufer des Lahnflusses. Die Umgebung der Stadt ist ebenfalls reich an Spaziergängen und nach und nach zu einem anmutigen Parke umgeschaffen worden. Man braucht nur auf gut Glück hin irgend einen Pfad zu wählen, sei es durch die Wiesen an der Lahn, die Weinberge hinter den Häusern, wo ein guter „Roter" wächst, oder durch die an den Halden sich sanft emporschlängelnden Waldwege: überall lacht und blüht die „süße, heilige Natur!"

Agnes von Meilnau.

1) **Eine verklungene Sage. — Von C. Trog.**

Der junge Ritter von Schreckenstein war im ganzen Taunus unter dem Namen „Ritter Brausekopf" bekannt, weil er nie anders als im sausenden Galopp, nie anders als gepanzert und mit geschlossenem Visier auf seinem stahlgrauen Hengste daherstürmte. Kurt, so hieß der junge Schreckensteiner, war von rauhen Sitten und wilder Gemütsart, und vom Laufe der Welt hatte er nur gelernt, was zum Werke des Streites und des Kampfes gehörte. Und doch war das Herz dieses wilden Gesellen auch sanften Regungen

zugänglich; seine derben Sitten glichen der rauhen Schale, welche einen edlen Kern in sich barg; er war der rauhe Sohn seiner rauhen Zeit, aber doch besser als sein Ruf ihn darstellte.

Bei einem Turnier auf den Gefilden der Weil zeigte er sich wieder als unerschrockener, starker und gewandter Ritter, und obwohl ihn kein Schwert, kein Speer, kein Streitkolben verletzte, ritt er doch mit einer Wunde heimwärts, die Amor seinem Herzen geschlagen. Bei dem Turniere spendete nämlich das schöne Ritterfräulein Agnes von Weilnau den Ritterdank, und Kurt schaute ihr tief in die blauen Augensterne, deren Strahlen ihn erbeben und stille machten, und mit einer tiefen Neigung zu dieser blühenden Burgrose kehrte er zum Schreckenstein zurück. Von dieser Neigung hatte Agnes keine Ahnung, denn Kurt hatte den Helm nicht geöffnet, und so kam es, daß er von ihr nicht erkannt wurde. Bald jedoch sollte sie es erfahren, denn Kurt war ein Mann der That; was er wollte, das schob er nicht auf, er that es ungesäumt.

Kaum auf dem Schreckenstein angekommen, sandte er an Agnesens Vater, den Ritter Rudolf von Weilnau, einen Knappen mit einem Werbebrief, worin er um die Hand seiner Tochter Agnes bat.

Ritter Rudolf war, wie die meisten Burggesessenen seiner Zeit, ebenfalls ein Mann von rauher Art und väterlichen Zärtlichkeiten nicht zugänglich. Er las den Werbebrief und fertigte dann den Boten stehenden Fußes mit der Rückantwort ab: „Gruß und ritterlichen Handschlag! Es sei! Kurt von Schreckenstein, der mannhafte Ritter, werde mein Tochtermann!“

Als der Bote abgefertigt war, ließ er seine Gemahlin Bertha und seine Tochter Agnes zu sich rufen, und wähnend, es sei alles in Ordnung, kündigte er ihnen die von ihm genehmigte Werbung an.

Die Tochter erbleichte, und ihrer Mutter benahm der erste Schreck die Sprache, denn nichts Schlimmeres konnte ihnen nach ihrer Meinung zugemutet werden, als in eine solche Verbindung mit dem verschrieenen Kurt von Schreckenstein zu treten.

Agnes unterbrach die peinliche Stille, die nach dieser Ankündigung eingetreten war, zuerst; sie sank zu den Füßen des Vaters nieder und bat ihn unter Thränen, sie, sein Kind, nicht dem wilden Brausekopf zu opfern. Sie wolle ihm in allen Dingen eine gehorsame Tochter sein, doch in dieser Sache könne sie sich seinem Willen nicht fügen.

Ritter Rudolf, keinen Widerspruch gewohnt, brauste gewaltig auf. Für alle Vorstellungen der Mutter und Bitten der Tochter blieb er taub, und als Agnes nochmals bestimmt erklärte, sich in dieser Angelegenheit seinem Willen nie und nimmer fügen zu können, gab er Befehl, die Tochter in den Turm zu bringen, wo sie wohl bald Gehorsam lernen würde. Und es half kein Flehen der Mutter, kein Weinen und Händeringen der Tochter, der Befehl wurde sofort vollzogen und die Tochter wie eine gemeine Verbrecherin in das Turmgefängnis gebracht, wo Finsternis und feuchtkalte Luft sie umgaben.

Der Wechsel vom Glück ins Unglück war zu jäh gekommen, als daß Agnes ihn ohne schwere Erschütterungen hätte überwinden können; wie betäubt sank sie nieder auf die kalten Steinfliesen, und eine lange Ohnmacht umnachtete ihre Sinne. Als ihr das Bewußtsein zurückkehrte und sie inne ward, daß nicht ein böser Traum sie äffe, sondern alles Schreckliche Wirklichkeit sei, da suchte sie Trost im Gebet, und dann erhob sie sich gestärkt in dem erhebenden Glauben, daß Gott sie nicht verlassen, sondern auch mit ihr alles wohl machen werde.

Bereits dreizehn Tage schmachtete die schöne, zarte Jungfrau in dem dumpfen Kerker und erfüllte ihn mit Seufzen und Stöhnen. Kein Hoffnungsstern erhellte die Nacht, die sie umgab, kein freundliches Trostwort berührte ihr Ohr und richtete das zagende Herz ihr auf; mit jeder Stunde wuchs ihr Jammer, und mit den Thränen weinte sie fast die Seele aus.

Da, am Abend spät, vernahm sie eine wohlbekannte Stimme, und mit dem Rufe: „Mutter, liebe Mutter!“ eilte sie zum Gitterfenster. Es war wirklich die Mutter, Frau Bertha, welche sich heimlich zum Gitterfenster geschlichen hatte, aber was sie brachte, das klang nicht tröstlich, es steigerte noch die Seelenangst des geliebten Kindes. „O weh, du geliebtes Kind“, hob sie an. „Er kommt! Schon nach drei Tagen kommt Kurt von Schreckenstein, um dich als seine Gattin abzuholen! Der Wille deines Vaters ist eisenfest; sein Zürnen gleicht dem Grollen des Donners! Kannst du dich seinem Willen nicht beugen, so sind wir beide verloren; sein Grimm wird dich und mich vernichten! Kind, sage mir, was dein Wille ist!“

Eine lange, lange Pause folgte auf diese Schreckensbotschaft; auf beiden Seiten des Gitterfensters war nur Seufzen und Weinen. Endlich sprach die Tochter mit bebender Flüsterstimme: „Liebe Mutter, beweine deine Agnes! Bald wird ein stilles Grab sie und ihr Leid umschließen! Schrecklicher noch als Tod und Grab erscheint mir das Eheband mit Ritter Kurt, dem Brausekopf! O Mutter, verzeihe mir, wie Gott dem Vater verzeihen wolle, aber — ich kann nicht einwilligen!“

Wer vermöchte den Jammer dieser beiden Frauen zu schildern, welchen in ihrem unfaßbaren Leid, weil getrennt durch das kalte Eisengitter, kein Händedruck, keine Umarmung, kein Kuß möglich war! Nur zu wissen, daß sie einander nahe, — das war der einzige Trost, wenn auch die Finsternis sie hinderte, einander zu sehen. Mit einem „Gute Nacht, mein Kind!“ und „Gute Nacht, lebe wohl, herzliebe Mutter!“ trennten sie sich. Agnes sank wieder ohnmächtig auf die Steinfliesen nieder, während ihre Mutter, anfangs langsam und zögernd, dann aber rasch und rascher in die Burg zurückeilte, als beiflügle ein plötzlich aufgetauchter Rettungsgedanke ihre Schritte. Und wirklich, während die Tochter in die Banden einer Ohnmacht im Kerker niedersank, hatte das Mutterherz im heißen Schmerz einen Rat gefunden, der ihre Schritte beflügelte und die Segel des sinkenden Schiffleins wieder aufblähte, damit es nicht untersinke in diesem Wellensturme.

Träge schlichen die Stunden der Nacht und die Stunden des folgenden Tages dahin. In der Burg Weilnau sah man kein heiteres Angesicht, hörte man keinen frohen Laut; alle litten schwer unter dem jäh hereingebrochenen Familienverhängnis, denn so gefürchtet der Brausekopf war, so geliebt war Agnes von allen.

Dann ging die Sonne wieder zur Rüste und sank hinter dem Tannicht des Gebirges hinab, und die Nacht breitete ihren dunklen Schleier aus über Flur und Wald, über Burg und Kerker und über alle Herzen, die darin schlugen in Sorg' und Leid.

Noch wachte Agnes, obwohl ihre Augen vom Weinen so müde, da tönte eine leise Stimme zum Gitterfenster herein: „Fräulein Agnes, wache auf und erschrecke nicht, der Burgvogt ist's, der alte graue Treuhold, der dich als Kind auf seinen Armen getragen, dich in Garten und Flur an seiner Hand geführt hat; er will dich retten, wenn Gott seinen Beistand nicht versagt!"

Und der alte Burgvogt öffnete vorsichtig-leise den Turm und führte die bebende Agnes durch einen langen unterirdischen Gang, der außerhalb des Bezirkes der Burg in einer Schlucht endete. Hier traten sie an das Tageslicht, das eben im Osten zu dämmern begann. Von hier führte Treuhold das Fräulein anfangs durch wegelose Gesträuche und dann auf einem von Gestrüppe verdeckten Fußpfade weiter aufwärts ins waldige Taunusgebirge. An einer gewissen Stelle angekommen, beschrieb er ihr die noch folgenden Biegungen und Krümmungen des Pfades, auf dem sie nun allein weiter gehen sollte, genau, bis sie zu einem Tannenbestande komme, in dessen Mitte sie eine Hütte finde, und darin würden gastfreundliche Menschen sie aufnehmen.

Agnes nahm Abschied von dem Burgvogt, der so oft seine schützende Hand über sie und die Mutter gehalten, wenn der rauhe Vater im Zorne ihnen zu nahe treten wollte; sie trug ihm auf, über die Mutter zu wachen in den stürmischen Tagen, die nun kommen würden; auch sollte er mit ihrem innigsten Herzensgruße der Mutter die Bitte überbringen: sie möchte anhalten im Gebet, wie sie selbst es auch thun wolle, damit Gott die Gesinnung des Vaters mildere und er sie alle endlich aus dieser Trübsal erlöse.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

C. T. **Das erste Mädcheninstitut in Nassau.** Am 9. März 1878 veeschied zu Wiesbaden eine Dame, welche durch ihre segensreiche Wirksamkeit sich weit über die Grenzen Wiesbadens und Nassaus hinaus einen ehrenvollen Namen erworben hat. Fräulein Wilhelmine Magdeburg, die Gründerin und langjährige Vorsteherin eines Mädchen-Institutes, welches zur Zeit seiner Entstehung, im Jahre 1832, das erste im nassauischen Lande war, ist somit eine edle Vorkämpferin weiblicher Bildung für unsere engere Heimat gewesen. Als solche hatte sie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber ein klarer Verstand, energischer Charakter, verbunden mit warmer Liebe zu ihrem Berufe, ließen sie alles siegreich überwinden. Dabei erfreute sie sich der Unterstützung namhafter Schulmänner. Während sie in der Schule durch gründlichen Unterricht den Geist der Schülerinnen zu bilden strebte, war sie auch im Hause bemüht, den ihr anvertrauten Zöglingen eine treue Mutter zu sein. Sie genoß deshalb eine Liebe und Verehrung, welche weit über die Schuljahre, ja bis übers Grab hinausreichte. Als sie nach dreißigjähriger Thätigkeit durch ihren leidenden Gesundheitszustand bewogen ward, sich von der Anstalt zurückzuziehen, welche an eine von ihr ausgebildeten Nachfolgerin, Fräulein Karoline Fetz, überging, blieb sie durch ihren regen Geist und ihre stets bereite liebevolle Teilnahme doch immer noch der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Kreises von Familiengliedern und vormaligen Schülerinnen, allen, die ihr nahe standen, ein Segen, Gutes stiftend und Gutes fördernd, wo sie konnte. Ihr Andenken blieb stets ein gesegnetes und ihre Wirksamkeit allen denen, die sie gekannt, ein Vorbild zur Nacheiferung.

J. B.-E. **Viehpreise vor hundert Jahren.** Wie aus dem Eppsteiner Gemeindeprotokollbuch ersichtlich, sind vor hundert Jahren alle Viehkäufe vor dem Schultheißen protokollarisch aufgenommen worden. Die Protokolle sind meist gleichlautend in der Form und haben für uns nur insofern Interesse, als wir uns über die Viehpreise informieren können. So haben im Jahre 1801 allhier 15 Viehhändel stattgefunden: 1 Kuh für 17½ Rth. und 12 Kr. Trankgeld, 1 Ochse 7 Karolin und 1 Kronen-Thaler Trankgeld, 1 Kuh 38 fl., 1 Kuh 32 fl., 1 Kuh 18 Rth., 1 Kuh 28 fl., 1 Kuh 34 fl. und 30 Kr., 1 Kuh 10 Rth. und 12 Kr. Trankgeld, 1 tragbar Rind 24 fl., 1 tragbare Kuh 36 fl., 1 tragbar Rind 20 Rth. — Heute gilt ein mäßiger Ochse 500 Mk., eine trächtige Kuh 350—400 Mk. und ein trächtiges Rind 250—300 Mk.

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Am 17. Dezember: Die Wohlthäter. Lustspiel in fünf Aufzügen von Adolf L'Arronge. — Nach längerer Pause trat der Verfasser der seiner Zeit recht oft gegebenen und mit vielem Beifall aufgenommenen Theaterstücke „Mein Leopold", „Hasemanns Töchter", „Dr. Klaus" u. a. wieder einmal mit einem neuen Werke, einem Lustspiel auf den Plan. Wenn nun auch diese neueste Arbeit den vorgenannten Werken an Wert nicht gleichkommt, so hat man sie hier gleichwohl ebenfalls recht beifällig aufgenommen. Das Publikum amüsierte sich, lachte viel während der Aufführung, und somit ist der äußere Zweck des Lustspiels ja erreicht. — Der Hauptheld des Stücks ist der Diätar im Ministerium zu Berlin, Otto Friebel, und seine Wohlthäter sind sein Schwager Rechnungsrat Willner und der Rentner Breitbach. Willner suchte den unbemittelten Otto zu bestimmen, die Subaltern-Beamten-Laufbahn einzuschlagen und lieh ihm dazu die erforderlichen Geldmittel in Höhe von 3000 Mk. Otto war mit einigem Widerstreben dem Schwager gefolgt; er fühlte sich aber nicht behaglich in seiner Stellung, die ihm dadurch noch verleidet wurde, daß Willner ihm fortwährend die erwiesene Wohlthat vorhielt und für sie nicht nur Zinsen, sondern auch doppelten Dank beanspruchte. Nachdem Otto sich mit Helene, der hübschen Tochter Breitbachs, verlobt hatte, gab dieser ihm Geld, damit er den ihn quälenden Willner abfinden und für immer los werden könne. Kaum hatte Otto seine Helene heimgeführt, so mußte er zu seinem größten Leidwesen wahrnehmen, daß diese mit dem ihr zur Verfügung stehenden Gelde nicht haushalten konnte. Infolgedessen langte das bescheidene Einkommen ihres Gatten zur Bestreitung der Haushaltung bei weitem nicht. Ihr Vater unterstützte sie daher ohne Verwissen Ottos mit Geld. Als Otto dies endlich erfuhr, entzweite er sich mit seinem Schwiegervater, und wegen des verschwenderischen Haushaltes seiner Gattin stiegen auch bald starke Gewitterstürme am Ehehimmel auf. Otto wollte unter allen Umständen Wandel zum besseren schaffen. Ohne Helene davon zu unterrichten, benutzte er einen mehrwöchigen Urlaub dazu, sich eine Stellung zu suchen, die ihm ein so hohes Einkommen bringen sollte, daß Helene recht auskömmlich wirtschaften könnte. Eine solche fand er denn auch bei einem Großindustriellen in einer Stadt am Rhein. Darauf kehrte er nach Berlin zurück, um seinen Abschied beim Ministerium zu erwirken und demnächst mit Helenen nach dem neuen Wirkungskreise zu ziehen. In Berlin findet allgemeine Versöhnung der Familie statt. —

Die Vorzüge des Lustspiels bestehen in seinem geschickten theatralischen Aufbau, seiner reichen Situationskomik und seinen guten Rollen, während seine Schwächen hauptsächlich in den mehrfachen Unwahrscheinlichkeiten, die es bringt, wurzeln. So z. B. wird die heutige Anschauung es nicht leicht verstehn, warum Otto die finanzielle Unterstützung seines Schwiegervaters verschmähte. Breitbach gab ja das Geld seiner Tochter mit dem größten Vergnügen. Er hätte es sicher noch lieber direkt an Otto gegeben, und es anzunehmen wäre

für diesen weder schmerzhaft noch unehrenhaft gewesen. — Herr **Schwab** spielte den Otto Friedel recht flott in zutreffendster Weise. Eine köstliche Figur wußte Herr **Ballentin** aus dem standesstolzen Rechnungsrat Willner zu machen, und Herr **Andriano** gab den biderben Breitbach gleichfalls mit vielem Humor. Besser als bei Fräulein **Santen** hätte die Rolle der Frau Willner nicht aufgehoben sein können, und Fräulein **Arnstädt** fand sich mit der Helene mit vielem Geschick ab, sprach aber bei den sentimentalen Momenten nicht immer verständlich genug. Herr Dr. Kraus gab den verliebten Krämer etwas zu weichlich. Das Zusammenspiel war ein äußerst flottes. K.

M. E. **Kurhausbericht.** Ein Blick auf das diewinterliche Saisonprogramm der Wiesbadener Kurverwaltung beweist, wie viel hier selbst mit den größten Opfern aufgewandt wird, um sich mit den andern modernen Weltbädern auf gleicher Höhe zu halten. Schon der Oktober, der sonst noch gewöhnlich die Bezeichnung „flau" verdient, brachte uns ein ansprechendes Programm, eine Quartettsoiree des Kurorchesters, ein Gastspiel des berühmten Pianisten J. Wertheim aus Warschau, den interessanten Vortrag des Generalkonsuls Ernst v. Hesse-Wartegg über die „Kannibalen-Länder der deutschen Südsee", das erste Cyklus-Konzert unter Leitung unseres bewährten Musikdirektors Lüstner und des Bassisten Vittorio Arimandi als Solisten und das Konzert des Colonne-Orchesters aus Paris unter persönlicher Leitung des Dirigenten. Außerdem fand noch ein Ball statt. Die Cyklus-konzerte am 5., 15. und 22. November (das fünfte am 29. November fiel wegen plötzlicher Erkrankung des Hofopernsängers Krauß aus) brachten wieder eine Anzahl hervorragender Gäste, Frau Erika Wedekind, die Dresdener Nachtigall, den Violinisten Jacques Thibaud aus Paris, Professor Arthur Nikisch und den Pianisten Raoul Pugno aus Paris. Durch die Vorträge der Herren von Vincenti und Professor Dr. W. Detmar, ersterer sprach über das Leben „Am Hofe der Sultane", letzterer über seine „Reise durch Algerien, Tunesien und die Wüste Sahara", wurden die wissenschaftlichen Kenntnisse des hiesigen Badepublikums erweitert. Im Dezember beanspruchte das Konzert Paderewskis das meiste Interesse. Er wird nicht allein den schwärmerischen Backfischen, sondern auch unserer Kurdirektion als „teurer" Mann in der Erinnerung bleiben. In den Cykluskonzerten am 7. und 13. traten als Solisten auf: Hofopernsänger Theodor Bertram, Karl Prill, Violinist, Hofkapellmeister Weingartner und Hofopernsängerin Fräulein Emmy Destinn. Besonderen Beifall erwarb der ausgezeichnete Vortrag des Professors Dr. W. Oncken über „Kampf und Sieg der deutschen Arbeit auf dem Weltmarkt (1897–1900)". Und zum Schluß des schönen Jahres: Weihnachtsball in sämtlichen Sälen, Weihnachtsfreude in sämtlichen Herzen. O du fröhliche, selige Zeit!

Und nun Thüre zu! Vor Neujahr wird nicht wieder aufgemacht. Nichts macht neugieriger als vor geschlossenen Thüren stehen. Und die Jahreswende, das ist so eine geschlossene Thüre. Wenn sie aufspringt, was wird dahinter sein? Viel Freude für die Gäste aus Nah und Fern und nicht zuletzt für die lieben Wiesbadener und viel Erfolge für die rührige Kurdirektion! Also kurz und gut: allen, allen — ein fröhliches Prosit Neujahr!

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** Der Dezember ist für unser hiesiges Kunstleben bedeutungsvoll geworden. Bangers Kunstsalon, der Kunstverein und der „Verein für bildende Kunst" wetteiferten in großen Leistungen. Banger führte zwei **Böcklin** ins Treffen; den „Großen Krieg", den wir schon in letzter Nummer besprochen haben und den „Rasenden Roland". Letzterer ist leider sehr unfertig. Wie weit die Kraft des greisen Meisters gereicht hätte, dem Werk die letzte Vollendung zu geben, muß dahin gestellt bleiben. Neben kecken Verzeichnungen zeigt sich der alte, faunische Humor; in den einzelnen Gruppen weht wohl Böcklinscher Geist. Der heranstürmende Roland, das durcheinander purzelnde Krämervolk, das ist so recht ein Werk künstlerischer Augenblickslaune. Der Meister hat den tragischen Pinsel eingesteckt und karikiert mit lustigen Strichen das Völklein, das ihm mancherlei zu schaffen gemacht, da er selber mit der Rolandskraft des Genies in die Kunst hereingestürmt. **Völker** hat diesmal eine größere Anzahl in Oel und Aquarelle ausgestellt. Die gefährliche Nähe Böcklins thut seiner stillen Kunst keinen Eintrag. Der goldhell aufrieselnde Bach in der „Dämmerung", der still dahinziehende Ritter im „Zwielicht" oder „Das stille Haus" oder das fröhlich einsam blühende „Weidenröschen" — das berührt wie verlorne Harfenklänge aus der großen Symphonie der Natur. Nicht unebenbürtig behaupten sich daneben **Henschels** „Schlucht" und „Mittag im Wald" mit ihren satten, weichen Farben und massigen Formen. „Gewitterbrausen" ist eine wirksame Extravaganz. **Schlippenbachs** „Bauernhof" und „Reiffrost" zeigen ein schönes Können, **Sutters** Landschaften haben etwas Vedutenhaftes. Sie sind mit achtenswerter Technik, aber nicht aus der Stimmung heraus gemalt.

Am 15. Dezember wurde die Ausstellung der **Kunst im Leben des Kindes** feierlich eröffnet. Ein zahlreiches geladnes Publikum hatte sich dazu eingefunden, darunter mehrere hiesige Schulvorstände. Nachdem Herr Banger in einer kurzen, würdigen Ansprache die Gäste begrüßt, betrat Herr Kunsthistoriker Ollendorf das Podium und erläuterte in wenigen treffenden Worten die Ziele, Zwecke und bisherigen Erfolge der modernen ästhetisch-pädagogischen Reformbewegung in Schule und Haus. Herr Dr. v. Grolmann forderte darauf in launiger Weise das Publikum zu einer „klingenden" Beifallsbezeigung auf, die allgemeine Zustimmung fand. In Hüten und Vasen wurde gesammelt — ein kleiner Fonds zur Anschaffung lithographischen Wandschmuckes für das hiesige Gymnasium. Die ausgestellten Lithographieen, Bücher, Postkarten &c. sind wirklich wundervoll und so recht für Herz und Augen der Kinder geschaffen. Walter Crane, Kreidolf, Volkmann, Ubbelohde, Diefenbach — alle die geheiligten Namen reiner, naiver Kunst sind glanzvoll vertreten.

Der „**Wiesbadener Verein für bildende Kunst**" hat in der ersten Hälfte des vergangenen Monats eine äußerst interessante **Dürerausstellung** (bei Banger) eröffnet, gegenwärtig hat er im Nassauischen Kunstverein zwei Gemälde von L. v. **Hofmann** ausgestellt. Das eine, „Dämmerung", ist uns schon von Bangers Kunstsalon her bekannt. Der „Frühling" ist eine jener Farbenallegorien, wie sie Hofmann liebt. Mit zartestem Rosa und Blau sagt er uns, daß es Frühling geworden und die Welt in Veilchen steht.

---

* **Geschichte und Sprache der Hugenottenkolonie Friedrichsdorf im Taunus** von Dr. C. **Marmier**. 136 S. Marburg, N. G. Elwert. — Die Friedrichsdorfer Franzosen sind und bleiben ein dankbares Feld für den Historiker und Sprachforscher. Ueber die Geschichte der Einwanderer und ihrer Gründung sind wir ziemlich genau unterrichtet. Die Leser der „Nassovia" werden sie aus dem eben erscheinenden Aufsatze „Landgraf Friedrich" und aus einer späteren speziellen Arbeit genauer kennen lernen. Dagegen ist uns eine so gründliche und sachkundige, klare und übersichtliche Abhandlung über Wesen und Entwickelung des Friedrichsdorfer Französischen noch nicht begegnet. Ueber die Geschichte des Ortes ist der Verfasser, ein geborener Friedrichsdorfer, ziemlich rasch hinweggegangen; dagegen widmet er der Laut-, Formen- und Satzlehre der eigentümlichen Sprache den größten Teil seiner Schrift. Eigentümlich ist das Friedrichsdorfer Französisch deshalb zu nennen, weil es auf der Entwickelungsstufe stehen geblieben ist, auf der bei der Auswanderung der Hugenotten das Französische überhaupt stand, so daß es sich also nicht zum Hochfranzösischen entwickelt hat. Ferner, weil es von Haus aus viele mundartliche Ausdrücke und Formen (picardische, champagnische) mitgebracht und behalten hat. Schließlich, weil sich manche deutsche Bestandteile eingemischt haben, die teils französiert worden sind, teils französische Wörter haben germanisieren helfen. Interessant ist auch die Beobachtung der Einwirkung des Dialekts der deutschen Umgebung. Ein Verzeichnis aller erhaltenen, im Hochfranzösischen veralteten sowie jener Wörter, die eine andere Bedeutung bekommen haben, ist beigefügt. Das Werkchen sei besonders den Freunden der Sprachenkunde angelegentlich empfohlen.

* **De Schorsch of Besuch en Näiwid.** Originelle Schilderungen aus dem Neuwieder Leben von H. K. 86 S. Neuwied, Selbstverlag des Verfassers (Kommission bei L. Heuser.) — Der Neuwieder Dialekt bildet wie der des angrenzenden Gebietes (wiedischer Westerwald) überhaupt den Uebergang vom nassauisch-hessischen zum niederrheinisch-fränkischen. Er vereinigt die Anklänge an diesen und jenen in sich. Manche behaupten, er sei nicht schön; der Schreiber dieses, ein geborener „Näiwidder", meint, sein heimischer Dialekt sei ebenso schön oder häßlich wie jeder andere. Der Verfasser des hübsch ausgestatteten Büchleins hat es verstanden, den Leser dadurch in die Sprache und zugleich die Entwickelung des stillen Rheinstädtchens einzuführen, daß er einem vor längerer Zeit

ausgewanderten Neuwieder zum Besuche seiner Vaterstadt zurückkehren und mit seinen Freunden Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt anstellen läßt. Die Haupteigentümlichkeiten des „Näiwitisch" sind treffend hervorgehoben, auch ist das Gesuchte bei der Einkleidung möglichst vermieden worden. Somit ist das Schriftchen nicht nur für die Neuwieder und alle, die deren Mundart sprechen, sondern auch für die Dialektforschung überhaupt eine dankenswerte Veröffentlichung.

Die **Reichstags-Stichwahl** im 2. nassauischen Wahlkreise (Wiesbaden und benachbarte Aemter) am 11. Dezember ergab für Dr. H. Crüger (Freisinnige Volkspartei) 14 902, für Dr. M. Quarck (Sozialdemokrat) 11 346 Stimmen. Dr. Crüger ist somit gewählt.

Am 7. Dezember fand die **Landtagsersatzwahl** in demselben Bezirke statt. Von den Wahlmännern erschienen am 14. Dezember 338, und von diesen gaben 231 ihre Stimme für den Reichstagsabgeordneten Dr. H. Müller-Sagan (Freisinnige Volkspartei), 107 die ihre für Oberstleutnant a. D. L. Wilhelmi aus Wiesbaden (Kartellkandidat der Konservativen und Nationalliberalen) ab. Dr. Müller ist somit gewählt. Die Sozialdemokraten hatten sich der Wahl enthalten.

Damit das Maß voll und gerüttelt werde, fand gleichzeitig die Wiesbadener Stadtverordneten-Stichwahl statt. Die Sozialdemokraten hatten sich mit der Radikalen Fortschrittspartei verbündet, um ihre gemeinsam nominierten Kandidaten in der dritten Abteilung durchzubringen. Es gelang ihnen dies jedoch nur in einem von den sechs Fällen, in welchem kein Gegenkandidat aufgestellt war.

Am 17. Dezember starb zu Wiesbaden der Rentner (früher Schreinermeister) Christian Gaab (geboren daselbst am 26. Oktober 1828). Sein Name ist für immer mit der Geschichte Wiesbadens wie auch des Nassauer Landes überhaupt verbunden; denn Gaab war Hauptbegründer des Turnvereins, der Freiwilligen Feuerwehr und des Vorschußvereins sowie langjähriger Vorsitzender des Lokalgewerbevereins zu Wiesbaden, Einrichtungen, die für das ganze frühere Herzogtum vorbildlich wurden. In Anerkennung dieser Verdienste empfing er an seinem 70. Geburtstage von seiner dankbaren Vaterstadt das Ehrenbürgerrecht.

In der Nacht vom 13. zum 14. Dezember wurden an der unteren Lahn (um Ems) zwei kurz aufeinanderfolgende, sekundenlange Erdstöße verspürt.

Die neue evangelische Kirche zu Sinn ist am 4. Dezember eingeweiht worden. Zu Niederwalluf ist der Bau einer solchen beschlossen worden. Die Stadt Idstein baut ein neues Krankenhaus an der Escher Straße.

Nassauische Personalien.

(IV. Quartal 1901.)

Ernennungen u. a.: Oberlehrer a. d. Baugewerkschule Göbel, Idstein, n. Posen. Lehrer Dieterich, Oberwallmenach, z. Präparandenlehrer i. Herborn. Forstmeister Zais, Eltville, z. Oberförster a. d. Chausseehaus. Wegemeister Jung, Höchst, z. techn. Assistenten b. d. Landesbauinspektion Oberlahnstein. Zweiter Pfarrer Conradi, Driedorf, z. 1. Pfarrer. Pfarrvikar Paulus, Gonzenheim, z. Pfarrer. Pfarrvikar Wüst, Niederweidbach, z. Pfarrer. Pfarrvikar Maurer z. Pfarrer i. Hestrich. Rechtsanwalt Rintelen, Limburg, z. Notar. Lehrer Ax, Villmar, z. Hauptlehrer. Schulkandidat J. Dernbach, z. Lehrer i. Villmar. Bürgermeister Scheuern, Diez, z. Amtsanwalt. Pfarrvikar Hofmann, Klingelbach, z. Pfarrer i. Liedenscheid. Architekt K. Baer z. Stadtbaumeister i. Eltville. Oberstleutnant Strauß z. Oberst u. Kommandeur des Inf.-Regts. 87. Divisionspfarrer Runge, Wiesbaden (s. 1892), z. Militäroberpfarrer i. Posen. Divisionspfarrer Franke, Berlin, n. Wiesbaden. Postkassierer Kraus, Frankfurt, z. Postdirektor i. Höchst. Reg.- u. Forstrat Schneidewind, Hildesheim, n. Wiesbaden-Königstein. Reg.- u. Forstrat Wery, Wiesbaden, z. Oberforstmeister u. Oberreg.-Rat i. Arnsberg. Stat.-Assistenten A. Kirchner, Lorch; G. Gimbel, Rüdesheim; G. Bender, Geisenheim, z. Stat.-Vorstehern. Pfarrkandidat Rektor H. Frohneberg, Nordhofen, z. 2. Pfarrer i. Driedorf. Pfarrvikar O. Bergfeld, Runkel, z. Pfarrer. Reg.-Rat Pfeffer von Salomons, Wiesbaden, z. Oberreg.-Rat. Dozent der Landw.-Hochschule Berlin Dr. Albert (geb. Biebricher) z. Prof. d. Forstakademie Eberswalde. Referendar Hagemann, Wiesbaden, z. Ger.-Assessor. Ger.-Assessor Dormann z. Rechtsanwalt b. Amtsgericht Wetzlar. Lehrer P. Schaab, Dillenburg, z. Hauptlehrer. Schulkandidat Brandenburger, Herborn, z. Präparandenlehrer daselbst. Oberlehrer Dr. Klapproth, Köln, z. Gymn.-Oberlehrer in Limburg. Gymn.-Lehrer Dr. Frank z. Hilfslehrer a. Gymnasium z. Limburg. Reg.- u. Baurat Böttger, Danzig, n. Wiesbaden. Kammerrat Bingel, Braunfels, z. Oberkammerrat. Großh. Luxemb. Kanzleidiener a. D. Hansen z. Kastellan d. Griech. Kapelle Wiesbaden. Lehrer Grünschlag, Rödelheim, z. Präparandenlehrer i. Eschwege. Pfarrer Thiel, Herborn, z. Hilfslehrer a. d. Theol. Seminar daselbst. Kaplan Müller z. Pfarrer i. Homburg. Hilfsprediger F. Kübler, Biebrich, z. 3. Pfarrer. Pfarrvikar L. Reusch, Hartenrod, z. Pfarrer. Oberpostassistenten Sauerwein, Haiger, Seidel, Nastätten, z. Postverwaltern. Hilfslehrer Jahnke a. d. Baugewerkschule Idstein z. ordentl. Lehrer. Ger.-Assessor Halbey, Wetzlar, a. Hilfsrichter n. Katzenelnbogen. Major Hardt im Kriegsministerium z. Bat.-Kommandeur im Inf.-Regt. 87. Hilfslehrer Dr. Stender a. d. Kadettenschule Oranienstein z. Oberlehrer. Pfarrvikar F. Endres, Weilburg, z. Pfarrverwalter i. Ebenheim. Amtsger.-Rat Grimm, Wiesbaden, z. Landger.-Rat. Oberarzt d. R. Dr. Weintraud, Wiesbaden, z. Stabsarzt. Schulkandidat Müller, Oranienstein, z. Lehrer i. Lipporn. Pfarrvikar Schupp, Sonnenberg, z. Pfarrer i. Anspach. Archiv-Assistent Dr. E. Schaus, a. Staatsarchiv Wiesbaden, z. Archivar. Schulkandidat F. Maurer, Niederseelbach, z. 2. Lehrer in Bergebersbach. Komm. Seminardirektor Haedrich, Usingen, z. Kreisschulinspektor i. Eulenschin. Reg.-Rat G. Schickert, Wiesbaden, z. Oberreg.-Rat i. Gumbinnen. Lehrgehilfe K. Dorn, Bleffenbach, z. Lehrer. Reg.-Baumeister u. Beigeordneter W. Franz, Saarbrücken (geb. Nassauer), z. Professor a. d. Kgl. Technischen Hochschule z. Berlin. Schulkandidat K. Hecker, Halgehausen, z. Lehrer i. Günterod. Pfarrverwalter Wilhelmi, Hachenburg, z. Pfarrer i. Dornholzhausen b. Nassau. Reg.-Rat Walther, Aachen, n. Wiesbaden. Magistr.-Assessor Dr. Woell, Frankfurt (geb. Weilburger), z. Stadtrat. Ger.-Assessor Kremers, Wiesbaden, z. Hilfsrichter a. d. Landgericht daselbst. Landger.-Rat Frhr. v. Harff, Wiesbaden, z. Hilfsrichter a. d. Oberlandesgericht Frankfurt. Lehrer Störkel, Kamberg, z. Hilfslehrer am Taubstummen-Institut. Schulkandidaten Beckert, Bermbach, als Lehrer n. Hachenroth; Frese, n. Heisterberg; Krapper, Gräveneck, n. Berod; Ebertshäuser, n. Steinbach; George, n. Zorn; Winter, n. Steindrücken; Klees, Niedershausen, n. Niedermörsbach. Lehrer Strödter a. d. Kadetten-Anstalt Oranienstein, z. Lehrer i. Flacht. Schulkandidaten Bornmann, Gemünden, z. Lehrer n. Roddighausen; Knieling, Jesberg, z. Lehrer i. Neuludwigsdorf. Ger.-Assessor Dr. Zitelmann, Wiesbaden, z. Hilfsrichter a. Landgericht daselbst. Lehrer Reitz, Biedenkopf, stud. phil. i. Zürich, z. Dr. phil. Tierarzt Räbiger, Montabaur, z. Kreistierarzt daselbst. Assistenzarzt d. mediz. Klinik a. d. Universität Göttingen, Dr. A. Bickel (geb. Wiesbadener), habilitiert sich daselbst. Ger.-Assessor Dr. O. Hartwig als Hilfsrichter a. d. Amtsgericht Idstein. Prov.-Schulrat Dr. K. Pachler, Kassel, z. Geh. Reg.-Rat. Reg.-Assessoren Dr. Franke und v. Keudell, Wiesbaden, z. Reg.-Räten. Reg.-Assessor Dr. Baumbach, Frankfurt, als Hilfsrichter n. Langenschwalbach. Lehrer Maurer, Dillenburg, a. Gymnasium daselbst. Kat.-Kontrolleure Keul, Sankt Goarshausen, und Baldus, Rennerod, z. Steuer-Inspektoren. Steuer-Inspektor Langs, Runkel, z. Kat.-Sekretär a. d. Reg. z. Wiesbaden. Kat.-Kontrolleur Kreis, Völklingen, n. Runkel. Kaplan Brühl, Wiesbaden, z. Expositus i. Dotzheim. Kaplan Grandpré, Wiesbaden, z. Pfarrer i. Niedernhausen. Forst-Kassen-Rendant Pohl, Königstein, definitiv. Kaplan Urban, Dillhausen, a. Lehrer d. Lateinschule n. Camberg. Kaplan Hüfner, Rüdesheim, a. bischöfl. Sekretär n. Limburg. Ger.-Assessor Krücke, Limburg, n. Kamerun. Kr.-Schulinspektor Sternkopf, Kolmar i. Pr., z. Sem.-Direktor i. Usingen. Kreisbauinspektor Dimel, als komm. Rat. d. Kgl. Pol.-Präsidium Berlin. Baurat Caute, Gumbinnen, z. Kreisbauinsp. f. Wiesbaden II. Dr. E. Hoffmann, Wiesbaden, z. Sanitätsrat. Hüttenbesitzer R. Haas, Sinn, z. Kommerzienrat. Postmeister Ernst, Wissen, nach Hachenburg.

Jubiläen u. a. September: 30. Chemiker J. Roll, Braubach, 25 Jahre im Dienste der Blei- und Silberhütte daselbst. — Oktober: 1. Kellner W. Bach und K. Klärner, Schlangenbad, 25 Jahre am dortigen Kurhause. — 10. Lau-

desbank-Oberbuchhalter Emrich, Wiesbaden, 30 Jahre im Dienste. — 20. Zigarrenmacher Fritz Volkert, Dillenburg, 50 Jahre in der Fabrik von J. D. Haas. — 26. Bürgermeister Fiebig, Geisenheim, 25jähriges Amtsjubiläum. — November: 1. Professor Rabenhauer, 25 Jahre an der Baugewerkschule Idstein. — Staatsarchiv-Kanzleisekretär Th. Schüler, 25jähriges Amtsjubiläum. — 22. Landwirt G. Becht, Delkenheim, 99 Jahre alt. — 25. Bergdirektor Brand, Limburg, 70 Jahre alt. — Dezember: 21. Geh. Reg. und Schulrat Hardt (geb. Nassauer), Erfurt, 50jähriges Dienstjubiläum.

Pensionierungen. Lehrer Diehl, Bleidenstadt (geb. 1829), s. 1851 im Dienste. Pfarrer Geldes, Staffel. Pfarrer A. Bender, Schadeck. Hauptlehrer Hannappel, Villmar. Parrer Horn, Elsoff (seit 1871 daselbst). Geh. Reg.-Rat von Foller, Wiesbaden. Lehrerin Litzinger, Ried, ausgetreten. Lademeister Thomas, Rüdesheim. Kanzleirat Hummerich, Hadamar. Postsekretär Rippold, Wiesbaden. Oberpostassistent Raatz, Wiesbaden. Obertelegraphen-Assistenten Hoffmann, Rüdesheim und Steinhäuser, Wiesbaden. Kammermusiker Zeitz vom Kgl. Theater, Wiesbaden. Steueraufseher Berkefeld, Biebrich. Hauptlehrer Zipp, Soden. Rektor Chun, Frankfurt. Kanzleidiener des Konsistoriums Tietze, Wiesbaden. Pfarrer G. Helff, Allendorf (45 Dienstjahre, davon 28 in Allendorf). Lehrer L. H. Stahl, Hofen (48 Dienstjahre, davon 32 in Hofen). Oberlehrer Beith, Bad Ems. Lehrer K. Borel, Biebrich (seit 1874 daselbst, 32 Dienstjahre).

Todesfälle. September: 30. Major und Chef des 1. Bat. des Inf.-Regts. 87 F. Grünert, Mainz. — 30. Forstmeister R. Hensel, Frankfurt a. M. (geb. 1825 zu Oberstedten). — 30. Ger.-Diener Becker, Limburg. — Oktober: 1. Gerichts-Sekretär Butgereit, Eltville. — 4. Wirkl. Geh. Rat. Präsident der Großherzogl. Luxemb. Finanzkammer Freiherr H. von Habeln (geb. 11. 2. 1837). — 6. Freiherr W. von Knoop, Wiesbaden (geb. 1850). — 6. Kapt.-Leutnant E. Jacobi (geb. Homburger), Kap Vincent. — 7. Frau Wwe. Luise Engel, Wiesbaden („Mutter Engel"), (geb. 1826). — 7. Dekan P. Knopp, Marxheim (geb. 1836). 15. Landwirt P. Schaub, Oberhöchstadt, 95 Jahre alt. — 26. Lehrer E. Eckhardt, Wiesbaden (geb. 1866). — 28. Landmesser H. Birk, Merseburg (geb. Wiesbadener 1872). — 28. Rechnungsrevisor L. Diener, Wiesbaden (geb. 1819). — 28. Direktor a. D. Vatton, Wiesbaden (geb. 1834). — November: 3. Lehrer a. D. J. Behr, Würges. — 4. Stationsvorsteher Sand, Soden. — 6. Privatiere Frl. A. Seelbach, Waldmannshausen, z. Wiesbaden, 92 Jahre alt. — 12. Reichstagsabgeordneter Dr. A. Lehr, Berlin (geb. 1839 in Wiesbaden). — 13. Reg.-Sekr. Rechnungsrat R. Neuhoff, Wiesbaden (geb. 1834 in Dillenburg). — 20. Archidiakon J. W. Baumann, Königsberg i. Pr. (1881—86 Sem.-Direktor in Dillenburg). — 22. Deutscher Botschafter a. D. Graf Paul von Hatzfeld-Wildenburg (geb. 8. 10. 1831). — 24. Landrentmeister a. D. J. Pfeiffer, Wiesbaden (geb. 1831). — 27. Mediz.-Rat Dr. R. Traegel, Wiesbaden (geb. 1820). — Dezember: 4. Groß Luxemb. Kastellan a. D. A. Hatzmann, Wiesbaden (geb. 1812). — 4. Amtsger.-Rat a. D. H. Fuchs, Limburg (geb. 1825). — 7. Postdirektor Zeisberg, Höchst. — 8. Oberlehrer Prof. Caspari, Oberlahnstein (geb. 1846). — 9. Maler A. de Laspée, Wiesbaden (geb. 1816). — 17. Rentner Ch. Gaab, Wiesbaden (geb. 1828), Ehrenbürger d. Stadt.

Nassauischer Geschichtskalender.

3. Januar.

1566. Graf Philipp von Nassau-Wiesbaden, der, um ihn von seinem gleichnamigen Vater zu unterscheiden, der Jungherr hieß, stirbt unvermählt auf der Burg Sonnenberg. Er war 50 Jahre alt und hatte 8 Jahre regiert. Unter seines Vaters und seiner Regierung verbreitete sich die Lehre Luthers von 1540 an in den beiden Herrschaften Wiesbaden und Idstein überall. Er war thätig, gütig und gerecht. Seine Leiche wurde in der früheren Mauritiuskirche zu Wiesbaden bestattet.

1745. Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken, Sohn des Fürsten Wilhelm Heinrich II., wird geboren. Er kam im Jahre 1768 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung, verlor 1793 sein Land an die Franzosen, starb am 2. März 1794 zu Aschaffenburg im Exil und liegt in der Stadtkirche zu Usingen begraben.

8. Januar.

1461. Papst Pius II. ernennt anstelle des abgesetzten Diether von Isenburg Adolf, den Sohn des Grafen Adolf II. von Nassau-Wiesbaden zum Erzbischof von Mainz. Es kostete aber einen beinahe dreijährigen, schweren, für Land und Leute verderblichen Kampf mit seinem Gegner, bis er zum völligen Besitze dieser Würde gelangte.

1816. Fürst Friedrich Wilhelm von Nassau verunglückt im Schlosse zu Weilburg. Als er sich spät abends aus den Gemächern der Fürstin nach den seinen begeben wollte, stürzte er beim Ueberschreiten des geländerlosen Korridors ins Treppenhaus ab und brach das Rückgrat. Ohne zur Besinnung gekommen zu sein, starb er am Tage darauf. Er war am 25. Oktober 1768 geboren, kam 1788 als Fürst von Nassau-Weilburg zur Regierung und wurde 1806 souveräner Fürst zu Nassau. Es folgte ihm sein Sohn, Fürst — bald darauf auch Herzog — Wilhelm.

13. Januar.

1276. Diether III., Graf von Katzenelnbogen, der Oheim des Königs Adolf, stirbt. Er hatte von 1245 an regiert und die Burg Rheinfels bei Sankt Goar gebaut. Walther von der Vogelweide nennt ihn den „Bogenaere", dem er „hold" war.

1738. Fürst Karl August zu Nassau-Weilburg rezipiert die Reformierten zu Kirchheim.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

Dr. C. P. in M. Ueber diesen Gegenstand wird im nächsten Halbjahre ein Aufsatz erscheinen.

Dr. J. H. in W. Sie finden das Nähere darüber in den Annalen des Altertumsvereins Bd. XIII

C. B. in R. Alles wird mit bestem Danke angenommen.

J. K. in O. Wird besprochen.

NB. Wir bitten die geehrten Abonnenten, bei allen Angelegenheiten, welche die Expedition angehen (Nachbestellungen, Reklamationen von Blättern u. s. w.) sich direkt an den Verlag P. Plaum, Moritzstraße 27, zu wenden. Dem Herausgeber wird dadurch Arbeit erspart, und Verzögerungen u. s. w. werden vermieden.

Redaktionsschluß: 20. Dezember.

Inhalt:



№ 2. Wiesbaden, den 16. Januar 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Walkürenritt.

Geworfen schon wankte die feindliche Macht,
Da traf König Sigurd der Ger in der Schlacht.

Mit zwanzig Wunden die Brust bedeckt,
So liegt er entseelt auf den Schild gestreckt,

Ringsum der Feinde verblichene Zahl; —
Wohl hundert fällte sein flirrender Stahl.

Zerfetzt ist ihr Banner, zerhauen der Stumpf;
Es deckt, ein Grabtuch, des Helden Rumpf. — — —

Schon nachtet's, — da weht es wie Windhauch herbei;
Es hallt aus der Ferne wie Siegesgeschrei.

Da heben die Toten sich leis und stumm
Und stieren mit glühenden Augen ringsum.

Und aufwärts schaut Sigurd; der Krampf ihn verläßt;
Fest hält er die Hand auf die Brünne gepreßt.

Denn sieh, eine Jungfrau in wallendem Haar
Auf wieherndem Weißroß wird er gewahr.

Goldschimmernden Helmes, im Panzer blau;
Sie kannte Herrn Sigurd wohl gut und genau.

„Spring auf," so ruft sie, „aufs Roß geschwind!
Zu Odhins Tafel geladen wir sind.

Zu Hilde, der Schildmaid, schwing dich aufs Roß,
Sollst feiern den Sieg in Asenheims Schloß."

Des Hengstes Nüstern, wie sprühen sie wild!
Auf trägt er die beiden durchs Nebelgefild.

Und ringsum eilen wie Sturmesgedröhn
Gefährten des Sieges zu lichten Höh'n.

Jetzt harren sie droben am ragenden Thor;
Es pocht die Walküre: „Hervor, hervor!

Den reisigsten Recken, ich bring' ihn herbei;
Nun sorgt, daß der Ehrenplatz offen sei!"

Auf donnert das Thor. „Vom Roß und herein!"
So tönt es aus Asgards blendendem Schein.

Herr Odhin auf vom Throne steht,
Von Hugin und Munin die Schultern umweht.

In weiter Halle, — wer ist, der sie zähl'! —
Da lärmen die Krieger beim Met und beim Ael.

„Heran!" ruft der Graue, „du Zierde des Saals,
Sollst rasten und kosten des himmlischen Mahls." —

Sein Stuhl zur Rechten des Gottes steht;
Der schenkt ihm selber den schäumenden Met.

Die Recken all trinken ihm wacker zu;
In Hildes Armen pflegt er der Ruh'.

So eilen die Stunden, so schwindet die Zeit
In die nimmer erschöpfte Ewigkeit.

C. Spielmann.

Nassaus Burgen,

ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

2) Von R. Bonte. (1. Fortsetzung.)

Bei den nassauischen Burgen finden wir das Bauterrain mit Vorliebe so gewählt, daß es — auf steil abfallendem Bergvorsprung liegend — nur an einer Stelle mit dem höher ansteigenden Gelände zusammenhing und von hier aus einen einigermaßen bequemen Zufahrtsweg besaß. Da jedoch gerade auf dieser Seite auch der Angriff leicht bewerkstelligt werden konnte, so waren hier die umfassendsten Verteidigungsmaßregeln erforderlich. Die wichtigste bestand darin, daß das Burgterrain hier durch einen breiten und tiefen Graben abgeschnitten wurde, den sogenannten „Halsgraben". „Hals" bedeutete im Mittelalter u. a. eine Terrainformation, für welche wir heute die Bezeichnungen: Berg-Rücken, -Ausläufer, -Vorsprung, -Nase, -Zunge ꝛc. gebrauchen.

Die Form des Bergrückens, welcher den Bauplatz der Burg bildete, war nur in bedingter Weise und bei sehr beschränkten Verhältnissen für die Tracierung der Verteidigungsanlage maßgebend, und es kann die nach unseren heutigen Begriffen oft sehr unregelmäßige, ja fast an Unbeholfenheit streifende Ausbildung der Grundrißform einiger Burgen nicht ohne weiteres auf obige Ursache zurückgeführt werden. War der Bauplatz einigermaßen geräumig, so finden wir sogar häufig das Streben nach einer gewissen Regelmäßigkeit der Anordnung, welches aber allerdings sofort aufgegeben wurde, wenn Zweckmäßigkeitsgründe dafür sprachen. Interessante Belege hierfür bieten viele unserer Burgen, wie z. B. Burgschwalbach, Gutenfels, Reichenberg u. a. Bei letzterer Burg zeigt auch der vollkommen symmetrische Aufbau der großen Schildmauer mit den beiden ganz gleichartigen Haupttürmen ein für damalige Zeit ganz ungewöhnliches Beispiel von Regelmäßigkeit.

Neben dem vorerwähnten Typus des Burgterrains finden wir aber auch noch einen weiteren in denjenigen Burgen vertreten, welche auf ringsum isolierten, aus dem Bergplateau aufsteigenden Kuppen oder Kegeln angelegt sind, wie z. B. Eigenberg, Königstein, Merenberg, Montabaur, Nassau, Tringenstein, und Weltersburg. Diese Burgen waren regelmäßig mit einem der Form der Bergkuppe entsprechenden Graben, dem sogenannten „Ringgraben", welcher meistens eine länglich unregelmäßige Kreisform zeigt, umgeben.

Innerhalb dieser beiden Hauptgruppen finden sich nun die verschiedenartigsten Grundrißform n vertreten, von dem einfachen Viereck bis zu den unregelmäßigsten Figuren, welch letztere oft willkürlich erscheinen und erst bei eingehenderem Studium Ziel und Absicht des Erbauers erkennen lassen. —

So verschiedenartig wie die Burgen selbst sind auch ihre Höhenlagen, sowohl in Bezug auf die Meereshöhe, als auch auf die des umliegenden Geländes. Wenn auch vorwiegend Bergrücken und steilansteigende Felsen, welche durch ihre beherrschende Lage die Verteidigung begünstigten, als Bauterrain gewählt wurden, so finden sich doch in unserem bergreichen Gebiet auch Burgsitze, welche im Niveau des umgebenden Geländes, bezw. in der Ebene lagen, wie z. B. die Burg Langenau und die meisten derjenigen Burgen und festen Häuser, welche wie z. B. Eikerhausen, Oberneisen, Herschbach ꝛc. innerhalb der Ortschaften lagen.

Die Lage über dem Meeresspiegel ist bei den eigentlichen Höhenburgen Nassaus eine sehr verschiedene.

An erster Stelle steht hier die Burg Reifenberg, welche, auf dem breiten Rücken unseres Feldbergriesen gelegen, sich zu der stattlichen Höhe von fast 600 m ü. M. erhebt. Das Burgterrain ist von dem nach dem Orte zu ansteigenden Angriffsgelände durch einen Graben abgeschnitten, an den übrigen Seiten durch tiefe Thalschluchten geschützt und nur jenseits derselben durch steiles, dem Angreifer kein Logement bietendes Höhenland dominiert. Sowohl durch ihre günstige Lage, als auch durch die Stärke ihrer Bauart bot sie ihren Besitzern einen wehrhaften Platz ersten Ranges.

Ihr zunächst folgt erst in weitem Abstande die Burg Eigenberg bei Mengerskirchen mit 420 m, dann Königstein mit 395, Schloßborn mit 386, Biedenkopf mit 380 und Merenberg mit 365 m ü. M.

Zwischen 350 und 300 m ü M. liegen in absteigender Folge die Burgen Neuweilnau, Hohenstein, Sauerburg und Gerolstein, zwischen 300 und 200 Dillenburg, Adolfseck, Grenzau, Montabaur, Philippstein, Sporkenburg, Reichenberg, Hohlenfels, Waldeck, Nollich, Scharfenstein, Burgschwalbach und Liebenstein (die höchstgelegene nassauische Burg am Rhein), zwischen 200 und 100 Nassau, Sterrenberg, Marksburg, Freienfels, Sonnenberg, Deuerburg, („Maus"), Dehrn, Laurenburg, Lauksburg, Neukatzenelnbogen („Katz"), Gutenfels, Ardeck, Stein, Ehrenfels, Lahneck — die tiefstgelegene der nassauischen Rheinburgen — und endlich Balduinstein, welche letztere als die am niedrigsten liegende die Reihe der eigentlichen Höhenburgen abschließt.

Von den Thalburgen, bezw. Wasserburgen seien hier die Burg Langenau und der Pfalzgrafenstein (Pfalz) erwähnt, deren Bauplanum sich nur wenige Meter über dem Spiegel der Lahn (84 m. ü. M.) und dem des Rheines (70 m. ü. M.) erhebt.

Die beherrschende Lage einer Burg wird sich dem Beschauer am imposantesten darbieten, wenn er dieselbe von einem Standpunkte aus sehen kann, der die volle relative Höhe des Burgberges beurteilen läßt. Aus diesem Grunde repräsentieren sich die Rheinburgen

ungeachtet ihrer geringen Höhenlage weit vorteilhafter als die im Berglande liegenden, deren Umgebung seltener einen günstigen Standpunkt zur Beurteilung ihrer Höhenlage gewinnen läßt. Man wird kaum von irgend einer im Berglande belegenen Burg ein so majestätisches Bild finden, wie es z. B die Rheinburgen, Marksburg, Neukatzenelnbogen, Gutenfels u. s. w. bieten, welche sich bei verhältnismäßig geringer Meereshöhe doch auf stattlich aus dem Rheinspiegel aufragenden Felsen erheben, so daß ihre beherrschende Lage wenigstens von der Rheinseite aus voll zur Geltung kommt. —

Um das Burgterrain gegen den von dem Angriffsgelände zunächst zu erwartenden Feind zu trennen und gleichwohl mit der Straße in Verbindung zu bleiben, welche von diesem Gelände aus zur Burg führte, war — wie bereits erwähnt — hier ein Graben vorgesehen, über welchen die Burgstraße auf einer Zugbrücke, oder einer gewöhnlichen, aber im Notfalle leicht abzubrechenden Holzbrücke führte. Von diesen Anlagen und Einrichtungen ist heute nur noch wenig zu sehen. Die Brücken sind längst verschwunden oder — wie z. B. bei Sterrenberg — durch einen neuen Uebergang für die Burgbesucher ersetzt. Die Gräben sind zum Teil verschüttet, so daß ihre Tiefe heute nur gering erscheint, oder auch ganz ausgefüllt und eingeebnet, wie bei Dehrn, Freienfels, Sonnenberg und vielen anderen Burgen, so daß der Besucher jetzt auf ebenem Wege in den Burgbering gelangt. Oefters führte die Burgstraße auch durch den Graben selbst ohne Brücke in das äußere Burgthor, wie z. B. bei Balduinstein, Hohlenfels, Burgschwalbach 2c.

Der Zugangsweg zur Burg war — wenn irgend angänglich — sowohl außerhalb des Burgberings, als auch innerhalb der vorliegenden Verteidigungswerke und Vorhöfe nach einer schon den Römern bekannten Maxime so geführt, daß der Ankommende — den wir uns hier immer als den A n g r e i f e r zu denken haben — den einzelnen Burgbauten, bezw. den die Zwinger und Vorhöfe bestreichenden Wehrmauern die r e c h t e, nicht durch den damals üblichen Schild gedeckte Körperseite — dextrum latus, quod scuto non tectum, wie Vitruv angiebt — zugewendet hatte. Diese Anordnung war besonders in dem Falle von Bedeutung, wenn sich die Besatzungsmannschaft — etwa nach einem mißglückten Ausfalle — kämpfend in die Burg zurückziehen mußte, und die Angreifer ihr auf dem Fuße folgten, um womöglich gleichzeitig mit ihr in die Burg einzudringen, weil sich alsdann die letzteren mit dem am linken Arme getragenen Schild gegen die Schüsse und Speerwürfe der fechtend vor ihnen zurückweichenden Verteidiger v o r n decken und mit der rechten Hand kämpfen mußten, so daß ihre rechte Körperseite den Schüssen der zurückgebliebenen, auf den Wehrgängen postierten Besatzungsmannschaft ausgesetzt blieb. —

Was uns bei der Betrachtung einer eigentlichen B u r g — also nicht etwa eines n u r aus einem verteidigungsfähigen Wohnhause bestehenden Herren- oder Vasallensitzes — zuerst und am meisten auffällt, ist ein mächtiger, runder oder eckiger Turm, welcher auf dem höchsten Punkte der Burganlage alle anderen Bauten und die sonst etwa vorhandenen Türme an Höhe und Stärke übertrifft. Dieser „Hauptturm“ bildet den Kern der ganzen Defensivanlage; er ist der festeste und meist auch der älteste Teil derselben. Er hatte in der Regel einen dreifachen Zweck zu erfüllen, indem er sowohl als W a r t e, wie auch als D e c k u n g für die dahinter liegenden Bauten und endlich als l e t z t e Z u f l u c h t der Burginsassen im Fall einer erfolgreichen Berennung der Burg diente. Abgesehen von seiner Wichtigkeit als Verteidigungswerk beansprucht der Hauptturm für unsere Zeit noch insofern eine besondere Bedeutung, als er vermöge seiner starken Bauart bei vielen Burganlagen den Untergang der übrigen Bauwerke überdauert hat und als einzig und allein verbliebenes Denkzeichen uns von der Existenz, von der Art und Lage des Burgwesens, dem er angehörte, Kunde giebt.

Wenn wir diesen Turm auch bei den meisten nassauischen Burgen vorfinden, so war er doch keineswegs ein unentbehrliches Requisit j e d e r verteidigungsfähigen Burganlage. Er fehlt z. B. bei Balduinstein an der Lahn, bei der Sporkenburg und anderen, deren hochgelegene, mehrstöckige Wohngebäude mit ihren starken Mauern selbst turmartig aufragend den sogenannten „Wohntürmen“ ähneln, aus welchen die wehrhaften Wohnbauten in Frankreich und der Schweiz bestanden. Oft vertrat auch nur eine hohe starke Mauer, welche die dahinterliegenden Gebäude gegen die Wurfgeschosse der Angreifer deckte — die sogenannte „Schildmauer“ — die Stelle des Turmes. —

Die G r u n d f o r m der Haupttürme ist eine sehr verschiedene. Am häufigsten finden wir die viereckige und die runde Grundrißfläche vertreten, aber auch die Form des Fünfecks war speziell bei den nassauischen Burgen beliebt. Die Grundrißfläche dieser Türme bestand meist aus einem Rechteck, an dessen eine Seite ein Dreieck angelegt ist, sie bildete also keineswegs ein reguläres Polygon, wie solches bei den sechs- und achteckigen Grundrißflächen, welche meist nur für kleinere Türme angewendet wurden, in der Regel der Fall war. Solche fünfeckige Haupttürme finden wir bei der Pfalz (Pfalzgrafenstein), Laurenburg, Hohlenfels, Hohenstein, Lahneck, Runkel, Nassau 2c. Das einzige Beispiel für eine dreieckige Grundrißfläche bietet der Turm der Burg Grenzau. Solche, bei denen der einen Rechteckseite ein Halbkreis angelegt ist, zeigen Kleeberg und Kransberg.

Es finden sich bei denjenigen nassauischen Burgen, deren Erbauungszeit in das 11. und 12. Jahrhundert zu setzen sein dürfte, 6 runde, 4 viereckige und 4 fünfeckige Türme, ferner aus dem 13. Jahrhundert 4 runde, 6 viereckige, 1 dreieckiger und 1 fünfeckiger, und aus dem 14. Jahrhundert 7 runde, 2 viereckige und 4 fünfeckige. Außerdem sind uns noch etwa 10 Doppeltürme, Wohntürme und solche mit anderen Grundflächenformen erhalten.

Doppeltürme, welche durch eine längere oder kürzere starke Mauer mit einander verbunden waren, finden sich in unserem Gebiet nur bei Reichenberg und Ehrenfels, wo diese Kombination das Kernwerk der Verteidigung bildet.

Eine ähnliche Anlage stellt die von zwei kleineren Türmen flankierte Schildmauer dar, welche noch a u ß e r dem vorhandenen großen H a u p t t u r m bei den Burgen Hohlenfels und Langenau vorgesehen ist. Auch bei der türmereichen Feste Hohenstein findet sich letztere

Verteidigungsanlage zweifach angewendet. Die Burg wird nämlich erstens an der Südostseite durch eine hohe mit dreifachem Wehrgange versehene Mantelmauer gedeckt, an welche sich links der gewaltige siebenstöckige Thorturm und rechts ein zweiter, nur wenig niedrigerer Turm anschloß; sodann ist die starke mit Wehrgang versehene Schildmauer („innere maure", wie sie Dilich bezeichnet), welche die innere Burg gegen das südwestliche Angriffsgelände deckte, einerseits von dem mächtigen Hauptturm (Dilich nennt ihn den „großen Gefangenturm") und anderseits von einem weiteren kleineren Turm flankiert, welche beide eine unregelmäßige fünfeckige Grundrißform zeigen.

Die Verschiedenheit, welche die Gestaltung der Haupttürme zeigt, hat zu mannigfachen, mehr oder minder unhaltbaren Folgerungen und Vermutungen Anlaß gegeben. Insbesondere dürfte die Frage, ob die eckige oder die runde Grundrißform die ältere sei, schon durch die vorstehende Aufzählung und weitere Vergleiche in anderen Bezirken des deutschen Sprachgebiets als dahin gelöst angesehen werden können, daß aus der Grundrißform des Turmes allein ein Rückschluß auf das Alter desselben nicht gezogen werden kann. Weit eher könnte hierbei die Art der Ausführung, die Mauertechnik in Betracht zu kommen scheinen, wenn man z. B. den aus dem 11. Jahrhundert stammenden Turm der Burg Eppstein mit dem gleichfalls runden Turm von Burgschwalbach (14. Jahrhundert) in Vergleich stellen wollte. Dem steht aber wiederum der schlagende Einwand entgegen, daß zu allen Zeiten gute und minder gute Bauarbeit — je nach den im Einzelfalle zu Gebote stehenden Arbeitskräften u. s. w. — geliefert worden ist.

Es erscheint ferner belanglos, das häufige Vorkommen des r u n d e n Hauptturms im Mittelrheingebiet und dessen Seltenheit in anderen Landesteilen, wo die e c k i g e Grundrißform die vorherrschende ist, dahin erklären zu wollen, daß der Mangel an H a u s t e i n m a t e r i a l in jenen Gegenden zur Vermeidung der eckigen Form genötigt habe; denn die in dem erstgenannten Gebiet in gleicher Anzahl wie die runden ausgeführten e c k i g e n Haupttürme beweisen durch die Ausdauer, mit der sie den Kriegsstürmen, den Elementen und dem nagenden Zahne der Zeit getrotzt haben, daß das zu ihrer Herstellung verwendete B r u c h s t e i n material seinem Zwecke vollauf genügte.

Der Hauptturm, welcher direkt auf den festen Felsboden gegründet wurde, enthielt in seinem unteren Teile — dem Erdgeschosse — das sogenannte „Verlies", ein hohes, enges, oft beinahe schacht- oder schlotartiges Behältnis, welches oben mit einem starken Gewölbe abgeschlossen war. In letzterem befand sich, da dieses untere Geschoß in der Regel keine Thüre besaß — welche ja dem Feinde das Eindringen in den Turm erleichtern konnte — eine in das darüber liegende Geschoß mündende Oeffnung, groß genug, um einen Mann einzulassen. Nach außen hin hatte das Verlies meist nur einige enge und dicht unterhalb des Gewölbes angebrachte Schlitze, welche kaum zur Entlüftung, noch weniger zur Erhellung des unheimlichen Raumes geeignet waren. Daß derselbe r i t e als Gefängnis zu dienen hatte, ist nicht erwiesen. Dagegen mag es vielleicht auch nicht allzuselten vorgekommen sein, daß dieser oder jener Burgherr den in seine Hand gefallenen Todfeind in diesem Raume gefangen hielt, um sich seiner für immer zu entledigen, ohne ihn mit Anwendung der Waffe vom Leben zum Tode zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Landgraf Friedrich mit dem silbernen Bein.

2) Von Wilhelm W i t t g e n. (1. Fortsetzung.)

Eine Feuersbrunst, welche im Jahre 1666 und 1686 wütete, drohte die Weiterentwickelung der Gründungen des Prinzen zu hemmen, doch sein allezeit unverzagter Sinn wurde dadurch nicht gebeugt; er fand Mittel und Wege, auch diesen Schicksalsschlag auszuhalten, ja er benutzte die Gelegenheit, die Stadt schöner und praktischer anzulegen als zuvor.

Meist aus eigenen Mitteln ließ er auch die Kirche erbauen, die, 1673 begonnen, 1686 vollendet wurde. Die beiden damals von ihm gestifteten Glocken rufen noch heute die Andächtigen ins Gotteshaus.

Einen mächtigen Aufschwung nahm die Neustadt durch die Aufnahme der aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, welche Gewerbefleiß, Gottesfurcht und zum Teil auch Geld brachten und vor allem die Anregung zu neuen industriellen Unternehmungen gaben. Das noch heute erhaltene französische Kirchenbuch beginnt mit 1700, also ein Jahr nach der Einwanderung der meisten Waldenser in Deutschland nach der letzten großen Verfolgung durch Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen.

Das waren in großen Zügen die Verdienste, welche der Prinz von Homburg um die dortige Gegend hat. Seit er als General in brandenburgische Dienste trat, war sein persönlicher Einfluß nicht mehr so unmittelbar zu verspüren wie seither; die einzelnen Gründungen standen aber auch bereits derartig sicher da, daß sie Friedrichs leitender Hand nicht mehr direkt bedurften. Und als das Amt Neustadt im Jahre 1694 durch einen Kauf- und Tauschkontrakt an den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg überging, da hatte es von diesem Wechsel sicher keinen Nachteil. Das Andenken des unternehmenden Landgrafen, der kein Opfer scheute, seinem Besitze aufzuhelfen, blieb aber so sehr in Segen, daß man sich heute selbst in der Landbevölkerung daran noch gerne erinnert, vielleicht nicht weniger als in Friedrichsdorf und Dornholzhausen, die ja seiner Fürsorge ebenfalls ihre heutige Blüte in erster Linie verdanken. —

Schon die äußere Lage der Besitzung Neustadt inmitten des Kurfürstentums Brandenburg brachte den Prinzen in enge Beziehungen zu Friedrich Wilhelm,

dem Großen Kurfürsten, nicht zum mindesten durch die hervorstechendste Charaktereigenschaft, dem bedrückten Volke zu helfen und die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen. Friedrich Wilhelm empfand nicht geringe Zuneigung zu dem thatkräftigen Prinzen und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß dieser „eine sonderbare Affektion gegen das brandenburgische Kurhaus verspüren lasse." Und diese natürliche Hinneigung beider zu einander wurde noch bestärkt durch das Verhältnis, welches sich zwischen dem Prinzen und des Kurfürsten Base, der Prinzessin Luise Elisabeth von Kurland anbahnte. Daher kam es auch, daß er von dem lutherischen Bekenntnis zu dem reformierten überging, freilich, wie er selber sagte, aus innerer Ueberzeugung. Dabei blieb er aber bis an sein Lebensende tolerant und räumte z. B. in seiner späteren Residenz Homburg der dortigen lutherischen Stadtgemeinde dieselben Rechte ein wie seiner reformierten Hofkirche und späterhin der französisch-reformierten Gemeinde.

Die Ehe des Prinzen mit Luise Elisabeth muß als eine äußerst glückliche bezeichnet werden; denn gerade an seiner Gemahlin besaß er den tüchtigsten Berater in allen Unternehmungen und eine Stütze in den mannigfachen Wechselfällen, denen sein bewegtes Leben ausgesetzt war. Seine Briefe, in denen er sie „Meine liebe Dicke!" „Meine Engelsdicke!" anredet, geben allein schon genügendes Zeugnis davon.

Natürlich drängte es den Prinzen, trotz seines verlorenen Beines auf dem Kriegspfade von neuem Lorbeeren zu suchen. Unter dem 2. Dezember 1670 ernannte ihn der Kurfürst zum General der Kavallerie, da der Prinz „sich bishero im Kriege dergestalt berühmt gemacht und von Ihrer Tapferkeit, guten Conduite und anderen fürnehmen Qualitäten auch mit Hintansetzung Leibes und Lebens solche Preuwen gethan, daß Ihro billig und mit gutem Fug die hohe Kriegschargen anvertraut werden könnte".

Wohl hätte der Prinz in dem nun folgenden, mit durchaus edlen Absichten begonnenen Feldzuge am Rhein gegen die Franzosen mit Vorteil sich beteiligen können, doch der Kurfürst hatte ihn für einen noch wichtigeren Posten ausersehen: er blieb als „Statthalter der Mark" zurück, um den Ausbau der Festungen, die Angelegenheiten der Werbungen und der Landesverwaltung zu leiten. So wichtig seine Stellung auch war, nach seinem Kopfe war sie nicht; deshalb klagte er in einem Briefe an den Grafen von Schwerin: „Ich wünsche viel lieber durch reellen Dienst bei einer Hauptaktion Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht mich zu zeigen, als allhier so stille zu liegen."

Mochte er es immerhin bedauern, daß er nicht unmittelbar in den Kampf eingreifen durfte, so müssen wir doch sagen, daß es für seine durch und durch kriegerische Natur besser war, daß er zu Hause blieb: es ward ihm dadurch der Aerger über die habsburgische Politik, die es dem Großen Kurfürsten unmöglich machte, weiter zu kämpfen und ihn zu dem Frieden von Vossem nötigte, erspart; deshalb suchte ihn auch der Oberhofmarschall von Canitz in folgendem launigbitteren Schreiben zu trösten: „Ew. Durchlaucht gnädigstes Schreiben und scharfe Erinnerung meiner Parole habe den Moment empfangen. Ich bekenne, daß ich Tort habe; wenn aber Ew. Durchlaucht examinieren, daß Sie mir befohlen, bloß zu schreiben, wenn etwas Notables vorgeht, so muß ich bekennen, daß mich dünket, recht zu haben, daß ich nichts geschrieben, denn ich hätte manches schreiben müssen, was der Feder verboten und avec un mot unsere eigene Schande. Zudem wissen Ew. Durchlaucht, daß ich bloß die Sorge hatte, Fleisch, Bier, Brot und Wein zu schaffen, und bin nicht capable, in die vornehmen consilia zu penetrieren. So viel aber am Tage scheinet, daß ich Ew. Durchlaucht berichten muß, daß wir dato noch nichts gethan und nun au point, in der lieben Kurfürsten Lande zu marschierten und zu Bietefeld das Hauptquartier zu nehmen, die Armeen, so wie ich sehe, ziemlich ruiniert sind und da umb Bielefeld zu delogieren; wie weit das meinem gnädigsten Herrn ersprießlich, lasse ich Sie urteilen, so es besser als ich armer Küchenknecht verstehen und verantworten."

An dem nun folgenden Zuge des Großen Kurfürsten in Gemeinschaft mit dem Kaiser durfte der Prinz von Homburg persönlich teilnehmen, er bekam den Oberbefehl über sechs Regimenter. Leider brachte auch dieser Zug dem thatendurstigen Feldherrn nichts als Verdruß, da es die doppelzüngige habsburgische Politik zu keiner Entscheidung kommen ließ. Obwohl der Kurfürst die Franzosen bei Marlenheim in der Nähe von Straßburg geradezu in der Falle hatte, verbot ihm der kaiserliche General Bournonville dennoch die Ausnutzung des Vorteils und ließ den Franzosen Zeit, sich eine neue günstige Stellung zu suchen. Entrüstet rief Friedrich Wilhelm aus: „Da steht der Hund in seinem auserlesenen Vorteil, desgleichen er in hundert Jahren kaum finden könnt'; und wir sind hier und müssen krepieren, können ihm auch nichts thun, da wir ihn doch in unserer Gewalt gehabt und vertilgt hätten, wenn es nicht der Bournonville, der Schurke, verhindert hätte!" Es ist bekannt, in welch schmählicher Weise dank der österreichischen Politik auch dieser Feldzug verlief. Hätte nicht des Prinzen vom Homburg organisatorisches Talent die Truppen zusammengehalten und ihnen wenigstens ausreichende Verpflegung verschafft, so wäre das Ende noch schmählicher gewesen. So konnte man wenigstens einen ehrenhaften Rückzug antreten. Aber einen Vorteil hatte der Zug doch gebracht: dem Großen Kurfürsten waren die Augen über die geheimen Treibereien zwischen dem Kaiser und den Franzosen geöffnet; der Weg zur Erringung der brandenburgischen Unabhängigkeit lag offen vorgezeichnet.

III.

Um diese Zeit begegnen wir bei dem Prinzen von Homburg dem ernstlichen Gedanken, seinen Abschied aus dem kurfürstlichen Dienste zu nehmen. Schon sein körperlicher Zustand legte ihm dieses nahe. Zudem waren in seinem Stammlande, der Grafschaft Hessen-Homburg Zustände eingetreten, die es nötig zu machen schienen, daß er dorten dauernd seinen Wohnsitz nahm. Denn der regierende Landgraf Wilhelm Christoph hatte die Landgrafschaft an seinen Bruder Georg Christian abgetreten, da er seine sämtlichen acht Söhne durch den Tod verloren hatte, und Georg Christian war gänzlich kinderlos.

Nun eröffnete sich für den Prinzen Friedrich unerwartet die Aussicht, dermaleinst regierender Land-

graf zu werden. Schon deshalb war seine dauernde Anwesenheit in Homburg dringend erwünscht; sie war es aber umsomehr, als Landgraf Georg Christian sein Gebiet an den Landgrafen Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt verpfändet hatte. Sollte es nun nicht dauernd für Friedrich verloren gehen, so mußte er schon jetzt eifrig Schritte thun, das Erbe seiner Väter wieder einzulösen, was ihm durch den aufreibenden Kriegsdienst in fremdem Heere erschwert wurde.

In seinem Vorhaben wurde er noch bestärkt durch wiederholt dringliche Bittschreiben der homburgischen Räte, aus denen wir einige Stellen im Auszuge folgen lassen:

„Wir haben dieser Orten allesambt gehofft, es würden Ew. Durchlaucht dero bei der Abreise festgestellte Resolution sich diesem geldfressenden verdrießlichen Kriege zu entziehen und dero andere so hohe, wichtige Angelegenheiten in vollen Stand zu setzen, gnädigst persequiert haben; so scheint es doch, daß dero angeborene Tapferkeit und unsterbliche gloiresuchende Begierde die vor Augen gestellten Nutzbarkeiten überwiegen und die angehende Kampagne wieder anzutreten inspirieret. . . . Wir wollen nur stillschweigend übergehen das große Elend und kläglichen Zustand, wenn Ew. Durchlaucht durch etwan einen unglücklichen Schuß Arm oder Bein verlieren sollten, und allein E. D. gnädigst zu erwägen bitten, wie dero Leibeskonstitution durch vielseitig schon erlittene Unglücksfälle und schwere Travaillen äußerst geschwächt, und sonderlich in der letzten harten Krankheit entzogene Kräfte noch nicht allerdings ersetzt, sondern nach treumögenden Juraten Herrn Dr. Gehlfuser einer ferneren und zwar dero Status angenehmen Sauerbrunnenkur, wofern E. D. sich nicht einer ehisten Wiederbefallung versehen wollten, höchst bedürftig. Sollten nun E. D. durch Krankheit oder andere im Krieg unzählig besorgliche Zufälle hingerissen werden, würden fürwahr dero Frau Gemahlin und allerliebste Kinder in solchen miserablen Etat gesetzt sein, daß vor selbige keine Hilfsmittel, sich wieder herauszureißen, absehen können. Angehend den unfehlbar erfolgenden großen Schaden: ist selbiger mehr als sonnenklar vor Augen, denn solang E. D. in itzigen wirklichen Kriegsdiensten beharren, sind dero Aemter allen feindlichen Invasionen und Totalverderb unterworfen. . . .“

Man kann sich denken, daß der Prinz durch dies flehentliche Schreiben von neuem in der Absicht bestärkt wurde, dem fremden Kriegsdienste zu entsagen und seinen Entschluß dem Kurfürsten mitzuteilen. Doch dieser ließ ihn nicht so ohne weiteres gehen, sondern trug dem Hofmarschall von Canitz auf, den Prinzen zum Bleiben zu bewegen. Allein dieser, welcher sich ohnehin seit langem zurückgesetzt fühlte, bestand auf seinem Vorhaben, bis ihn erneute dringliche Bitten des Hofmarschalls bewogen, noch so lange in kurfürstlichen Diensten zu bleiben, bis der Kriegszug gegen die Schweden beendet sei.

Am 6. Juni 1675 erschien er in Begleitung seines Bruders Georg Christian im Hauptquartier zu Heldrungen. Der Kurfürst empfing ihn aufs herzlichste, und noch einmal sehen wir den Prinzen von Homburg in seinem von früher gewohnten Thatendrang und heller Kampfeslust. Er machte den berühmten Zug „vom Rhein zum Rhin“ mit. Freudig kann er nach dem Ueberfall bei Rathenow an seine Gemahlin berichten: „„Allerliebste Dicke! Diesen Morgen haben wir mit stürmender Hand den Paß Ratenau imbekommen; sie haben sich zwar vaillamment gewehret, und wie sie sich am besten wehreten, kam der Adjutant Canowsky mit 300 Knechten auf der anderen Seite unversehens hinein. Wanglin und seine Liebste sind gefangen, wie auch der Obrist L. und Major, 2 Kapitäns und etliche Leutnants, ungefähr 100 Gemeine; sie waren 600 Mann, die übrigen sein alle niedergemacht worden. . . .“

Und nun nahte der glorreiche Ruhmestag für Kurbrandenburg, den es in erster Linie dem heldenmütigen Eingreifen des Prinzen von Homburg zu danken hat: die Schlacht bei Fehrbellin.

Es ist bekannt, in welch ungerechter Weise der Prinz von Dichtung, Sage und oberflächlicher Geschichtschreibung angeklagt worden ist, er habe gegen den Befehl des Kurfürsten sich in einen Kampf mit den Schweden eingelassen und habe jenen geradezu zu der Schlacht genötigt. Wir müssen uns versagen, auf diese Art der Geschichtsverdrehung einzugehen und verweisen hier nur auf das Buch über den Landgrafen von Dr. Johann Jungfer, das sich in überzeugender Weise mit jenen Anschuldigungen abfindet. Wir stellen den Gang der Handlungen so dar, wie er sich auf Grund der Akten und anderen Quellen heute als sicher erwiesen ergiebt.

Generalleutnant von Wrangel, der die Schweden befehligte, stand im Havellande, als er die unmittelbare Nähe des kurfürstlichen Heeres erfuhr. Sofort beschloß er, sich mit seinem Bruder, dem Feldmarschall[1]) zu vereinigen. Der Kurfürst aber faßte sofort den Plan, ihm den Weg zu verlegen, noch ehe das brandenburgische Fußvolk von Magdeburg heran war.

Indessen gelang es Wrangel, einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen; erst bei Nauen trafen ihn die kurfürstlichen Reiter. Jedoch waren diese infolge der übergroßen Anstrengung nicht mehr fähig, den Kampf sofort zu eröffnen und mußten sich vorerst Ruhe gönnen. Der Feind konnte ihnen ohnehin nicht entschlüpfen; denn durch das damals noch durchaus sumpfige Havelland führte nur ein einziger Weg auf Fehrbellin zu.

Das Gelände war keinem der Führer so genau bekannt, wie dem Prinzen von Homburg, weil er von seiner Wirksamkeit in dem nahen Neustadt her mit Weg und Steg vertraut war. Deshalb betraute ihn der Kurfürst mit der Führung der Avantgarde mit dem ganz bestimmten Auftrage, den Schweden möglichsten Abbruch zu thun und sie zum Stillstand zu bringen.

[1]) Karl Gustav von Wrangel, einstens der letzte Oberbefehlshaber der Schweden im Dreißigjährigen Kriege.

(Schluß folgt.)

Geographische Charakterbilder aus Nassau IX.

Von K. Jacobi.

Geologie des Taunus 2.

In Nr. 19 des Jahrgangs 1901 der Nassovia haben wir die geologischen Verhältnisse unserer heimatlichen Landschaft nur zum Teil behandelt. Die vorliegende Betrachtung gilt dem Mittel- und Oberdevon.

Diese Gruppen gehören, wie wir in Nr. 13 desselben Jahrgangs gesehen haben, der paläozoischen[1]) Formationsgruppe im System der Erdbildungsgeschichte an.

Die den ganzen Norden des Taunus einnehmenden, dem Unterdevon angehörenden Koblenzschichten (siehe Nr. 19) werden überlagert von Stringocephalenkalk und Schalstein des Mitteldevon.

In Bezug auf den allgemeinen Charakter des mittleren Devon ist zu bemerken, daß die Gesteine desselben in ihren petrographischen Eigentümlichkeiten und in ihrer Schichtung so wenig konstant sind, daß es den Gelehrten nur mit Hilfe der darin vorkommenden Versteinerungen möglich geworden ist, ein klares Bild von der Schichtenfolge festzustellen.

Im großen und ganzen bilden sie einen mächtigen Saum um die Grauwacke, und zwar in der Weise, daß sie die Vorberge der von dieser gebildeten Höhenzüge ausmachen.

Während die Grauwacke der erste sandige Niederschlag aus dem Meere des Rheinischen Systems war, sind die Gesteine des mittleren Devon die kalkigen und schlammigen Niederschläge desselben nach seiner Trennung in einzelne Binnenmeere.

Daher ist es begreiflich, daß die Schichten des Mitteldevon in Nassau sich in der sogenannten Lahnmulde finden, die ihrerseits wieder durch schmale Sättel unterdevonischer Schichten in einzelne Glieder geteilt ist, von denen die Katzenelnbogen-Hahnstättener, die Rupbachthal-Balduinsteiner und die Niedererbach-Hadamarer ausgedehnter sind.

Hinsichtlich des organischen Lebens zeigt sich bei ihnen eine größere Zahl der Arten, Gattungen, ja selbst der Klassen: vorzugsweise sind es Polyparien (Polypengehäuse) und von den Mollusken namentlich die Gastropoden (Bauchfüßer oder Schnecken), die als sogenannte Leitfossilien von großer Bedeutung für die Bestimmung der Schichten sind.

Auch die Erzlager zeigen sich gänzlich verschieden von denen der Grauwacke. Die reichen Bleierze dieser fehlen hier ganz, und Kupfererze treten an ihre Stelle, sowie der Roteisenstein an die des Spateisensteins. Neu hinzu kommen die Manganerze. Während diese in der Uebergangsformation nur den Gängen angehören, finden sie sich hier vorherrschend in Lagern (Steeden, Niedertiefenbach).

Die Stringocephalenkalke (Massenkalk) unserer Heimat, nach der bezeichnendsten Versteinerung der ganzen Gruppe (stringocephalus Burtini) benannt, sind größtenteils nur als Lager im Schalstein anzusehen, dabei wenig ausgedehnt und unregelmäßig.

Seine größte Mächtigkeit und Verbreitung erreicht der Kalk im mittleren Lahnthale, in der Gegend von Villmar, Steeden, Dehrn, Limburg, Diez und Hahnstätten. Gleicherweise bedeutend entwickelt ist er im Dillgebiet bei Dillenburg, Herborn, Langenaubach und Erdbach.

Der Kalk der Lahnmulde bildet mächtige Bänke (Steeden) oder fast ungeschichtete Kalksteinmassen, die hauptsächlich durch Anhäufung von Korallen und den diese verwandten Stromatoporen gebildet sind. Sie haben eine dunkelgraue Farbe, die einerseits ins Schwarze, andererseits ins Lichtgelbliche oder Rötlichweiße übergeht. Oft erscheinen sie auch, durch Eisenoxyd gefärbt, rot oder braun. Schichtung ist an denselben sehr selten zu bemerken. Ziemlich deutlich ist dieselbe jedoch zu beobachten in einzelnen Brüchen der Steedener Kalkwerke und an dem Felsen, auf dem sich der Limburger Dom erhebt.

Das Gestein ist meist durch Querrisse in unregelmäßig horizontale Bänke geteilt, wie rechtslahnisch zwischen Aumenau und Arfurt, woselbst es neuerdings ebenfalls industriell verwertet wird.

Manchmal erscheint das Gestein gefleckt oder gesprenkelt, eine Folge lokaler Ausscheidung der Färbemittel.

Die ganze Masse des Kalkes ist von Kalkspatadern durchzogen. So bestehen die Versteinerungen in vielen Fällen aus Kalkspat, namentlich bei den Mollusken, zeitweise auch aus dichtem Kalk, wie bei den Polyparien. Sie lassen sich sehr schwer aus dem Gestein lösen, wenn es nicht einigen Thongehalt hat und noch nicht hinreichend zersetzt ist.

Die Versteinerungen kontrastieren beim Anschleifen des Gesteins sehr wirkungsvoll mit der Grundmasse.

Dieser Umstand und die überaus große Politurfähigkeit des Massenkalks gestatten dessen Benutzung als Marmor.

In dem Kalkgebiete von Villmar ist namentlich ein Punkt, bei dem durch Einwirkung der Atmosphärilien der sonst so überaus feste Kalkstein hinreichend zersetzt wurde, um die in ihm enthaltenen Versteinerungen kenntlich zu machen. Die rötlich grauen Kalkfelsen der Bodensteiner Ley am Wege von Villmar nach Runkel sind auf ihrer Oberfläche ganz verwittert und zu Kalkmergel umgewandelt, der in roten, grauen und rein weißen Streifen wechselt und meist mit einer Rinde von dichtem Brauneisenstein bedeckt ist. In diesen Schichten befinden sich nun eine große Menge von Versteinerungen, und zwar vorherrschend Gastropoden.

Gerade das große Vorherrschen der Gastropoden charakterisiert die ganze Schicht als Littoralbildung; viele von den vorkommenden Arten sind bis jetzt nur hier gefunden worden; andere kommen in analogen Bildungen der Eifel, des Niederrheins und Westfalens vor.

---

[1]) Paläozoisch ist ein zusammengesetztes griechisches Wort: παλαιός = palaiós = } ehemalige, alte; ζῶον zóon } = Geschöpf (bes. d. Tier). Die paläozoische Periode ist also das Zeitalter der Erdbildungsgeschichte, in welcher die „Urweittiere" lebten.

Andere Versteinerungsfundorte sind Heckholzhausen, Freienfels, Kubach, Langenaubach und Erdbach.

Die Kalksteine gehen vielfach in **Dolomit** über, der in einzelnen Ablagerungen mit dem Kalke und Schalstein, in der Nähe von Gießen, in unserer Heimat bei Hirschhausen vorkommt. In kleineren Ablagerungen ist er in der Nähe von Kubach und Weinbach verbreitet. Seine größte Ausdehnung erreicht er in der Lahnmulde, zwischen Gaudernbach und Schupbach beginnend, bei Steeden, Dehrn und Dietkirchen. Gleichfalls ziemlich mächtig entwickelt ist der Dolomit weiter lahnabwärts bei Freiendiez, Diez, Balduinstein, Oranienstein und bei Hahnstätten. Isolierte Ablagerungen finden sich noch bei Hadamar und Niederhadamar.

Der nassauische Dolomit ist durch verschiedene Eigenschaften so ausgezeichnet, daß er nicht leicht mit irgend einem anderen verwechselt werden kann. Er bildet ein krystallinisches, teilweise poröses, meist gelblich oder rötlich weiß gefärbtes Gestein, das in den oberen Schichten oft ganz zu Sand zerfällt, während die unteren gewöhnlich kompakt sind. Nicht selten erscheint der Dolomit von Eisen- oder Manganoxyden durchdrungen, womit eine bedeutende Gewichtszunahme und schwarze, braune oder rötliche Färbung verbunden ist (Niedertiefenbach, Gaudernbach, Diez 2c.).

Die Massenkalke werden vielfach zu industriellen Zwecken ausgebeutet: in Steinbrüchen für Marmorschleifereien und als Bausteine, für Kalkbrennereien, sowie als Flußstein bei der Verhüttung der Eisenerze. Die oxyd- und dolomitfreien Massenkalke, sogenannter Weißkalk, sind ebenfalls sehr gesucht, während die dolomithaltigen, sogenannter Graukalk oder hydraulischer Kalk, in Ringöfen gebrannt das Material zur Bimssteinfabrikation und zur Mörtelbereitung liefern.

Der Dolomit erscheint wie der Stringocephalenkalk nur sehr undeutlich geschichtet, wobei jedoch die Streichungsrichtung des Gebirges noch erkennbar ist. Er zerfällt meist in große, oft deutlich rhomboidische Blöcke, die wieder durch Kalksinter und Kalk verkittet sind. Er bildet höchst abenteuerliche Gestalten und Bergformen, zackig, zerrissen. Besonders interessant ist er durch die in ihm aufgedeckten Höhlen (Wildes Haus, Wilde Scheuer) bei Steeden in einer tief eingeschnittenen Schlucht des Tiefenbaches, die eine bedeutende Ausbeute an wohlerhaltenen, fossilen Knochen geliefert haben. Verfasser wird auf diese merkwürdigen Höhlenbildungen, sowie auf die daselbst geschehenen Ausgrabungen, denen er persönlich beigewohnt hat, in einem besonderen Aufsatze zurückkommen.

Die gewöhnlichen Mineralien, die sich im Dolomit eingelagert finden, sind ein dunkles mikrokrystallinisches Gestein, Gänge und Decken bildend, **Diabase** und **Porphyre**, zusammengesetzte krystallinische Gesteine mit dichter Grundmasse, in der größere Krystalle eingebettet liegen, mit vorwaltendem Feldspatgehalt. Beide erscheinen krystallisiert auf den zahlreichen Trümmern in demselben. Dem Dolomit unserer Heimat als charakteristisch zustehende Mineralien sind Manganerze und Brauneisenstein. Dieselben finden sich in großen Nestern zwischen dem Dolomit und dem ihn bedeckenden rötlichen und weißen Thon (der Bergmann nennt sie „Döppes"), wahrscheinlich ein Zersetzungsprodukt der mit dem Dolomit wechselnden Schalsteine. Diese Thone folgen genau der Oberfläche des Gesteins, füllen alle Senkungen zwischen einzelnen zerklüfteten Lagen desselben, ziehen sich sogar bis in dessen dünnste Spalten hinein. Die zähen Thonmassen bilden den Schrecken der Bergleute, da sie nur mit großer Mühe wegzuräumen sind.

Da wo ein versteinerungsführender Kalk in Dolomit unvermittelt übergeht, ziehen sich auch die Versteinerungen mit in das neue Gestein. Solche Erscheinungen finden sich sehr schön bei Weinbach und Niedertiefenbach. Die Versteinerungen sind die gewöhnlichen Polypen: Korallen und Stromatoporen.

In Verbindung mit den Diabasen und Porphyren stehen Schalsteine, welche die Schiefer- und Kalksteine stellenweise vertreten.

Die Schalsteine sind im Lahnthale bis unterhalb Diez ein sehr verbreitetes Gestein.

Sie erscheinen stets geschichtet, und die Schichten folgen, soweit man es zu beobachten Gelegenheit hatte, ganz ihrer Unterlage, der Grauwacke, in ihrem Streichen und Fallen. Die mannigfaltigsten Krümmungen, Sättel und Mulden sind beim Schalstein keine Seltenheit, wofür die Gegend von Weilburg und Dillenburg genugsam Belege liefert.

Die Schalsteine bestehen aus eruptivem und sedimentärem Material. Sie sind von grüner, gelber, grauer, roter oder violetter Farbe. Sie finden als Bausteine vielfach Verwendung.

Es sei noch bemerkt, daß Schalsteine selten ohne größere oder kleinere Lager von Roteisenstein erscheinen (Aumenau, Weilburg 2c.).

Im **Oberdevon**, dessen Schichten den beiden oben genannten südlichen Zweigen der Lahnmulde in schmalen Streifen ostwestlich eingelagert sind, treten die Kalksteine besonders häufig auf. Sie werden hier als sogenannte „Kramenzelformation" unterschieden. Dazu kommt außerdem eine Ablagerung von Kieselschiefern, Thonschiefern, Konglomeraten, die als Kulm der Steinkohlenformation angehören.

Kalkstein und Thonschiefer sind hier zuweilen in der Weise verknüpft, daß der Kalkstein Linsen (eingelagerte Kalksteinplatten) im Thonschiefer bildet (Flinz, Flaserkalk), welche, da sie der Verwitterung leichter anheimfallen, das Gestein oft löcherig erscheinen lassen (Kramenzelkalk).

Die vulkanische Thätigkeit lieferte während der devonischen Periode vorzugsweise Diabase (griechischer Grünstein), und so werden die letzterwähnten Gruppen von Schichten von Diabasen, Dioriten und sonstigen Gesteinen der Grünsteingruppe durchbrochen, welche besonders vom Emsthal an gegen Osten und Nordosten, besonders im Dillthal und im Hinterland, häufiger werden.

Aus ihnen und den devonischen Schiefern und Kalksteinen werden die Schalsteine gebildet (Diabastuffe). Versteinerungen hat man in diesem Schichtengliede in unserer Gegend nicht gefunden.

Die oberdevonischen gelbgrauen, thonigen Sandsteine (Dillkreis), nicht sehr deutlich geschichtet, sind als dickplattige, sandige Schiefer zu charakterisieren.

Zu allen diesen mannigfaltigen, wirr durcheinander geworfenen Gesteinen treten noch die sogenannten Lahnporphyre im Lahn- und Aarthal, bei Katzenelnbogen, Weilburg und an einigen anderen Orten hin-

zu. Vielfache Zerklüftung spaltet dieses Gestein meist in scharfkantige, oft keilförmige Stücke, die den Abhang der Berge, namentlich bei Diez, bedecken.

An der Südseite des Taunusgebirges tritt noch eine andere ältere Formation auf, nämlich das sogenannte Rotliegende, und zwar nur am Ausgang des Lorsbacher Thales, sowie westlich davon bis gegen die Bahnlinie Wiesbaden-Niedernhausen. Es bildet mächtige Konglomerate aus Geröllen verschiedener Gesteine und einem thonigen, kieseligen, stark eisenhaltigen Bindemittel; daher die vielfach intensiv rote Färbung.

Das Rotliegende führt auch den Namen des roten Totliegenden, weil es die erzleere (tote) Unterlage der folgenden erzführenden Schicht, des Kupferschiefers, bildet. Rotliegendes und Kupferschieferformation bilden die beiden Glieder (Dyas) der sogenannten Dyasformation, auch permische Formation genannt (nach ihrem Vorkommen in dem russischen Gouvernement Perm). Dyas bildet die jüngste Form der paläozoischen Gruppe, und wir werden demnächst von der mesozoischen Formation zu reden haben.

Agnes von Weilnau.

2) Eine verklungene Sage. — Von C. Trog. (1. Fortsetzung)

Dann folgte Agnes getrost dem Bergpfade, der sie in Schlangenwindungen weiter führte, abwechselnd durch Gebüsch und Baumwuchs, durch Schluchten und über Höhen. Flüchtiges Wild und Vogelgeschrei, duftiges Waldgras, Waldkräuter und Waldblumen, Baum und Strauch, dazwischen schwellendes Moos, das auch die eiskalten Steine und Felsen mit zarten Gespinnsten überzieht: dieses alles zeigte ihr, daß sie auch auf dieser Höhe nicht allein, daß sie sich auch hier in der großen Werkstätte Gottes befinde, darinnen er, den Menschenaugen verborgen, seine Wunder wirkt. Und doch, wenn sie unter den Kronen der himmelanstrebenden Baumriesen im Halbdunkel so mutterseelenallein dahinschritt und daran gedachte, wie Frau Sage ihre Gnomen und Feen, ihre Elfen und Helden so gerne in dem Walde auf die schwellenden Moospolster bettet, dann durchzitterte ein Schauer ihre Seele. Ja, in diesem Halbdunkel, unter diesem geisterhaften Grünen, Blühen und Tropfen, das sie umgab, gemahnte es sie, als müßten die winzigen und langgebarteten Wichtelmännchen hervortreten, oder eine goldhaarige Fee oder sonst ein geheimnisvolles Wesen Gestalt gewinnen.

Ihre Schritte waren schneller, hastiger geworden, als könnte sie dadurch den Gedanken und Bildern entfliehen, die sich in ihre Seele drängten. Der Wald wurde dann lichter, und sie sah fernhin die dunklen Kronen eines Tannenbestandes sich hoch im Aether wiegen, und die Ahnung, daß sie dem Ziele ihrer Flucht nahe sei, trog sie nicht.

Der Burgvogt Treuhold war, nachdem er von Agnes Abschied genommen, durch den unterirdischen Gang in die Burg Weilnau zurückgeeilt. Er verschloß den Eingang des Turmes sorgfältig und kam ungesehen auf seine Kammer; denn noch schloß der Schlaf aller Augen, und die Hunde, die sonst bei jedem Geräusche laut wurden, blieben stumm und verrieten den nicht, der ihnen stets freundlich begegnete.

Aber am Morgen, als die Flucht der Gefangenen entdeckt war, gab es in der Burg bestürzte Gesichter in Menge, und als man — wohl oder übel — dem Burgherrn das Geschehene meldete, da donnerte und wütete der ergrimmte Ritter so gewaltig, daß sich niemand in seine Nähe wagte. Auf den alten Burgvogt Treuhold fiel nicht der geringste Verdacht; allgemein nahm man an, Fräulein Agnes habe den unterirdischen Gang ausgekundschaftet und sei durch denselben entflohen. Und die Mutter, Frau Bertha? Sie weinte. Sie weinte halb ernstlich, halb zum Schein, denn die Flucht und Rettung ihres Kindes durch den Burgvogt war ihr Werk ganz allein.

Als der erste Zorn Ritter Rudolfs verraucht und er fähig geworden war, ruhig zu denken, beschloß er, die Tochter zu suchen und zurückzuführen. Das Alarmhorn rief alsbald alle Knechte und Knappen auf den Burghof, wo sie des Ritters Befehle empfingen. Ein Teil derselben zu Fuß sollte unter Führung des Burgvogten Treuhold in der nächsten Umgebung der Burg jeden Winkel durchsuchen, während er selbst mit berittenen Knappen in weiterem Umkreise streifen wollte. Und nun wurden die Pferde aus den Ställen gezogen, die Harnische, Wehren und Waffen angelegt, und als die Sonne sich über den Horizont zu erheben begann, sprengte Herr Rudolf mit seinen Knappen über die Zugbrücke ins dampfende Thal hinab. Er trug die Stahlhaube, den Brustharnisch, Arm- und Beinschienen, an der Seite das breite Schwert und am Sattelknopfe den mächtigen Streitkolben, selbst der Kopf seines Pferdes war durch eine eiserne Maske geschützt. So zog Herr Rudolf aus, als gelte es, in die grimme Männerschlacht zu ziehen und nicht, ein schwaches, fliehendes Mädchen zu erreiten. Wahrlich, wer den riesenhaften Burgherrn auf seinem starkgebauten Gaule in jener Morgendämmerung dahinsprengen sah, der mußte ihn für einen der riesigen Recken halten, wie sie das Nibelungenlied schildert.

Und am Mittage kehrten alle in die Burg zurück, das edle Wild, das sie erjagen wollten, brachten sie nicht heim, keine Spur war von ihm aufgefunden worden. Der alte Burgvogt führte seine Knechte an dem verwachsenen Burgpfade vorüber, keiner kannte ihn, keiner bemerkte ihn, nur er, der Alte allein, kannte den Pfad und sein Geheimnis, das er in verschwiegener Brust verschloß. Ritter Rudolf war von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler geritten, überall hatte er gefragt und geforscht, aber über Agnesens Verbleiben

konnte ihm kein Mensch eine Auskunft geben. Sie war verschwunden und blieb verschwunden — spurlos!

Agnes erreichte das Tannenwäldchen, wo sie, nach des Burgvogtes Mitteilung, ein freundliches Asyl finden sollte. Etwas bewegten Herzens darüber, wie sich wohl ihr Aufenthalt hier gestalten möchte, schritt sie vorwärts und sah bald auf einer Lichtung des Gehölzes eine Hütte stehen, aus deren Schlot der Rauch wirbelte, welcher ihr anzeigte, daß die Behausung bewohnt sei.

In dieser Waldhütte lebte ein bejahrter Schafhirt mit seiner Lebensgefährtin in patriarchalischer Einfachheit. Ueber ihrer Hütte schwebte aber auch ein Kreuz, wie über den meisten Wohnungen der Menschen: sie trauerten nämlich um ihr einziges Kind, um den erwachsenen Sohn, welcher ihnen vor kurzer Zeit durch den Tod entrissen worden war.

Als Agnes sich der Hütte näherte, wurde ein zottiger Wolfshund laut, der angekettet lag, und wie sie zaghaft in den Eingang der Hütte trat, wollte der Hirt, eine hohe und hagere Greisengestalt in weißem Haupt- und Barthaar, diese gerade verlassen, um nachzusehen, was den Hund zum Lautwerden veranlaßt haben könnte. Wie erschreckt blieben beide einander gegenüber stehen, nur ihre Augen fragten stumm; dann richtete Agnes die Grüße von dem Burgvogt von Weilnau aus und bat, nachdem sie den Grund ihrer Flucht kurz mitgeteilt, um gastliche Aufnahme für einige Zeit.

Der Laut einer fremden Stimme hatte auch des Hirten Frau aus dem Innern der Hütte herbeigelockt; sie war eine kugelrunde, stämmige Alte; unter ihrer Stoffhaube quollen grau melierte Haare hervor und umrahmten das Gesicht, in dem die Wangen immer noch wie Radieschen glühten. Die Hände über dem Leibe gekreuzt, stand sie da und betrachtete mit ihren klugen Augen das fremde, so schöne Fräulein. Als sie dann vernahm, daß der alte Treuhold, ein Vetter von ihr, sie schicke, und welches Leid sie zur Flucht gezwungen, da streckte sie Agnes in ihrer natürlichen Ungezwungenheit und Herzlichkeit die beiden Hände entgegen und hieß sie willkommen in ihrer Hütte und versprach, sie halten zu wollen wie ein eigenes Kind.

So war Agnes in dieser Hütte in denkbar freundlichster Weise aufgenommen worden. Die alten Hirtenleute gewannen sie bald lieb; denn sie ersetzte ihnen den verlorenen Sohn, sie erheiterte ihnen die Stunden und goß einen neuen Reiz über ihr Leben in dieser Einsamkeit. Ihre Thränen um den Sohn versiegten nach und nach; die reiche Liebe ihrer ungekünstelten Herzen, welche den Sohn beglückte, übertrugen sie auf Agnes, und sie waren überaus erfinderisch in Anschlägen, um sie vor Nachforschungen sicher zu stellen.

Eines Tages sprach die alte Hirtin: „Agnes sei unser Kind, verschmähe den guten Willen der armen Leute nicht, die dich so lieb haben: lege die Kleider unseres Sohnes an und lasse uns deine Eltern sein."

Dieser Gedanke gefiel Agnes. Ein entflohenes Ritterfräulein in den Kleidern eines Hirten, auch der Sohn der Hirten und der Trost derselben, — dieser Wechsel war romantisch, und so säumte sie nicht, die Verwandlung einzugehen und sie sofort in Szene zu setzen. Ihre Locken fielen unter der Schere des Alten, sie legte die Kleider des verstorbenen Sohnes an und die Abzeichen, welche zum Hirtenstande gehören, dann zog sie, den treuen Packan an der Seite, hinaus und hütete die Herde der Pflegeeltern, und niemand, wer sie sah, konnte in dem schmucken Hirten das entflohene Ritterfräulein von Weilnau vermuten.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

K. J. **Gedächtnistafel für Richard Wagner.** Freunde und Verehrer R. Wagner's beabsichtigen in Soden a. Taunus an dem Hause, in dem der große Künstler seine erste Nacht auf deutschem Boden nach elfjähriger Verbannung verbrachte, eine Gedenktafel errichten zu lassen. Einige Beiträge zu dieser Wagner-Erinnerung sind bereits aus Wiesbaden und Frankfurt a. M. zugesagt. Wer noch weiter eine Beisteuer leisten will, kann solche an Herrn K. Jung, Lehrer a. D. in Soden a. T., Hauptstraße 20, gelangen lassen. Besucher Sodens machen wir darauf aufmerksam, daß das betr. Haus Hauptstraße 28 daselbst neben der ev. Kirche gelegen ist. Gegenwärtiger Besitzer desselben ist Herr Bader Julius Jung.

H. H. **Alte Kochrezepte.** Die Herborner hatten beim Festessen an ihrem Jubiläum bekanntlich eine tadellos ausgeführte Speisekarte in Worten und Werken. Herr Hoffmann, der Vorsitzende des Herborner Altertumsvereins, sendet uns nun noch zwei alte Kochrezepte, die er bei Gelegenheit des Fahndens auf derlei aufgetrieben hat. Sie folgen hiermit buchstabengetreu.

1. Ain aufgesetzte Khopaun-Pasteten. — Nimb den Khopaun vund zerschlagen, Sterrkh in vund waiß in Ein Imber, Pfeffer, zymet vund Muscat plün (blüte), vund leg sie in die Pasteten vund mach dy zue, vund laß Sy pachen (backen), ain stundt. Vund mach ein süeße Wainsupp vund geuß darein, vund laß sy noche pachen, nach Ain stundt oder Anderthalbe darnach sy Alt oder Jung ist. — 2. Ain Pasteten von Ainem Baßhan (Fasan). — Nymb den Baßhann vund laß in Rauffen, bis an den Schwanz vund halß, vund putz in Auß, vund spickh den in Ein in gewürtz, wie Ain Wildpräth Pasteten schlag in ein, in ainen Pasteten taig, vund laß den schwanntz, Khopff, vund halß Außen, vund bewar sy woll mit Papier oder mit Nassem Tach darmit das die Federn daran mitverbräanen, scheuß (schieß) in Ein, loß in pachen (backen) zwo stund.

J.B.-E. **Feuer-Läufer Ordnung allhier zu Eppstein**, so erneuert worden d. 2ten Febr. 1800 — 1. Wann Stück gelöst werden zu Königstein in oder durch sonsten jemand bekand gemacht wird, daß Feuer in einem Ort entstanden, so soll der Rott Meister seiner Rott geschwind an sagen, daß sie an der Kirche zu sammen kommen, ein jeder einen Feuer Eimer ergreifen in Gottesnahmen lauffen so guth sie können. 2. Wann sich einer Verläugnen läßt er wäre nicht zu Hauß und kann bey gebracht werden, daß er zu Hauß gewesen und nicht krank ist soll Straff geben 30 Kr. 3. Soll keiner Vor den Rott Meister lauffen, es seye denn daß er es einem jeden frey stellt zu lauffen, so guth sie können bey Strafe nach Verbrechen. 4. Wann sie bald sein wo das Feuer ist soll ein jedweder seinen Eimer mitt Wasser bringen ehe er bey das Feuer kommt bei Straff 10 Kr. 5. Soll sich ein jedweder Erbar halten nicht fluchen schwören keine unütze Reden und Zotten treiben sich gägen den Rottmeister nicht auflehnen bey Straff nach Verbrechen. 6. Soll keiner sich vom Feuer hin Weg schleichen sich zu schonen bey Straff nach Verbrechen. 7. Soll keiner von

dem Feuer hin weggehen biß es gelöscht und der Rott Meister mitt ihnen insgesammt geth bey Straff nach Verbrechen. 8 Wann ihre Verorderte Zech Verzehrt wird, so sollen sie sich Erbar darbey Verhalten, nicht im Kamisohl sondern im Rock und Huth erscheinen, auch mit dem Trinken nicht unmäßig umgehen, nicht Zanken nicht fluchen noch schwören nicht auf den Tischschlagen kein unnutzlich Gespräch führen bey Straff nach Verbrechen.

In Fidem J. Gruy, Gemeinschafftlicher Schultheiß.

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Am 4. Januar Leonarda, Schauspiel in 4 Akten von Björnstjerne Björnson. — Der berühmte norwegische Dichter Björnson hat die Bühnenlitteratur durch manches wertvolle Drama bereichert, und Werke, wie „Ein Fallissement", „Die Neuvermählten" und in jungerer Zeit das aus zwei Teilen bestehende Drama „Ueber unsere Kraft" haben in Deutschland allgemeine, wohlverdiente Verbreitung gefunden. Ob auch der Novität „Leonarda" dieses Glück beschieden, erscheint zweifelhaft. Dafür krankt dieselbe an zu großen Unwahrscheinlichkeiten. Daß der junge Theologe Hagbart sich in die sehr jugendliche, reizende Agat sterblich verliebt, daß er von dieser auch geliebt wird und deshalb bei ihrer Pflegemutter Leonarda um die Erlaubnis zur Verlobung fleht, ist gewiß glaubhaft, weniger aber, daß Hagbart seiner Heißgeliebten alsbald untreu wird, und sich in ihre eine stattliche Reihe von Jahren ältere Pflegemutter, die er, der Theologe, früher einmal sogar als eine zweideutige Person bezeichnet hat, bis über die Ohren verschießt und daß diese auch seine Liebe erwidert. Leonarda, die in der Oeffentlichkeit als Frau Falk figurierte, war überdies mit dem dem Trunke stark ergebenen General Rosen verheiratet, was Hagbart allerdings damals nicht bekannt war. Der Autor weiß diesen Umstand bis zum Ende des Stücks zu verschleiern, was nach dem Bekanntwerden des Sachverhalts wiederum dem Gedanken an sonstige Unwahrscheinlichkeiten Raum giebt. Björnson sucht mit Vorliebe dem tragischen Ausgange seiner Dichtungen auszuweichen; so auch hier. Er läßt Leonarda, nachdem sie Agat ihr ganzes Vermögen vermacht, mit ihrem Gemahl ins Ausland reisen. Darüber, was aus den jungen Leutchen wird, ob der Wunsch Leonardas, daß sie sich in gemeinsamer Liebe wiederfinden möchten, in Erfüllung geht, läßt uns der Verfasser im unklaren. Darin thut er es seinem berühmten Landsmann Ibsen gleich, der ja auch bekanntlich gestellte Probleme in der Regel nicht vollständig löst. — Wenn so auch das Schauspiel mancherlei Mängel aufweist, der echte Dichter spricht dennoch aus ihm, und über so manche andere der heutigen Novitäten, die zahlreiche Aufführungen aufzuweisen haben, ragt es turmhoch hervor.

Bei einer kunstverständigen Inszenierung durch Herrn Köchy und einer gediegenen Wiedergabe, erzielte das Werk hier immerhin eine recht beifällige Aufnahme. Jeder einzelne Akt wurde stark applaudiert. Frau Haudrich-Willig fand in der Titelrolle eine ihr recht zusagende dankbare Aufgabe, die sie darstellerisch trefflich löste. Leider sprach sie hin und wieder allzu leise, was bei ihr, die doch über ein so volles Organ verfügt und auch zu sprechen versteht, nicht vorkommen dürfte. Den Backfisch Agat spielte Fräulein Edelmann recht frisch und natürlich, und Herr Bach als verliebter Hagbart war gleichfalls bestens beraten. Sein Spiel zeichnete sich durch tiefe Empfindung und Temperament aus. Mustergiltige Leistungen boten Fräulein Santen als Urgroßmutter und Herr Wegener als Bischof. Fräulein Doppelbauer gab die geschwätzige Frau Röst in drastischer Weise und ebenso Herr Andriano den Justizrat Röst. Herr Ballentin schien sich in der Rolle des Generals Rosen nicht so recht behaglich zu fühlen, immerhin fand er sich mit ihr befriedigend ab. Die kleineren Rollen waren durch Fräulein Ulrich (Cornelia), Herrn Zollin (Petersen) u. s. w. passend besetzt. K.

---

* **Kärrekiek.** Eine niederrheinische Geschichte. Roman in zwei Büchern. Von Josef Lauff. 440 Seiten. Köln, A. Ahn. — „Der Mann saugt seine beste Kraft aus seiner Heimat," sagt Ibsen. Lauff, den meisten immer noch bloß als der „Hohenzollerndichter" bekannt, wurzelt mit seiner Kraft auch in der Heimat, dort unten, wo der Rhein breit und träg durchs Flachland schleicht, wo die hohen Stromgewächse um seine „toten Arme" aufschießen, wo der Reiher stelzt und der knarrende, langgezogene Ruf der Schilfdrossel ertönt: „Kärre-kärre-kiek!" Dort spielt auch sein neuer Roman, sein erster moderner, zu Kalkar, seinem Geburtsstädtchen, und einer der Mithandelnden ist der Dichter selbst. Aber die realistisch treu geschilderten Erlebnisse des kleinen „Jupp" (niederrheinische Abkürzung für Josef) und seiner Schul- und Spielgenossen geben doch nur den breiten Rahmen ab für den Roman in der Geschichte selbst. Und dieser hat zum Vorwurf die Liebe zweier Kalkarer Kinder, des Wilm Verhage und der Hannecke Mesdag. Den jungen Leuten geht es wie den beiden Königskindern: sie konnten zusammen nicht kommen; doch das Trennende ist nicht etwa die Lokalität, auch nicht die Ungleichheit von Geld und Gut auf beiden Seiten, sondern der Umstand, daß Wilm wieder seinen Willen zum katholischen Geistlichen bestimmt ist. Aber die elementare Gewalt der allmächtigen Liebe bricht sich unwiderstehlich Bahn, und — sie kamen doch zusammen. Sie gingen der Gefahr nicht aus dem Wege; — das lockende Kärrekiek der Sumpfdrossel in der schwülen Sommernacht hat zuletzt auch sie verlockt. Und daraus entsteht denn natürlich das Unheil, an dem beide Sündige und ihre Familien zu Grunde gehen. Der alte Mesdag schlägt in rasender Wut nach dem jungen Verhage und trifft diesen so unglücklich, daß er nach langem Siechtum für immer geistesschwach bleibt. Den Thäter selbst rührt der Schlag. Der alte Verhage stirbt vor Kummer, und Hannecke folgt ihrem früh verstorbenen Kindchen bald gebrochenen Herzens nach. In die leidmütige Liebesgeschichte sind die großen politisch-kirchlichen Ereignisse des Juli von 1870 verwoben; sie heben und beleben die äußere und innere Stimmung des Ganzen. Drum herum legt sich der ganze Zauber der rheinischen Landschaft, die Lauff wie ein echter vornehmer „Schilderer" der altniederländischen Schule in wahrhaft großartiger Weise vor Augen führt, wie er zugleich feinsinnig die Regungen und Bewegungen in der Natur mit jenen in der Menschenseele in Beziehung zu setzen versteht. Dazu kommt die lebensvolle Charakteristik der Personen, der „Jungs" und der Alten, von welch letzteren uns namentlich der Barbier, Schweinestecher und Leichenbitter Pittje (Peterchen) Pittjewitt sozusagen geistig handgreiflich wird. Der Roman bedeutet einen großen Erfolg, zu dem wir dem Dichter von Herzen gratulieren.

* **Meerschweinchen.** Roman von Schulte vom Brühl. 164 Seiten. Köln, A. Ahn. — Auch der Autor dieses Romans ist ein Niederrheiner, aber schon etwas mehr rechts im Westfalenland gelegen. In früheren Publikationen hat er sich gern auf der „Roten Erde" bewegt, wo die Freude an der Seßhaftigkeit blüht. Diesmal ist die Lokalität ein mitteldeutsches Bad, ein merkwürdiges Krähwinkel, wo eine wandernde Theatertruppe eingekehrt ist und Vorstellungen giebt. „Meerschweinchen" ist bekanntlich der anmutende Kollektivtitel für derartige fahrige Leute. Die Erzählung ist in Tagebuchform gekleidet, und der Tagebuchschreiber, der seine Aufzeichnungen dem sie veröffentlichenden Freunde hinterläßt, war nacheinander Hauslehrer, Winkelblattredakteur (wie sein Freund und Nachfolger) und zuletzt Privatgelehrter mit ziemlich freudlosem Dasein. Der vielseitig gebildete Mann hat versucht, seine Seelenerziehungs- und -gestaltungskunst auch im Dienste der Meerschweinchenkultur nutzbar zu verwenden. Zweimal setzt er bei niedlichen, natürlich weiblichen Objekten an; aber das erstemal mißrät das Experiment total, und das zweitemal gerät es nur halb. Das Leichtledige und Unstäte, das nun einmal im Theatervolke steckt, ist, so werden wir beschieden, schuld daran. Der Experimentator, durch die Fruchtlosigkeit seiner gut gemeinten Bemühungen schmerzlich berührt, zieht sich in sich selbst zurück, vereinsamt und verfällt dadurch noch tiefer in seinen ihm bereits anhaftenden Fehler; er arbeitet sich, wie dies in so manchen Fällen geschieht, in einen argen Größenwahn hinein. Daß er dann allerdings von anderen Gebildeten und von der über solche Irrgehende meist ganz gesund urteilenden Menge richtig eingeschätzt wird, das muß er eben leider mit in den Kauf nehmen. Das Buch ist originell; zur Psychologie der „Meerschweinchen" wird mancher interessante Beitrag geliefert.

* **Geschichte der evangelischen Stadtkirche und Kirchengemeinde zu Dillenburg.** Festschrift zum 400. Jubiläumstag der Kirchweihe. Von E. Dönges. 52 Seiten. Historischer Verein (Kommission von M. Weidenbach). — Der Verfasser hat sich als fleißiger Sucher in den Akten über Dillenburgs Vergangenheit bereits durch 60 Aufsätze über letztere in der „Zeitung für das Dillthal" einen guten Ruf erworben. Das

vorliegende Büchlein, auch auf Quellenstudium beruhend, führt uns in die Dillenburger evangelische Kirchengeschichte ein, schildert die Schicksale des alten Gotteshauses und der Gemeinde, beschreibt ersteres von innen und außen und giebt an passenden Anknüpfungspunkten kirchen- und kulturgeschichtliche Exkursionen. Es ist keine trockene, hölzerne, sondern eine frische, lebendige Darstellung und kann als lokale Ergänzung zu Arnoldi, Keller, Vogel u. a. angesehen werden.

* **Rad-Rundfahrten in Deutschland.** Führer für Radfahrer. Text mit Karten und Illustrationen von E. Wegener und J. Grüß. Heft 9 Rhein-Mosel-Eifel (130 Seiten), 10 Rhein-Taunus (89 Seiten) und 16 Maingegend (84 Seiten). Berlin W. Franz Ebhardt u. Cie. — Die drei Bändchen behandeln unsere engere Heimat und deren nächste Umgebung. Die Art der Darstellung nach geschlossenen Rundfahrten erscheint uns praktisch. Durch deren Beschreibung zusammen mit der von zahlreichen Verbindungs- und Anschlußrouten, sowie von Abstechern und Ausflügen kann erst eine zusammenhängende Darstellung nach Landschaften erfolgen. Der Radler, dem es doch nicht allein Zweck sein darf, zu fahren, sondern, der auch sehen, kennen lernen will, wird durch jene Beschreibungen mit dem Hervorragendsten, Merkwürdigsten unserer Gegend vertraut gemacht. Die gegebenen Mitteilungen sind gut gewählt und gesichtet, die Karten übersichtlich und richtig, und in den Illustrationen ist das Wesentlichste festgehalten. Die Ausstattung (Bädekerweise) ist löblich. Also nun: im Winter studieren und im Frühjahre — „all Heil!“

Am 1. Januar 1902 wurde die kaiserliche Hofhaltung zu Schloß Friedrichshof bei Kronberg aufgelöst. Die nicht von dem neuen fürstlichen Besitzerpaar, Prinz und Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, übernommene Dienerschaft wird wahrscheinlich im kaiserlichen Hofhalt zu Berlin verwendet. Die neue Herrschaft zieht am 1. Mai ein.

Baronin Edmund von Rothschild (Paris) hat zum Andenken an den verstorbenen Baron Wilhelm von Rothschild 50000 Pfund Sterling (1 Million Mark) zur Gründung eines Hospitals für israelitische Lungenkranke im Taunus gestiftet.

Die Kerkerbachbahngesellschaft hat nunmehr die Erlaubnis zur Fortsetzung der Bahn bis Hintermeilingen mit einer Rollbahn bis Lahr endgiltig erhalten. Sie ist überdies verpflichtet worden, spätestens bis zum 1. Oktober 1903 den Konzessionsantrag für Bau und Betrieb der Strecke Hintermeilingen-Mengerskirchen zu stellen.

Homburg und Hadamar erhalten neue Krankenhäuser. Der Rentner A. Fohr, ein geborener Hadamarer, unlängst zu Freiburg i. B. verstorben, hat seiner Vaterstadt 30000 Mark zum Bau eines Krankenhauses für weibliche Pfleglinge vermacht.

Limburg baut ein neues Gymnasium.

Das alte Badhaus zum Europäischen Hof zu Wiesbaden, neben dem Kochbrunnen gelegen, unlängst von der Stadtgemeinde angekauft, ist niedergelegt worden. Der Platz soll zu den Anlagen geschlagen werden. Durch das Gartenterrain des ebenfalls von der Stadt angekauften Badhauses zum Adler wird eine Straße in der Fortsetzung der Saalgasse bis zum Michelsberge gelegt, wobei in der Verlängerung die Heidenmauer, das altrömische Wahrzeichen Wiesbadens, durchbrochen und der älteste Kirchhof durchschnitten wird. Doch wird die uralte Mauer an der Durchbruchsstelle in antikisierender Weise ausgestaltet, wie sie durch die neue Straße überhaupt besser als bisher zur Geltung kommen dürfte.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. Januar.

1409. Der letzte weltliche Herr von Falkenstein, Philipp VII. stirbt. Mit seinem Neffen, Werner, Kurfürst-Erzbischof von Trier, stirbt das Geschlecht im Jahre 1418 gänzlich aus. Es hatte sich als Seitenlinie von den Herren von Bolanden abgezweigt. Der dritte Teil des Erbes, die spätere Herrschaft Königstein, fiel an Eppstein; in die außernassauischen Besitzungen teilten sich weitere fünf Erben.

1681. Ein starkes Erdbeben erschüttert die Gegend südlich vom Höhegebirge, insbesondere Wiesbaden. Die Glocke auf dem Uhrturme fing dabei zu läuten an.

23. Januar.

1299. Erzbischof Gerhard von Mainz erteilt dem Sohne seines Bruders Sifrid, Herrn von Eppstein, die Erlaubnis, die Einkünfte der Pfarrkirche zu Delkenheim zu der von ihm in dem Thale unter der Burg Eppstein neu erbauten Sankt Georgs-Kapelle zu verwenden. Delkenheim durfte er in Zukunft durch einen Vikar versehen lassen.

1861. Der Streit zwischen Regierung und Ständen in Nassau über die Domänen wird durch das sogenannte Ausgleichgesetz beendet. Hauptbestimmungen: Die Domänen wurden für unveräußerlich auch in Zukunft erklärt und sollten nicht belastet oder verpfändet werden. Eine besondere Behörde wurde zur Verwaltung der Domänen eingesetzt. Ueber die Einnahmen und die Ausgaben (für Verwaltung und Schuldentilgung) sollte von zehn zu zehn Jahren ein Normaletat aufgestellt werden. Von den Reineinnahmen der Domänen wurden zehn, bei Einnahmen über 700000 Gulden fünfzehn Prozent an die Landessteuerkasse eingezahlt. Allen früheren Ansprüchen entsagte der Herzog zu Gunsten der Landessteuerkasse.

28. Januar.

1797. Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg vermählt sich mit Herzog Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg. Sie war die Tochter des Fürsten Karl von Nassau-Weilburg, geboren am 20. April 1780, gestorben am 2. Januar 1857.

1845. Herzogin Elisabeth von Nassau, erste Gemahlin Herzog Adolfs, stirbt. Sie war am Tage vorher von einer nur kurze Zeit lebenden Prinzessin entbunden worden. Geboren am 26. Mai 1826 als Tochter des Großfürsten Michail Pawlowitsch von Rußland, vermählte sie sich am 31. Januar 1844 und verstand es, in der kurzen Zeit ihrer Waltung in Nassau äußerst volksbeliebt zu werden. Sie ruht samt ihrem Kinde in der von ihrem Gemahl erbauten, 1855 vollendeten russischen Kapelle auf dem Neroberge bei Wiesbaden. Ihr Grabdenkmal ist von Hopfgarten geschaffen.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

F. v. E. in G. Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Kundgebungen. Der Einsendung zur Einsicht wird s. Zt. gern entgegengesehen.

A. G. in G. Brief werden Sie erhalten haben.

H. S. in S. Miszelle dankend angenommen.

L. S. in W. Für später dankend angenommen.

Allen freundlichen Neujahrsgratulanten herzliche Erwiderung der Glückwünsche.

Redaktionsschluß: 10. Januar.



№ 3. Wiesbaden, den 1. Februar 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Mein Ruhm.

Ich geize nimmer nach billigem Ruhm;
Mein Herz und mein Sinn sind mein Heiligtum.
Ich weiß sie mir treufest und stark zu wahren,
Und wer sie bezwingen will, fordert Gefahren.
Mein Herz trotzet Listen und Sturmgewalten,
Und wer es besiegt, muß es ewig behalten.
Um wirklichen Ruhm kämpf' ich ehrlichen Strauß,
Den billigen jag' ich zum Dache hinaus!

Sieg.

Gieb mir den Kinderglauben,
Frischfröhlich' Kinderblut,
Gieb mir auch Mannesstärke,
Trotzigen Mannesmut;
Gieb mir des Greises Ruhe,
Seinen beschaulichen Sinn,
Stell' dann, wo Wetter brausen,
Herzvertrauend mich hin!
Schau', wie ich siegesfroh lächle,
Wenn auch der Donner kracht —
Wildeste Wetter weichen
Solcher Dreieinigkeit Macht.

Sinnsprüche.

Ein Stein im Wege ist unangenehm,
Doch aller Beachtung wert.
Nicht sorglos wandle und allzu bequem,
Das hat er dich schmerzend gelehrt.

Wer lang überlegt, wenn müde er ist,
Ob Bank und Platz ihm auch passen,
Muß oft den letzten brauchbaren Platz
Dem Tagedieb überlassen.

Einen Rucksack voll Grobheit
Mag Jeder vertragen,
Doch ein Theelöffel Wahrheit
Verlangt guten Magen.

Ob in Sonnenschein, ob in Wetters Graus,
Kühn segle ins Weltenmeer hinaus;
Ob Glück, ob Unglück dir wird beschieden,
Das Ende ist stets ein himmlischer Frieden!

Wenn noch so stolz du und selbstherrlich bist,
Du mußt dich im Leben doch manchesmal bücken;
Sei klug und thu' es zur rechten Zeit —
Je älter du wirst, desto steifer der Rücken!

Georg Knauer.

Nassaus Burgen,

ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

3) Von R. Bonte. (2. Fortsetzung.)

Im allgemeinen aber stand der fragliche Raum für den vorgedachten Zweck gar nicht zur Verfügung. Seine eigentliche Bestimmung war zweifellos die eines Proviant- und Kriegsmaterialienmagazins für den damals zu jeder Zeit wahrscheinlichen Fall einer Belagerung der Burg, deren Ausgang nicht vorauszusehen war und möglicherweise die Burginsassen zum Rückzuge in den Turm und zu längerer Verteidigung desselben nötigen konnte.

In solchem Falle war bei dem geringen Fassungsraume des Turmes das sogenannte Verlies ganz unentbehrlich zur Bergung von Vorräten aller Art, welche durch die erwähnte Oeffnung im Gewölbe eingelassen und unten von den mittels der Strickleiter hinabgeförderten Leuten abgenommen und aufgestapelt wurden, z. B. kleine Kufen mit Getränken und Lebensmitteln, Werkholz für die Verteidigungsarbeiten, Brennholz, Pech u. dgl.

Wie schon erwähnt, war der Verliesraum von außen, bezw. von ebener Erde aus in der Regel nicht zugänglich. Wo sich jetzt Thüren zu ebener Erde vorfinden, sind sie in späterer Zeit, da die Burg nicht mehr als wehrhafter Wohnbau dienen konnte, gebrochen worden, um eine bequemere Benutzung dieses hohen und kühlen Raumes vom Hofboden aus zu ermöglichen. Einige Ausnahmen von dieser allgemein gültigen Regel kommen allerdings vor, wie z. B. bei Freienfels. Diese haben aber wieder ihre bestimmten besonderen Gründe, deren Aufzählung und Erläuterung jedoch hier zu weit führen würde und die nur bei einer speziellen Betrachtung der betreffenden Burganlage eingehend gewürdigt und gerechtfertigt werden können. Zweifelhaft erscheint es, ob die zu ebener Erde in den Hauptturm der Burg Neukatzenelnbogen führende Thüre, welche um 1600 bereits vorhanden war, bei der Erbauung der Burg im Jahre 1393 ausgeführt worden ist.

Der eigentliche Eingang zum Hauptturm der Burg war zum Zweck seiner leichteren Verteidigung erst über dem Verlies angebracht und führte direkt in das 2. Geschoß des Turmes. Dieser Eingang konnte daher vom Burghofe aus nur mittels einer Leiter oder einer leicht zu beseitigenden Holztreppe, von den Geschossen der Wohnräume aus nur auf einer Brücke oder einer Laufdiele erreicht werden, welche ebenfalls leicht entfernt werden konnten, um nicht auch dem Angreifer als Passage zu dienen. Die mannigfaltigen Variationen, in welchen diese Anordnungen des Turmeingangs im Burgenbau angewendet wurden, sind bei den nassauischen Burgen fast sämtlich vertreten und bieten dem aufmerksamen Beobachter eine Fülle interessanter Wahrnehmungen und Vergleiche.

Dasselbe gilt auch von den verschiedenartigen Maximen, nach denen die Kommunikation zwischen den einzelnen Turmgeschossen angeordnet ist, und deren Endziel immer die Möglichkeit ist, jedes höhere Stockwerk nach Aufgabe des darunterliegenden mit allen Mitteln zu verteidigen und den eingedrungenen Angreifer von diesem höheren Stockwerk aus bekämpfen und zur Aufgabe der bereits gewonnenen Positionen nötigen zu können. Spezielle Erörterungen über diese oft recht komplizierten Verhältnisse lassen sich nur an Ort und Stelle, oder an der Hand genauer Zeichnungen geben. Da aber gerade Betrachtungen dieser Art einen besonderen Reiz gewähren, so möchte ich den Burgenfreunden zu dem Versuche raten, sich an der Hand der bei solchen Türmen beobachteten Einrichtungen selbst ein Bild von dem Gange der Verteidigung derselben zu machen, welcher in jedem einzelnen Falle seine besonderen und eigenartigen Schachzüge bieten wird.

Die Mauern der Türme waren entsprechend der Höhe und dem Zwecke dieses Verteidigungswerkes besonders unten sehr dick, 2—4 Meter und mehr. Die Grundrißfläche der Türme hatte durchschnittlich eine Seitenlänge oder einen Durchmesser von 10 Metern. Einige bestimmtere Maßangaben dürften nicht ohne Interesse sein.

Der viereckige Turm von Sonnenberg ist 24,5 Meter hoch, bei 10,10 und 11,30 Meter Seitenlänge. Der 20 Meter hohe fünfeckige Turm von Hohenfels bildet ein Quadrat von 9,30 Meter Breite, welchem ein Dreieck von 6,70 Meter Schenkellänge vorgelegt ist. Der runde Turm von Eppstein hat bei 24 Meter Höhe einen Durchmesser von 7,40 Meter, der von Burgschwalbach bei 39 Meter Höhe einen Durchmesser von 11 Metern.

Die Stellung des Turmes zu den übrigen Defensivbauten der Burg ist sehr verschieden und regelmäßig den in jedem Einzelfalle besonderen, weil aus den Terrainverhältnissen resultierenden Umständen angepaßt. Maßgebend war für dieselbe in allen Fällen der wesentlichste Hauptzweck des Turmes: die Ueberhöhung des umliegenden Geländes; erst in zweiter Linie kam die Deckung in Betracht, welche seine Mauermasse allerdings in hohem Maße gewähren konnte. Wo es irgend thunlich war, finden wir durch die Stellung des Turmes beide Verteidigungsmomente vereinigt ausgesprochen.

In den meisten Fällen wurde der Turm an die Angriffsseite, also da, wo der Burgplatz durch einen Graben von dem höher ansteigenden Gelände abgeschnitten war, aufgestellt, wo er im Verein mit den anschließenden Schildmauern den rückwärts liegenden Palasgebäuden eine nahezu vollständige Deckung ge-

währte. Mustergültige Beispiele dieser Anordnung bieten Burgschwalbach, Gutenfels, Neukatzenelnbogen, Freienfels u. v. a.

Hatte die auf isoliertem Bergkegel liegende Burg keine besonders ausgesprochene Angriffsseite, oder bot sich innerhalb des Berings ein hoch gelegenes Felsmassiv, so wurde der Turm im inneren Burghofe aufgestellt wie z. B. bei der Marksburg, Hohlenfels, Hartenfels, Kransberg u. a.

Die übrigen Burgbauten schlossen sich entweder nach rückwärts an den Hauptturm an oder gruppierten sich um denselben. Sie dienten in der Hauptsache den Zwecken der Wohn- und Hauswirtschaft, waren aber ebenfalls in wehrfähigen Zustand versetzt. Ihre dem Angriff ausgesetzten Mauern waren von entsprechender Stärke, mit Schießscharten und Pechnasen bewehrt und in Dachhöhe mit einem ringsherumlaufenden Wehrgange versehen, welcher mit dem Turmeingang derartig in Verbindung stand, daß sich die Mannschaft in letzteren zurückziehen konnte.

Die in diesen Mauern spärlich vorhandenen Fenster waren mit starken Schußläden, die Thüren mit Sperrriegeln versehen, letzteres keineswegs immer nach der inneren, sondern nach der Seite zu, in welcher die Zurückziehung der Verteidiger planmäßig zu erfolgen hatte, wenn die betreffenden Räume aufgegeben werden mußten, in welche letzteren alsdann der nachgedrungene Angreifer eingeschlossen und bekämpft wurde.

Die im vorhergehenden besprochenen Baulichkeiten, also der Turm und die den inneren Burghof einschließenden wehrhaften Wohngebäude bildeten ein für sich abgeschlossenes selbstständiges Defensivwerk, welches mit dem Namen Burg bezeichnet wird. Allerdings werden unter dieser Bezeichnung auch die den fraglichen Komplex umgebenden oder demselben anliegenden Vorhöfe und Vorwerke mit verstanden, doch bedurfte ein derartiges Kernwerk solcher nicht in jedem Falle, um den Namen einer Burg zu rechtfertigen.

Als Beispiel sei hier auf die Niederburg (Brömserburg) in Rüdesheim hingewiesen, welche lediglich aus dem Turme, dem engen Burghofe und den wehrhaft gemachten Wohngebäuden besteht, und welche eine vollständige Burg — also nicht etwa ein „wehrhaftes Wohnhaus“, wie von einigen angenommen wird — darstellt, die aber als eine früher rings vom Rheine umspülte Wasserburg die Anlage solcher Vorwerke weder als notwendig noch als möglich vermuten läßt.

Wenn nun, wie es bei allen in etwas größerem Umfange geplanten Burgen der Fall war, der für das Kernwerk der Anlage vorhandene oder vorgesehene Bauplatz für die benötigten Wirtschafts- ꝛc. Gebäude schon ursprünglich nicht ausreichte, oder wenn eine spätere Vermehrung der Burginsassen (Ganerben ꝛc.) eine Vergrößerung des Hauswirtschaftsbetriebs bedingte, so sah man sich genötigt, die erforderlichen Gebäude außerhalb der inneren, meist auch auf der höchsten Stelle des Bauterrains liegenden Burg in besonderen Vorhöfen anzulegen, welche dann gleichfalls wieder zu ihrer Verteidigung mit Mauern, eventuell auch mit weiteren Zwingern und Gräben umzogen werden mußten.

Unabhängig von diesen Bedürfnissen, vielmehr lediglich aus taktischen Gründen sind die Vorwerke oder Vorburgen entstanden, welche die Verteidigung der Hauptburg an einer besonders gefährdeten Seite zu unterstützen hatten.

Ein außerordentlich wichtiges Verteidigungsmittel bildeten die sogenannten Zwinger, welche noch nach der Erfindung des Schießpulvers ihre Bedeutung behielten und — allerdings in anderer Form und unter anderen Bezeichnungen — auch von der späteren Befestigungskunst in Anwendung gebracht wurden.

Der Zwinger, als Verteidigungswerk betrachtet, besteht in einer Wehrmauer, bezw. einem durch Wehrmauern eingeschlossenen Raum, welcher letztere im allgemeinen nicht zur Aufnahme von Gebäulichkeiten bestimmt ist, sondern nur für die Aufstellung und die Entwicklung der Besatzungsmannschaft sowie für die Kommunikation zwischen den einzelnen Werken ausreichen mußte. Er dient in der Hauptsache der sogenannten „abschnittsweisen Verteidigung“; durch die Anlage eines oder mehrerer Zwinger-, bezw. Wehrmauern vor dem Kernwerk wird die Zahl der Annäherungshindernisse vermehrt, weil der Angreifende erst die einzelnen Zwingern erobern muß, ehe er an das Kernwerk der Burg gelangen kann.

Eine besondere Art ist der Thorzwinger, welcher dem äußersten Burgthor vorgelegt wurde. Er war nach außen mit einem Thore versehen, welches entweder direkt auf die Burgstraße führte, oder auch die Zugbrücke enthielt. Bei einem Ausmarsche oder Ausfalle wurde letzteres Thor verschlossen gehalten und nur das Burgthor zum Ausrücken der Mannschaften geöffnet. Erst wenn letztere im Thorzwinger kampfbereite Aufstellung genommen hatte und das Burgthor wieder geschlossen war, wurde das äußere Thor (bezw. also der Thorzwinger) geöffnet und hinter dem letzten Mann der Ausrückenden sofort verschlossen.

Noch größer war die Bedeutung des Thorzwingers, wenn sich nach einem abgeschlagenen Ausfalle die Verteidigungsmannschaft einzeln oder in Gruppen vor dem nachdringenden Angreifer an die Mauer der Burg zurückziehen mußten, wo alsdann der Thorzwinger den Sammelplatz der Fliehenden bildete.

Von den Zwingern ist bei wenigen Burgen etwas Vollständiges erhalten. Bei den Rheinburgen boten sie willkommenes Material für die Futtermauern der sich immer höher nach dem Fuße des Kernwerks hinaufziehenden Weingärten, auch an anderen Stellen hat ihre Beseitigung zur Gewinnung von Steinmaterial und Gartengelände schon vor langer Zeit erwünscht und zweckmäßig geschienen. Dieser Umstand darf aber nicht zu dem Schlusse verleiten, daß sie bei den betreffenden Burgen gefehlt hätten, es ist vielmehr anzunehmen, daß jede Burg mehr oder minder umfangreiche Zwingeranlagen besessen hat, wie sie sich bei einzelnen auch noch vorfinden, z. B. bei Burgschwalbach (Thorzwinger), Eppstein, Gutenfels, Hohlenfels, Hohenstein, Reichenberg, Sauerburg, Runkel u. a.

Die im vorhergehenden mehrfach erwähnten Wehrgänge bilden die Bekrönung sämtlicher Außenmauern. Sie finden sich über dem oberen Geschosse des Hauptturms sowie der anderen etwa vorhandenen Thor- und Flankierungstürme, ferner über den Mauern der Palasgebäude, über den Thoren und den Zwingermauern sowie endlich auch auf den die vorhandenen Vorhöfe einschließenden Mauern, kurzum überall da,

wo die betreffenden Mauern einem Angriffe von außen her Widerstand zu leisten hatten. Seltener finden sich die Wehrgänge auch an den inneren, dem Angriff abgekehrten Seiten der betreffenden Mauern angeordnet, weil sie dort auch dem Gegner als Deckung dienen konnten, wenn er sich ihrer bemächtigt hatte. Solche Doppelwehren hatten beispielsweise die Burgen Langenau und Neukatzenelnbogen. Bei letzterer Burg bestrichen sie den inneren Burghof so vollständig, daß sich der hier etwa eingedrungene Angreifer kaum hätte halten können. Bei anderen Burgen, wo diese innere Deckung auf dem Wehrgange fehlte, mußte letzterer aufgegeben werden, wenn der Burghof von einem überlegenen Feinde genommen worden war.

Die bei manchen Burgen vorkommenden erkerartigen, unten offenen Ausbauten, die sogenannten Pechnasen sind als solche nur anzusprechen, wenn sie sich über einem Eingange befinden, zu dessen Verteidigung sie dienen konnten. Im anderen Falle sind es Abortbauten, welche alsdann meist nach der Angriffsseite zu und in versteckter Lage angebracht, häufig auch nur von Fachwerk hergestellt waren, so daß heute nur noch die Kragsteine, welche letzteres trugen, sichtbar sind.

Die Pechnasen oder Gußerker dienten dazu, den Angreifer aus gedeckter Stellung vom Eingange fern halten und an das Holzthor desselben gelegte Feuerbrände durch Hinabgießen von Wasser löschen zu können.

Außer den sonst etwa vorhandenen turmartigen Aufbauten, z. B. über den Thoren, den sogenannten Thortürmen, finden sich häufig an den Ecken der Wehrmauern kleinere runde, oder auch eckige Türme angebracht, welche, vor die Mauerfluchten vorspringend, eine bessere Beobachtung und seitliche Verteidigung der beiden anschließenden Wehrmauern bezweckten.

Sie waren im unteren Stock durch Thüren mit den beiderseits anschließenden Wehrgängen obiger Mauern verbunden und mit einem kleinen Kamin versehen. Das darüber liegende obere Geschoß war vom unteren aus mittels einer kleinen durch die Holzbalkendecke desselben führende Leiter zugänglich und oben gewölbt. Beide dienten auch in Friedenszeiten den auf den Wehrgängen die Runde machenden Wachtposten als Unterkunftsräume.

Sämtliche im vorgehenden erwähnten Verteidigungsanlagen sind bei den nassauischen Burgen in den verschiedensten Anordnungen und Formen vertreten und geben ein vollkommenes Gesamtbild der landesüblichen Befestigungskunst.

2. Die mittelalterliche Burg als Wohnbau.

Entsprechend der Einfachheit der Sitten und Lebensgewohnheiten jener Zeit war auch die Ausgestaltung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude eine durchaus anspruchslose und lediglich auf das zum Leben durchaus Notwendige beschränkt. Daß allerdings neben dieser Schlichtheit eine gewisse praktische Gediegenheit einherging, darf nicht außer acht gelassen werden, und wir können die Ausstattung der mittelalterlichen Wohnbauten daher etwa mit derjenigen der Häuser wohlhabender Bauerngutsbesitzer unserer Zeit vergleichen.

Von irgend welchem architektonischem Schmucke war bei den mittelalterlichen Burggebäuden, welche — so weit sie nicht der Verteidigung zu dienen hatten, aus einfachem Holzriegelwerk hergestellt waren — keine Spur zu finden, obwohl das Beispiel gleichzeitiger, oft überreich ausgestatteter Kirchenbauten zur Nachahmung hätte reizen können. Solches ließ aber der auf das Zweckmäßige gerichtete Sinn der damaligen Burgbaumeister nicht zu. Selbst die gewissermaßen als einzige architektonische Dekoration bei den Burgen auffallenden Rundbogenfriese hatten einen praktischen Zweck, indem durch ihre Auskragung der Wehrgang verbreitert und die Verteidigung gefördert wurde.

In dieser Vorstellung, die wir uns von den Burgbauten des Mittelalters machen, dürfen wir uns nicht beirren lassen durch die Bilder von Dilich, Merian u. a., welche im 16. und 17. Jahrhundert entstanden sind und — abgesehen von ihrer oft zweifelhaften Treue — uns die Burgen mit all den mannigfachen baulichen Veränderungen zeigen, welche frühere Zerstörungen und ihre durch die Einführung der Feuergeschütze vollkommen veränderte Benutzung im Laufe der Zeit notwendig machten, oder welche dem größeren Luxusbedürfnisse der Renaissancezeit entsprangen.

Derjenige Teil der Burg, welcher die wichtigsten Wohn- und Repräsentationsräume enthielt — der sogenannte Palas — bestand meist aus einem größeren mehrstöckigen Saalbau, an welchen sich andere Wohn-, Schlaf- und Hauswirtschaftsräume, darunter eine geräumige Küche, mit mächtigem Kamin, anschlossen. Diese Gebäulichkeiten gruppierten sich in den meisten Fällen um einen engen Hof, den „inneren Burghof", und lagen hinter der Schildmauer und dem Turm in guter Deckung gegen feindliche Geschosse. Da wo sie letzteren gänzlich entzogen waren, bestanden die Wände nach den Hofseiten zu aus Holzfachwerk. Die nach außen gehenden Wände waren dagegen aus Stein hergestellt und imponieren dem Beschauer heute besonders durch ihre gewaltige Dicke.

Die Fenster waren vorwiegend an der Hofseite angebracht, der innere Burghof charakterisiert sich daher insbesondere als „Lichthof"; außerdem vermittelte er die Kommunikation mit den einzelnen Gebäuden, welche unter sich — wenigstens zu ebener Erde — aus Rücksicht der Verteidigung nur in beschränkter Weise verbunden waren.

(Schluß folgt.)

Landgraf Friedrich mit dem silbernen Bein.

3) Von Wilhelm Wittgen. (Schluß)

Mit 1500 Mann brach darum der Prinz in der Frühe des 18. Juni (a. St.) auf, jagte trotz des heftigsten Regens auf dem schier unpassierbaren Wege hinter den Schweden her und erreichte sie nach kurzer Zeit. Bei dem Dorfe Linum zwang er sie zum Stehen und meldete dem Kurfürsten, er möge mit seinen übrigen Truppen eiligst nachkommen und ihm einstweilen gestatten, den Feind anzugreifen.

Der Kurfürst befahl ihm indessen, zu warten, bis er mit der Infanterie zur Stelle wäre. Derfflinger gab den Rat, durch einen Eilmarsch über Kremmen auf Fehrbellin zu die Schweden zu umgehen und ihnen so den Weg über den Rhin abzuschneiden.

Noch schwankte der Kurfürst in seinem Entschlusse, da kam ein zweiter Bote des Prinzen und bat abermals, angreifen zu dürfen, und nun rief Friedrich Wilhelm aus: „Weil wir den Feind so nahe haben, muß er Fell oder Federn lassen!" Darauf erwiderte Derfflinger: „Da Ew. Kurfürstliche Durchlaucht anderer Ansicht sind, so soll mich das nicht abhalten, meine Schuldigkeit zu thun und Ihre Befehle zu erfüllen, wenn auch mehr Gefahr und Wagnis dabei ist."

Der Marsch gerade vorwärts zur Unterstützung des Prinzen wurde also fortgesetzt.

Der schwedische General hatte unterdes bei Linum eine vorzügliche Stellung gewählt. Vor seiner Front zog sich ein tiefer Graben hin, und seine beiden Flügel waren durch undurchdringliche Moräste gedeckt.

Abermals sandte der Prinz einen Adjutanten und erbat sich zu seiner Unterstützung eine Abteilung Dragoner, da er schon „engagiert" sei. Sofort schickte der Kurfürst 500 Mann voraus, auch Derfflinger sah ein, daß schnelles Handeln notwendig war und sprach das oft zitierte Wort: „Wir müssen ihm sekundieren, sonst kriegen wir keinen Mann wieder!"

Da dichter Nebel die Gegend verschleierte, ersah der Prinz hieraus seinen Vorteil und ließ die Attacke auf den Feind beginnen. Wrangel glaubte, durch den kühnen Angriff stutzig gemacht, die ganze brandenburgische Armee vor sich zu haben und räumte schleunigst seine günstige Stellung. Der Prinz von Homburg aber „hing den Schweden ständig an den Eisen" und nötigte sie, bis gen Hackenberg zurückzuweichen, wo sie auf der linken Flanke durch das Rhinluch gedeckt waren, während sich zur Rechten ziemlich bedeutende Hügel ausdehnten, die Wrangel wegen des herrschenden Nebels nicht bemerkte, die dem Prinzen aber sehr wohl bekannt waren.

Während er die schwedische Front scheinbar bedrängte, schickte er seinen linken Flügel vor bis auf jenen unbesetzten Hügel und hatte so das günstige Moment für den glücklichen Ausgang der Schlacht gewonnen.

Als der Kurfürst mit den Truppen endlich heran war, übersah er sogleich den Vorteil, den ihm der Prinz von Homburg in die Hand gegeben und schickte diesem mehrere Regimenter mit Kanonen zur Verstärkung nach. Das Feuer der Artillerie übte bald auf die überraschten Truppen der Schweden einen verheerenden Einfluß aus; „mit den Geschützen spielte man überzwerch in des Feindes Bataillone, sodaß mancher sein Leben lassen mußte."

Doch die Schweden wollten sich nicht so leichten Kaufes besiegt ergeben; mit gefällten Piken stürmten sie gegen die Anhöhe vor. Der Prinz von Homburg aber setzte sich an die Spitze einer Schwadron und warf die Anstürmenden blutig zurück.

Der Angriff erneute sich jedoch mit solcher Tapferkeit, daß die Brandenburger ihre ganze Kraft einsetzen mußten, um ihn auszuhalten. Dabei wurde mit solcher Heftigkeit gekämpft, daß selbst der Kurfürst, der neunundsechzigjährige Derfflinger und der Prinz von Homburg ins Handgemenge mit dem Feinde gerieten. „Es ging sehr hart zu," berichtet er; „ich bin etzlichemal ganz umringt gewesen, Gott hat mir doch allemal wieder daraus geholfen, und wären alle unsere Stücke und der Feldmarschall selbsten verloren gewesen, wenn ich nicht en personne sekundiert hätte".

Die mit äußerster Tapferkeit kämpfenden Schweden vermochten die Brandenburger aus ihrer günstigen Stellung nicht zu verdrängen, vielmehr wurde ihr rechter Flügel fast ganz vernichtet, sodaß sie sich nur mit den schwersten Verlusten über den Rhin zurückziehen konnten.

So war die ruhmreiche Schlacht bei Fehrbellin, die so entscheidend war für Brandenburgs fernere Geschicke, einzig und allein dem schnellen Zugreifen des Prinzen von Homburg zu verdanken. Das soll ihm von der deutschen Geschichtschreibung nicht vergessen sein!

IV.

Mit der Schlacht bei Fehrbellin können wir die Betrachtung der Kriegslaufbahn des Prinzen von Homburg schließen. Wohl leistete er nach dem kurzen Zerwürfnisse mit dem Großen Kurfürsten diesem im weiteren Kampfe mit den Schweden als Heerführer und Berater noch wesentliche Dienste; doch ragen diese nicht so sehr hervor, daß es sich lohnt, ihnen an dieser Stelle im einzelnen nachzugehen. Es lohnt sich vielmehr, jetzt seiner Wirksamkeit als Herr der Landgrafschaft Hessen-Homburg zu gedenken.

Im Jahre 1679 war es dem Prinzen gelungen, die bereits erwähnte Verpfändung Hessen-Homburgs an Darmstadt einzulösen, und als im August 1681 sein Bruder Wilhelm Cristoph ohne männliche Nachkommen starb, da war er alleiniger Besitzer des kleinen Erbteils seiner Väter.[1]) Er hielt es nun endlich für an der Zeit, mit gutem Grund von dem brandenburgischen Dienste Abschied zu nehmen und sich für den Rest seines Lebens ganz der Fürsorge um sein Land zu widmen.

Und da müssen wir sagen, daß kaum ein zweiter deutscher Fürst mit solch bescheidenen Mitteln so unendlich viel Segen gewirkt hat, als gerade Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg.

Zunächst sah er seine Aufgabe darin, die immer noch seit dem Dreißigjährigen Kriege blutenden Wunden seines Landes zu heilen. Sein erstes Augenmerk rich-

[1]) Georg Christian war bereits 1677 gestorben.

tete er dabei auf seine Residenz Homburg selber. Dieser war durch die Nutzbarmachung der Salinen seither eine bedeutende Einnahme erwachsen; in dem unseligen Kriege waren diese indes gänzlich vernachlässigt worden, teils waren sie ganz verfallen. Mit Aufwendung bedeutender Geldmittel gelang es ihm, sie wieder in brauchbaren Zustand zu setzen.

Als dann im Jahre 1686 von Frankreich her Hilferufe der fliehenden Hugenotten zu ihm drangen, war er sofort bereit, auf die Gefahr hin, bei dem allmächtigen König Ludwig XIV. in Ungnade zu fallen, die Flüchtlinge aufzunehmen. Und diese hochherzige That hat ihm und seinem kleinen Lande unendlichen Segen gebracht; — denn mit Hilfe der Ansiedler gelang ihm der Ausbau der Salinen, und er brachte seine Hauptstadt Homburg auf die Höhe bleibenden Gewerbefleißes, der wiederum durch die Nähe der Frankfurter Messe kräftige Anregung empfing. Die Hugenotten erbauten die sogenannte „Neustadt", wobei es der Landgraf an thatkräftiger Unterstützung nicht fehlen ließ.

Als dann im folgenden Jahre ein neuer Zug flüchtender Hugenotten und Waldenser nach Homburg kam, nahm er sich vor, ihnen in der Richtung nach Seulberg zu eine eigene Siedelung zu gründen. Die Geschichte dieser Kolonie, welche ihm zu Ehren Friedrichsdorf genannt wurde, sowie auch die von Homburg und Dornholzhausen soll in einem besonderen Aufsatze behandelt werden, doch wollen wir hier die Aufnahmeprivilegien vom 13. März 1687 im Auszuge bringen, um zu zeigen, in welch hochherziger Weise der Landgraf den Einwanderern entgegenkam. Dank dieser weitgehenden Rechte, die er verlieh, konnte sich die Kolonie schnell und vorteilhaft entwickeln. Pfarrer Jakob Fliedner zu Eppstein führte hundert Jahre später in einer Eingabe an die nassauische Regierung den Nachweis, daß fast die sämtlichen Orte des hohen Taunus direkt oder indirekt von den Industrieen in Friedrichsdorf ihren ganzen Unterhalt hernahmen und ein weiter Umkreis geradezu am Bettelstab ginge, wenn die Erzeugnisse Friedrichsdorfs, deren Absatz infolge der Kontinentalsperre gehemmt war, nicht anderwärts Verwendung finden könnten.

Das Privilegium der Friedrichsdorfer lautet:

„Von Gottes Gnaden Wir Friedrich, Landgraf zu Hessen ꝛc. thun allen und jedem zur Evangelisch Reformierten Religion sich bekennenden, die in erfagter Stadt Homburg und übrigen Orten Unseres Landes sich häuslich niederzulassen gesonnen, hiermit Kund und zu wissen: daß von Uns und den Unsrigen dieselbigen auf folgende Ihnen von Unserem sich unterschriebenen Bevollmächtigten vorzulegenden Bedingungen auf- und angenommen werden und zwar:

Art. 1.

Daß, nachdem sie die Unterthaneneidespflichten geleistet haben, sie als uns w i r k l i c h a n g e b o r e n e U n t e r t h a n e n betrachtet und angesehen, somit auch in Unseren S c h u t z aufgenommen und zu Bedienungen nach ihrer Geschicklichkeit angestellt werden, auch überhaupt sowohl, als insbesondere eben deren Vorteile, R e c h t e n und F r e i h e i t e n, wie unsere anderen Unterthanen, sich zu erfreuen haben sollen.

Art. 2.

Daß sie von allerlei Unterthanen-L a s t e n und Bürden und sonstigen Auflagen, Einquartierungen und Kontributionen, auch übrigen Beschwerden — auf 10 Jahre lang — b e f r e i t sein sollen.

Art. 3.

Daß Wir denen, so sich mit F e l d b a u beschäftigen und dazu Land urbar machen wollen, die zu dem Ende ausgesuchten Plätze zum E i g e n t u m wollen übergeben und einräumen lassen.

Art. 4.

Soviel nun die Fruchtbarmachung des Ackerlandes und dessen Bearbeitung anbetrifft, ist es nötig, daß V i e h gehalten werde, und folglich wollen Wir ihnen Wiesen zu Heu und Futter, soviel als möglich, verwilligen und in Rücksicht anderer Wiesen, welche Wir Uns zu Unserem Gebrauch vorbehalten, sollen sie dieselbe Freiheit wie Unsere a n d e r e Unterthanen haben, daß sie darauf zu w e i d e n treiben können.

Art. 5.

Soviel die öffentliche Ausübung des G o t t e s d i e n s t e s anbetrifft, sollen sie der reformierten K i r c h e zu Homburg so lange sich bedienen, bis sie eine e i g e n e im D o r f e haben und nach ihrer Anordnung und k i r c h l i c h e n E i n r i c h t u n g werden aufbauen können.

Art. 8.

Sollen sie handeln und wandeln, allerlei K a u f m a n n s w a r e n, en gros en détail ein- und verkaufen, Kramläden halten, Waren feil tragen, allerlei Hantierungen treiben und Manufakturen aufrichten können. Auch sollen sie gleichfalls die Freiheit haben, daß sie in allen Orten unseres Landes keinen Zünften . . . unterworfen sein.

Art. 9.

Gleich wie sie Sprache, Wohnung, und politische Landesverfassungen nach, von den ursprünglichen Unterthanen abgesondert sind, so sollen sie auch eigene Notariats- und Gerichtschreiber haben und können bemeldete Plätze und Grundstücke also unter sich verteilen, wovon nach ihrer Weise Verzeichnisse und Schätzung aufzunehmen seien.

Art. 10.

Wenn sie durch ihren Vorschub, Fleiß und Geschicklichkeit, die Art und Weise, in unserem Lande Seide zu ziehen und zuzubereiten einführen würden, sollen sie und ihre Nachfolger deshalb zu aller Zeit von aller Auslage befreit sein, die man wegen solcher Seide den geborenen Deutschen abfordern könnte. . . .

Art. 11.

Versprechen wir für Uns und Unsere Fürstlichen Nachkommen, alles obige aufs beständigste genehm zu h a l t e n, und daß solches als ein u n w i d e r r u f l i c h e s und u n v e r l e t z l i c h e s G e s e t z beobachtet werden solle. Auch verordnen Wir, daß alles protokolliert und bekräftigt und daß davon von Unserer Fürstlichen Kanzlei unterschrieben und versiegelte förmliche Kontrakt soviel derselben nötig sind, zur beiderseitigen Sicherheit unentgeldlich angefertigt werden."

Die günstigen Erfahrungen, welche der Landgraf mit der Aufnahme der Hugenotten und Waldenser gemacht hatte, bestimmte ihn, zwölf Jahre danach einen Zug Waldenser, die von Viktor Amadeus II. von

Savoyen zur Auswanderung gedrängt worden waren, aufzunehmen.

Diese Waldenser waren zumeist Ackerbauer; darum siedelte er sie auf dem Grund und Boden des im Dreißigjährigen Kriege ausgestorbenen Dorfes Dornholzhausen an und gab ihnen Anteil an Wald und Weide der sogenannten „Hohen Mark“. Als die Ortschaften, welche diesen Distrikt für sich allein beanspruchten, mit Unterstützung des Erzbistums Mainz Verwahrung hiergegen einlegten, wußte Friedrich in sehr energischer Weise sein Recht zu behaupten. In dem Königlichen Staatsarchiv zu Wiesbaden sind die Akten dieses interessanten Streites aufbewahrt; sie werfen ein äußerst günstiges Licht auf den festen, unbeugsamen Charakter des Landgrafen. Mehr noch als in Friedrichsdorf war bei der Kolonie Dornholzhausen die nachhaltigste Unterstützung seitens des Landgrafen nötig, und wir müssen auf Grund der Akten und Urkunden sagen: das Höchste, was in seinen Kräften stand, hat er geleistet, um auch diese Siedlung in die Höhe zu bringen, nicht nur dieser selbst zum Segen, sondern zum Heile der ganzen Gegend, die durch das Beispiel dieser gewerbefleißigen, den Sitten und dem Glauben der Väter bis zum Tod getreuen Einwanderer zur Nacheiferung hingerissen wurde.

Als Landgraf Friedrich II. am 24. Januar 1708 sein thatenreiches, gesegnetes Leben beschloß, da konnte sein Hofprediger keinen passenderen Text wählen, als denjenigen, „welchen der höchstselige Landgraf viel hundert Malen repetieret und bis in den seligen Tod sich selbsten damit erlabet hat“: Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest. (Psalm 91).

Von seinen Landeskindern wurde sein Tod aufs tiefste beklagt, und durch zwei Jahrhunderte hindurch blieb sein Bild frisch in der Erinnerung. Das beweist auch das Denkmal in Friedrichsdorf, das man ihm in dankbarer Erinnerung gesetzt hat, und so manches andere Zeichen der Verehrung, dem man noch heute in der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Homburg begegnet.

Möge er auch auf dem sogenannten Landgrafendenkmal, das die Bewohner der dortigen Gegend ihren ehemaligen treuen Landesvätern in Homburg zu setzen gedenken, die hervorragendste Stelle einnehmen, so wie sie dem verdienstvollsten unter diesen gebührt!

Claudius Conter.

Ein Lebensbild nach einem Tagebuche mitgeteilt von Hans Wagner-Wittenberg.

Ein altes abgegriffenes Büchlein kam jüngst durch Kauf von einem Antiquar in meine Hände. Es ist das Tagebuch des kurmainzischen Kellers Claudius Conter zu Eppstein und läßt in seiner Schlichtheit und Einfachheit gleichwohl mancherlei Interessantes auf Zeit und Zeitumstände schließen. Ich gebe seinen Inhalt, so weit er sich auf die Biographie des Schreibers bezieht, buchstabengetreu hiermit wieder.

Der Titel lautet: Pro morte et medicis non est medicamen in hortis, Vor den Todt kein Krauth gewachsen ist, Mein frommer Christ, 16 anno 64 Claudius Conter pro tempore Keller zu Epstein. — Dann folgt nach einigen Seiten, die mit nicht geschichtlichen Bemerkungen gefüllt sind, die Introduktion.

Wie mein Vor Eltern gebohren und gestorben nach ein ander.

Nota. Anno 1591, den 8ten Aprilis montagß Nach dem palmsontag ist mein proavus gestorben, Gott gnade die Söll. — Anno 1594, d. 6ten 9bris hatt mein groß Vatter Hochzeitt gehalten nahmens petrus baden Zimmer leuth ratß meister in Trier mitt barbara grein meiner groß mutter. — Worauff den 5ten July anno 1595 Eucharius sein Erster sohn zur Welt gebohren, unnd d. 5ten Augst selben iahrs gestorben. — Anno 1596 den 13 8bris Margareth, sein Dochter gebohren, unnd anno 97 d. 21 9bris in gott Entschlaffen. — Anno 1598 ist sein Dochter Catharine gebohren den 12 9bris. Unnd ist mein Tauff gödell gewesen. — Anno 1600, d. 17ten Aprilis ist sein Dochter Margareth gebohren Unnd ist mein Claudij Conterss mutter geweßen. — Anno 1602 ist gebohren sein Sohn Christoffell, den 4ten 7bris. gestorben den 29ten selben Jahrß unnd monats. — Anno 1604 den 17 Aug. ist sein Sohn Wilhelm gebohren worden. Dieße meineß groß Vatter sel. Kinder seint all in St. Gangolffs pfar Kirchen getaufft worden. — Anno 1607 d. 23. Apr. ist sein Jüngste Dochter Anna Maria in dieße Welt gebohren. — Anno 1614 d. 14ten Januar ist mein groß Vatter in dem H. entschlafen. Unnd selb. Jahrß den 25. Aprilis sein Sohn Adrianus zu dießer Welt gebohren worden. —

Anno 1631 d. 7ten 8bris hatt mein Vatter Nicolaus auß der Stadt Chur in d. bünten (Graubündten) bürtig, deßen Vatter Claudius Genazius (Jenatsch[1]) Conter gehaißen, mit meiner Mutter Margareth baden seinen hochzeitlichen Eherntag gehalten. — Anno 1632 ist mein schwester Anna Maria in dieße Welt gebohren, getaufft in St gang(olff). — Anno 1634 d. 7ten Fbr ist mein großmutter barbara grein in Gott selig Entschlaffen. — Anno 1635 ist mein bruder Joh. Adrian d. 22 8bris in dieß Welt gebohren, Unnd d. 17ten apr. anno (1)636 begraben worden. — Anno 1636 ist meiner Mutter Bruder Wilhelmuß baden d. 5 Maij in die andere Welt Zur Ewigkeit abgeschieden Wie auch mein schwester Anna Maria d. 17 Aprilis selb. iarß. — Anno 1639 d. 2ten 8bris bin ich Claudius in dieße welt gebohren. Mein Tauff patt wahr H. Clau. Larosch in Nürnberg, zu Trier mein Gödell Catharin meiner mutter schwester. Anno 1640 ist Er d. 23. maij im H. Entschlaffen. — Anno 1643 ist mein schwester Elisabeth d. 22 maij in bißе Welt gebohren.

[1]) Vgl. „Jürg Jenatsch“ von C. F. Meyer. D. H.

NB. in dem 1636ten Jahr ist mein Stiefbruder Jacobus inß Carmelitter Closter zu Trier eingangen. Eodem Anno mortuus darin im nouitiat. —

(Hier ist leider ein Blatt des Buches herausgerissen. Die Erlebnisse Conters aus seinen ersten Jugendjahren [1639—1653] sind uns dadurch verloren gegangen. Erst mit dem 14. Lebensjahre setzen die Begebenheiten [s. u.] wieder ein. Dazwischen wird erst die ältere Genealogie erledigt.)

Anno 1656 d. 16ten 9bris hatt mein lieber Vatter Nicolaus Contern dieße Welt gesegnet. — Anno 1658 d. 13 Febr. starb meiner mutter schwester Catharin, so mein Tauff gödell geweßen. Tröst die liebe Sehl der allmächtige. (Am Rande: Act. 60 iahr.) — Anno 1663 d. 25ten Jan. Segnete dieße Welt meine liebe Mutter Margareth badenß morgenß zwischen 2 und 3 Uhren, deren Sehl der l. Gott gnadt, dem leib aber Ein frölich aufferstehn Verleihen wolle; Amen. (Am Rande: Act. 63). — Anno 1674 d. 13. Junij ist meiner Mutter schwester zue schönnedhen Anna Maria, in gott Selig von dießer Welt abgeschieden. Act. 67 Jahr. —

Mein Vatter, unnd diesse drey Schwestern requiescant in pace Aeterna. Amen. — —

(Nun beginnen die Erlebnisse Conters.)

Anno 1653 bin ich nach Metz von meinen Eltern geschickt. Und daselbst zu Mons. de la granse kommen außerhalb auff daß schloß Mercaneaire. Daselbst bin ich Eilff monath bliben unnd hernach nach Trier gefordert worden.

Anno 1654 bin ich von Trier nach Wien in Oesterreich umb daselbst mein fortun zu suchen außgereist,[1]) Von dannen d. 5ten Aug. durch die Steyrmark, Kärnden, Craindt und zu Triest auffs Waßer geseßen, biß auf pischiera (Peschiera) und so fort auff Neapol. Von dannen d. 3ten Jan. auf Rom; da bliben biß d. 4ten May deß (1)656ten Jahrß mitt Einem maltheser Caualier Eingeschifft uf die päbstl. galeren, in meinung nach d. Armada von Venedig zu schiffen, seint aber wegen damalen in italien grassirender pest aufgehalten unnd mitt der Königin Cristina auß schweden[2]) nach Marsilien gefahren. Von dannen nach barcelona, überwintert zu Civita Vecchia unnd d. 7ten Aprilis 1657 mitt bes. Päpstl. schiffen mitt Coniunction d. Maltheser von Sicilien abgefahren zu der Armada von Venedig, also zusammen nach den Dardanellen geschifft und d. 23ten Julij mit der Türkischen Flotte getroffen in die 6 Stunden baldt darauf victorisirt und hin unnd wider den Christen viell schiff unnd Türcken, waß nit am Ufer gestanden gewesen zur beute worden,[3]) nach vollendetem Julio zurück nach Malta geschifft unnd den

[1]) Der blödsinnige Ausdruck „ausreisen" ist also nicht neu. D. H.

[2]) Tochter Gustav Adolfs, die nach ihrer Abdankung zu Rom katholisch wurde. D. H.

[3]) Anmerkung. Conter hat sich hier jedenfalls im Datum geirrt. Die für die Venezianer und ihre Verbündeten siegreiche Seeschlacht bei Tenedos unweit der Dardanellen, fand am 17., 18 und 19. Juli 1657 statt. Die Türken wurden geschlagen und ihre ganze Flotte vernichtet: 5 Schiffe gingen zu Grunde, 6 wurden in der Schlacht erobert, 40 auf den Strand getrieben; der Admiral der Venezianer Lazaro Mocenigo fiel. Die späteren Seekämpfe bei Tenedos waren für die Venezianer nicht glücklich. (Theatrum Europaeum VIII, S. 312 u. f.). H. W.

priorem von Nauarra, so damahln selbigen ritter ordenß großmeister worden, in der insul Cicilien in der Statt Messina abgenommen. Daselbst ist bespr. prior Vice Re (Vizekönig) gewesen.

In 9bri selb. Jahrß bin ich zu Rom glücklich Gott lob wider ankommen. Da bliben biß d. 15ten May deß 1658ten iahrs, auß Rom gereist umb 1 Uhr nachmittagß p. Venedig auf inspruck unnd durch Tiroler gebürg, unnd d. 24ten Julij zu Trier glücklich ankommen.

Eodem Anno in 8bri in Dinsten kommen zu H. Obristen unnd Commendanten zu Ehrenbreitstein. Daselbst biß uf meiner mutter sel. absterben, alß d. 3ten Febr. Anni 1663 blieben. Damahln mich verabscheidet unnd d. 17ten Febr. 1664 mich mit der Ehr und Tugentreichen Jungfrl. Anna Elißabethen Storrin Copul. laßen, mein hochzeitlichen Kirchengang im Thumb (Dom) zu F(rank)furth gehalten. Hatt unß zusammen geben H. N. breuing Concionator F(ranco)f(ur)ti, theol. doctor unnd scholaster des Stiefft S. barth(olomaei). Testes fuerunt H. Niclass Hilligardt zur Zeit Przl. Schönborn(ischer) Keller unnd H. Georg Dieffenbach burger und Handelßmann in F(rank)f(ur)th. Geb unß Gott ahn Sehl und laib waß Nützlich ist.[1])

1664 den 28ten Nouembris zwischen 1 unnd 2 Uhren früh morgens ist mein Sohn Johann Friedrich in dieße Welt gebohren und zu Newenhain in den bundt d. Heyl. Tauff einverleibet worden durch den Ehrwürd. H. Bertramo Hauelss, die tauffpatten waren H. obr(isten) Sohn von Ehrenbreitstein H. Johann Eberhardt von Leyen unnd H. Reichs Hoffraths Sohn von Hünerfelt, H. Fritz. Die gödell war m. liebe baaß Maria Sibilla Storrin.

Den 8ten Xbris 1665 zwischen 9 unnd 10 Uhren Vormittag ist mein Söhnlein Johann Paulus in dieße welt gebohren unnd zu Newenhain getaufft worden von H. B. Haveldio damahl. Landtdechanten.

Seine tauffpättgen wahren Johann Wilhelm Storr, ist ein discipulus meus, und mein Vetter pauluss Teutsch burger in Trier. Ist gestorben den 18ten Aprilis uf palmen Sontag seineß alterß 17 wochen und 1 tag, requiescat in sancta pace.

Anno 1666 d. 28ten Decembris zwischen 8 und 9 Uhren deß abendß ist mein Sohn Christianus uff dieße welt gebohren unnd folgenden freytag dem bundt der Heyl. Tauff eingebunden worden durch H. p. Antonium Rommelsangen, damahl. pfarhern zue born (Schloßborn), Petter wahre d. Ehrwürdige H. Christian Cleburg Antoniter ordenß zue höchst, damahl. Sehlsorger zue Hattenheimb im Ringaw.

Anno 1668 den 19. Märtz deß abendß zwischen 5 unnd 6 Uhren ist mein Söhlein Frantz Eberhardt uff dieße Welt gebohren, getaufft uff dem Hauß Eppstein a. R(everen)do D(omi)no Martino Jäger pastori in Königstein. petter wahre der Hochedell gebohrene H. Frantz Eberhardt von Leyen. Ist gestorben d. 18ten Maij selbigen Jahrß, liegt begraben zue Fischbach ihm Chor. † Requiescat in pace. Amen.

[1]) Nunmehr wird Conter die Kellerstelle in Eppstein angetreten haben, wie es scheint anfangs mit dem Sitze zu Neuenhain, seit 1667 zu Eppstein. Wahrscheinlich kam er durch Empfehlung dorthin.

Anno 1669 den 9. Aprilis umb 8 Uhr Vormittag ist mein Döchterlein Elißabeth Barbara zur Welt gebohren, den 15. Eiusdem aber in gott selig entschlaffen, liegt zu Fischbach im Chor begraben. Die goden wahren Elisabetha Dieffenbachin unnd barbara Willingerin von pfortzheimb. Requiescat in S(anc)ta pace. Amen.

Anno 1670 den 27ten Julij deß morgenß zwischen 9 und 10 Uhren, ist mein Döchterlein Maria Catharina zur Welt gebohren unnd durch H. Andreß Saltzman, Pfarrer zu Fischbach getaufft worden. Sein göde ist geweßen Maria Catharina schnatzin auß Fr(ank)furth, meiner lieben Weibgeß Einzlinge schwester. Gott gebe ihr gnadt zu Zeitt unnd Ewiger Wohlfarth.

Anno 1671 den 13ten Augusti morgenß zwischen 7 unnd 8 Uhren ist mein Döchterlein Anna Margareta uf dieße Welt kommen, uf dem Hauß Eppstein getaufft a R(everen)do D(omi)no Michaeli dreher praeceptori in Höchst. Die gode ist geweßen Meine schwiehermutter Anna Margareth Storrin, mitt meiner baß Anna Maria meiner mutter schwester von Schönnecken auß d. Eiffel.

Anno 1672 den 14ten 7bris die S. Crucis Nachmittagß zwischen 3 und 4 Uhren ist mein Söhnlein Claudius Adrianus zur Welt gebohren unnd folgendeß von dem Ehrw. H. Leonhardo closs pfarrer zu fieschbach, uf dem Hauß Epstein getaufft worden. Der petter ist geweßen Meines G(nä)d(ig)sten Churfürsten unnd Herrn Cammerdiener Claudius Adrianus de la Taxe von Trier bürtig. Gott gebe dem Kindt die Zeitt unnd Ewige Wohlfahrth. Amen.

† ist in gott sel. Entschlaffen den 16ten Jan. 1673 Vormittag umb 8. requiescat in pace. Amen.

Anno 1674 den 5. Aprilis Morgenß umb 3 Uhr, ist meine Dochter Maria Magdalena gebohren, unnd zu Epstein folgenden Sontag getaufft worden. Ihre tauff godell ist geweßen unsere Baß Magdalena zu Wormbß, welche den jungen Herrn glocken hat. parochus fuit M. L. Closs pastor in fieschbach.

NB. ist in dem Herrn Jesu Entschlaffen den 9. Aug(us)ti Selbigen Jahrß. requiescat in pace. Amen. †

Anno 1675 den 10ten Aprilis uff mittwochen vor dem grünen Donnerstag ist mein Döchterlein Anna Elisabeth zur Welt kommen umb die 10 Uhr Vormittagß und ist den 16ten Eiusdem auff dem schloß Epstein getaufft worden. Sein Tauff god ist gewesen meine schwester Anna Elißabeth Conter Franciscaner ordenß zu trier ahn deren Stelle meine schwieher Mutter geweßen. Der pfarrer wahre H. Leonhardt Closss p. t. pastor in fieschbach. — —

Hiermit schließen die Aufzeichnungen. Conter ist gegen Anfang des 18. Jahrhunderts gestorben. Sein früh bewegtes Dasein „über Land und Meer" hat in dem idyllischen Eppsteiner Thale ein beschauliches Ende genommen.

Agnes von Weilnau.

3) *Eine verklungene Sage.* — Von C. Trog. (Schluß)

So vergingen Monate, ohne daß Agnes von irgend einer Seite beunruhigt worden wäre. Sie hatte sich in ihre neue Lebenslage so eingewöhnt daß sie sich zufrieden gefühlt hätte, wenn der Schmerz über die Trennung von der guten Mutter, und die Furcht, daß diese um ihretwillen viel zu leiden habe, ihre Thränen nicht immer wieder fließen machten.

Eines Tages, als die Herde zur Mittagsruhe sich gelagert hatte und der maskierte Schäfer an einer sprudelnden Quelle eingeschlafen war, rissen ihn plötzlich laute Hilferufe aus seinem Schlummer empor. Agnes sprang auf und horchte, und als die Hilferufe wiederholt wurden, drängte sie sich durch das dichte Gebüsch dem Orte zu, woher die ängstlichen Rufe ertönten. Da — erschreckt blieb sie stehen — lag ein junger Ritter, der mit seinem Pferde gestürzt war, blutend vor ihr auf dem Waldgrase. Von edlem Mitleid ergriffen trat sie näher; da schlug der Gestürzte die Augen auf und bat mit schwacher Stimme um Hilfe.

„Ich eile, meinen Vater zu holen!" erwiderte Agnes und eilte der Hütte zu, und schon nach wenigen Minuten war sie mit den beiden Pflegeeltern wieder zur Stelle. Agnes flog zur nahen Quelle und brachte in ihrer Hirtenflasche frisches Wasser herzu, und der alte Hirt, welcher ein Krüglein stärkenden Kräutersaftes, den er selbst bereitete, mitgebracht hatte, wusch und stärkte den in eine Ohnmacht versunkenen Jüngling, der nach dieser Hilfe bald die Augen aufschlug und mit schwacher Stimme dankte. Nachdem er sich etwas erholt hatte, legten alle die Hände an, und von sechs Armen unterstützt, richtete er sich auf, und — langsam zur Hütte geführt — bettete man ihn auf das beste Lager, über welches die Hirtenleute verfügten.

Der Ritter dankte seinen Wohlthätern mit gerührtem Herzen, am meisten dem jungen Schäfer, der seine Pflege übernommen hatte und der sich wundersam zu dem fremden Jünglinge hingezogen fühlte, dessen Reden ein gefühlvolles Herz und einen rechtschaffenen Sinn verrieten.

Die Anordnungen des Alten, welcher in der Heilkunde des Hirtenstandes erfahren war, befolgte Agnes genau und zart, und schon nach einigen Wochen war der junge Ritter von den Beulen und Quetschungen befreit und wieder wohlauf. Da auch sein Pferd die Wehen des Sturzes überwunden hatte, so stand nichts mehr im Wege, die Hirtenhütte zu verlassen. Aber der Ritter eilte nicht, aus der Einöde fortzukommen, es gefiel ihm unter den guten Menschen, und von Tag zu Tag verschob er die Abreise. Agnes kam fast nicht von der Seite des Jünglings, in dem sie mehr und mehr einen edlen, gesinnungstüchtigen

Menschen erkannte, und dieser erstaunte seinerseits oft nicht wenig über das Wissen und das gesunde Urteil des jungen Schäfers, der — nach seiner Meinung — doch ohne Unterricht in dieser Wildnis aufgewachsen war.

Endlich war der Tag gekommen, an dem der Ritter scheiden und heimwärts reiten wollte. Er sprach zu den alten Hirtenleuten: „Wie kann ich mich euch dankbar erweisen? Jeder klingende Lohn ist zu gering für die Wohlthaten, die ihr mir erwiesen habt. Gewährt mir die Bitte: lasset euren Sohn mit mir ziehen, ich will ihn versorgen, er soll mein Freund und unzertrennlicher Gefährte sein, und ruft der Tod mich ab — früh oder spät —, so hinterlasse ich ihm meine Burg mit allen ihren Schätzen als Erbteil; denn Kindererben werde ich nie besitzen weil das Mädchen, das mein Herz zur Frau sich erkoren, spurlos verschwunden ist."

Agnes hörte seine Rede, und ihr ungestüm pochendes Herz, das Wogen ihres Busens hätte sie beinahe verraten. Hohe Röte stieg plötzlich in ihr Gesicht, und das Feuer ihrer Augen, das Brennen ihrer Wangen sagte, was in ihrem Herzen vorging.

Es war eine peinliche Pause eingetreten. Die Hirtenleute schwiegen, Agnes schwieg, der Ritter schwieg. Endlich wiederholte der genesene Gast seine Bitte, worauf dann die Hirtin erwiderte: „Herr Ritter, eure Bitte können wir nicht erfüllen, denn dieser Jüngling hier ist nicht unser Sohn, er ist eine — verkleidete, fremde Jungfrau, die, weil man zu Hause hart gegen sie verfuhr, zu uns geflohen ist. Die Vorsehung hat sie in unsere Hütte geführt, und wir haben sie aufgenommen und behütet, als sei sie unser eigenes Kind; ihre Herkunft ist edel, ihr Thun ist so fein, ihr Sinn so zart, ihr Herz so groß —"

Der Ritter ließ die Alte nicht ausreden, er sank Agnes zu Füßen und sprach: „Holde Jungfrau, sprich, was hat mein dich liebendes Herz zu hoffen? An tausend süßen Fäden fühle ich mich zu dir hingezogen! Erhörst du mein Flehen nicht, so stirbt meine Seele! Dein „Ja" macht mich zum glücklichsten Menschen! Du hast mich gerettet, als ich hilflos in der Wildnis lag, o, rette mich zum zweiten Male!"

Traurig antwortete Agnes: „Ach, Ritter, nein, es kann nicht sein! In dieser Einöde hier muß ich bleiben, wohin ich mich geflüchtet habe vor den Nachstellungen des Ritters Kurt von Schreckenstein, und erführe dieser —"

„O Himmel, wen nanntest du?" rief der Ritter Agnes unterbrechend. „Welchen Namen sprachst du aus? Ist es möglich, bist du Agnes von Weilnau, die ich in diesem Kleide nicht erkannte? O du von mir Angebetete, lächle mir zu, erfülle mein Herz mit Mut — zu deinen Füßen hier liegt Kurt von Schreckenstein!"

Bei Nennung dieses Namens fuhr Agnes erschreckt zusammen. Doch nur einen Moment währte dieser Schreck, dann sank sie dem Ritter mit den Worten in die Arme: „Nimm hin die Hand, die Vater Rudolf dir bestimmte, die ich dir aus Wahn und Irrtum vorenthielt. O, daß ich doch vom Gerüchte deiner Wildheit, von dem Schrecken deines Namens mich täuschen ließ! Ich danke Gott, daß er mir Gelegenheit gab, deinen wahren Wert zu erkennen, und daß er die Wolken der Täuschung von meinen Augen hinweggenommen hat. Dein bin ich, — auf ewig dein!"

Wie versteinert standen die beiden Alten da; die Szene, die sich vor ihren Augen abspielte, dünkte sie ein schöner Traum, aus dem sie der Ritter in die Wirklichkeit zurückführte, als er ihnen antrug, er wolle auch sie beide mitnehmen auf seine Burg und ihnen daselbst einen schönen Lebensabend bereiten. In diesen Plan mochten die Alten jedoch nicht einwilligen, weil es ihnen ganz unmöglich erschien, die Hütte und das Waldrevier zu verlassen, wo sie geboren, wo sie gelebt und geliebt, und wo sie, gleich den Voreltern, unter schattigen Waldbäumen ihre letzte Ruhestätte zu finden hofften. Sie ließen sich aber von dem so überaus glücklichen Paare versprechen, jedes Jahr einmal zur Hirtenhütte zu kommen und sie zu besuchen, und auch dann, wenn sie die Hütte leer und in deren Nähe zwei Grabhügel finden würden, ihnen ein stilles Gedenken nicht zu versagen.

Am nächsten Morgen nahm das wonnetrunkene Paar Abschied von den beiden Alten und reiste ab, und bald darauf wurde auf dem Schreckenstein das Hochzeitsfest gefeiert.

Einige Tage nach der Vermählung schickte Kurt einen Knappen mit einem Briefe an Ritter Rudolf nach der Burg Weilnau. Er schrieb: „Vergönnt mir, Ritter Rudolf, daß ich euch mein Weib bringe und vorstelle; sie ist ein holdes Kind, fast so schön wie eure Agnes, die, mich verschmähend, entfloh. Auch wollet ihr mir erlauben, daß ich Frau Bertha meine Hausfrau zeige, und daß wir beide vereint um eure Freundschaft bitten dürfen.

Ritter Rudolf nahm den Besuch an und verabschiedete demgemäß den Knappen des Schreckensteiners. Die gute Frau Bertha aber konnte ohne Grauen nicht daran denken, den Mann zu sehen, dessen Werbung die geliebte Tochter aus ihren Armen vertrieben hatte, den sie als die Ursache ihres Herzeleides, ihrer schlaflosen Nächte und ihrer vielen Thränen ansehen mußte. Doch vor Ritter Rudolf mußte sie den Groll, der in ihrem Inneren brannte, verbergen. Heimlich seufzte sie ins Herz hinein: „O, wenn doch dieser verhaßte Tag schon vorüber wäre!" und dann verschloß sie sich in ihrer Kemenate.

Am Morgen des Besuchstages saß Frau Bertha in der trübsten Stimmung in ihrem Gemache. Der Gedanke, daß sie mit freundlicher Miene vor Kurt von Schreckenstein und dessen Frau erscheinen sollte, wurde ihr von Minute zu Minute peinlicher. Da hörte sie Pferdegetrappel auf dem Burghofe, und unwillkürlich warf sie einen flüchtigen Blick durchs Fenster, und sie erkannte, wenn auch nicht einzelne Personen, doch so viel, daß der angekündigte Besuch angekommen sein müsse.

Bald danach ließ Ritter Rudolf seine Ehefrau in die Burghalle entbieten. Frau Bertha zögerte unter einem erdichteten Vorwande, der Aufforderung ihres Gemahles sofort zu folgen; erst auf den zweiten gebieterischen Ruf, den ihr Gemahl an sie ergehen ließ, beschloß sie sich zu fügen und die Gäste zu begrüßen. Mit trägen Schritten und umflorten Blicken näherte sie sich der Halle. Sie öffnete die Thür. Eine Gruppe sich umarmender Menschen war das erste, was sie sah: Kurt von Schreckenstein und seine

Gemahlin hingen am Halse des Ritters Rudolf, wobei die junge Frau mit ihrem Rücken dem Eingange der Halle zugekehrt stand, sodaß man von der Thür aus ihr Gesicht nicht sehen konnte. Frau Bertha blieb wie versteinert stehen, bis sie von ihrem Gemahle bemerkt wurde; dann faßte Ritter Rudolf plötzlich seine Tochter unter die Arme und drückte — nein er warf sie in seiner freudigen Aufregung der Mutter mit den Worten förmlich an die Brust: „Bertha, hier ist deine Tochter, unsere verloren geglaubte Agnes!"

Diesen plötzlichen Uebergang zur Freude, diese Wonne des Wiedersehens, dieses Umarmen und dieses Gemisch von Entzücken und Wehmut — diese ganze erschütternde und doch so ergreifende Szene, die dem gegenseitigen Erkennen folgte, möge das eigene Gefühl, die eigene Phantasie dem Leser ausmalen.

Aber am Schlusse sei die Nutzanwendung nicht vergessen: daß man nicht zu voreilig sein soll in der Beurteilung der Menschen; man soll diese zuvor genauer und besser kennen lernen; denn oft geschieht es, daß der Volksmund einen Menschen für gut oder böse ausposaunt, der doch weder dieses oder jenes ist.

Miszellen.

C. B. **Wortgetreuer schriftlicher Bericht des nassauischen Waterloo-Kämpfers Ph. Ad. K. von M. im 1. Reg., 1. Bat., 3. Komp.** „Beschreibung von meinem Soldatenleben und von der Walterlo-Schlacht wie es da zu gegangen hat und was bey mir erfolgt ist daraus.

Den 6. April 1815 da bin ich nach Wiesbaden, da haben wir alle Tage 8 Stunden müssen exerziren. Den 22.¹) Mai da sind wir von Wiesbaden abmaschirt und da haben wir 14 Tage nacheinander maschirt bis nach Prüssel (Brüssel), da haben wir noch einige Tage still gelegen.

Den 14. Juni da kam denn der Fransos mit seiner Starken armee angerückt, da mußten wir aus dem Quartier und mußten ins Lager und da haben sich die andern Völker mit dem Fransos herumgeschlagen, vorzüglich die Schottländer und Holländer Husaren und das 2. Regiment Nassauer. Die Schottländer, die keine Hosen tragen, denen lief das Blut an den Beinen herab, daß ihren Weibern schlecht wurde da sie es sahen, denn sie haben meistenteils Weiber.

Den 17. Juni da haben wir herbey gemußt, den 17. 18. 19. Die drey Tage haben wir erschrecklich viel Leut verlohren; das Battaillon da ich bey war das war stark achtzehn hundert Mann ehe wir ins Feuer gingen, und da es vorüber war da waren es noch 36 Mann²), da war ich noch unter; hier kann man sagen bey Gott ist kein Ding unmöglich. — Hier kann man sehen daß es nicht guth abgelaufen hat.

Nun haben wir eilings bis nach Paris müssen marschiren, ob vielleicht Refolt in der so großen Studt enstünde aber es hat sich nicht geeißert. Nun haben wir vor Paris im Lager gestanden bis den 30. October, da kamen denn die frohe Order daß wir ins Vatterland zurückkehren sollten. Nun sind wir zurückmarschirt vom 30. October bis den 28. Dezember da sind wir in Wiesbaden eingerückt

Diese ganze Begebenheit ist im Jahre 1815 vorgegangen."

Nach diesem kurzen Kriegsbericht folgen noch Aufzeichnungen des alten Soldaten aus der Friedenszeit seines Militärlebens und über Vorkommnisse in seinem heimatlichen Dorfe, die aber für weitere Kreise weniger Interesse haben.

J. B. **Münzenfund.** Im letzten Sommer wurde in Bilkheim bei Wallmerod unter einer Steinplatte im Hause des Landwirts Fasel ein steinerner Topf mit 120 Stück Silbermünzen gefunden. Interessant ist bei diesem Funde der Umstand, daß unter den Münzen etwa 30 verschiedene Sorten sich befanden. Man kann wohl nicht annehmen, daß so viele Münzsorten zu gleicher Zeit in dieser Gegend kursierten. Oder sollte es sich um eine vielleicht geraubte Kriegskasse handeln? Unter den Münzen befinden sich u. a.: Ganze Thaler von Leopold I., Deutscher Kaiser 1658—1705, Philipp IV., König von Spanien 1621—1665, Ludwig XIV., König von Frankreich 1643—1715; sogenannte Zweidrittelstücke oder halbe Thaler: von Christian Ludwig, Herzog von Mecklenburg-Schwerin 1658—1692, Johann Hugo von Orsbeck, Kurfürst von Trier 1676—1711, Johann Georg II., Herzog von Sachsen-Eisenach 1686—1698, Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg 1688—1701 und (als Friedrich I.) König in Preußen 1701—1713, Friedrich II., Herzog von Sachsen-Gotha 1691—1732, Ernst August I., Herzog von Braunschweig-Lüneburg (Calenberg) 1679—1698 und Bischof von Osnabrück 1662—1698; Drittelthaler von Friedrich Wilhelm dem großen Kurfürsten von Brandenburg 1640—1688; Sechstelthaler von Johann Friedrich von Brandenburg-Ansbach 1667—1686.

¹) Anmerkung des Einsenders: Der Abmarsch von W. war am 21. Mai. — Die Ankunft in Brüssel war am 7. Juni.

²) Hier hat sich der alte Krieger doch gewaltig geirrt. Das ganze 1. Regiment, aus 71 Offizieren und 2974 Mann bestehend, letztere meist junge Rekruten, hatte freilich starken Verlust, besonders in seinem 1. Bataillon, aber doch nur an Toten 5 Offiz. und 249 Mann, an Blessierten 19 Offiz. und 370 Mann; zusammen 24 Offiz. und 619 Mann.

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Am 16. Januar produzierte sich die berühmte japanische Schauspielerin Sada Jacco und ihr Partner Otojiro Kawakami mit ihrer Truppe einmalig vor dem Wiesbadener Theaterpublikum. Zwei Proben „Die Geischa (spr. Géjscha, das i kaum hörbar) und der Ritter" und „Kesa" wurden vorgeführt. Um die Stücke zu würdigen, muß man japanischen Geschmack haben, Ort, Zeit, Verhältnisse, Sitten, Denken und Fühlen jener „Oesterlinge" verstehen. Da wir das nicht können, so ziemt es uns nicht, vom hohen Roß herab die Fremdlinge abzuurteilen. Wir erbringen dadurch keinen Beweis unserer ethischen und ästhetischen Ueberlegenheit. Wir wollen also nur die Thatsache konstatieren, daß die Japaner uns ihre ihnen eigene Kunst in treuer Weise zum besten gegeben haben. W.

Maifestspiele im Königlichen Theater. Auf allerhöchsten Befehl des Kaisers werden in diesem Jahre, gleichzeitig mit der Eröffnung des neuen Foyers, wieder große Festspiele stattfinden. Sie beginnen am Sonntag, den 11. Mai, und enden am Pfingstmontag, den 19. Mai. Zur Darstellung kommen: Glucks „Armida" in Wiesbadener Neubearbeitung, Shakespeares „Kaufmann von Venedig", Nicolais „Lustige Weiber von Windsor" und Aubers „Schwarzer Domino", sämtlich in vollständig neuer Einrichtung, und endlich eine Galavorstellung der Wiesbadener Bearbeitung von Webers „Oberon". Der Kaiser und die Kaiserin werden den Festspielen beiwohnen; ersterer wird voraussichtlich bereits am 10. Mai eintreffen.

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** In unsern Kunstausstellungen ist, der Faschingszeit angemessen, gemischte Gesellschaft in sämtlichen Räumen. Bei Banger produziert sich der wunderliche Bredt, so eine Art Verwandlungsmann. „Susannchen" beweist, daß es auch Künstler giebt, die mit der Kunst nichts zu schaffen haben. „Mittagsruhe" und „Vertieft" lassen fast auf eine andre Hand schließen. Es ist wenigstens „etwas daran", wenn auch nicht viel. Am leichtesten hat sichs der Künstler mit „Sinnenlust—Seelenfrieden" gemacht. Er dachte sich offenbar wenig dabei, und der Zuschauer kann sich auch nichts denken. Ein solides Können zeigt, namentlich in seinem „Viergespann", Marx, Düsseldorfer ältere Richtung. Heute ist er überlebt. Wir sehen auf ihn zurück, wie wir in zehn Jahren wieder auf Haß kommen werden, der noch ein Junger ist. Seine „Meerweiber" stehen auf der Grenze einer Mode, die im Schwinden ist. Wie wimmelte es vor Jahren in allen Ausstellungen, durch Böcklin und Stuck beschworen, von schillernden Nixen und Schlangenschwänzen! Auch das Ewig-Weibliche ist vertreten durch Helene Schulz. Es sind ziemlich viele Porträts von ihr ausgestellt. Fern sei ihr der Zorn der Götter! Mitten unter diesen Massen zwei einsame „Landschaften" von Dewhurst; die Art hat ja immerhin auch etwas Modisches, man wird ihr nach einiger Zeit die Jahreszahl ansehen. Aber wenn

ein Meister wie Dewhurst sich ihrer bedient, so wird das Kunststück zur Kunst.

Auch im Nassauischen Kunstverein blüht ein buntes Durcheinander: Thoma, Lenbach, Hiesel Bauer. Der Thoma ist ein Geschenk des Wiesbadener „Vereins für bildende Kunst“ an das Museum. Es ist ein liebes Bildchen, eine kleine Episode von Kindern und Hühnern; kein seelisches oder technisches Problem ist darin angeschnitten, aber die ganze herzinnige Frische und Natürlichkeit des Schwarzwälder Meisters weht uns daraus entgegen. Das „Porträt“ ist eines jener Massengerichte mit brauner Tunke, wie sie Lenbach mit virtuoser Technik zusammenbraut. Bauer hat sich, wie es scheint, aufs Kopieren verlegt: Rubens Hals, Tizian. Auch Lenbach begann seinen Ruhmeslauf mit Kopieren alter Meister. Vielleicht macht auch Bauer damit sein Glück. Vorderhand vermißt man noch völlig ein intimes Eingehen auf die Individualität des Vorbildes. Am besten ist der Fleischton des Rubensschen „Christus am Kreuz“ gelangen.

* **Die Kaiserin**, Schauspiel in 5 Akten von Josephine, Gräfin zu Leiningen-Westerburg. 90 S. Kassel, Hans Kempf. — Unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin hat in diesem Stück ein ähnliches Motiv behandelt wie Sardou in seiner „Theodora“. Die ehemalige Zirkustänzerin, die durch ihre dämonische Gewalt die Sinne des Prinzen und späteren Kaisers Justinian zu berücken und sich neben ihm den Platz als Augusta zu erringen weiß, steht auch hier im Mittelpunkte der Handlung. Sie achtet Justinian nur als den Inhaber der Macht, die er mit ihr teilen muß; ihre Liebe gilt einem Barbaren, der sie einst im Zirkus vom Tode errettet hat und in dem sie beim Nika-Aufstande den ruhmreichen Feldherrn Belisar erkennt. Dieser aber hat sein Herz an die liebliche Tochter des von ihm bezwungenen Vandalenherrschers, Gisa, verschenkt. Die von ihm verschmähte Despotin will deshalb beide verderben, indem sie Belisar ähnlich wie die Frau des Potiphar den Joseph bei ihrem Gatten verleumdet. Allein der längst eifersüchtige Justinian hat die ganze Verirrung seines Weibes durch seine Spione erfahren; er läßt Belisar blenden und weist so Theodora doch den Meister, den sie in ihm anerkennen muß. Gisa hat sich vergeblich für den Geliebten geopfert. Das Drama ist in flüssigen fünffüßigen Jamben geschrieben; die Sprache ist edel und die Charakterisierung treffend. Einen solchen Apparat von Sensation wie das Sardousche Werk setzt es freilich nicht in Bewegung; die Wirkung des Ganzen erweist sich deshalb nicht minder eindrucksvoll. Als einen Vorzug empfinden wir besonders die Kreierung der beiden idealen Gestalten der Belisar und der Gisa, die in die französische Realistik der Sardouschen „Theodora“ nicht passen würden, womit wir nicht etwa sagen wollen, daß das Leiningische Drama der notwendigen Realistik entbehre. Wir wünschen dem Werke, das zu Anfang des Februar in Kassel auf der Hofbühne seine erste Aufführung erlebt, besten Erfolg.

* **Gedichte** von Georg Knauer. 145 S. Wiesbaden, H. Staadt. — Der rührige Verlag von Staadt beschenkt uns schon wieder mit einem schönen Poesiewerkchen. Die Gedichte des Wiesbadener Arztes, die da vor uns liegen, sind weder von der Art der Blaublümeleinlyrik noch von jener der modernen Bierbaumimitation. Es ist kein sentimental-süßlicher und kein grobsinnlich-effekthaschender Zug, der durch das Ganze geht, sondern es weht gesunde Luft darin. Der Dichter giebt sich wie er ist, von des Lebens Schicksalen hin und hergeworfen, in wechselsreicher Stimmung; aber er erscheint trotz mannigfacher pessimistischer Anwandlung immer wieder aufrecht, bereit, den guten Kampf zu kämpfen, voll Pietät für das Achtenswerte, voll Begeisterung für das Hohe, jedem das Seine lassend, aber auch das Seine für sich fordernd. Die geehrten Leser mögen aus den charakteristischen Proben auf der ersten Seite dieser Nummer sich selbst ihr Urteil bilden.

Der Landkreis Wiesbaden hat sich zu Wiesbaden an der Lessingstraße ein eigenes Kreishaus erbaut, das vor kurzem schon teilweise bezogen worden ist. Das neue Heim macht einen viel mehr entsprechenden Eindruck als das bisherige Haus, das sich von einem der es umgebenden Privatgebäude nur etwa durch Schild und Fahnenstange unterschied.

Bei Praunheim, dicht am Orte und hart an der alten Römerstraße, der sogenannten Elisabethstraße, ist ein großes römisches Gräberfeld, von dem bis jetzt 150 Gräber bloßgelegt wurden, entdeckt worden. Dadurch wird die Vermutung bestätigt, daß die ehemalige Römerstadt zwischen Praunheim und Heddernheim (Novus vicus) eine mächtige Ausdehnung gehabt haben muß. Die Ausgrabungen werden unter Leitung des Frankfurter Archäologen Dr. Quilling fortgesetzt; die Funde sind zahlreich und wertvoll.

Die Kleinbahngesellschaft, welche die Strecke Selters-Hachenburg erbaut hat, wird eine Abzweigung von Herschbach nach Hartenfels einrichten. Recht so! Der Westerwald bedarf der Kleinbahnen noch viel mehr.

Der Abgeordnete für Wiesbaden, Dr. Crüger, hat in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 23. Januar eine interessante Statistik der ländlichen Fortbildungsschulen aufgelegt. Danach hat die Provinz Hessen-Nassau 328, Rheinland 241, Hannover 170, Schleswig-Holstein 88, Westpreußen 23, Ostpreußen 13, Pommern 11, Brandenburg — 0 ländliche Fortbildungsschulen. Demnach marschieren wir in dieser Beziehung „an der Tête der Zivilisation“.

Nassauischer Geschichtskalender.

3. Februar.

1475. Graf Johann IV. von Nassau von der ottoischen Linie stirbt zu Dillenburg. Daß sein Herz in der Pfarrkirche daselbst begraben worden ist, bezeugt eine noch vorhandene Inschrift. Der übrige Leichnam wurde nach Breda gebracht.

1809. Das 2. Regiment Nassau besteht (mit einer Abteilung) ein Rekognoszierungsgefecht gegen die Spanier vor der Brücke über den Tajo bei Almaraz. (Spanischer Feldzug.)

8. Februar.

1549. Die trierische Visitation kommt nach Weilburg. Sie wollte die Einführung und Annahme des Interims durchsetzen.

1742. Einführung der Reichspost (unter Thurn und Taxis) im Fürstentum Nassau-Saarbrücken.

13. Februar.

959.(?) Die Kirche in Humbach, die der Herzog Hermann von Allemannien von Holz hatte erbauen lassen und die nachher wieder niedergelegt und massiv aufgeführt worden war, wird durch den Erzbischof Heinrich von Trier vor 964, wahrscheinlich 959, eingeweiht. Hierin lag der Ursprung der Stadt Montabaur.

1722. Fürst Friedrich Wilhelm Adolf von Nassau-Siegen reformierter Linie stirbt. Er wurde geboren am 20. Februar 1680 und war 1691 seinem Vater Wilhelm Moritz in der Regierung gefolgt.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

Dr. H. G. in W. Wir bitten noch um etwas Geduld.

H. K. in W. Dankend angenommen.

C. K. in N. Sie können rechtlich keine Freiexemplare von Zeitungs- oder Zeitschriftnummern mit Arbeiten von Ihnen beanspruchen, ebenso nicht solche mit der Rezension Ihres Werkes, auch wenn Sie letzteres „umsonst“ eingesandt haben. Aber jede halbwegs anständige Redaktion wird Ihnen keinen Beleg unentgeltlich verweigern, und völlig anständige schicken Ihnen, bezw. Ihrem Verleger einen solchen von selbst.

C. B. in M. 1) Die Grafen von Nassau Dillenburg nannten sich im 16. und 17. Jahrhunderte Grafen von Nassau-Katzenelnbogen, weil sie im Vergleiche mit Hessen, 1557, kleinere Stücke der Katzenelnbogener Grafschaft, womit das Recht der Führung jenes Titels verbunden war, erhalten hatten. 2) Die Grafschaft Vianden (im Luxemburgischen) fiel 1420 durch Erbschaft an Nassau-Dillenburg. — Frdl. Dank für beide Sendungen.

Redaktionsschluß: 24. Januar.



№ 4. Wiesbaden, den 16. Februar 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Rom, St. Peters Platz (Karsamstag).

Wie einsam in der Abendstunde
Der Welten Ruhm, der Völker Brunst!
Wie stumm die Hallen in der Runde,
Sankt Peters Platz im Dämmerdunst!

Ein Licht kaum! Nur die stillen Räume
Des heil'gen Vaters leuchten mild
Hernieder in die düstern Träume,
Hernieder auf dies Todesbild!

Wer möchte hier der Worte tauschen!
Wem zuckt' ein Weh nicht durch die Brust!
Die hohen Bronnen aber rauschen
Von Sonnenlicht und Osterluft!

Rom, Kapitol.

Das war ein Gang! Wie schweigend sind und schwer
Die breiten Stufen wir hinaufgestiegen,
Die vor der heil'gen Weltenhöhe liegen! —

Zum ersten Male — auf dem Kapitol!
Mitten in schweigend heller Mitternachtzeit!
— Wer fände auch zum Schlaf in solcher Nacht Zeit?

Nun steh'n wir oben; noch geht schwer die Brust.
Soll ich die Augen öffnen? Hab' ich sie verloren?!
O kleiner Platz, der eine Welt geboren!

Und diese Welt, sie schläft — so still, wie dort
Kastor und Pollux mit den weißen Rossen,
Wie Mark Aurel, in Gold und Erz gegossen!

Mir ist es fast, als wär' ich selbst, ich selbst
Der Dioskuren einer, steinverwittert, —
Wär' nicht mein Herz, das leise noch erzittert. —

Mailand, Dominikanerkloster.

Eine Blume sah ich welken
Still in Mailands Wundergarten. —
Aller Künste edle Blume,
Konnte niemand deiner warten?

Leonardos „Abendmahl“ bricht
Von der heil'gen Wand in Stücke!
Göttlich hohe Menschenmilde,
Bleibe, bleibe noch zurücke!

Und ich dacht' an eines Menschen
Sterben, den wir innig lieben,
An die treugewohnten Züge,
Wie sie schwinden und zerstieben. —

Aber selbst die schon verzerrten
Linien sind uns süß und heilig,
Und wir flehen und wir beten:
Grimmer Tod, o sei nicht eilig!

Josef Koulen.

Nassaus Burgen,

ihr Wesen und ihre Bedeutung im Mittelalter.

4) Von R. Bonte. (Schluß.)

In den äußeren Wänden der Palasgebäude befanden sich nach den Angriffsseiten zu nur wenige, ohne Rücksicht auf regelmäßige Verteilung angeordnete Fenster; dagegen fehlte es an den durch feindliche Geschosse weniger bedrohten Seiten, besonders auf der Südseite nicht an hohen und breiten Fenstern, deren tiefe Nischen, beiderseits oder nur auf einer Seite mit steinernen Sitzbänken ausgestattet, recht gemütliche Plauderecken bildeten und einen herrlichen Ausblick auf die tief unten liegenden Thäler gestatteten. Das letztere traf allerdings nur zu, wenn die Fensterläden ꝛc. geöffnet waren, denn es gab damals noch keine vollkommen durchsichtigen Glasscheiben, und selbst die Butzenscheiben, ohne welche man sich ein „Burgfenster" gar nicht vorstellen möchte, kamen erst gegen Ende unserer Burgenzeit in beschränkter Weise zur Anwendung. Die Fenster wurden nach Bedarf mit hölzernen Läden oder mit Vorhängen verschlossen, welche mehr oder weniger geeignet waren, Unwetter und Kälte abzuhalten.

Heizungseinrichtungen waren meist nur in dem Saal und in wenigen anderen bevorzugten Zimmern in Gestalt von Kaminen vorhanden.

Je mehr wir in den Burgen nach Einrichtungen spähen, welche unsere Zeit als die unumgänglichsten Erfordernisse eines wohnlichen Hauses bezeichnet, desto mehr werden wir durch das Fehlen oder die Unvollkommenheit derselben an die bedürfnislose Lebensweise der mittelalterlichen Burgbewohner erinnert. In mancher Beziehung ist der Abstand zwischen der Felsenhöhle der Urmenschen und der mittelalterlichen Wohnburg kleiner als der zwischen letzterer und dem Bürgerhause unserer Zeit.

In den vorerwähnten Palasgebäuden konnten wegen des beschränkten Umfanges nicht alle erforderlichen Wirtschaftsräume Platz finden. Es waren für diese daher besondere Bauten anzulegen, welche in den der inneren Burg vorgelegten Höfen Aufstellung fanden.

Hierher gehören die Wohnräume für niedere Knechte und Mägde, die Scheunen, der Backofen, Pferde- und Viehställe, die Schmiede ꝛc. sowie endlich auch vielfach die Kapelle und die Wohnung des Burggeistlichen. Diese Gebäulichkeiten waren meist an die den oder die Vorhöfe umgebende Wehrmauer angebaut und bestanden an der inneren Seite aus Holzfachwerk.

Der nicht von Gebäuden eingenommene freie Hofraum war auf das geringste Maß beschränkt.

Der Eingang zu den Palasbauten, ein mehr oder weniger stattliches Portal mit Spitzbogen, lag gewöhnlich der Angriffsseite abgekehrt. Da die Palasgebäude meist auf dem höchsten Punkte des Burgterrains lagen, so führte eine Rampe, seltener eine Treppe zu dem Portal, welchem einige Stufen vorgelegt waren. Dasselbe bildete in der Regel den einzigen Zugang zur inneren Burg und war mit starken doppelten Thoren, die mit Sperrbalken verschlossen wurden, ausgestattet. Eine solche Sperrvorrichtung ist u. a. noch auf der Burg Hohlenfels vorhanden und dient noch jetzt als einziges nächtliches Verschlußmittel.

Bei der Burg Balduinstein lagen die Palasgebäude so hoch, daß sie nur auf einer 20—30 Stufen hohen Treppe erreicht werden konnten, welche vermutlich aus Holz hergestellt war und im Falle der Belagerung leicht beseitigt werden konnte.

Die zu größeren Versammlungen, zu den täglichen Mahlzeiten ꝛc. dienenden Saalbauten waren oft recht stattliche mehrstöckige, innen mit Emporen und Galerien, Kaminen, Wandnischen, Holzbalkendecken und Gewölben ausgestattete Gebäude, bezw. Räume, von deren Einrichtung wir uns heute wegen des Fehlens aller Holzteile nur eine unvollkommene Vorstellung machen können. Die Grundform derselben bildete meist ein längliches, selten ein genau rechtwinkliges Viereck; doch kommen auch — wie z. B. bei Balduinstein — annähernd quadratische Grundflächen vor. Einige bestimmtere Größenangaben mögen hier folgen. Der Saal der Deuerburg ist ein Rechteck von 21 m Länge und 8,5 m Breite. Aehnliche Verhältnisse zeigen die Saalbauten von Gutenfels, Hohenstein, Sauerburg und andere.

Weniger langgestreckte, aber fast niemals rechtwinklige Grundflächen zeigen die Burgen Eppstein 14 : 7,5, Burgschwalbach 15,0 : 8,5, Neukatzeneinbogen bogen 14,5 : 8,0 (im Mittel) und Reichenberg 13,5 : 7,5 m.

Der an einer kurzen Seite mit einem Halbkreise abgeschlossene, mit Säulen und Kreuzgewölben ausgestattete Saal der letzteren Burg ist früher, d. h. vor etwa fünfzig Jahren für eine „dreigeschossige" Kapelle! gehalten worden und galt lange Zeit hindurch als eine besondere Merkwürdigkeit. Dieser bei dem damaligen Stande der Burgenforschung wohl verzeihliche Irrtum hat übrigens der schönen Burg viele Besucher zugeführt, die sich vermutlich nicht eingefunden haben würden, wenn die vermeintliche Besonderheit gefehlt hätte. —

Außer dem Saalbau enthielt die Burg noch kleinere Wohn- und Wirtschaftsräume, welch erstere zum Teil heizbar waren. Auch die Burgküche lag vielfach in nächster Nähe des Saales. Sie ist an dem weiten, mit gewaltigem Rauchfang versehenen Schornstein kenntlich, welcher auch für die darüber liegenden Geschosse Gelegenheit zur Anlage eines Kamins bot.

In diesen Räumen waltete die Burgfrau mit dem weiblichen Ingesinde der mannigfachen häuslichen Geschäfte. Die schwereren Arbeiten wurden von männlichen Bediensteten ausgeführt. Hierzu gehörte in damaliger Zeit, die noch keine eleganten Gaskochherde kannte, auch die Zubereitung der Speisen. Das Hantieren mit den großen Kochkesseln, die an schweren eisernen Ketten über dem Herde hingen, auf dem mächtige Holzscheite lohten, das Drehen der gewaltigen Fleischstücke (oft das ganze Tier) an den mächtigen Bratspießen erforderte männliche Arme. Der Burgfrau fiel nur die Aufsicht über diese Arbeiten zu, und in der Küche selbst beschäftigt finden wir sie nur etwa, um dem heimkehrenden Ehegemahl oder einem werten Gaste den aus warmem gewürzten Wein bestehenden Willkommtrunk mit eigener Hand zu bereiten.

Die Burgkapelle.

Einen wichtigen Teil der Lebensgewohnheiten bildete in jenen Zeiten die Bethätigung des christlichen Glaubens, und es fehlte daher auf keinem Burgsitze die Kapelle, wenn solche auch bei kleineren oft nur in einer tiefen Wandnische zur Aufnahme des Altarschreines bestand.

Die Burgkapelle war in der Regel der einzige Teil der Anlage, bei welchem man sich — entsprechend der Würde des Ortes — auch einen gewissen Aufwand von architektonischer Ausstattung erlaubte, den man bei den übrigen Bauteilen nicht beanspruchte; ja man findet — allerdings nicht gerade in unserem Gebiete — Burgkapellen von hervorragender architektonischer und monumentaler Schönheit und Bedeutung.

Es sei hier nur an die berühmte Matthiaskapelle der Oberburg bei Kobern an der Mosel erinnert, diesen Musterbau des romanischen Stils, welcher glücklicherweise den französischen Mordbrennern nicht zum Opfer fiel, und deren Erhaltung und Wiederherstellung wir dem kunstsinnigen König Friedrich Wilhelm IV. verdanken. Wenn Dr. August Reichensperger diesem in jeder Beziehung mit vollendeter Meisterschaft ausgeführten Denkmal der romanischen Baukunst vor etwa dreißig Jahren den beherzigenswerten Ausspruch widmete: „An solchen Werken sollten unsere Baubeflissenen lernen, was die Würde der Kunst erheischt und wie sehr es ihnen not thut, vor allem bei den alten vaterländischen Meistern in die Schule zu gehen", so erscheint solche Mahnung in der heutigen Zeit der Moderne zwar sehr deplaziert; sie beweist aber wenigstens für den vorliegenden Zweck die Bedeutung, welche frühere Kunstverständige dieser Burgkapelle beimaßen.

Zu den architektonisch interessanteren Burgkapellen dürfte in unserem engeren Gebiete nur etwa die der Burg Lahneck zu zählen sein; im übrigen waren sie — soweit die von ihnen erhaltenen Reste ein Urteil darüber zulassen — einfache, nur etwa durch den polygonalen oder runden Chorabschluß besonders gekennzeichnete Bauwerke, welche an irgend einer passenden Stelle des oft sehr beschränkten Bauterrains, in einem Vorhofe der Burg errichtet, oder auch dem Hauptgebäude (Palas) angelehnt und dann auch wohl von diesem aus direkt zugänglich waren.

Anordnungen der ersteren Art finden sich bei Burgschwalbach, Lahneck, Reifenberg, Sauerburg ꝛc., der anderen bei Freienfels, Königstein, Limburg ꝛc. Auch waren, wie bei Balduinstein und Sonnenberg, die Kapellen bezw. die Chöre Mauertürmen angebaut. Häufiger, als nach den noch vorhandenen Beispielen angenommen werden mag, war die Kapelle in einem oberen Stockwerk des Thorturms angebracht; solche bieten Hohlenfels, Kronberg, Nassau und, wie nunmehr durch Dilichs Zeichnungen endgiltig festgestellt ist, Reichenberg.

Kleinere Anbauten, Erker und Nischen, welche den Altar enthielten und in Verbindung mit dem anstoßenden Raume als Kapelle dienten, lassen in ihrem heutigen Zustande diese einstige Verwendung — außer etwa bei der Deuerburg, wo sich ein solcher Altarerker erhalten hat — nur unsicher oder gar nicht mehr erkennen.

Sogenannte Doppelkapellen (zwei übereinanderliegende, durch eine weite Oeffnung in dem trennenden Gewölbe räumlich verbundene Kapellen), wie sie bei einigen Burgen vorkommen, giebt es in unserem Gebiete nicht.

Da der Platz für die Burgkapelle aus der Anordnung der ganzen Verteidigungsanlage sich ergab und selten nach Gutdünken gewählt werden konnte, so finden wir den damals für Kirchen ꝛc. beobachteten Gebrauch, den Chorbau nach Osten zu richten, bei den Burgkapellen nur selten eingehalten.

In der Nähe der letzteren befand sich gewöhnlich auch das Haus des Burggeistlichen, der neben seinen gottesdienstlichen Verrichtungen als Hauslehrer und Sekretär fungierte, und auch sonst wohl durch mancherlei in den Klöstern vorzugsweise gepflegte Fertigkeiten und Kenntnisse seinen Teil dazu beitrug, das Leben der Burgbewohner behaglicher und mannigfaltiger zu gestalten. Es ist bekannt, wie gut sich die frommen Väter schon in früheren Zeiten auf allerlei verstanden, was den Augen der Burgherrin wohlgefallen mußte: die Zucht der Blumen und Gartenfrüchte aller Art, die Bereitung und Pflege der Obstweine, die Herstellung heilsamer Tränklein und Wundsalben sowie vieles Andere, und es mag nicht selten vorgekommen sein, daß der würdige Herr Burgkaplan von seinem Studierstübchen hinunterstieg zur hochgewölbten Burgküche, um dort hinter dem Feuerherde der Burgfrau und dem Küchenpersonal einen Vortrag über die Zubereitung einer leckeren Fastenspeise zu halten, welche als weitberühmte Spezialität seines Klosters bei männiglich in hohem Ansehen stand. —

— — —

Ueber das Leben auf den mittelalterlichen Burgen sind durch frühere Veröffentlichungen viele unzutreffende Anschauungen auch in die Kreise der Gebildeteren hineingetragen worden, weil diese Beschreibungen sich auf die phantastischen, von dichterischem Aufputz nicht freien Schilderungen stützten, welche die Minnesänger und Ependichter von dem Leben und Treiben in den Hof- und Königsburgen, dem Schauplatz ihrer Dichtungen geben.

Zu einer weit richtigeren Vorstellung über diesen Gegenstand wird man gelangen, wenn man die mittelalterlichen Burgruinen selbst studiert, sie im Geiste mit ihren früheren Einrichtungen ausstattet, und das Leben ihrer Insassen mit dem Bilde vergleicht, welches man etwa von dem häuslichen und geselligen Leben

auf einem größeren weltabliegenden Gutshofe — sei es aus eigener Erfahrung oder aus den in vielen älteren oder neueren Schriften hierüber enthaltenen Schilderungen — gewonnen hat. Keinesfalls wird man bei letzterem Verfahren so weit von der Wirklichkeit abirren, wie die vorerwähnten Beschreibungen es thun.

Ebenso interessant und anregend, wie die Betrachtung der Burgen selbst ist auch die ihrer Namen.

Letztere bestehen bei den Höhenburgen entsprechend ihrer Lage auf hohen, vorspringenden Felsen meistens aus Zusammensetzungen der Worte Stein, Berg, Eck und Fels, sowie auch naturgemäß des Wortes Burg mit irgend einem anderen charakteristischen Beiwort, welches vor ersteres tritt. Die Worte Burg und Berg kommen oft gleichzeitig bei der Benennung einzelner Burgen vor: Deuerburg = Turmberg 2c. Die Namen der Thal- und Wasserburgen sind entsprechend mit dem Nachworte —au und —bach gebildet; doch kommen auch hier —stein und — burg vor.

Von den in unserem Gebiet belegenen Burgbauten sind gebildet

mit dem Worte —stein 22 Namen
mit dem Worte —berg 16 „
mit dem Worte —burg 19 „
mit dem Worte —eck 9 „
mit dem Worte —fels 7 „

Die diesen Worten voraufgesetzten näheren Bezeichnungen sind in ihrer Eigenheit nicht ohne Bedeutung für die Forschung nach dem Alter, der Lage und dem Erbauer der betreffenden Burg gewesen, haben aber anderseits auch wieder zu Mißdeutungen und Verwechselungen Anlaß gegeben, letzteres besonders, wenn ein und derselbe Name mehreren Burgen eigen war. Einer besonderen Beliebtheit erfreut sich z. B. der Burgenname Falkenstein, welcher im deutschen Sprachgebiet mindestens ein Viertelhundertmal vorkommt, während der Name Hohenstein etwa durch ein Dutzend Burgen vertreten ist. Zwischen beiden steht die Zahl der einfach Stein genannten Burgen.

Unter unseren nassauischen Burgen finden wir als nach dem Erbauer benannt, bezw. auf denselben hinweisend: Adolfseck (nach dem Grafen Adolf I. von Nassau-Idstein), Balduinstein (nach dem Erzbischof Balduin von Trier), Hermannstein (nach dem Landgrafen Hermann von Hessen) und Philippstein (nach dem Grafen Philipp I. von Nassau-Saarbrücken), Walrabenstein = Walramstein (nach dem Grafen Walram von Nassau-Idstein), ferner Eppstein (Eppenstein von Eppo = Eberhard), Gerolstein (Gerhardstein), Hattstein (von dem sagenhaften Erbauer Hatto von Reifenberg), Idstein (Etichenstein- von Eticho) u. a. m.

In ihrer Fehde mit den Rittern von Elkerhausen stellten die beiden Grafen Philipp von Nassau-Saarbrücken und Diether von Katzenelnbogen die frühere „Steuerburg" an der Lahn wieder her und nannten sie Grävenéck (Grafen-Eck).

Die jetzt ganz verschwundene Burg Gretenstein hieß nach der Gemahlin des Erbauers Philipp von Isenburg-Grenzau; wenigstens berichtet von letzterem die Limburger Chronik, daß er 1354 eine neue Burg baute „und schlug sie auf einem Stein nicht fern von Lymburg und Villmar, und ward genannt Gretenstein, denn sein Liebge hiesse Greta." — —

In anderen Fällen nannte man die Burg auch nach dem Schutzpatron der Kapelle oder des Ortes, wie Marksburg (Markusburg, früher Burg Braubach), Martinsburg (bei Oberlahnstein) und Petersec (frühester Name der Deuerburg), welche auch als Thurmberg bezeichnet wird).

Wünschte ein Burgherr seine neue Burg mit dem bei einer älteren bereits vorhandenen Namen seines Geschlechts zu bezeichnen, so unterschied man durch die Beiworte Neu, bezw. Alt. So bei Neukatzenelnbogen, Neuelkerhausen, Alt- und Neuweilnau.

Weiter gab die Belegenheit der Burg Anlaß zu ihrer näheren Bezeichnung; nach den Flüssen und Bächen finden wir Ardeck, Dillenburg, Lahneck, Löhnberg (Lahn-Berg), Lahnstein, Usingen u. a. m., nach dem Walddistrikt Sporkenburg (nach dem königlichen Kammerforst Spurckinberch) und nach dem älteren Orte Burgschwalbach und Burg Braubach (Brubach-Marksburg) bezeichnet.

Von den Thal- bezw. Wasserburgen könnte hier Langenau Erwähnung finden, wenn man als Ursprung Logena-Au = Lahnau annehmen will.

Die Bezeichnungen der Burgen nach besonderen oder vindizierten Eigenschaften ihrer selbst oder des Burgterrains 2c. sind oft recht charakteristisch und originell, wenn auch die Deutung nicht gerade immer eine ganz sichere ist.

So wurde die Burg Kaub, welche seither nur unter dem Namen Cube erwähnt war, später Gutenfels genannt, wahrscheinlich weil sie sich bei ihrer Belagerung im Jahre 1504 als ein guter Fels, auf den die Kauber und ihre Herren wohl vertrauen durften, bewährt hatte.

Sehr bezeichnend ist der Name Hohlenfels gewählt nach dem vielfach zerklüfteten Kalkfelsen, der diese Feste trägt, und aus dessen Höhlungen der bei Hahnstätten in die Ar mündende Bach entspringt.

Daß der Basaltfelsen sich als ungemein hart erwies, als die Steinbrecher seinen zackigen Gipfel zu einem praktikabeln Bauplatz für die Burg Hartenfels vorbereiten wollten, wird auch derjenige gern glauben, der mit solchen Arbeiten nichts zu thun hat, oder noch nicht auf unsanfte Weise mit dem Basaltpflaster nassauischer Städte und Orte Bekanntschaft gemacht hat.

Mit vollem Recht mag auch die Burg Waldeck ihren Namen verdient haben. Sie ist noch jetzt eine richtige ‚Wald-Ecke' voll schauerlicher Romantik, welche aber wegen des drohenden Ueberhängens ihrer morschen Reste und des noch jetzt 20 m tiefen Brunnens, dessen abschüssige Oeffnung nicht umzäunt ist und von dem durch das dichte Strauchwerk aufwärts dringenden Wanderer leicht übersehen werden kann, nur mit Vorsicht besucht werden sollte.

Die Reihe dieser Beispiele ließe sich durch manches weitere verlängern; sie dürfte aber wohl genügen, um dem Burgenfreunde Anregung zu eigenen Deutungsversuchen zu geben.

— — —

Nur in kurzen, flüchtigen Strichen konnte hier ein allgemeines Bild von den Burgen des Landes

Nassau gegeben werden. Schlicht und einfach in ihrer äußeren Erscheinung, aber doch gewaltige Werke von genialer Erfindung, feste Stützen der Landesverteidigung, und eine sichere Zuflucht für ihre einstigen Bewohner, verdienen sie im vollen Maße das Interesse aller, welche das schöne Nassauer Land mit Stolz ihre Heimat nennen, oder in demselben eine zweite Heimat gefunden haben. Möge sich dieses Interesse vor allem durch die Erhaltung dieser wertvollen Baudenkmale in Habelschem Sinne bethätigen: „Nichts davon abthun, aber auch nichts dazu“. Das sei der Wahlspruch aller wirklichen Burgenfreunde.

Keltische Namen in Nassau.

1)

Von Dr. C. Spielmann.

Es ist bekannt, daß unsere Vorfahren, die alten Germanen, nicht die Ureinwohner Deutschlands gewesen, sondern eingewandert sind. Die Annahme, daß sie aus dem fernen Asien nach Europa kamen, kann wohl heute als überwunden und die Thatsache ihres Ursitzes in Nordosteuropa als ziemlich feststehend gelten. Vor den Germanen bewohnte bis in die geschichtliche Zeit hinein die große Nation der Kelten Mitteleuropa, wie sie auch dessen ganzen Westteil, die Niederlande, Frankreich und die britischen Inseln inne hatte und sogar bis tief in die pyrenäische Halbinsel eingedrungen war.

Die Kelten nannten sie selbst Gadhel oder Gael (spr. Gal), woraus die Griechen Keltai, Galatai und die Römer Galli, also Kelten, Galater, oder Gallier machten. Sie waren in viele kleine Stämme geschieden und wohnten im Gegensatze zu den Germanen, die gern auf vereinzelten Siedelungen lebten, in umzäunten oder umwallten Niederlassungen beisammen, welche die Römer oppida (Städte) nannten.

Die Gemeinfreiheit des Volkes, wie sie bei den alten Germanen bestand, war bei den Kelten, als sie in der Geschichte auftraten, also etwa 600 vor Beginn unserer Zeitrechnung schon nicht mehr vorhanden. Man unterschied Adel und Hörige, und Fürsten oder Könige regierten, auf ersteren gestützt, die einzelnen Völkerstämme in Krieg und Frieden. Aber von ihrer Tapferkeit hatten die Kelten dadurch nichts eingebüßt. Vielmehr verband die Mitglieder des Stammes (clan) eine große Anhänglichkeit mit ihrem patriarchalischen Stammesfürsten (in Schottland laird), die auf der Blutsverwandtschaft beruhte; denn der Fürst war stets dem ältesten und angesehensten Geschlechte des Stammes entsprossen, und seine Würde war in der Familie erblich. Die Clanleute standen in den zahllosen Fehden der Stämme untereinander treu auf Leben und Tod zusammen. Sehr oft vereinigten sich auch Stämme oder Völkerschaften zu kriegerischem Ausschwärmen in andere Länder, nach Spanien (s. o.), Italien, in die Balkanhalbinsel hinein, ja bis nach Kleinasien, wo sie sich mitten unter fremden Völkern niederließen und behaupteten, Galater (s. o.) genannt.

Dies merkwürdige, in Deutschland von den Germanen unterjochte oder daraus vertriebene Volk hat bis auf heute, wenn auch keine Reste seiner selbst, so doch seiner Anwesenheit bei uns hinterlassen. Aus Namen von Bergen, Flüssen, Distrikten, Ortschaften u. s. w. erfahren wir die alte keltische Besiedelung und wie weit solche sich erstreckte. Auch in Nassau finden wir keltische Namen, und ich möchte hier eine Reihe davon vorführen und näher erklären.

1. Taunus. So benannten die Römer das Gebirgsland zwischen Rhein, Main und Lahn und besonders den Höhenzug im Süden, der sich von der Wetterau bis zur Rheinenge bei Rüdesheim streckt. Mons Taunus, Taunusgebirge, kommt vom keltischen dun, tan, taun, was soviel als Wall, auch Höhenzug bedeutet; die Verwandtschaft mit dem englischen town und dem deutschen Zaun ist unverkennbar. Unter den Ortsnamen des alten Gallien zu Cäsars Zeit finden wir eine ganze Reihe mit dun zusammengesetzt: Virodunum (Verdun), Lugdunum (Lyon), Augustodunum (Autun), Melodunum (Melun) u. a.; im heutigen Frankreich giebt es Ortsnamen in denen dun mit modernen Worten zusammengefügt ist: Dun-le-Roi, Chateaudun (Königshöhe, Schloßhöhe) u. a.; geradezu zahllos aber sind die Namen mit dun in Schottland und Irland, deren Bewohner zum Teil noch reine Kelten sind (Dunbar, Dundonald, Dunsinan u. a.). Auch das Wort Düne ist mit dun verwandt.

Wie also unser Hauptgebirge einen keltischen Namen hat, so finden wir das Wort dun auch noch anderwärts innerhalb des ersteren wieder. So in Duneberg, dem früheren Namen der Langhecke, d. h. der letzten wallartigen Erhöhung des Gebirges an der Lahn. — gewiß sehr bezeichnend. Die große Höhe im Süden und die kleine entsprechende, ihr sozusagen parallele im Norden führen als abschließende Ketten des ganzen Berglandes dieselbe Benennung. Die auf die Kelten folgenden Germanen haben beide Namen ausgemerzt und an ihre Stelle im Süden den der „Höhe“ und im Norden den der „Langen Hecke“, d. h. eines niedrigen, bebuschten (statt wie im Süden bewaldeten) Hügelzugs gesetzt. Fernerhin wurde der Gruppenberg, der sich ziemlich isoliert im Ausläufsgebiet der Hinterlandberge zwischen Bieber und Lahn erhebt, Dunsberg geheißen, woraus Dünsberg, Dünstberg und Dunitberg geworden ist.[1]) Endlich finden wir die alte Bezeichnung in Donesbach wieder, einem Zuwässerchen des Amdorfer Baches; Donesbach soll wohl Bergbach bedeuten.

2. Altkönig. Dieser Name klingt so recht schön deutsch, ist's aber nicht. Vielmehr lautete er früher Altking; aber auch das ist nicht deutsch, sondern kommt vom keltischen alt-kymr, was soviel als hoher Kamm, Berg bedeutet. Kymren, Bergleute, Bergbewohner nennen sich heute noch die keltischen Bewohner des schluchtenreichen Berglandes von Wales; Arthur (Artus), der berühmte Keltenkönig und furchtbare Feind der

[1]) Was sind über der Deutung dieses Namens schon etymologische Purzelbäume geschlagen worden! D. H.

Anglosachsen[1]) († um 540), der Mittelpunkt der weltlichen Ritter-Tafelrunde im Parsifal, ist König der Kymren gewesen. Alt hängt mit dem lateinischen altus = hoch zusammen. Die Verwandlung des „Hochkamm" in „Altkönig" hat Ursache dazu gegeben, in den Altkönig einen alten König zu versetzen, der dort wie Barbarossa (Friedrich II.) im Kyffhäuser wohnt, und manche Sagen von ihm ausgehen lassen. Einen speziellen Altkönigaufsatz werden wir wohl auch noch bringen.

3. Rossert, auch Rossart. Lesen wir auf der Karte von Schottland nach, so finden wir dort oft den Namen ross, der sogar einer ganzen Grafschaft zugeteilt worden ist. Ein Thane (angelsächsisch = Edler) von Roß kommt auch im „Macbeth" von Shakespeare vor. Die Lairds von Roß, wilde Hochlandshäuptlinge, haben in der schottischen Geschichte mehrfach eine hervorragende Rolle gespielt. Ross bedeutet Hervorragung, auch Vorgebirge; das —ert ist germanische Endung, wahrscheinlich von hart-Wald herstammend. Rossert würde also etwa = waldiger Vorberg sein, und diese Bezeichnung trägt der Berg, als den Feldbergen vorgelagert, nicht zu Unrecht

4. Drutgerenstein. So heißt eine Erhöhung, eine blockartige vulkanische Emportreibung auf dem Westerwalde unweit Marienbergs, heute allerdings zumeist Wolfstein genannt. Der Name kommt vom keltischen druyd (spr. Drud) und bedeutet etwa soviel als heilig. Die Druiden (spr. Truden) waren die Priesterschaft der Kelten, Männer, nicht, wie man sehr oft annimmt, Frauen, wiewohl es auch „weise Frauen", Seherinnen, wie bei den Germanen gab. Die Druiden verrichteten ihren Gottesdienst in heiligen Hainen oder auf Heiden, inmitten kreisrunder, von heiligen Steinen umstellter Bezirke, cromlech geheißen. Der Drutgerenstein wird vielleicht eine Opferstätte gewesen sein. Wie die Silbe ger in das Wort kommt, ist mir nicht erklärbar.

Geradezu einen Druidenstein haben wir im benachbarten Gebiete des Kreises Altenkirchen bei Herkersdorf, nahe bei Kirchen an der Sieg. Ferner heißt ein Bach, der das Wellritzthal bei Wiesbaden durchfließt, der Druderbach oder Trudenbach, und nach ihm ist eine Straße der Stadt Drudenstraße genannt. Mit „Trude" bezeichneten unsere Altvordern böse Geister; denn was dem alten Glauben heilig ist, wird dem neuen abscheulich. Die keltischen Truden wurden den heidnischen Germanen Unholde, wie hernach die germanischen freundlichen Hagidisen (Waldgeister) den Christen Hexen, Unholde und böse Dämonen geworden sind.

5. Karnberg. Ein Berg dieses Namens ist dem Knoten wie der Altkönig dem Feldberg vorgelagert. In dem Namen liegt das keltische Wort cairn verborgen. Dieses bedeutet Steinhügel, wie man sie namentlich zu Ehren der vornehmen Verstorbenen auf deren Grabstätten errichtete. Der Karnberg mag eine solche Königsgrabstätte gewesen sein, auf der man Basaltblöcke, wie sie auf der nahen Heide zerstreut liegen, aufhäufte. Eigentümlich ist die Verdoppelung, die in dem Worte Karnberg liegt und die dem geneigten Leser bereits in Duneberg und Dunsberg aufgefallen sein wird. Aber diese Erscheinung ist leicht zu erklären. Den germanischen Bewohnern galt eben der fremde Gemeinname als Eigenname, und so hängten sie ihr „berc" einfach an. Gerade in ähnlichen Benennungen haben wir sogar im Neudeutschen solche pleonastischen Verdoppelungen: z. B. Leienstein, Loreleifelsen, während doch Lei Stein, Felsen ist. Natürlich passiert diese Verdoppelung meist Unkundigen; aber in Hochberg, Hochkamm u. a. ist sie eigentlich doch auch vorhanden.

6. Rhein. Der deutscheste der Ströme hat einen fremden, keltischen Namen, ein Schicksal, das er mit manchem seinesgleichen teilt. Die keltische Form ist rhynn, rhinn und bedeutet — dem Deutschen allerdings nahe verwandt — was ihr Name sagt, einerseits das rinnende Wasser und anderseits die Rinne, in der es fließt. Es giebt in Frankreich einen Nebenfluß der Loire, der Rhin heißt. Ja, rhinns bedeutet keltisch überhaupt das Ziehende, sich Hinziehende, und es kann auch eine Hügelkette darunter verstanden sein, so z. B. die rhinns of Galloway und die rhinns of Islay in Schottland. Die Römer machten daraus Rhenus, die lateinisch schreibenden Geschichtskundigen des Mittelalters und die Urkunden aus damaliger Zeit bedienen sich meist der Form Renus; deutsch schrieb man Rein. Erst das vorige Jahrhundert ist wieder zu der alten keltischen, bezw. altrömischen Schreibart: Rhenus, Rhein zurückgekehrt. Der Nebenfluß des Po auf der Südseite, ebenfalls von den (italischen) Kelten benannt, wurde fast immer lateinisch Renus (heute Reno) geschrieben.

(Schluß folgt.)

[1]) Angelsachsen sagt man gewöhnlich, aber falsch. Es wird schwer halten, diese eingebürgerte Mißform auszurotten. Angli-Saxones schreiben die alten Historiker, d. h. sie stellen Angeln und Sachsen gleichberechtigt nebeneinander, und demgemäß müßten wir „Angelasachsen" sprechen und schreiben. Daneben kommt auch die Form Anglo-Saxones vor, die ebenfalls zwei verwandte Stämme andeutet. Die Form „Anglosachsen" sollten auch wir annehmen; denn unter Angelsachsen muß man doch, der Wortbildung nach, notgedrungen „angelnde Sachsen" verstehen.

Aus dem Leben zweier altnassauischen Geistlichen.

1) Von F. Seibert.

1. Johann Walther, Pfarrer zu Usingen, 1503—1530.

Pastor Walther war gebürtig aus Kirchheim in der Grafschaft Saarbrücken und kam als Diakon (Hilfsgeistlicher) für Westerfeld an die Pfarrei in Usingen. Hier wohnte er in der Kirchgasse in einem Hause, das er, wie er sagt, selbst erkauft und erbaut hatte. Seine Nachbaren sind Pastor Peter Usingensis, der 1529 nach Weilburg berufen wird und Ehren Pastor

Gerhardt zum Nachfolger hat; ferner Fritz Clemm und Hans Lintheimer, ersterer vor und bis 1527 und letzterer von da bis um 1555 Schultheiß; sodann Meister Werner Scheerer und Greße, Hen Kochs Witwe; endlich Hans Schmitt; er wohnte „vor der Pastorei Thore“. — Als Genossen Walthers im kirchlichen Berufe sind außer Peter Usingensis, bezw. Pastor Gerhardt noch zu nennen der praeceptor secundarius (derselbe begleitet, um „sein Amt mit Singen zu verrichten“, den Diakonus bei seinen Gängen nach Westerfeld); Konrad May, Altarist des H. Kreuzaltares; Dr. Johannes Lintheimer, Altarist des H. Marienaltares; die Bruderschaft St. Sebastian, welche das Krankenhaus auf dem „hohen Rain“ links vom Weg nach der Segmühle, Saal und der „guten Leute Hus“ genannt, bewohnt und verwaltet. Weltliche Beamten sind Konrad von Hattstein, Burgmann; Marquard von Stockheim, Amtmann; Philipp von Reifenberg, Oberamtmann; Karl von Stockheim, Oberamtmann der Grafschaft Nassau-Weilburg; letzterer ist nicht ständig in Usingen, hat aber einen Burgsitz daselbst am Oberthor. Oefters zu thun in Usingen hat auch des Grafen Kanzler Johannes Chun. Er sorgt sich daher für ein eignes Quartier; er kauft von Klara, Ewald Odenwellers hinterlassenen Witwe, eine Hofraite „am gemeinen Weg, so nach Barbach inne geht, für anderthalb hundert und sechs Gulden.“ Anno 1536 kauft er von Paul Schnider und dessen Ehefrau Anna eine Wiese im obersten Seifen für 27 Gulden „dermaßen, daß er hinförder mit der Wiesen thun und lassen, brechen und bosen möge wie mit anderen eigenen Gütern“.

Barbach, obgenannt, ist noch jetzt ein diesen Namen führender Stadtteil von Usingen, der zu Walthers Zeit „Vorstadt Barbach“ genannt wurde. Vorstadt? Allerdings! Damals hatte Usingen auch eine „Vorstadt Westerfeld“. In der Vorstadt Barbach wohnten unter andern Paul Hen, Peter Grimm, Arnold Lotz, Meister Niklas, der Schnider; letzterer in einem „Huislein“, das er mit allen Zugehörungen von Konrad Hen für 7 Gulden Frankfurter Währung gekauft hatte und von dem er den Baumeistern des Saines (der Bruderschaft St. Sebastian) jährlich 4 Pfennige Zins reicht. — In Barbach sind ferner eine Wede (Pferdeschwemke), ein herrschaftliches „Bruhus“ (Brauhaus), eine „Speule“, wo die „gefärbte Tuch“ abgespült, sowie Rahmen, auf denen sie zum Trocknen ausgespannt werden. Das nötige Wasser zu diesen Anlagen lieferte der im Bärenhart auf dem hohen Berg quellende Barbach (Bärenbach), der vor Erbauung der Chaussee und der Ausführung anderer Reparaturen unseres Planeten ungehindert Usingen zulief, oberhalb der Stadt einen Weiher bildete und in Barbach (Parbach, Pharbach) an der „Port“ oder „Fort“ die Stadt erreichte. Diese „Fort“ war zugleich ein Ausgang und eine Ausfahrt der Stadt ins Feld. Das alte Bächlein erwacht noch heute bei Schneeabgang jedesmal zu neuem Leben. Es überschwemmt die Felder und Gärten, ruft die ehemaligen Weiher und Pfuhle ins Dasein zurück, durchrauscht die Stadt (Zitzergasse) und stürzt sich zum Pförtchen hinaus in den von Stockheim herkommenden Hanbach.

Die Vorstadt Westerfeld war ein südlicher Stadtteil. Er lag am und vor dem Pförtchen links vom Weg nach Westerfeld, resp. Hausen. Rechts vom Pförtchen, der Vorstadt gegenüber, lief das Thal entlang der alte Weg nach Stockheim, und in derselben Richtung zog sich unten her der gemeine Schleßgraben und weiter oben der herrschaftliche Schießrain mit einer Schießhütte. — In alten Zeiten war vor dem Pförtchen Raum für solche Ansiedelungen; denn der Stockheimer Bach floß drüben auf der rechten Seite des Thales durch das Gelände der „gebackene Stein“, passierte den „Husener Brucken“ (in den Gärten links vom Wege), ergoß sich in die „Behälter“ und eilte durch den „Flutgraben“ in die „Oße“ (Use). Auch noch nicht ganz erloschen! Die letzte Mühle, die er trieb, eine am Flutgraben gelegene Walkmühle, ist erst 1822 abgelegt worden. — In der Vorstadt Westerfeld wohnten zu Walthers Zeiten Konrad Moller, ein Schöffe, Vetter Hen, Wanner Hen. Letzterer schuldet an Herrn Mader von Leun 68 Gulden für Wolle. Mader gibt ihm alle Messe 6 Klude Wolle (1 Klud = 7—8 Pfund), Wanner macht daraus „4 gefärbte Tuch“, verkauft sie, bezahlt die Wolle und trägt mit dem Ueberschuß an der Schuld ab; auch verlegt (verpfändet) er Madern „Hus und Schuer“, gelegen in der „Vorstadt Westerfeld“. — Konrad Moller klagt wegen des Gehens der Nachbaren durch seinen Hof, findet aber am Gericht wenig Gehör. Seine Kollegen, die Schöffen, sagen: „Wenn's ihn gelust, möge er seinen Hof schloßhaftig machen“ = befestigen.

Im Jahre 1523 errichtet Pastor Walther ein Testament. Er erscheint auf dem Rathaus vor „sitzem (sitzendem) Gericht“ und erklärt:

„Ich, Johann Walther aus Kirchheim, itzo Pastor in Usingen, erscheine hier vor euch, dem ehrsamen Schultheiß und Schöffen daselbst. — Nachdem ich bedacht hab meines lieben Vaters Alter, auch der Steuer, so er mir mit Habbeln, seiner ehelichen Hausfrau, meiner Stiefmutter, in meinem anhebenden Haushalt sonderlich und treulich gethan; angesehen treulichen und willigen Dienst Rosen Philippinen Katharinen, meiner Magd, den sie mir eine Zeitlang gethan; mit der ich dann mit Kindern befallen, die von mir nichts als das Leben haben; derohalben ich aus fremden Landen mit meinem sunst an der Pastorei sonder Renten und Gefälle verdienten und meiner alten Eltern zugebrachten Gut, Haus, Hof, Scheuer mit ihrem Begriff und Zugehorung erkauft und erbauet hab; daß ich solche Güter ihnen in der allerbesten und beständigsten Form des Rechts und der Gerichtsordnung der Grafschaft Nassau hiemit uf Stund ewig und unwiderruflich zugestellt, und nach meinem Tode alle fahrende Habe Habbeln, meiner Stiefmutter, Katharinen und unser beider Kinder, die wir itzund haben oder künftiglich gewinnen mögen, nunhinführo übergeben hab; mit dem freundlichen Begehr, was sich darumb zu thun gebührt, von mir zu nehmen, was ich itzo zu geben willens bin. So geschehen uf Donnerstag nach Exaudi 1523. — Gebühr 8 Turnos, Weinkauf 10 Albus.“

Im Bauen war Walther sehr eifrig. Zu 1524 schlug er in seinem Hof an Stelle eines alten Ställchens einen hohen Schoppen auf, der seinem Nachbar Werner Scheerer das Licht entzog. Auf dessen Klage entscheidet das Gericht, daß der Schoppen abgelegt und

der Platz nie anders als mit einem niedrigen Ställchen bebaut werde.

Auch mit den Westerfeldern geriet Walther ins Gespäunn" (Spannung, Unfrieden). Er wollte ihnen keine Messe mehr lesen, und sie ihm deshalb 4 Gulden an seiner Barbesoldung abziehen und keine Mändeleier mehr liefern. Diese Sache erledigte sich 1526, als Graf Philipp von Nassau-Weilburg die Reformation in seinen Landen einführte, von selbst. — Am 22. April 1530 wurde Walther pensioniert. Er zog nach Neuweilnau und bezog aus der dasigen Kellerei jährlich 20 Gulden, 25 Achtel Korn und 10 Achtel Hafer. — Auch blieben ihm einige Jahreszinsen aus Usingen; so von einem Haus an der „mittelst Porten", „Stein Hus" genannt, 3 Albus. Dönges Becker und Else seine eheliche Hausfrau reichen ihm jährlich 2 Albus.

(Schluß folgt.)

Die Zerstörung von Niederstaffel.

Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

1) Von F. Fink.

Es war im Jahre 1610. Der Dom zu Limburg stand schon Jahrhunderte lang, ein Zeuge deutscher Kunst. Wie heute, so blickte er auch damals über ein reich gesegnetes Land hin, dessen Bewohner, in einzelne kleine Dörfer zerstreut, glücklich und sorgenfrei sich ihres Lebens freuten. Wohl hat sich das Bild von damals auf heute sehr verändert; denn während heute die Eisenbahnen nach allen Richtungen das Land durcheilen und gut erhaltene Landstraßen den Verkehr vermitteln, war es damals noch gar stille im Lahnthale, und auch die Stadt Limburg, schon wohlbekannt durch ihren Gewerbfleiß und den Wohlstand ihrer Bewohner, war noch klein. Während der Schwerpunkt des Verkehrs heute in der Nähe der Eisenbahnstation liegt, war zu jener Zeit die Lahn dessen Mittelpunkt. Darum sieht man auch das alte Limburg zu beiden Seiten derselben erbaut; der kleinste Teil lag auf der rechten Lahnseite.

An einem Sommerabend des oben genannten Jahres schritt eine blasse junge Frau von hoher Gestalt über die Brücke zu Limburg nach dem rechten Lahnufer. Ihrem Gang und ihrer Haltung nach war sie in einer sehr gedrückten Stimmung, und der stille Beobachter konnte bemerken, daß sie von Zeit zu Zeit eine Thräne abwischte, die ihren blauen Augen entquoll.

Wenn du, lieber Leser, heute diesen Weg wandelst, so findest du eine schön gebaute Landstraße, die dich in gerader Richtung nach Staffel und nach einer vorherigen rechtsseitigen Abzweigung nach Elz führt. Damals lag zwischen Limburg und Staffel noch ein kleines Dorf Kreuch, an das der heutige Ausdruck „Kreuche Hohl" noch erinnert. Diese Hohl bezeichnet nämlich die Stelle, wo zu jener Zeit das Dorf Kreuch lag.

Doch war dieses nicht das Wanderziel der jungen Frau. Müden Schrittes schleppte sie sich weiter und schlug den Weg rechts nach Elz, ihrem Heimatsorte ein.

Fünf Jahre waren bereits verflossen, seit sie mit einer gräflichen Familie, in deren Dienst sie stand, an den Rhein wanderte. Voll Lebensmut und freudigem Hoffen zog sie damals aus, und hoffnungslos und lebensmüde kehrte sie heute in ihre Heimat zurück. Anfangs, als sie im Dienste des Grafen stand, hatte sie noch keine Sorgen, und des Lebens Tücken schienen nicht für sie vorhanden zu sein. Vor zwei Jahren jedoch verheiratete sie sich mit einem Zollbeamten am Rhein. Die glückliche Ehe war nur von kurzer Dauer gewesen. Vor einem Vierteljahr erlag ihr Mann einer schweren Krankheit, und das ersparte Geld war durch lange Krankheit und die Beerdigungskosten drauf gegangen. So stand sie denn allein in der Fremde, ohne Mittel, ohne Verwandte und Freunde. Doch sie mußte handeln; sie raffte sich deshalb auf und unternahm die mühselige Wanderung in ihr Heimatsdorf.

Sie war nun an dem Ziele ihrer Wanderung angekommen, und in dem frohen Bewußtsein, wieder in der Heimat zu sein und ihre alte Mutter bald wieder umarmen zu können, schritt sie schneller ihres Weges dahin und lenkte ihre Schritte einem kleinen Häuschen nahe am Bache zu, unter dessen Dach sie ihr altes Mütterchen zu finden hoffte. Aber die Thür des Hauses war verschlossen, und nichts regte sich in seinem Inneren. Auf ihre Erkundigung bei dem alten Nachbar, der sie anfangs nicht erkannte, erfuhr sie die betrübende Nachricht, daß ihre Mutter vor vierzehn Tagen gestorben sei und das überschuldete Häuschen von einem jungen Handwerker erworben worden sei, der in den nächsten Tagen einziehen wolle.

Von tiefem Schmerz überwältigt, sank die Frau zusammen, und die Nachbarsleute bemühten sich, die Unglückliche in ihr Häuschen zu bringen, wo sie sich nach einiger Zeit so weit erholte, daß sie ihrem tiefen Weh durch Thränen Luft machen konnte. Die alten Leute, selbst arm, gaben ihr zu essen und behielten sie die Nacht über bei sich. Doch kein Schlaf wollte in die Augen der jungen Frau kommen; mit offenen Lidern lag sie in dem Bette und träumte von ihrem Mütterchen, dessen letzte Grüße und Segenswünsche ihr, dem in der Ferne weilenden Kinde galten. Bei Tagesgrauen machte sie sich auf den Weg zu dem kleinen Friedhof, um die Ruhestätte der geliebten Mutter aufzusuchen. Nachdem sie an dem frischen Grabhügel geweint und ein stilles Gebet gesprochen hatte, raffte sie sich auf und begab sich zu dem Schultheißen des Ortes. Sie bat denselben um Unterkunft für sich und das zu erwartende kleine Wesen, dem sie bald das Leben schenken würde. Jener aber, ein hartherziger Mann, wies sie ab, weil sie durch jahrelange Abwesenheit vom Dorfe ihr Heimatsrecht verloren hätte. So war sie denn auch in der Heimat eine Fremde geworden, und der Verzweiflung nahe,

wandte sie dem ungastlichen, einst so geliebten Orte, den Rücken und lenkte, einer Verstoßenen gleich, ihre Schritte wieder in die Fremde. Noch müder war ihr Schritt und noch trostloser der Ausdruck ihres Gesichtes, als sie abermals die Lahnbrücke zu Limburg überschritt. Sie wandte sich gleich lahnabwärts und gelangte an ein kleines Dörfchen unterhalb Limburg, Staffel gegenüber; es war Schirlingen. Von diesem ist jetzt keine Spur mehr vorhanden; nur der Name „Schirlingerfeld“ erinnert noch heute an den Ort. Schirlingen war in früheren Zeiten ein Adelssitz. Der letzte adelige Bewohner wurde von den Limburgern in der Klosterkirche zu Dirstein ermordet und der Ort selbst von ihnen zerstört.

Gutherzige Menschen reichten der betrübten Frau Speise und Trank. Dadurch gestärkt, nahm sie ihre Wanderung lahnabwärts wieder auf und gelangte gegen Abend nach Kalkofen, unterhalb Laurenburgs. Bei einer Fischersfamilie fand die Heimatslose Unterkunft. Nachdem diese sie bewirtet hatte, erzählte sie ihre traurigen Erlebnisse. Die Familie selbst war in großer Trauer; denn eine Tochter war ihr vor einiger Zeit durch den Tod entrissen worden. Sie sahen in der Einkehr der Fremden einen Ersatz für ihr geliebtes Kind und beschlossen, jene bei sich zu behalten. Mit herzlichem Danke und mit dem frohen Bewußtsein, wieder eine Heimat gefunden zu haben, nahm die Fremde das Anerbieten an.

Nach einigen Tagen genas sie eines Knäbleins, das in der Taufe den Namen Ernst erhielt. Der Knabe wuchs heran und zeigte sich bald als ein kluges, munteres Bürschchen, das von seiner Mutter die schönen blauen Augen und die schlanke, biegsame Gestalt geerbt hatte.

Als der Knabe größer wurde, tummelte er sich mit seinen Altersgenossen in den Bergen umher und war stets ihr Anführer.

Von der Mutter wurde der Knabe sehr strenge erzogen, besonders hielt sie ihn zur Gottesfurcht an.

Die Mutter konnte jedoch die Schmach nicht vergessen, die ihr einst von ihrem Heimatsorte Elz widerfahren war und suchte den Haß, der sie beseelte, auch in des Knaben Herz zu pflanzen; darum erzählte sie ihm oft mit glühenden Worten jene Begebenheit und ermahnte ihn, sie einstens zu rächen.

Der Knabe hing mit großer Liebe an seiner Mutter, und schon in seinem jugendlichen Alter gelobte er derselben, den Elzern die geschehene Unbill zu vergelten.

Hier in dem stillen, bergumkränzten Thale gedieh das heitere Kind zu einem lebensfrohen, stattlichen Jüngling, dessen Sehnsucht war, in die weite Welt zu ziehen, um hier Thaten zu vollbringen.

Um die nachfolgenden Begebenheiten besser verstehen zu können, muß ich den Leser wieder in die Limburger Gegend führen und ihm die Geschichte des Ortes Staffel erzählen.

Staffel bestand früher aus Ober- und Niederstaffel. Der Ritter Mancelard von Nassau war im Jahre 1236 hier angesessen, wo auch die Klöster Dirstein (das jetzige Oranienstein) und Berbach, das Stift Dietkirchen und die vom Stein und Walderdorff später Höfe hatten. Allen Zehnten zogen zur Hälfte die von Staffel und zur Hälfte das Stift Limburg. Staffel hatte nach Limburg seinen Kirchgang und sein Begräbnis bis 1564. In diesem Jahre wurde die Reformation eingeführt und das Dorf zur St. Peterskirche bei Diez verwiesen. Im Jahre 1683 erbaute es seine jetzige Kirche und erhielt 1701 seine eigene Pfarrei; seit 1831 war die evangelische Kirche in Limburg als Filiale mit ihm verbunden.

Die Adeligen von Staffel werden im Jahre 1195 zuerst in der Geschichte genannt; im Jahre 1683 starben sie aus.

Das Dorf Kalkofen bezahlte auch den Zehnten an die Adeligen von Staffel. Diese schickten alljährlich ihren Zehntenerheber hierhin.

Zur Zeit unserer Erzählung wohnte dieser Erheber in Niederstaffel; er hieß Opel und war schon seit Jahren Witwer. Er hatte nur eine Tochter, ein blondlockiges, schönes Mädchen, das der Sonnenschein seines Lebens war.

Da der Vater die meiste Zeit des Tages auf der Burg beschäftigt war, so war Marie, so hieß die Tochter, mit der alten Großmutter allein zu Hause.

Die damalige Zeit war eine wildbewegte, und niemand war sicher vor den Nachstellungen roher Söldner. Marie war jetzt siebzehn Jahre alt und erblühte zu einer lieblichen Jungfrau.

Da die Söldnerscharen auch öfters die Gegend um Limburg durchstreiften, so war Opel sehr besorgt um seine Tochter, und er sann darüber nach, wie er sie am besten schützen könnte.

Es fiel ihm denn das Dörfchen Kalkofen, wo er öfters hinkam, als sicherer Zufluchtsort ein.

Nach diesem Orte führte keine Straße; er war nur auf schmalen Fußpfaden zu erreichen; die Straße ging weit ab über die Berge.

In das stille, von keinem Feinde bedrohte Thal brachte er seine Tochter und gab sie einer ihm bekannten und zuverlässigen Familie in Obhut.

Die Ankunft des schönen, freundlichen Mädchens erregte Aufsehen im Dorfe. Marie aber lebte sehr eingezogen und ging nur des Abends manchmal die Lahn entlang spazieren, um dem schmetternden Gesange der Nachtigall zu lauschen.

So kam es, daß Wochen vergangen waren, ehe Ernst sie einmal zu sehen bekam. Dieser beschäftigte sich nämlich den Tag über in den Weinbergen, die zu jener Zeit hier angelegt waren. Jetzt sind an Stelle der Weinberge Dornen und Sträucher; nur zum Teil sind sie mit Zwetschenbäumen besetzt worden, die heute dem Dörfchen eine gute Einnahme bieten.

Eines Abends hatte sich Ernst etwas verspätet; die Sonne war schon längst hinter den Bergen verschwunden, als er ermüdet von der Arbeit dem Dorfe zuschritt. So in Gedanken versunken, ging er den schmalen Pfad an der Lahn entlang; da begegnete ihm Marie, die ihren gewöhnlichen Spaziergang machte. Von ihrem plötzlichen Anblick ganz verblüfft, deuchte sie ihm eine höhere Erscheinung zu sein, und er brachte höchst verlegen einen Gruß heraus. Aber der stattliche Jüngling mußte auch einen tiefen Eindruck auf Marie gemacht haben; denn seinen Gruß erwidernd, errötete sie und schritt schnelleren Schrittes weiter.

Was Wunder, daß sie sich „zufällig“ mehrmals begegneten und auch einige freundliche Worte mit einander wechselten. Ernst wußte es so einzurichten

daß er das Mädchen jeden Abend auf seinem Heimweg eine Strecke Weges begleitete. So schwanden Sommer und Herbst, und der Winter machte seine Ankunft in der Natur bemerklich. Die Weinbergsarbeiten ruhten, und auch die täglichen Spaziergänge mußten eingestellt werden.

Jetzt konnten die beiden jungen Leute nicht mehr so ungestört miteinander plaudern; ab und zu trafen sie sich jedoch bei befreundeten Nachbarsleuten. Obwohl noch kein Wort von Liebe zwischen ihnen gesprochen worden war, so wußten sie doch, was sie immer wieder zusammenführte.

Während sonst in deutschen Landen der Dreißigjährige Krieg seine Schrecken verbreitete, war man in dem stillen Thale vor allen Kriegsnöten verschont geblieben.

Doch es sollte nicht immer so bleiben. Eines Morgens marschierte eine Anzahl Soldaten in das Dorf; es war ein Werbeoffizier mit seinen Genossen. Diesen fiel sogleich der stattliche Jüngling in die Augen, und ihrer Ueberredungskunst gelang es, daß er Handgeld nahm und sich anwerben ließ.

(Schluß folgt)

Miszellen.

G. P. **Schloßborner Weistum aus dem Jahr 1536.** Herr Georg Piepenbring zu Königstein teilt dies wichtige Aktenstück im Wortlaute folgendermaßen mit.

Die borner grentzen ahn verschiedenen orthen lauth weistumb wie folgt der borner bezirk gehet ahn uff dem wolfs haus bei ruppers hain, vnd gehet hinauff an den landsgraben, von dem landsgraben der hohe (Höhe) nach, bis in eppenhainer schlag der hohe nach bis in die silberbach in den tiffen graben im bühleins walt, dem graben nach bis hinder den spietzenberg hinterm spietzenberg hinein, bis in die herhe borner bach, der bach noch bis in Elbalter schlag, aus dem Elbalter schlag in die dattenbach nach bis in lumpborn, aus dem lumpborn der bach nach bis in poel vom poel bis in die hohe, der hohe nach bis in den Judenkop hinter bei dem Judenkop, dem alten graben nach, bis in die pfefferbach, der bach nach bis in heilbrun, der hohe nach bis in Dietelshainer furth, daraus bis vff die Sutzbacherwald markh, von der waldmarkh bis in betzenhain, aus betzenhain bis in den tieffen graben hinder dem feldtborn, die dell hienein bis in puel in dem escher stock der straßen nach bis in das wolfs haus ferner weisen sie Ihren (?) gdtg. als Herrn zu Epstein die vogteibezirk von dem puel bis in furth deich, aus dem furth deich bis ahn Crüffteler wege, von dem Crüffteler wege bis in rodenstein von dem rodenstein bis in lamer strauch aus dem lamer strauch bis vff den hiesgen strauch von dann hinnder dem hl. stockh hienaus vff den holtzweg, von dannen bis in die erle, von der erle, bis in die loch baum, den lochbaumen nach bis in die hohe.

H. H. **Aus der Chronik von Münster (Oberlahnkreis).** Daß man schon vor 200 Jahren und noch früher in unserer Gegend Wert auf Schule und Schulbildung legte, geht hervor aus einer Urkunde unserer Pfarrchronik. Diese ist wohl ohne Datum, trägt aber neben einer andern auf dem Umschlag die Aufschrift: Zwey Alte Urkunden vom Jahr 1693. Die Geschichte der Pfarr und Schul betrefend." Auch weisen noch andere Urkunden der Pfarrchronik sowie die „Ortskunde des Dorfes Münster (Oberlahn)" von Pfarrer Fink auf die Jahreszahl hin. Zum leichteren Verständnis schicken wir noch folgendes voraus. Um das Jahr 1000 lagen in der heutigen Gemarkung Münster außer Münster noch die Dörfer Wilhelmshain, Hengstbach, Bruchhausen und Rudolveshausen. Sie waren sämtlich nach Münster eingepfarrt. Sie sind teils schon vor, teils während des Dreißigjährigen Krieges verschwunden; und schließlich gehörte zum Kirchspiel Münster nur noch Wolfenhausen. Langhecke wurde erst 1838 hier eingepfarrt. Weyer ist seit 1550 etwa, in welcher Zeit es evangelisch wurde, Filiale von hier. Wolfenhausen trennte sich im Jahre 1691 von Münster und baute damals eine Kirche, die also jetzt rund 210 Jahre steht. Infolge dieser Trennung wurde auch die Wolfenhäuser Schule und um dieselbe Zeit auch die Weyere Schule abgetrennt. Diese drei Orte bildeten hiernach früher 1 Schulklasse, höchstens 2. Heute haben sie 9 starke Klassen. Infolge der erwähnten Trennung waren Kirche und Schule zu Münster in ihren Bezügen an „Zehnten" und „Gefällen" sehr geschmälert worden. Auf Gewährung der früheren Einkünfte bezieht sich die Eingabe an den Grafen zu Wied:

Hochgebohrner Graf, Gnädigster Graf und Herr!

Nachdem Ew. Hochgräfliche Excell. Von uns unterthan zu Münster unterthänigst Vorgestellt worden, welcher gestalt unser Pfarr-Zenten einer ziemlichen Verschmälerung eine Zeithero erbitten, so können wir gleichfalls nit unterlassen in ebener Unterthänigster Demut zu Klagen, wie gleicher Unfall auch unsere Schule betroffen, der unterthänigsten Zuversicht lebend, Ew. Hochgräflich. Excell. werden mit gleicher Gnade und Gedult uns hierinnen Vernehmen und Hülfe ertheilen. Nach dem menschen gedenken, hero die Gemeindte Weyer und Wolfenhausen ihre Kinder in unsere Schull haben müssen schicken, und dafür gewiße gefälle von denen uns ist Zugefallen. Ist es doch leider vor einigen Jahren auf erlaubnis der Regierung zu einer Ruptur Kommen, eine jede gemeindte ihre eigene Schull aufgerichtet und die Verordneten Zenten unserer Schull entzogen, wodurch denn unser Schulmeister kaum subsistiren kan und ein gleicher mangel jene Schulmeister betrifft. Wo es dan der Verderbte Jugend nützlich und auch sehr nötig, das ein Schulmeister sein sattsames auskommen und brodt habe, damit er bey dieser armen Zeit weder der gemeindte beschwerlich zuseyn oder aber durch Handarbeit sein brodt zu Verdienen, und auf solche Weiß die Jugend zu Versäumen nicht benötigt werde. So gelangt an Ew. Hochgräfl. Excell: unser unterthänigstes ersuchen und bitte, sie wollen gnädigst geruhen die von Weyer und Wolfenhausen unser Schull abgenommen Zenten wirder anhero Verordnen und unser Schull in den alten und guten standt zu Versetzen. Wir getrösten uns gnädigster erhörung. Die wir seyn und Jeder Zeit seyn werden

Ewerer Hochgräflichen Excell:

Unterthänigsten Unterthanen
zu
Münster.

C. J. **Ein berühmter Kurgast Wiesbadens.** Am 27. August 1840 starb im Bade zu Wiesbaden der in Norwegen allgemein beliebte Vizekönig Graf Johann Kaspar Hermann von Wedel-Jarlsberg, geb. 21. September 1779 in Montpellier, ältester Sohn des dänischen Ministers Grafen Anton von Wedel, der damals Gesandter am englischen Hofe war. Im Jahre 1800 trat der junge Wedel-Jarlsberg in den dänischen Staatsdienst; im Kriege 1808 und 1809 gegen Schweden bildete und führte er ein eignes Freikorps und erwarb sich durch Rechtlichkeit und Milde ein solches Ansehen bei den Schweden, daß 1810 bei der Beratung des Reichstages zu Oerebro über die Wahl eines Thronfolgers an Stelle des Prinzen August Christian mehrere Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes für Wedel stimmten.

Nach der Trennung Norwegens von Dänemark im Kieler Frieden 1814 erklärte Wedel sich als Mitglied des ersten außerordentlichen Storthings in Christiania für die gütliche Vereinigung Norwegens mit Schweden und wurde, nachdem dieselbe zu stande gekommen, von König Karl XIII. zum Staatsrat und Chef des Finanz-, Handels- und Zolldepartements ernannt. 1822 nahm er seinen Abschied, war dann wiederholt Präsident des Storthings und wurde 1837 an die Spitze der Regierung mit der Vollmacht eines Vizekönigs gestellt. — Auf dem Tronningberge bei Christiania wurde ihm im Jahre 1845 ein Denkmal errichtet.

J. B.-E. **Eine geharnischte Polizeiverordnung** — erließ am Januar 1816 der Amtmann Lautz zu Wallau. Dieselbe lautet: Man hat zu vernehmen gehabt, daß die höchstwichtige polizeiliche Aufsicht in verschiedenen Orten des diesigen Amts nicht gehörig geführt werde. Es wird daher den Schult

heißen und Gerichtsschöpfen hiermit folgendes zu ihrer sträcklichsten Bemessung bekannt gemacht.

1. Alles Nachtschwärmen ist bei 5 fl. Strafe oder nach Befund bei fünftägiger Gefängnißstrafe verboten. 2. Derjenige Wirt, welcher nach 10 Uhr abends noch einheimische Zechgäste in seiner Wohnung duldet, wird mit einer ohnnachlässigen Strafe von 10 Reichsthaler belegt, sowie man auch demjenigen Ortseinwohner, welcher nach der Polizeistunde sich noch im Wirtshause aufhält und bei vorgenommener Visitation darin befunden wird, eine Strafe von 5 fl. ansetzen wird. 3. Alles Karten- und Würfelspiel ist bei 5 fl. Strafe verboten. Wer es in seinem Hause duldet, wird mit doppelter Strafe belegt. 4. Das Tabakrauchen auf öffentlicher Straße, in Höfen, Scheuern und Stallung ist bei 5 fl. Strafe verboten. 5. Außer der Zeit, wo das Vieh zur Weide getrieben wird, soll solches in den Höfen und Stallen gehalten werden. Wird ein Stück auf der Straße herumlaufend angetroffen, so hat der Eigentümer dem Angeber 15 Kr. Pfandgeld zu entrichten und 1 fl. Strafe zu bezahlen. 6. Das Schießen innerhalb der Ortschaften ist bei 5 fl. Strafe verboten. 7. Ohne wohlverwahrte Laterne soll bei Abend- und Nachtzeit niemand sich in Scheuern und Stallungen erfinden lassen, bei Vermeidung von 10. fl. Strafe. 8. Keinem Fremden darf Nachtquartier in einem Ort gestellt werden, wenn er sich nicht durch einen glaubhaften Paß legitimieret. Verdächtige Menschen sind sogleich zu arretieren und an das Amt abzuliefern. 9. Auf pünktliche Haltung der Nachtwacht ist von seiten der Ortsvorstände aufs ernstlichste zu sehen und haben sie, wenn kleine in ihrer Befugniß stehende Strafen nicht verfangen, die Anzeige bei Amt zu machen. 10. Jeder Ortseinwohner muß bei Tag und Nacht seinen Hund anlegen bei 1 fl. 30 kr. Strafe.

Es würde nichts schaden, wenn man diese Verordnung des Wallauer Amtmanns auffrischen und strikte zur Durchführung bringen würde.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Donnerstag, den 30. Januar: „Der polnische Jude“. Volksoper in 2 Akten von Karl Weiß. — In der Flucht der Erscheinungen der Jüngstzeit auf dem Operngebiete ist das vorgenannte Werk, im großen und ganzen betrachtet, zweifellos eines der wertvollsten. Sowohl der Librettist, als auch der Komponist besitzt ein schönes vielversprechendes Talent, nur haben beide sich in diesem Falle eine bedauerliche Geschmacksverirrung zu Schulden kommen lassen, die geeignet ist, dem an sich so trefflich gelungenen Opus den Lebensfaden bald durchzuschneiden. Diese Verirrung besteht in der Wahl des merkwürdigen Sujets, das einem Schauerroman ziemtich gleichkommt, und bei dem man das Gruseln erlernen kann. Diese harte Verurteilung bezieht sich hauptsächlich auf den zweiten Akt, während sich der erste Akt, besonders in den Volksszenen, größtenteils recht heiter giebt. Die Handlung spielt in einem elsässischen Dorfe in der Behausung des Bürgermeisters und Gastwirts Mathis. Hier ist man im Begriffe die Vorbereitungen zu der Hochzeit von dessen einzigem Kinde Annette mit dem Gendarmerie-Wachtmeister Brehm zu treffen. Es ist Winterszeit, wo es draußen eist und stürmt. Fünfzehn Jahre vorher kehrte bei ähnlichem harten Winterwetter ein polnischer Jude mit dem frommen Gruße: „Der Friede Gottes sei mit euch“ bei Mathis ein, um Herberge bittend, die ihm auch gewährt wurde. Die straff gefüllte Geldkatze dieses fremden Wanderers hatte bei Mathis die Habsucht wachgerufen, der sich denn wirklich auch zuletzt soweit hinreißen ließ, den Juden zu morden und sein Geld zu rauben. Am andern Morgen fand man den Schlittengaul des Fremden frei am Flusse stehen; in der Nähe war alles mit Blut getränkt, von dem Juden selbst fehlte jede Spur. Der Mörder blieb unermittelt. Niemand ahnte, daß es Mathis sein könne, der jetzt zum reichen Mann geworden, ein frommes Leben führte und sogar milde Stiftungen für die Kirche machte. — Während man in Mathis Hause bei Fröhlichkeit und Tanz Polterabend feiert, tritt plötzlich ein polnischer Jude im Kaftan mit dem Gruße des Ermordeten: „Der Friede Gottes sei mit euch“ unter die Gäste und begehrt gleichfalls Unterkunft für die Nacht. Mathis bricht zusammen; er wähnt in dem Erschienenen den Ermordeten zu sehen. Man bringt ihn auf sein Schlafzimmer zur Ruhe. — Schluß des I. Akts. — Im II. Akt sehen wir Mathis vom Fiebertraum befallen und die schrecklichsten Gewissensqualen leidend. Die Szene verwandelt sich. Vor uns (in Bildern) steht Mathis vor Gericht, von einer großen Zuschauermenge begafft. Er beteuert zunächst seine Unschuld. Seine Tochter weist die Anklage zurück und fordert den Vater auf, bei ihrem Glück auf die Bibel zu schwören, daß er frei von Schuld sei. Das vermag der Verbrecher nicht. Mit einem furchtbaren Aufschrei gesteht er den Raubmord ein. Er wird zum Tode verurteilt, und der Henker naht im roten Mantel und mit seinen Knechten, die Mathis mit eiserner Hand ergreifen. — Jetzt senken sich dichte Nebel vor die Szene, nach deren Verschwinden sich wieder Mathis Zimmer zeigt, wo dieser tot im Bette liegt. Ein Schlaganfall hat ihm das Lebenslicht ausgelöscht und ihn so dem irdischen Richter entrückt. — Diese grauenhaften Vorgänge stellen starke Ansprüche an die Nerven des Zuschauers, und ich konnte beobachten, wie sich manches Gesicht ab und zu von der Bühne abwandte. Das war zuviel des Schrecklichen für zart besaitete Gemüter. — Weiß schrieb eine treffliche Musik, die bei voller Wahrung der Originalität in ihrer äußeren Gestattung vielfach an Bizet und Smetana erinnert. Besonders gelangen ihm die lyrischen Szenen und von diesen wiederum das Lied des Wachtmeisters und das Duett zwischen dem Brautpaare. Hiermit ist schon angedeutet, daß Weiß die alte Opernform, wenigstens zum Teil, beibehielt. Die hochdramatischen Szenen hätte er wohl etwas kräftiger zeichnen können. Er behandelt das Orchester bei einer glänzenden Instrumentation etwas dezent und fein. — Die Ausstattung und Inszenierung der Neuheit waren würdig und tadellos, und die Aufführung eine vollends gute. Die schwierige Rolle des Mathis kann wohl kaum einen besseren Vertreter als Herrn Müller finden, der ihr nach allen Richtungen hin vollkommen gerecht wurde. Das Brautpaar verkörperten Fräulein Robinson und Herr Kiarmüller ebenfalls vorzüglich, und die übrigen sämtlich nur Episodenrollen waren bei Fräulein Schwartz und den Herren Henke, Schwegler und Engelmann auch in richtige Hände gelegt. —

Dem „Polnischen Juden“ folgte die bereits im verflossenen Herbste hier als Novität gebrachte, und damals höchst beifällig aufgenommene, einaktige romantische Oper: „Djamileh“, ein reizendes Werkchen des Schöpfers der weltbekannten „Carmen“, G. Bizet. Dasselbe behandelt eine anheimelnde Liebesgeschichte zwischen dem reichen Türken Harun und der Sklavin Djamileh. Der Komponist verstand es eine musikalische Filigranarbeit zu schaffen, bei der ihm das morgenländische Kolorit äußerst glücklich gelang. Um die Aufführung machten sich Fräulein Brodmann und die Herren Kiarmüller, Henke und Wegner, sowie Fräulein Katajczek, diese durch ihre graziösen Tänze, sehr verdient. Auch bei dieser Oper verdienen Regie und Ausstattung wieder das vollste Lob. —

Nach der geradezu erschütternden Wirkung der vorausgegangenen Oper kann meines Erachtens Bizets Djamileh und wohl auch jedes andere zur Füllung des Abends hinzugekommene Stück nicht so recht zur vollen Geltung kommen, und es dürfte sich daher empfehlen, das Weißsche Werk an den Schluß des Abends zu legen. K.

---

* **Frühlingsfahrten durch Italien.** Dichtungen von J. Koulen. 98 Seiten. Köln, J. P. Bachem. — Mit Vergnügen haben wir diese Sammlung von Poesien eines neunassauischen Landsmannes gelesen. Entstanden sind sie, wie der Titel schon verrät, in Anlehnung an eine Reise durch Italien. Die Festlegung der Eindrücke in recht entsprechender Form ist dem Verfasser sehr gut gelungen; der ganze Zauber des sonnigen Südlandes, „wo die Myrte still und hoch der Lorbeer steht“, wirkt mächtig auf uns ein. Neapel, Rom, Florenz, Venedig sind zwar schon von vielen deutschen Sängern verherrlicht worden; aber immer und immer wieder merkt man, wie neben der allgemein-objektiven Wirkung auch die subjektiv-individuelle derart ist, daß uns der Preis und Ruhm des herrlichen Stücks Erde, das soviel Natur- und Kunstschönheit aufweist, nie zuviel wird. Die Begeisterung des Dichters spricht aus jedem Gedichte, und da auch alle sonstigen Bedingungen, die an ein solches Sammelwerkchen in der Regel gestellt werden, erfüllt sind, hoffen wir, daß das Büchlein recht viele Freunde stimmungsvoller und reiner Poesie erfreuen wird. Proben finden die Leser im Eingange dieser Nummer.

* **Im Chaos der Gefühle.** (Am Lebenswege.) Gedichte und Sprüche. Von L. Grothe. 72 Seiten. Wiesbaden, H. Staadt. — Ein Büchlein von anspruchslosem Aeußern und auch umfänglich bescheiden. Der Autor hat jedenfalls, was ihm und allen Kollegen nur immer zum Vorteil gereichen kann, strenge Sichtung geübt. Wir hätten sogar von dem Vorhandenen noch

das eine oder andere ohne Leidesempfindung vermißt. Aus den kleinen Poesien spricht ein ernstes und sinniges Gemüt, gereifte Erfahrung und gesunde Weltanschauung, wenn auch nicht in schwungvollen Versen, so doch in warm aus der Tiefen des Innern kommenden und deshalb eindringlichen Worten.

Der Kaiser hat an seinem Geburtstage durch Armeebefehl die Benennung der Infanterie-Regimenter Nr. 80, 81, 82, 83, des Jägerbataillons Nr. 11, der Husarenregimenter Nr. 13 (König Humbert von Italien) und Nr. 14 (Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg), sowie des Pionierbataillons Nr. 11: „hessische“ in „kurhessische“ umgewandelt. Das neugebildete Infanterie-Regiment Nr. 166 (Hanau) hat die Bezeichnung „Hessen-Homburg“ empfangen. Die Feldartillerie-Regimenter Nr. 11 und 47 heißen fortan zusätzlich „1.“ bezw. „2. kurhessisches“, diejenigen Nr. 27 und 63: „1. nassauisches Feldartillerie-Regiment Nr. 27, Oranien“ und „2. nassauisches Feldartillerie-Regiment Nr. 63.“ Auch das Pionierbataillon Nr. 21 wird künftig als „nassauisches“ geführt. — Den Herausgeber und gewiß auch die Leser und Freunde der „Nassovia“ freut es aufrichtig, aus jener Verordnung zu ersehen, daß auch von allerhöchster Stelle die Pflege der heimischen Tradition beschützt und gefördert wird. Wir können das vom militärischen Gebiete ohne weiteres aufs allgemeine übertragen. Aus der Liebe zur Vergangenheit der engeren Heimat sprießt die Kraft zur Arbeit in der Gegenwart und die Hoffnung auf die Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes.

Stadtrat Professor Fritz Kalle zu Wiesbaden hat durch den König eine hohe Auszeichnung erfahren. Kalle (geboren 1837), eine Zeitlang Landtags- und Reichstagsabgeordneter, hat sich bekanntlich auf sozialpolitischem Gebiete andauernd in hervorragender Weise bethätigt; dafür hat er nunmehr den nach dem Pour le mérite-Orden rangierenden, 1896 gestifteten Wilhelmsorden erhalten.

Seminardirektor Dr. H. Schaefer zu Montabaur ist zum Regierungs- und Schulrat in Arnsberg ernannt worden.

Zu Idstein hat sich ein Altertumsverein gebildet.

Die Erdarbeiten zu den Kasernenneubauten zu Diez sind begonnen worden.

Dem preußischen Landtage wird noch in diesem Jahre die Kostenforderung für den Bau der Weilbahn, Strecke Usingen-Weilmünster, zugehen. Die Führung ist endgültig festgelegt: Usingen, Merzhausen, Neuweilnau, Weilthal, Weilmünster.

Behufs der Erbauung der sogenannten „Nassauischen Bäderbahn: Wiesbaden—Erbenheim—Wallau—Hofheim—Soden—Kronberg—Homburg im Anschluß an die Linie Homburg—Friedberg—Kassel—Berlin hat sich infolge mehrfacher Aufforderung dazu im „Rheinischen Kurier“ nunmehr ein größeres Komitee aus Herren der interessierten Orte gebildet, um die Agitation an den maßgebenden Stellen energisch zu betreiben.

Station Engenhahn! Wer hätte das jemals gedacht! Und doch: es ist erreicht. Zwischen die Stationen Niedernhausen und Idstein wird eine Haltestelle eingeschoben, welche namentlich den Hochgebirgtern, die im Mainthale Arbeit suchen, zu gute kommen soll. Wir verzeichnen den Umstand, zum Beweise dafür, daß auch die entlegenen Orte Nassaus allmählich ihren Kulturanschluß finden.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. Februar.

1305. Erzbischof Gerhard von Mainz trennt die Kapelle Niederweilbach im Amte Hochheim von der Mutterkirche in Wicker, deren Patronatrecht der Graf Gerhard von Diez besaß. Letzterer willigte in diese Trennung ein.

1556. Kurfürst-Erzbischof Johann V. von Trier stirbt auf seinem Schlosse zu Montabaur. Er war aus dem Hause Isenburg, geboren 1507, hatte seine geistliche Laufbahn in Trier begonnen und war zuletzt Koadjutor des Abtes von Sankt Maximin daselbst. Anno 1547 wurde er Nachfolger Johanns IV. (von Hagen) als Kurfürst-Erzbischof. Er war in seinen letzten Lebensjahren fast ganz gelähmt und stets siech und lebte zurückgezogen zu Montabaur.

23. Februar.

1285. Graf Otto I. von Nassau wird mit dem Banne und sein Land mit dem Interdikt belegt. Er hatte die von seinem Vater an den Deutschen Orden geschehene Schenkung der Kirchen Herborn, Wieseberg und Niederzeuzheim teilweise angefochten und sich in den Besitz von deren Einkünften gesetzt. Schiedsrichter legten im folgenden Jahre die Sache bei.

1784. An diesem und den folgenden Tagen begann ein furchtbarer Eisgang des Rheines und seiner Nebenflüsse, verbunden mit Hochwasser. Es war die stärkste Eis- und Wassersnot, welche die Anwohner im 17., 18. und 19. Jahrhunderte erfuhren. Sie dauerte bis zum Anfang des März.

28. Februar.

1743. Karoline, die einzige Tochter Wilhelms IV. (Karl Heinrich Friso), Prinzen von Oranien und Fürsten zu Nassau, wird geboren. Sie vermählte sich am 5. März 1760 mit dem Fürsten Karl von Nassau-Weilburg und starb am 6. Mai 1787. Groß an Geist und reich an Gemüt, war sie eine Zierde ihres Hauses und ein Gegenstand der Verehrung des Landes, dem sie angehörte. In der nassauischen Geschichtshalle gebührt ihr eine Stelle unter den ausgezeichnetsten weiblichen Charakteren.

1584. Friedrich Heinrich, Prinz von Nassau-Oranien, wird geboren, wenige Monate vor der Ermordung seines Vaters, Wilhelms des Schweigers. Er war der Sohn aus dessen vierter Ehe mit Luise von Coligny. Unter Leitung seines Stiefbruders Moritz bildete er sich zum Krieger heran, wurde 1625 nach Moritz' Tode Statthalter der Republik und Oberbefehlshaber und als solcher einer der größten Kriegshelden aller Zeiten. Er starb am 14. März 1647. (Vgl. Nassovia 1901, Nr. 18: Amalie von Oranien-Nassau.) — Sein Geburtsdatum wird übrigens auch noch anders angegeben.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

J. M. in H. Besten Dank. Aber die Zusammenstellungen mußten nach verschiedenen Staats- und Adreßhandbüchern gemacht werden.

Dr. W. J. in R. Das Todesjahr Wilhelm Albrechts wird regelmäßig falsch 1869, statt 1868 angegeben. Der Druckfehler stammt ursprünglich aus dem Bericht über die Emmerichenhainer Denkmalseinweihung im Programm des Instituts Hof Geisberg. Im süßen Dusel schreibt dann immerfort einer dem andern das Fatum ab.

K. R. in W. Wir schreiben von jetzt ab im Anlaut der Namen nassauischer Orte statt C stets K, also Kamberg, Kaub, Kransberg, Kronberg, Kubach. Nicht aus plötzlicher Laune, sondern nach langem Ueberlegen. Auch stehen wir damit nicht allein. Das „Gemeindelexikon für Hessen-Nassau“, also ein offizielles Buch, thut's auch. Vivant sequentes!

L. M. in W. Einverstanden. Besten Dank.

D. S. in K. Unser Grundsatz ist, allen Arbeiten außer den Miszellen den Namen des Autors beizufügen. Davon können wir nicht abgehen.

J. H. in K. Leider können wir die erst vor kurzem anderwärts gebrachte Erzählung nicht verwerten. Ihre Einsendung wird gebracht.

Redaktionsschluß: 8. Februar.



№ 5. Wiesbaden, den 1. März 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Das Lahnthal.

O wunderlieblich Thal der Lahn!
Mit deinen Bergen, Auen
Hast einzig du mirs angethan
Vor allen deutschen Gauen.
Hell glänzt im Sonnenschein der Wald
Und ladet ein zum Jagen;
Die Büchse knallt, das Echo schallt,
Durchs Thal dahingetragen.

Die Burg vom steilen Felsen winkt
Und grüßt ins Thal von droben,
Manch schmuckes Städtlein schimmernd blinkt,
Vom Wiesenkranz umwoben.
Süß klingt der Vögel Lustgetön
Zum Himmelszelt, dem blauen:
„O Thal, wie bist du lieblich schön
Vor andern deutschen Gauen!“

Hier träumte Meister Goethe gern,
Befreit von läst'gen Banden,
Des Dichterhimmels hellster Stern
Ob allen deutschen Landen.
Hier wuchs der „Stein“ von Eisenart,
Der seinem Volk in Trauer
Ein Eckstein ward, ein Eckehart,
Ein Wiederauferbauer. —

Der uns'rer Väter Mut entfacht,
Wie alte Lieder künden,
Hier hub sich jener Geist mit Macht,
Das neue Reich zu gründen.
Hier zündete mit stolzem Wort
Der Held aus Zollernstamme,
Des Vaterlandes Schild und Hort,
Der Volkskraft heil'ge Flamme. —

Drum wo ein braver Deutscher lebt
Und hört das Lahnlied klingen,
Voll Kraft er seine Stimme hebt,
Um jubelnd mitzusingen:
O wunderselig Thal der Lahn!
Mit deinen Wäldern, Auen
Hast einzig du mir's angethan
Vor allen deutschen Gauen.

Philipp Held.

Die Walderneuerung des Westerwaldes.[1)]

Von H. Keßler.

Zu den sieben W, mit welchen man Nassaus Reichtum scherzhaft bezeichnet, gehören nicht in letzter Linie die Wälder.

Ueber 42 Prozent des Gesamt-Flächeninhaltes des Regierungsbezirkes Wiesbaden sind mit Wald bestanden, und es gehört dieser Regierungsbezirk somit zu den waldreichsten Bezirken Preußens. Auch die Verteilung des Waldes ist eine günstige; eine Ausnahme macht nur der sogenannte Hohe Westerwald, für welchen noch heute zum Teil zutrifft, was vor etwa 300 Jahren ein Geograph vom Westerwalde allgemein sagte: „Der Westerwald ist ein hohes Gebirge zwischen Rhein, Lahn und Sieg, worauf man nichts als Himmel, Pfützen und hohe Steine sieht."

Die letzten Jahrhunderte trifft demnach nicht der Vorwurf, den Hohen Westerwald entwaldet zu haben, so daß es zwecklos wäre, hier zu erörtern, ob und wie der Hohe Westerwald in grauer Vorzeit bewaldet war. Viel näher liegt die Frage: Hat die Jetztzeit, hat das letzte Jahrhundert Interesse für den Westerwald gezeigt, und was ist für die Aufforstung desselben geschehen?[1)]

Der Westerwald ist als arm bekannt und als unwirtlich rauhe Gegend etwas verschrieen, so daß sich oft eine gewisse Geringschätzung zu erkennen giebt, eine gewisse Art des Bedauerns, wenn man vom Westerwalde reden hört. Der arme Westerwald! Anders hört man ihn kaum nennen, am meisten von den Westerwäldern selbst, die nicht gerade auf der allerobersten Terrasse wohnen. Sie haben dann stets den Hohen Westerwald im Auge und möchten am liebsten gar nicht zugeben, daß sie auch auf dem Westerwalde wohnen, — das ist eine bekannte Eigentümlichkeit des Westerwälders. —

Mancher, der den Hohen Westerwald bereiste, wird es erlebt haben, daß er noch in der Gegend von Marienberg der Frage begegnete: „Sie wollen wohl auf den Westerwald reisen?" Der Rennerøder dünkt sich in dieser Beziehung besser als der Bewohner von Emmerichenhain; der eine wohnt diesseits, der andere jenseits des Hexenbäumchens, und das gilt nun einmal in Rennerod für ausgemacht: Am Hexenbäumchen fängt der Westerwald an.

Die hohe Lage, die größtenteils niedrige Temperatur, feuchte Luft, starker Tau, häufige Nebel, die oft sehr heftigen Stürme und die Masse des Schnees, welche in den meisten Wintern zu fallen pflegt, sind es, welche diesen Teil des Westerwaldes in den rauhen Jahreszeiten so unvorteilhaft und unwirtschaftlich machen, zumal das Terrain waldarm ist und von keinem höheren Gebirge beschützt, allen Unbilden der Witterung preisgegeben daliegt. Die hohe Feuchtigkeit der Luft in Verbindung mit dem meist vorzüglichen Basaltboden begünstigen in trockenen und warmen Jahren die Vegetation in auffallender Weise; in nassen und kalten Jahren erweist sich das Klima auch ebenso schädlich, weil die ohnehin feuchte Luft die Verdunstung des Wassers hindert, es in dem Boden zurückhält und denselben naß und sumpfig macht.

In solchen Jahren kann die Not aufs äußerste steigen; denn mißraten die Kartoffeln, kommt das wenige Getreide nicht zur Reife und kann das Heu wegen anhaltender Regenzeit, die auf dem Hohen Westerwalde nicht selten ist, nicht trocken nach Hause gebracht werden, dann tritt Notstand für Menschen und Vieh ein, wie das thatsächlich wiederholt der Fall war.

Es ist deshalb auch der Hohe Westerwald schon oft ein Kind der Sorge gewesen, und zahlreich sind die Bemühungen, die man sich um ihn und seine Bewohner gegeben hat, um den letzteren aufzuhelfen und ersteren in seinen schlimmen klimatischen Eigenschaften zu bekämpfen.

Am Fuße der obersten Terrasse des Westerwaldes, am Eingange zum Dorfe Emmerichenhain steht auf hohem Sockel die Büste eines Mannes, dessen Namen und Verdienst um den Westerwald wir durch die Inschrift erfahren:

„Wilhelm Albrecht,
dem Förderer der Landwirtschaft, die dankbaren Bewohner des Westerwaldes."

Die Mißjahre von 1816 und 1829 auf dem Westerwalde und die Opfer, welche man zur Milderung des allgemein eingerissenen Elendes damals genötigt war zu bringen, hatten plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und die Frage zur Erörterung gebracht, ob und wie solchen Unglücksfällen vorgebeugt werden könnte. Zur Vorbereitung umfassender Anlagen, die dem Uebel womöglich gründlich begegnen sollten, hatte der Regierungsrat Albrecht im Jahre 1830 den Westerwald bereist und legte seine gesammelten Erfahrungen in einer Darstellung der damaligen Verhältnisse, verbunden mit Vorschlägen über die mögliche Verbesserung derselben, der nassauischen Landesregierung vor, infolgedessen letztere Albrecht zu einer Reise nach den Küsten der Nord- und Ostsee veranlaßte, damit er sich über die dortigen Wirtschaftseinrichtungen mit Beziehung auf das für den Westerwald

---

Anmerkung d. H. Wir freuen uns, in dieser Arbeit des bewährten und ortskundigen Kulturbeamten, jetzt Forstmeister zu Ehlen, eine authentische Darstellung der Bemühungen der nassauischen und preußischen Regierung um die Melioration der westerwälder Verhältnisse bieten zu können.

1) Die nachfolgenden Ausführungen entnehme ich einem Vortrage, welchen ich im Jahre 1888 im Nassauischen Forstverein hielt; das Material dazu lieferten die betreffenden Regierungsakten. D. V.

Anwendbare genau informieren solle. Diese Reise wurde im Herbst 1830 unternommen und der Reisebericht der Landesregierung übergeben. Da jedoch der Reisende am Schlusse des Berichtes sagte, daß er nur das Vorgefundene mit Beziehung auf den Westerwald erzählt, aller Vorschläge zur Verbesserung aber sich hier enthalten habe und diese einer eigenen Kommission überlassen wolle, welche seine Bemerkungen zu benutzen geneigt sein möchte, so wurde der Landwirtschaftliche Verein hiermit betraut, und gab dessen Direktorium sein Gutachten ab und bezeichnete als Hauptaufgaben:

die Hochebene gegen Sturm zu schützen durch Anlage von Waldungen und schützenden Gehegen an den dazu geeigneten Stellen;

die überflüssige Wassermasse in nassen Jahren aus Wiesen und Weideland abzuleiten und das Ackerland so zu bestellen, daß das Wasser abziehen und verdunsten könne;

die jungen Haustiere durch wechselnden Aufenthalt auf der Weide an rauhe Luft zu gewöhnen.

In erster Linie sehen wir also hier seitens des Direktoriums des Landwirtschaftlichen Vereins im Jahre 1835 die Anlage von Wald und schützenden Gehegen zur Besserung des rauhen Klimas, zur Hebung der Landwirtschaft des Hohen Westerwaldes empfohlen, und zwar wurden diese Anlagen sowie die geometrische Aufnahme des Hohen Westerwaldes als Maßregeln bezeichnet, welche von der Landesregierung unmittelbar ausgehen sollten im Gegensatz zu anderen Maßregeln, bei welchen vorzugsweise die Mitwirkung des Landwirtschaftlichen Vereines in Anspruch zu nehmen sei.

Die Landesregierung sendete daher im Jahre 1837 den Regierungsrat Albrecht in Begleitung des Bauaccessisten Born auf den Hohen Westerwald mit dem Auftrage, einen Plan zur Bewässerung und Entwässerung sowie zur Anlage schützender Gehege zu entwerfen und die hierzu nötigen Arbeiten zu organisieren. Born war im selben Jahre im Auftrage der Regierung in England und Schottland gewesen zur Besichtigung von Schleusenbauten und Wasserwerken und um Erfahrungen beim Trockenlegen von Sümpfen zu sammeln.

In einem ausführlichen Berichte an die Herzoglich Nassauische Landesregierung faßt Regierungsrat Albrecht sein Urteil über den Hohen Westerwald und die schützenden Waldgehege zusammen. Er sagt: „Im Begriffe, den Hohen Westerwald zu verlassen, halte ich mich noch zu der Bemerkung verpflichtet, daß sich nach der nun beendigten genaueren örtlichen Untersuchung die Ueberzeugung bei mir gebildet hat, diese Gegend sei ganz dazu angethan, eine große Anzahl des kräftigen Rindviehes auf die naturgemäßeste Weise zu erziehen, welche einst die Stammherde für alle benachbarten Länder, welche ähnliche klimatische Verhältnisse haben, werden kann. Der Boden ist ganz vortrefflich; die Vegetation an allen sonnigen geschützten Lagen kann üppig genannt werden. Es fehlt nichts als Entfernung zu großer Nässe und Schutz gegen die Stürme." Und an einer anderen Stelle sagt er: „Die Höhenzüge haben eine solche Richtung und einen solchen Zusammenhang, daß sie durch Anpflanzung, wenn auch von zum Teil nur schmalen Holzstreifen, allen angrenzenden Gemarkungen Schutz verleihen können.

Nachdem im Jahre 1838 und Sommer 1839 alle Vorarbeiten gefertigt waren, so namentlich sämtliche Vermessungen und Nivellements, glaubte Regierungsrat Albrecht, der als Kommissarius der herzoglichen Landesregierung fungierte und alle Anordnungen geleitet hatte, die Zeit gekommen, der Ausführung des ganzen Planes näher treten zu sollen.

Am 2. September 1839 trat er in Emmerichenhain mit den Beamten von Marienberg, Rennerod und Herborn (worunter man in Nassau die Amtmänner verstand) sowie mit dem Forstrate Genth von Dillenburg und dem Forstmeister Franz von Hachenburg zur Beratung und Besprechung des Planes zusammen. Albrecht entwickelte in einem Vortrage den damaligen Stand der Angelegenheit und stellte demnächst den Entwurf zur Beratung.

Bezüglich der anzulegenden Schutzgehege spricht sich Albrecht etwa folgendermaßen aus:

„Eine auf die Entwickelung des tierischen und Pflanzen-Lebens störend einwirkende Naturerscheinung sind die heftigen Stürme, welche zu allen Jahreszeiten über diese kahlen Bergrücken und hochliegenden flachen Thäler hinziehen und die Aufnahme der Nahrungsstoffe aus der Atmosphäre, die nur bei ruhiger, milder Luft stattfindet, verhindern, daher es vor allem nötig erscheint, durch schmale Waldstreifen, oder auch nur durch Gehege, wie sie in England, Holstein, Schleswig und auf den dänischen Inseln üblich sind, die Luftströmung zu unterbrechen und sowohl die Pflanzen als die weidenden Tiere gegen die rauhesten Nordwinde zu schützen."

Durch die natürliche Lage werde diese Absicht sehr unterstützt; die meisten Mulden seien gegen N. und W. oder gegen N. und O. so mit Anhöhen umgeben, daß, wenn diese auch nur mit schmalen Waldstreifen bepflanzt würden, ein sehr vollständiger und wohlthätiger Schutz möglich werde.

Albrecht bezeichnet mit Recht diese Waldstreifen dann als am wirksamsten, wenn sie gerade auf dem Rücken und auf dem Sattel der Anhöhen, welche die Mulden oder Auen scheiden, angebracht werden; die Breite der Streifen könnte 2 bis 4 Ruten betragen; als Holzart empfehle sich je nach Boden und Lage Fichte, Erle, Esche oder Buche.

Der zu bepflanzende Streifen sollte, damit die Kultur recht gut gedeihe, zwischen tiefe und breite Gräben gelegt werden; die ausgehobene Erde sei darüber zu werfen, um so die Pflanzennahrung mehr anzuhäufen. Die Pflanzung sei unter Aufsicht der Forstbehörde auszuführen und später für Rechnung der Gemeinde zu bewirtschaften, wobei jedoch am Grundsatze festzuhalten wäre, daß der Schutz die Hauptsache, der Holzertrag die Nebensache bedeute.

Um die Luftströmung noch mehr zu unterbrechen und den Tieren und Saaten noch mehr Schutz zu gewähren, könnten auch noch nach dem Vorbilde anderer Länder die Grenzen der Gemeindeweiden oder auch die Grenzen der Wiesen und Felder mit schützenden Gehegen umgeben werden, die ebenfalls auf einem Erdaufwurfe zwischen zwei Gräben angelegt und mit ausschlagfähigen Laubhölzern, die alle 8—10 Jahre zu nutzen seien, bepflanzt werden müßten.

Bei der näheren Beratung gab Forstrat Genth dem Zweifel Ausdruck, ob sich Waldbäume, in so schmalen Streifen angepflanzt, auf diesen Höhen gegen Sturm und Schnee zu schützen vermöchten; doch gab er auf die Bemerkung, daß hier nicht hochstämmige Bäume, sondern nur Buschholz zum Schutze der nächsten Umgebung und nicht um des Holzertrages willen erzogen werden sollten, die Möglichkeit des Gedeihens derselben zu. Sodann stellte Genth den sehr zweckmäßigen Antrag, daß an den Stellen, wo die Chausseen in höheren Lagen die Gemeindeweiden durchziehen, auf beiden, oder doch wenigstens auf der nördlichen Seite Waldstreifen von 1—2 Ruten Breite angelegt und dadurch die Reisenden gegen die heftigsten Stürme geschützt werden möchten.

Forstmeister Franz fügte noch den Antrag hinzu, man möge an Stellen, wo entbehrliche Gemeindeweiden die Höhen der Bergrücken einnehmen, diese aufforsten und sie nur durch jene sorgfältiger kultivierten schmalen Streifen in Verbindung bringen.

Alle Anwesenden vereinigten sich nun dahin, daß man in mehreren Gemarkungen, die keine außerordentliche Schwierigkeit böten und wo sich ein günstiger Erfolg schon nach kurzer Zeit erwarten lasse, den Versuch mit dem Entwurfe und der Ausführung des Verbesserungsplanes mache und die Stimmung der Gemeinden zu erforschen suchen solle. In Uebereinstimmung mit diesen Ansichten wurde beschlossen, noch im Laufe der Woche die Verbesserungspläne für die Gemarkungen Hohenroth und Homberg in Gegenwart der Beamten und Forstbehörden zu entwerfen und dann zugleich über den Entwurf einiger anderer Pläne Verabredung zu treffen.

Es folgte nun für Albrecht eine arbeitsvolle Zeit, die für ihn reich an Mühen und reich an Erfolgen werden sollte. Auf den Entwurf der Pläne von Hohenroth und Homberg folgten die für die höchstliegenden, nach Süden offenen Ortschaften Salzburg, Nieder- und Oberroßbach, denen sich in den folgenden Jahren 1840 und 41 die anderen anschlossen, so daß zu Ende 1841 die Pläne für die anfangs in Aussicht genommenen Ortschaften des Hohen Westerwaldes beendigt und deren Ausführung begonnen ward.

Der Entwurf sämtlicher Schutzgehege geschah an Ort und Stelle unter Zuziehung der Gemeindevorstände bei sachgemäßer Belehrung über Zweck und Notwendigkeit der Anlagen Da galt es manche Schwierigkeiten zu bekämpfen. Die Ortsvorstände hatten gewöhnlich nur ihr Dorf und die nächste Umgebung im Auge und mußten durch ausführliche Erörterungen auf mehreren Punkten der Gemarkung überzeugt werden, daß es hier den Schutz der ganzen hochliegenden Gegend gelte, und daß, um vorerst alle Höhen zu bepflanzen, auch manche Gemeinde etwas für die angrenzende Gemarkung thun und von anderen eine ähnliche Hilfsleistung erwarten müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Keltische Namen in Nassau.

2) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

7. Main. Da der Rhein einen keltischen Namen hat, will sein größter Nebenfluß auf der rechten Seite darin nicht zurückbleiben. Moynn ist die ursprünglich keltische Form; in Irland giebt es einen Fluß und einen Ort (in der Grafschaft Tyrone) und in Schottland einen See und (in der Grafschaft Inverneß) einen Ort gleichen Namens. Die Römer machten daraus Moenus, und im Mittelalter lautete der Name Moyn und Moine im Deutschen, latinisiert: Moganus und Maynus, woraus später Main wurde.

8. Lahn. Der ursprüngliche keltische Name wird wohl Loyne, Loynn gelautet haben. Glen-Loyne heißt ein Flüßchen in Schottland, das sich in den Loch Neß ergießt. Der lateinische Dichter Venantius Fortunatus im 6. Jahrhunderte nennt die Lahn Laugana; im 8. heißt sie Logna, Logena und Logana und im 13. einmal Longina, im 14. abwechselnd Logena und — Loyne (Urform), im 15.—17. Lön und Lohn; der Name Lahn wird erst im vorigen Jahrhundert gebraucht. Sprachrichtiger ist Lohn, wie auch das Volk sagt. Mit Lohn, Lahn verwandt sind die Namen Lohnderbach, Lohnerbach, Lohnerthal, Lohnersteg (zwischen Laufenselden und dem Aarthale), Löhnberg, Lahneck, Lahnstein u. a.

9. Ems. Bereits im achten Jahrhunderte, wird dieser Bach, der durch den Goldenen Grund fließt, Emisa oder Hemisa genannt. Aber auch noch ein anderer, der von der Montabaurer Höhe hinab zur Lahn rinnt, führt denselben Namen und hat ihn auf die Niederlassung an seiner Mündung, aus der ein weltberühmter Badeort erwuchs, übertragen. Ebenso heißen zwei Dörfer im oberen Gebiete der erstaufgeführten Ems nach letzterer Ober- und Niederems, im rauhen Waldthale an des Feldbergs Nordhang gelegen. Die beiden nassauischen Ems haben eine Schwester an dem in die Nordsee gehenden deutschen Flusse Ems, den die Römer Amisia nannten; von dieser haben die zwischen ihr und der Weser seßhaften Germanen den Namen Amsivarier erhalten.

10. Elb. Das Flüßchen, an dem Hadamar liegt, hat eine große Verwandtschaft. Das Wort Alb, Alp bedeutet im Keltischen „weiß". Die Alpen sind die weißen Berge; Alba-inn heißt „die weiße Insel", wie man England von den in der Sonne weiß erglänzenden Kreidefelsen bei Dover genannt hat. Daraus ist Albanien (vgl. u. a. Shakespeares „König Lear"), Albany (Titel eines Herzogs, Sohnes der Königin Viktoria, dessen Sohn nunmehr Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha ist) und das bekanntere Albion = Britannien geworden. Auch der große deutsche Strom die Elbe, lateinisch Albis, hat seinen Namen = die Weiße von den Kelten wegen seines breiten glitzernden Wasserspiegels erhalten. Es giebt noch eine ganze Menge keltischer mit Alb und Alp zusammengesetzter Namen in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Frankreich und auf den britischen Inseln.

11. Sayn. Dieser, das alte Amt Selters durchfließende Bach, der zwischen Bendorf und Engers in den Rhein geht, hat im Mittelalter die Seina oder Seine geheißen. Der Name ist das lateinische Sequana, wie der große französische Fluß hieß, an dem Paris liegt. Das deutsch-mittelalterliche Seine und das französische Seine werden ja völlig gleich geschrieben, wenn auch verschieden ausgesprochen. Beide Namen sind keltisch, der Urform nach nicht mehr bestimmbar.

12. Brächse. Der in vielfach gewundenem Laufe zur Sayn gehende Brexbach, oder die Brächse (lateinisch Brachysa) kann den keltischen Ursprung seines Namens gleichfalls nicht verleugnen. Das x ist in den letzteren nur durch die Aussprache hineingekommen. Die Urform ist ebenfalls wie beim Namen Sayn nicht bestimmbar.

13. Feenwiese. Dieser Distriktname kommt im Nassauischen häufig vor, manchmal in Fennwiese, Pfannwiese verderbt. Die keltischen Feen waren meist freundliche, liebliche Göttinnen, mitunter aber auch böse Dämonen, die oft in der Menschen Schicksal eingriffen und es lenkten. Man dachte sie sich als luftige Geister, etwa wie die deutschen Elfen, mit denen sie in vieler Beziehung in Parallele zu setzen sind. Sie wohnten in Bergen und Wäldern, kamen aber des Nachts auf mondbestrahlten Lichtungen (Waldwiesen, Bergwiesen) zusammen, um dort ihre Tänze und Spiele aufzuführen. Die Phantasie des Naturmenschen gestaltete eben die auf solchen Stellen wogenden und quirlenden Nebel und belebte sie. (Vergl. „Erlkönigs Töchter".) Diese Wiesen, auf denen die Feen sich, wie man meinte, zusammenfanden, wurden von den alten Kelten Feenwiesen genannt.

14. Mattiacum. Dorf- und Städtenamen keltischen Ursprungs haben sich auf nassauischem Boden nur wenige erhalten. Die germanischen Sieger haben sie fast alle ausgemerzt. Aber gerade der altkeltische Name der Hauptstadt Wiesbaden ist uns erhalten geblieben Kenntlich macht ihn die Form der Endung; acum. Eine ganze Menge gallischer Städte trägt diese: Turnacum (Tournay), Camaracum (Cambray) u. a. Auch in Britannien gab es solche, z. B. Eboracum (York) und schließlich am linken Rheinufer: Nemetacum, Mogontiacum, Antenacum (Speier, Mainz, Andernach). Nur ist ein Unterschied vorhanden: bei allen acum ist das a lang, während bei Mattiacum der Ton auf dem i liegt Diese Aenderung ist aber eigentlich durch den römischen Dichter Martialis erfolgt und hat sich dann wohl so fortgeerbt. Mattiacum war die Hauptstadt des keltischen Stammes der Mattiaker, an deren Stelle (in der Civitas Mattiacorum zwischen Waldaffe und Kriftel) Chatten (?), nachher Allemannen getreten sind, auf die merkwürdiger Weise der Name Mattiaker übertragen worden zu sein scheint. Der römische offizielle Name für die alte Bäderstadt war Aquae Mattiacorum, neben welchem Mattiacum im Volke gebraucht wurde. Die Franken haben beides durch Wisibad ersetzt.

15. Heßloch. Ein Ort dieses Namens liegt in dem Hochthälchen des Wäschbaches, nordöstlich von Wiesbaden. Er hat nichts mit Hessen zu thun, so wenig wie Wildsachsen mit Sachsen. Vielmehr erinnert er an einen Gott der Kelten, den blutigen Hu oder Hes, aus dem die Römer Hesus machten. Die Form Hu scheint im Gebrauch der britannischen Kelten, Hes in jenem der kontinentalen festzustehen.

Loch heißt in Schottland, d. h. in den Hochlanden Vertiefung, Thal und übertragen eine mit Wasser ausgefüllte Vertiefung, d. i. ein See. Loch Lomond, Loch Tay, Loch Neß sind wohl die berühmtesten Seen, aber auch viele Thäler tragen die Bezeichnung. So hätten wir Heßloch, richtiger Hesloch geschrieben, mit Thal des Hes zu übersetzen. Andere deuten den Namen nach der mittelhochdeutschen Form Heseloch, Heseloh auf Hesi lucus, lateinisch = Hain des Hes, da Heseloch ursprünglich einen Walddistrikt (anfangs des dreizehnten Jahrhunderts) bezeichnete. Das keltische loch ist nicht mit dem deutschen loh = Wald zu verwechseln, und letzteres ist im Nassauischen kaum je in Loch verballhornt worden. Mag man sich nun auch hier über die Bedeutung von Loch streiten, über die von Hes ist kein Streit möglich.

Ganz am Schlusse wollen wir noch der vielen Namen im Nassauischen gedenken, die mit Diet anfangen. Diejenigen, die diesen Namen ein möglichst hohes Alter zuweisen möchten, greifen auf Dis, Dit (Teutates), einen andern angesehenen Gott der Kelten, zurück. Die andern, die gern alle Bezeichnungen aus dem Altgermanischen herleiten wollen, bezeichnen das Wort diet = Volk als ausschlaggebend. Diedenbergen, Dies (an der Elb, auch Name des dort in diese mündenden Bächleins), Diethardt, Diethelshain (ausgegangenes Dorf bei Schloßborn), Dietenmühle (bei Wiesbaden), Dietkirchen, Dietzhölze und Diez sind solche Namen; auch Tidenheim bei Eschborn, die alte Malstatt des Niddagaues wird dazu gerechnet. Meine Ansicht ist die: Dies mag keltisch sein, vielleicht auch Diez; bei Diethardt (Volkswald), Dietenmühle (Volksmühle), Dietkirchen (Volkskirche, die erste christliche an der Lahn) steht die deutsche Abstammung ziemlich fest, und wegen der anderen — mögen andere sich den Kopf zerbrechen.

Das wäre also ein Exkurs in die alte Keltenzeit gewesen, die zweitausend Jahre hinter uns liegt. Denn kurz bevor Gaius Julius Cäsar, der rücksichtslose Römerfeldherr, den Germanen zweimal ins Land fiel (55 und 53 vor Christo), waren die Kelten aus den Westerwald- und Höhegebieten hinausgedrängt worden, und nur die Mattiaker hatten sich in denjenigen südlich der Höhe bis zum Rhein und Main hin behauptet. So fanden die Römer die keltischen Fluß- und Gebirgsbezeichnungen und den Namen Mattiaker und Mattiacum noch vor, und ihre Schriftsteller nahmen sie auf.

Ohne Kampf ging es natürlich bei jenen keltisch-germanischen Völkerbewegungen nicht ab; vielmehr wird dieses Ringen ein blutiges, für die Kelten geradezu vernichtendes gewesen sein. Es gab nur die Wahl: Unterwerfung oder Tod. In den von ringförmigen Steinwällen umgebenen Zufluchtsstätten auf den Gipfeln der Berge, die wir heute noch in ihren Resten dutzendweise im Nassauischen vorfinden, namentlich auf dem Höherücken des Südens, von den Feldbergen bis ins Rheingaugebirge drängte sich das besiegte Volk zusammen, fiel den Siegern als Sklaven in die Hände oder wurde niedergemetzelt. Die Kelten verschwanden als Nation aus unseren Gebieten, gingen unter. —

Sollte der freundliche Leser noch weitere Erinnerungen an die Verschwundenen auftreiben können und mitteilen wollen, so wären wir andern ihm für diese Ergänzung gewiß dankbar. Als völlige Erschöpfung des Themas wollen die obigen Ausführungen durchaus nicht gelten.

Aus dem Leben zweier altnassauischen Geistlichen.

2) Von F. Seibert. (Schluß.)

2. Johann Orth, Pfarrer zu Essershausen, 1550—1570.

Die Kapelle in Essershausen (Nestershuisen), eine Gründung des Erzstiftes Worms, wurde anfänglich von Weilburg aus bedient. Im Jahre 1391 gelangte das Patronat über dieselbe als ein Wormser Lehen an die Adeligen von Essershausen, die hier ihre Stammburg und ein ansehnliches Gut hatten. Unter ihnen scheinen bereits Geistliche in Essershausen wohnhaft gewesen zu sein. So Peter Schütz um 1508. Derselbe führt über die der Kapelle zustehenden Gefälle Verzeichnisse, deren Pfarrer Orth in 1554 erwähnt und die einem von ihm angelegten, noch vorhandenen Gilderegister einverleibt. — Am 2. Pfingsttag 1520 verlegt Nikolaus, episcopus Asotensis, von Altenberg (Kloster bei Wetzlar) aus laut Brief und Siegel auf Antrag des Edlen Marquard Wertorf von Nestershuisen und in Uebereinstimmung mit dem Erzbischof Richard von Trier die Kirchweihe in Essershausen vom Tage St. Blasii wegen unbequemer Zeit auf Jubilate und erteilt allen, die zu diesem Feste kommen, oder an einem der übrigen Festage hierher wallfahrten, einen vierzigtägigen Ablaß. —

Um eben diese Zeit oder kurz vorher, jedenfalls aber unter dem Regime des Bischofs Nikolaus findet im Kirchlein eine Neueinrichtung statt, von der man aber erst 200 Jahre später bei Gelegenheit einer abermaligen baulichen Veränderung, die unter Pfarrer Geiler vorgenommen wird, das Nähere erfährt. Er berichtet nämlich: „Anno 1718 wurde die Kirche in Essershausen repariert, Dach und Chor abgerissen, das Corpus 4½ Schuh erhöht, das (!) Altar gerückt und verkleinert und Pfarr- und Gemeindestühle angeschafft. Dabei fand sich im Altar ein grünes Glas mit zwei Beinlein von vermeintlichen Heiligen und Reliquien aus dem Papsttum und das Siegel Nicolai, Bischofs von Worms, des Lehnsherrn. Ich stellte die Reliquien in meinen Stuhl, damit ich sie den Liebhabern der antiquitäten zeige und ihren discurs darüber vernehme." —

Um 1526, bei Einführung der Reformation weist Graf Philipp von Weilburg die Kapelle in Edelsberg, die bis dahin vom Kloster Pfannenstiel bedient wurde, mit ihren Einkünften nach Essershausen und befiehlt den Gemeinden, das Pfarrhaus in besseren Stand zu setzen. In 1540 wird die Kirchweihe wieder am Tage St Blasii gehalten und dem Pfarrer ein Achtel Wein gereicht. — Im Februar 1549 [1]) bei einer Generalvisitation des Erzstiftes Trier ist Bischof Nikolaus persönlich in Weilburg anwesend. „Ein wunderlich, alt Närrchen", wie es heißt. —

[1]) Zur Zeit des Augsburger Interims.

Um 1550 kam Johann Orth, gebürtig aus Herborn, an die Pfarrei Essershausen. Während seiner Dienstzeit ging das adelige Hofgut durch Erbschaft an die Junker von Bergen über. Diese gründen ein Pfarrgut, und Orth treibt Oekonomie. Er war verheiratet, hatte aber keine Kinder. Seine Gemahlin hieß Anna. Ein Bruder von ihm wohnte in Gießen. Derselbe hatte zwei Töchter Grein und Margarete. Orth hatte Grein, sein „Gothel", an Kindes Statt angenommen. Das Maidlein aber verließ ihn. Da nahm er Margarete zu sich, aber Grein erschien und machte sie abwendig. Zu diesen bitteren Erfahrungen kam, daß Frau Anna erkrankte und starb. Orth klagt:

„Den 17. Februar 1560 starb mir mein Engen (Aennchen). Mein Bruder bot mir abermals Margretlein an und wollte, daß ich dem Maidlein etwas vermache, auch wenn ich mich wieder bestaate. Den 23. März kam Margareta. Zur Gießer Kirmeß ließ ich's heimgehen. Blieb lange aus und ließ mich allein unter dem Vieh und bei den Dreschern. Hatte einen großen Kosten. Auf Sonntag nach Allerheiligen hatte Grein Hochzeit. Margarete ging mit Tuch, Leilachen, Federkissen, einer Zinnschüssel nebst acht Tellern und einer Maß Butter gen Gießen, blieb aus, kam endlich mit der Mutter zurück, thaten sich gütlich, fraßen, was ihnen fürkam, hätten mich nahe gar auch gessen, wenn mich Gott nicht bewahrt hätte, und tranken etliche Maß Weins dazu; sie erboten sich nicht, die Mastsäue zu füttern oder Feuer anzumachen und Suppe zu kochen. Von der Hochzeit hatten sie mir nicht ein Bißlein grünes Fleisch mitgebracht. Das war von meiner Freundschaft nicht christlich, insonderheit von meiner Schwägerin ein grob' Stück. Derhalben und darum ist meine endliche Meinung, daß ihrer keins mehr eine Schwelle beschreite und von meinem sauern Verdienst nicht eine Nestel oder Löffel haben soll." —

Zu Orths Zeiten stand der Weinbau im Weilthal in Blüte. Jeder sonnige Abhang war mit Reben bepflanzt. Davon zeugen die vielen Hügel und Raine, die heute den Namen Wingert oder Wingertsberg führen und die keinem Weildörfchen zwischen Weilburg und Reifenberg fehlen. Essershausen war reich an Weingärten. Genannt sind: der Halsberg, der Kautz, der Weller, die Abgshell, der Neuweingarten; sodann die Weingärten bei der Platten, beim Goßborn, bei der Nassershed, auf dem roten Grund, am Kürbisrain, beim kleinen Pförtchen, wo auch ein „Helgenhäuschen". Der Halsberg gab jährlich an die Pastorei 7 Schilling Gilde, der Weinberg bei der Nassershed 1 Turnos und 18 Pfennige, der auf dem roten Grund 1 Turnos. Auch andere Güter waren der Pfarrei zinspflichtig. Die Kohlgrube im Junkernwald gab jährlich 2 Turnos; Gontershausen, ein Gut der „Neuzlinger", 5 Turnos und ein Huhn; Friedrich

Naul (Noll) von seinem Gut bei Essenau auf der Finster (ein Bach) 15 Albus, ut habentur literae testimonio (laut inhabenden schriftlichen Vermächtnisses). Die Gefälle werden von einem „Mompar" erhoben und dem Pfarrer ins Haus geliefert. —

Von einigen Landesprodukten führt Orth die Preise an: 1 Sefte Hafer = 13 Pfennige, 4 Simmer Korn = 1 Reichsalbus; 1 Fuder Stroh = 7½ Turnos; eine Maß Butter = 5 Albus; 1 Huhn = 1 Schilling; ein Ferkel = 4 Albus. — Etliche Erntenotizen stammen, wie es scheint, aus ungünstigen Jahren. So trug anno 1559 die ganze Pfarrau zwei Fuder Hafer und das Pfarrland auf der Palm 50 Sicheling (Garben) Korn; erstere in 1561 nur 54 Sicheling Korn. — Andere Notierungen beziehen sich auf den Weinbau: 1 öhmig Fäßchen kostet 1 Gulden, 1 Ohm Wein 3 Rittergulden, 1 Tag im Weingarten zu schneiden, zu schauben oder zu sticken 12 Pfennige. Pastor Orth hat wohl selbst Wein gezogen, wenigstens Weingärten besessen, die noch jetzt zum Pfarrgut gehörende Grundstücke bilden. —

Der Sage nach wurden an der unteren Weil auch nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder Reben gepflanzt; aber die Junker und andere Leute stahlen die Trauben, da ließ man es sein. Thatsächlich bestanden jedoch im Ausgang des Thales noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kleinere Rebpflanzungen, und in einem Edelsberger Wingertsberg, im Schinkhardt, versuchte es der Wurzelstumpf eines Weinstocks von ehedem alljährlich, wann der Saft steigt und die Knospen springen, zum Leben zu erwachen. Er quoll an, thränte und zeigte winzige Knöspchen. Man betrachtete ihn mit Ehrfurcht und schonte ihn, damit er sich ungestört völlig auslebe.

Die Zerstörung von Niederstaffel.

Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

2) Von F. Fink. (Schluß)

Dem thatendurstigen Ernst war es schon lange zu eng in dem Thale geworden; er sehnte sich in die weite Welt und glaubte jetzt als Soldat am ehesten sein Glück machen zu können

Den Tag vor seiner Abreise traf er noch einmal mit Marie zusammen. Als er ihr von seinem Vorhaben erzählte, brach sie in Thränen aus. Mehr als Worte sagten ihm die Thränen des schönen Mädchens; er schloß sie in seine Arme und sagte ihr, daß er auch sie liebe. Sie solle nur ruhig sein und der Zukunft vertrauen; sie würden sich dereinst wiedersehen. So gelobten sie sich ewige Treue.

In der Frühe des folgenden Tages, als noch die Schatten der Nacht die Erde bedeckten, nahm Ernst Abschied von seiner Mutter und schritt das Dorf hinaus, einer dunklen Zukunft entgegen.

Da das Dorf nun auch nicht mehr sicher vor herumstreifenden Soldatenhorden war, so nahm der Vater Marie bei seinem nächsten Besuche wieder mit nach Niederstaffel. — — —

Jahre sind seit der letzten Begebenheit entschwunden, und man schrieb das Jahr 1636. Die Kriegsfurie hauste noch in Deutschlands Gauen, von neuem angefacht durch das Eingreifen der Schweden. Im August dieses Jahres zog ein Heer die Lahn herauf, und heute noch sind die Burgruinen zu beiden Seiten des Flusses stumme Zeugen der Verheerungssucht desselben.

Eines Tages rückte ein junger, schlanker Offizier an der Spitze einer Abteilung Soldaten in Kalkofen ein. Es war Ernst, der nach Jahren seine Mutter wiedersehen wollte. Er hatte seinen Soldaten das Plündern und Rauben strenge untersagt. und die erschrockenen Bewohner, die schon vor etlichen Tagen Kanonendonner vernommen hatten, atmeten auf, als sie sahen, daß diese Söldner sich höchst anständig benahmen.

Aber niemand würde auch in dem schmucken Offizier den Sohn der Fremden erkannt haben. Das Schicksal war ihm bis jetzt günstig gewesen; durch seine Unerschrockenheit und Kühnheit hatte er die Augen seiner Vorgesetzten auf sich gelenkt und war nach einigen Jahren zum Offizier befördert worden.

Der Jubel der Mutter war groß; aber nur kurze Zeit konnte sie sich des Anblicks ihres Lieblings freuen; die Zeit drängte zum Weitermarsche.

Ernst hatte sicher geglaubt, Marie wiederzufinden; er hatte ja nirgends Kunde von ihr, noch von seiner Mutter erhalten und wußte darum nicht, daß sie wieder fort war. Die jahrelange Trennung hatte nicht vermocht, die Liebe zu ersticken; er hatte sich so sehr nach ihr gesehnt, und nun war die Aussicht auf ein Wiedersehen so gering.

Den Abend vor seiner Weiterreise unterhielt er sich noch lange Zeit mit seiner Mutter, und diese erzählte ihm von früheren Zeiten, auch wieder von der Unbill, die ihr vom Dorfe Elz widerfahren war. Ernst gelobte ihr noch einmal, die schnöde Abweisung zu rächen und glaubte sein Versprechen bald einlösen zu können, da er mit seiner Abteilung lahnaufwärts zog, wo er nach der Beschreibung seiner Mutter Elz finden mußte. Die Mutter hatte ihm nämlich gesagt: „Wenn du eine Stunde oberhalb von Diez bist, erblickst du nach einer Umkehr auf der rechten Seite der Lahn das Dorf Elz." Diese Darstellung aber war eine irrtümliche; denn zu damaliger Zeit lag eine Stunde oberhalb von Diez auf der rechten Lahnseite das Dorf Niederstaffel, in welchem Marie mit ihrem Vater wohnte. Letzterer war seither kränklich, und Marie pflegte ihn mit der hingebenden Liebe einer treuen Tochter.

Oftmals schweiften ihre Gedanken in die Ferne, und sie fragte sich, ob ihr Geliebter noch lebe. Doch niemand hätte ihr Antwort geben können; aber auch niemand hatte sie das Geheimnis ihrer Liebe verraten.

So saß die ernste, stille, aber doch freundliche Jungfrau eines Nachmittags in ihrem Stübchen und dachte an den Geliebten, von dem sie seit Jahren keine Kunde mehr erhalten hatte. Wie gewöhnlich um

diese Zeit, so hatte sich auch heute ihr Vater zur Ruhe begeben. Da wurde sie durch das Gerassel von Wagen aus ihren Gedanken aufgeschreckt; eine Abteilung Soldaten zog die Diezer Straße herauf und machte plötzlich dem Orte gegenüber Halt. Nach kurzer Zeit erschien ein Bote, der überall bekannt machte, daß die Leute das Dorf räumen sollten, es würde zusammengeschossen werden.

Nun entstand eine furchtbare Aufregung; die erschrockenen Bewohner eilten aus ihren Wohnungen, trieben das Vieh aus den Ställen und suchten zu retten, was sie in der Eile mit fortschleppen konnten.

Marie eilte zu ihrem Vater, weckte ihn aus seinem Schlummer und teilte ihm das bevorstehende furchtbare Ereignis mit. So gut es in der Eile ging, wurde der alte Mann angekleidet, und gestützt auf Mariens kräftigen Arm verließ er sein Haus, worinnen er seine Tage zu beschließen gedacht hatte. Am Thore angelangt, warfen beide noch einen traurigen Blick auf ihre seitherige Wohnstätte und schritten dann schweren Herzens langsam zum Dorfe hinaus. Sie waren unter den Letzten, die den Ort verließen. Kaum hatten sie die letzten Häuser hinter sich, so krachten die Kanonen, und in kurzer Zeit war ganz Niederstaffel zusammengeschossen.

So ging der Ort zu Grunde und wurde auch später nicht mehr aufgebaut. Die Bewohner siedelten sich in Oberstaffel an. Wenn der Landmann heutigen Tages tief pflügt, so stößt er zuweilen auf Mauerreste, die ihn an den ehemaligen Ort erinnern.

Marie wanderte mit ihrem Vater nach Oberstaffel zu und gelangte unterhalb dieses Ortes auf die Landstraße. Der alte Vater aber war so angegriffen und ermüdet, daß er sich am Straßenrande niedersetzen mußte. Thränenden Auges sahen die zwei nach ihrem Heimatsdorfe zurück, erblickten aber nur ein wogendes Flammenmeer. Die Stätte, wo vor kurzer Zeit noch glückliche Menschen gelebt hatten, bot ein Bild der schrecklichsten Verwüstung dar. Nun verstummten die Kanonen; sie hatten ihre schauerliche Arbeit gethan. Bald darauf setzte sich die Söldnerschar wieder in Bewegung und rückte die Straße herauf auf Oberstaffel zu. An der Spitze des Zuges ritt ein junger Offizier; er war der Führer des Zuges und hatte auch den Befehl zur Zerstörung des Ortes gegeben. Als er zu der Stelle kam, wo der alte Opel ausruhte, wandte er unwillkürlich seinen Blick dorthin, und wie von einer überirdischen Erscheinung geblendet, starrte er das Mädchen an, das bei seinem Anblick leichenblaß geworden und in die Kniee gesunken war. Schnell wie der Blitz sprang er aus dem Sattel und umfing die Wankende mit dem Jubelruf „Marie!" Doch nur einen Augenblick hielt er die Jungfrau in seinen Armen, da machte sich diese mit einem Ruck von ihm los, zeigte auf das brennende Dorf und sprach mit bebender Stimme: „Du hast soeben unser Heimatdorf zerstört; mit meinem kranken Vater mußte ich unsere Wohnung verlassen und bin nun genötigt, in der Fremde einen Ort zu suchen, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe legen kann. Die so heiß ersehnte Stunde des Wiedersehens hast du durch diese grausame That zu einer Stunde des Schmerzes gemacht. Ich liebte den reinen Jüngling von damals bis heute und werde ihm diese Liebe bewahren bis an mein Ende; aber den Mann solcher furchtbaren That kann ich nicht lieben, ich muß ihn hassen."

Der Leser weiß es längst, daß es Ernst war, der hier unter sonderbaren Verhältnissen seine Geliebte wiederfand und zugleich verlor.

Anfangs sah er sie sprachlos an, dann aber faßte er mit beiden Händen seinen Kopf und rief: „O, ich Unglücklicher, ich wollte Rache nehmen für eine meiner Mutter in früheren Jahren angethane Schmach, ich habe aber ganz unschuldige Menschen um ihr Hab und Gut gebracht; denn ich wollte nicht Niederstaffel, sondern Elz zerstören. Ich Thor habe mir mein Lebensglück vernichtet."

Der alte Opel hatte diesen Vorgang angehört; anfangs war er beängstigt um seine Tochter, dann aber ahnte er den Zusammenhang dieser unerwarteten Begegnung. Er ergriff die Hand des Mädchens und sagte: „Du hast recht gehandelt. Was würde auch die Welt dazu sagen, wenn du fortan ein Verhältnis weiter unterhalten wolltest mit dem Manne, der unser Dorf zerstört und so viele unschuldige Menschen an den Bettelstab gebracht hat. Nur wer Liebe sät, kann Liebe ernten."

Ernst schrie in wildem Schmerz laut auf: „Ich sehe, ihr könnt mir nicht verzeihen, doch bitte ich um eins, verachtet mich nicht um dieser unglückseligen That willen. Der Krieg hat mich hart gemacht; aber ich schwöre es bei dem lebendigen Gott, ich will versuchen, wieder gut zu machen, wo ich gefehlt habe. Vielleicht könnt ihr mir später vergeben."

Marie weinte und sagte unter Thränen: „Die Liebe verzeiht; zum Zeichen dessen übergebe ich dir meinen Ring, trage ihn als ein teures Andenken an mich; unsere Wege aber müssen sich wieder trennen. Lebe wohl, Gott mit dir!"

Ernst blickte ihr nach, so lange er sie sehen konnte, dann bestieg er sein Pferd und zog weiter. Seitdem ward er ein stiller, in sich gekehrter Mann, der alle Freude an dem rauhen Kriegsleben verloren hatte.

Nach einiger Zeit wurde er in einem Gefechte schwer verwundet und in ein Hospital gebracht. Seine Wunde verursachte ihm anfangs große Schmerzen, denen er fast zu erliegen glaubte. Dann besserte sich sein Zustand; trotzdem siechte sein Körper langsam dahin. In diesen stillen Leidensstunden zog sein Leben noch einmal an seinem Geiste vorüber, und es kam ihm immer mehr zur Erkenntnis das Wort der Schrift: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr."

Dann wünschte er sich wohl zurück in das stille Thal der Lahn, wo er seine Jugendzeit verlebt hatte und wo er oftmals am Busen der Natur dem geheimen Geflüster göttlicher Offenbarung gelauscht hatte. Wie rauh und düster schien ihm dagegen sein seitheriges Kriegsleben. In Rückerinnerung an seine Jugendzeit schrieb er eines Tages folgendes Gedicht nieder:

Dort unterm Lindenbaume
Ich einst als Knabe lag,
Ein Flüstern und ein Raunen
Hört' ich im grünen Dach.

Der Morgenwind fuhr leise
Durchs grüne Laubgezelt
Und sang auf seine Weise
Sein Lied der frohen Welt.

Der Vöglein Lieder schallten
Im Thal und auf den Höh'n,
Die Morgenglocken hallten —
Wie war die Welt so schön!

Viel' Jahre sind entschwunden
Seit jener heitern Zeit,
Sie gruben manche Wunden,
Sie brachten manches Leid.

Es ward mir nicht ersparet
Des Lebens Bitterkeit;
Doch hab' ich treu bewahret
Das Bild aus schöner Zeit.

Und in den trüben Stunden,
Im Ernst der Lebenszeit
Hab' ich ihn stets gefunden,
Den Baum der Jugendfreud'.

Dieselben Lieder sangen
Der Vöglein Stimmen mir;
Die alten Weisen drangen
Ins Herz dem Manne hier.

Derselbe Friede ruhte
Noch auf der weiten Flur;
Was in der Welt ich suchte,
Ich fand's in der Natur.

Hier hält den ew'gen Frieden
Der Herr im Sternenzelt;
Doch ich, ich sehn' hinieden
Mich nach der bessern Welt.

Gar oft dachte der Kranke auch an Marie, deren freundliches Bild ihm in seinen Fieberphantasien erschienen war. Stundenlang konnte er das Ringlein, welches das einzige Andenken an sie war, an seinem abgezehrten Finger betrachten. Mit einem letzten Blick auf das teure Kleinod und mit einem verklärten Lächeln auf seinem Angesicht schlummerte er hinüber in die Welt des Friedens.

Marie und ihr Vater fanden bei Verwandten in Oberstaffel Unterkunft. Bald darauf trat in diesem Orte eine sehr bösartige Krankheit auf, die viele Bewohner dahinraffte; einer der ersten, die ihr zum Opfer fielen, war der alte Opel.

Marie stand jetzt allein in der Welt. Da fühlte sie sich zu der notleidenden Menschheit hingezogen und pflegte die Kranken. Wo nur Hilfe nötig war, erschien sie und scheute keine Mühe noch Gefahr. Zuletzt aber wurde auch sie von der Krankheit erfaßt und starb nach einigen Tagen schweren Leidens.

So hat der mitleidige Tod die im Leben Geschiedenen wieder vereint. — — —

Miszellen.

C. T. **Friedrich Bodenstedt als poetischer Improvisator.** Bei dem 32. Kongreß deutscher Philologen und Schulmänner, welcher im Oktober 1877 in Wiesbaden tagte, fand die folgende poetische Improvisation Friedrich Bodenstedts beim Festmahle rauschenden Beifall. Der gefeierte Dichter sprach:

Ich saß, nichts Argen mir bewußt,
Mitjubelnd in der Festeslust
Inmitten auserlesener Geister,
Wie Kern, Kuhn, Fleischer, Gildemeister,
De Goeje — brauch' ich noch zu nennen,
Glanznamen, die Sie alle kennen?
Da plötzlich erklang, ich weiß nicht wie?
Ein donnernd Hoch auf Mirza Schaffy.
Mein Herz ist des innigsten Dankes voll,
Doch weiß ich nicht recht, wie ich danken soll,
Denn meine Gefühle ganz auszusprechen,
Muß ich mir lange den Kopf zerbrechen,
Der mir seit Wochen bedenklich schmerzt.
Der Kopf ist schwach, doch das Herz ist beherzt,
Und so will ich denn nicht lange schwanken,
Für das herzliche Hoch von Herzen zu danken,
Gerat' ich auch in Verlegenheit
Bei so vieler Gelehrten Zugegenheit,
Ergreif' ich doch gern die Gelegenheit,
Zu zeigen, wie ich dankbar bin
Für dieses Festes reichen Gewinn.
Wenn auf das Feld die Wolke regnet,
So wird das Feld davon gesegnet,
Doch: plätschert sie hinab ins Meer,
So giebts dort nur Geplätscher mehr.
Die Philologen haben wacker
Bestellt des deutschen Geistes Acker,
Und so darf ich vertrauend hoffen,
Mein Dank hat guten Boden getroffen.
In Werken von reiferem Gehalt
Hoff' ich weit besser zu danken bald.

Hierauf ging Redner in humoristischer Weise auf die Entstehung des Weines und dessen weisen Genuß über, an schon früher von ihm behandelte Themata anknüpfend, die an seinen Aufenthalt in Armenien erinnern, z. B.

Ich denke der heiligen Arche
Hoch auf dem Ararat,
Dazu des Patriarchen,
Den sie gerettet hat.
Warum ist in Wasser versunken
Die ganze sündige Welt?
Bloß weil sie Wasser getrunken,
Wo Noah sich Wein bestellt.
Weil es der Geist der Erde
Des heiligen Feuers voll,
Daß er uns dienstbar werde,
Nicht uns beherrschen soll.
Die ihn verehren als Götzen,
Macht er zu Tieren schnell;
Wir aber trinken Ergötzen
Aus seinem heiligen Quell.

Der Dichter schloß dann mit folgenden goldenen Worten aus dem von ihm verdeutschten Hafis:

Reich her den Pokal mit Wein gefüllt,
Der den Geist erhebt und das Herz enthüllt,
Ich meine den Wein der Unsterblichkeit,
Den Erlöser von sündiger Erblichkeit,
Der im Herzen nur schöne Gefühle nährt
Und im Geiste ein Feuer, das ewig währt!

J. B.-E. **Geographische Namensverschiebung.** Der das weltberühmte Lorsbachthal durchfließende Schwarzbach entsteht bekanntlich aus den beiden Hauptquellbächen, dem Goldbach und dem Daisbach, von denen der erstere sich aus mehreren kleinen Gewässern bildet, die von den Abhängen des Glaskopfs kommen, während der letztere nicht weit von der Hohen Kanzel entspringt. Merkwürdigerweise war die Benennung der beiden Quellbäche in früherer Zeit gerade umgekehrt. Zum Beweis setze ich eine dem Eppsteiner Saalbuch entnommene Notiz hierher, die lautet: „Bach und Fischerei und Obrigkeit von

der Gulden Mühl und den Nassanischen Grenzen an herab, welche man die Gulden oder Bremthaler Bach heist, stehet unserm gnädigsten Fürsten und Herrn allein zu bis an die Blanken oder Schmelzhütte obig Eppstein, da der Bach in die andere Bach, die Dause genannt, laufst.“ Demnach hat also vor Jahrhunderten der heutige Goldbach — Daisbach und umgrkehrt der jetzige Daisbach — Gulden, Gülden- oder Goldbach geheißen. Daß die Herren von Eppstein im Guldenbach früher Goldwäscherei betrieben haben sollen, ist offenbar nur eine üble Nachrede. Oder sollten sie vielleicht gerade bei diesem Unternehmen sich zu stark engagiert haben und „die Bach hinunter gegangen sein“?

C. T. **Ein Nassauer am kursächsischen Hofe.** Kurfürst August von Sachsen, welcher von 1553—1586 regierte, erließ eine große Menge Polizeigesetze, darunter 1559 sogar ein Reskript gegen das Geschrei, die Unkeuschheit und die Unreinlichkeit der Sperlinge, die in der Kreuzkirche zu Dresden die Andacht gestört hatten. Er wollte damit dem Banne des Superintendenten Dr. Greser, den dieser Ehrwürdige über die Sperlinge ausgesprochen hatte, zu Hilfe kommen. Dieser Dr. Daniel Greser, ein geborener Nassauer aus Weilburg, war ein wichtiger Mann. Er war des Kurfürsten „lieber Gevatter“; 1569 stand er bei dessen siebentem Prinzen als Pate. August nahm ihn 1561 zu dem berühmten Naumburger Konvente der protestantischen Fürsten, zu vielen anderen Konventen und sogar auf die Reichstage mit. Greser stand im höchsten Ansehen bei Kurfürst August. Moser schrieb einen eigenen kleinen Aufsatz über ihn in seinem Patriotischen Archive unter der Rubrik: „Da war's eine Lust, Hofprediger in Dresden zu sein.“ Er starb 1591, 87 Jahre alt. Erst im 83. Jahre seines Lebens hatte Kurfürst August ihm einen Substituten bewilligt, der, wie Greser selbst in seiner Biographie, die er dreiundachtzigjährig aufgesetzt hat, sagt, ihm wenigstens seine Donnerstagspredigten und die Leichenbegleitungen abnehmen konnte.

C. B. **Kriegsleiden des Dorfes Weisel.** Folgende, dem Einsender vor mehreren Jahren mitgeteilten und hier wortgetreu wieder gegebenen Notizen geben ein Bild von den Kriegsleiden des Dorfes Weisel bei Kaub während Blüchers Uebergang über den Rhein.

„Vom 1. bis 5. Januar 1814 war durch Verunglückung der Cauber Schiffbrücke ein Teil der Schlesischen Armee vom York'schen und Langero'schen Corps in einer Stärke von 16 Stabsoffizieren, 96 Offizieren, 5762 Unteroffizieren und Gemeinen mit 552 Pferden in und um das Dorf Weisel einquartirt und mußte verpflegt werden.

Nach den Akten in der dortigen Registratur sind verabfolgt worden, theils gutwillig, theils mit Gewalt:

1414 Pfd.	Fleisch, berechnet zu	8 kr.	=	188 fl.	32 kr.
4700 „	Brot, „	„ 2 „	=	235 „	— „
3394 „	Mehl, „	„ 4 „	=	141 „	19 „
306 M.	Kartoffeln, „	„ 1 fl.	=	306 „	— „
19½ „	Erbsen, „	„ 6 „	=	117 „	— „
1¼ „	Linsen, „	„ 6 „	=	7 „	30 „
2¼ „	Weizen, „	„ 8 „	=	18 „	— „
174½ „	Korn, „	„ 6 „	=	1045 „	30 „
271¾ „	Gerste, „	„ 5 „	=	1358 „	45 „
1998¾ M.	Hafer, berechnet zu	2 fl. 48 kr.	=	5540 „	30 „
8138 Ctr. 40 Pfd.	Heu, berechnet	zu 1 fl. 40 kr.	=	5230 „	40 „
14652	Gebund Stroh, berechnet	zu 6 kr.	=	1465 „	18 „
38½	Maß Brandwein, berechnet	zu 46 kr		16 „	41 „
Aus allgemeinen Mitteln an Geld				1498 „	16 „
Ferner geliefertes Schlachtvieh					
15	Ochsen, taxirt			693 „	56 „
56	Kühe, „			732 „	8 „
67	Schweine, „			939 „	17 „
314	Schafe, „			934 „	39 „
			Summa	20524 fl.	46 kr.

Endlich fand noch eine Plünderung statt, da immer mehr Kriegsvolk ankam, um über die Schiffbrücke zu gehen, und Weisel allein im Mittelpunkt lag, so daß die meisten Bürger aller beweglichen Gegenstände beraubt wurden und zu den Biwaksfeuern alles Brennbare verwendet wurde. Zum Glück wurde die Brücke wieder hergestellt, sonst wäre noch größerer Schaden entstanden, denn bei dem liegenden Schnee und der herrschenden Kälte war schon mit Abbruch von Wohngebäuden begonnen worden, um das Feuer zu unterhalten. Darum gab Gott, daß der Uebergang stattfinden konnte und das Dorf Weisel vor gänzlichem Untergang verschont blieb.“

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Donnerstag, 13. Februar: „Der Fechter von Ravenna“. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Friedrich Halm. — Hinter dem Pseudonym Friedrich Halm verbirgt sich der im Jahre 1871 verstorbene deutsch-österreichische Dichter Freiherr von Münch-Bellinghausen, der mit seinem ungleich berühmteren Landsmanne Grillparzer zu den Nachklassikern gezählt wird. Von seinen dramatischen Schöpfungen haben die Dramen „Griseldis“, „Der Sohn der Wildnis“ und das Märchenlustspiel „Wildfeuer“ große Popularität erlangt, und auch seinem „Fechter von Ravenna“ brachte man warme Sympathieen entgegen. In diesem Werke zeigt Halm auf historischem Hintergrunde, wie der Einfluß der fremden Erziehung das Nationalgefühl vollständig erstickt. — Germaniens hatte Thusnelda, die Gemahlin Armins, des Befreiers Germaniens, als Gefangene nach Rom gebracht, wo sie im Kerker einem Knaben das Leben schenkte. Das Kind, Thumelicus genannt, wurde ihr alsbald entrissen und in die Fechterschule nach Ravenna gebracht. Nachdem Thumelicus dort zum Jüngling herangereift und zum tüchtigen Fechter ausgebildet worden war, kam er nach Rom, um an den von dem römischen Kaiser Gaius Cäsar Caligula veranstalteten Fechterspielen teilzunehmen. Jetzt erst sah die Mutter den Sohn wieder: er war ganz das Ebenbild seines Vaters. Thusnelda forderte den Jüngling auf, nach Germanien zu eilen und von dort mit den tapfern, treuen Germanen nach Rom zu ziehen, um ihre Schmach und die Demütigung ihres Volkes zu rächen. Allein, Thumelicus, in der römischen Knechtschaft erzogen, kannte das hehre Gefühl der Freiheit nicht. Er lehnte deshalb das Ansinnen der Mutter mit den Worten, er sei und bleibe ein Römer, hart ab. Der Tyrann Caligula, der die Germanen mit aller Wucht demütigen wollte, verlangte von Thumelicus, daß er mit weit schlechteren germanischen Waffen gegen den stärksten römischen Gladiator kämpfe, damit er eine vollständige Niederlage erleide, und Thusnelda sollte, mit Eichenkranz und Purpurmantel geschmückt, dem Kampfe beiwohnen, um Augenzeugin des elenden Unterganges ihres Geschlechts zu sein. Das war von dieser heroischen Frau zu viel verlangt. Deshalb sucht sie den Sohn nochmals zur Flucht zu bewegen, der sich jedoch dazu durchaus nicht verstehen will. Seine höchste Ehre findet er im Kampfe vor dem römischen Kaiser. Damit aber durch Thumelicus die germanische Ehre nicht geschändet werde, tötet Thusnelda nach harten, schweren Seelenkämpfen den schlafenden Jüngling mit dem Schwerte seines Vaters und darauf sich selber. — Daß es dem Dichter gelungen wäre, aus diesem tragischen Stoff ein allseitig befriedigendes Drama zu schaffen, vermag ich nicht zu behaupten. Er verstand es nicht, den dankbaren Vorwurf gründlich genug zu erschöpfen, und auch die Charakteristik hätte eine schärfere sein müssen. Man hört viele in hübsche Verse gekleidete Phrasen; langgedehnte Gespräche berühren das Ohr, ohne daß die Handlung selbst genügend in den Vordergrund tritt. Freilich ist es eine schöne Sprache, die der Dichter führt; aber im großen und ganzen betrachtet, ist sie zu viel in Anmut gekleidet. Ihr fehlt die nötige Wucht und Kraft, um den Zuschauer, wie es ein Trauerspiel bedingt, packend mit fortzureißen. Daß Halm in der damaligen Zeit bereits von einem Deutschtume redet, muß als ein historischer Fehler bezeichnet werden. — Sowohl die dekorative, wie die kostümliche Ausstattung der Novität war eine bewundernswerte und die Aufführung eine künstlerisch vollkommen gelungene. Fräulein Santen bewies mit der Wiedergabe des heroischen Weibes Thusnelda, daß sie eine denkende Künstlerin ist, die sich fern von jedem Phrasenhaften zu halten weiß. Dadurch schuf sie ein strahlendes Seelengemälde, wahr und echt bis ins feinste ausgebildet. Neben ihr glänzte Herr Bach als trotziger Jüngling Thumelicus, der für seine trefflichen Darbietungen einen Riesenlorbeerkranz entgegennehmen konnte. Ueberzeugend spielten weiter die Damen Heu-

mann (Caesonia), Doppelbauer (Ramis) und Arnstädt (Blumenmädchen) ihre Rollen, und Herr Wegener verstand es, den von Lebensgenuß und schreckhaften Träumen entnervten Caligula glaubhaft zu machen. Auch die übrigen Darsteller die Herren Leffler (Merowig), Schwab (Cassius), Schreiner (Giadrio), Zollin (Arminius), Andriano (Sabinus) u. s. w. thaten sämtlich ihre volle Schuldigkeit. Herrn Lefflers Aussprache wurde durch den starken Bart allerdings etwas beeinträchtigt. K.

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** Aus einem wunderbaren Weltwinkel sind diesmal zwei Priester der Kunst zu uns gekommen. Wer kennt es nicht (d. h. dem Namen nach), das stille hannoversche Dorf Worpswede, jenen Zufluchtsort einiger weniger Künstler, die, dem Lärm und Hasten des modernen Lebens abhold, in die Einsamkeit des Heidedorfes gezogen, dort ihrer Kunst zu dienen. Leider war es uns nicht vergönnt, die Werke der ganzen Gruppe vergleichen zu dürfen, da uns in Bangers Kunstsalon nur zwei Meister, Vogeler und Overbeck, vorgeführt wurden. Vogeler ist ein Poet, eine lyrische Natur; auch seine Philosophie hat etwas Lyrisches, seine Zeichnungen sind gleich grenzenlos poetisch wie kraftlos. Im Nebeneinander der Farben geht er bis an die äußerste Grenze in einer für das Auge oft unbefriedigenden Weise. Am vollkommensten ist das Problem der Auflösung aller Farben und Formen in Lichtwerte in der „Verkündigung der Hirten" gelungen. Auch Overbeck ist ein Poet, aber frei von aller Problemsucht. Sein „Stiller Winkel" oder „Sommerwolken" sind Perlen niederdeutscher Heimatkunst. Ein vortrefflicher Völcker, „Abendnebel", behauptet sich siegreich neben den Worpswedern. Ein französischer Park, aufsteigende Nebel, die die Bäume und Marmorstatuen umziehen; das Ganze durchtränkt von einer sanften Schwermut. Leider mangelt der Raum, die Schar der übrigen zur Ausstellung gelangten Bilder näher zu besprechen. Es ist viel Gutes und Originelles darunter. Vielleicht das nächste Mal mehr davon.

Der Nassauische Kunstverein brachte diesmal wieder eine Kollektion Trübner. Ein „Reiterbild" und „Kavallerie vor dem Dorfe", famose Pferde, wie man sie nicht besser sehen kann! Die Landschaften wirken auf größere Entfernung, als im Museum geboten werden kann. Hat man sich erst an den breiten Farbenauftrag, den Trübner sich mehr und mehr aneignet, gewöhnt, so wird man auch die charakteristische Schönheit der Gemälde nicht verkennen. In eigentümlichem Gegensatz dazu stehen Buttersacks „Studien". Sie überbieten an Feinglanz, was Trübner an Trockenheit leistet. Schmalzgebackenes neben Schwarzbrot. Aber es liegt eine Fülle feiner Naturbeobachtung in diesen kleinen Arbeiten.

Nun ist in den beschränkten Galerieräumen auch noch die „Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst" mit einer kleinen Ausstellung von Werken der Bronzekleinplastik für 14 Tage eingezogen. Es sind nicht viel, aber erlesene Arbeiten, die einen interessanten Ueberblick über den gegenwärtigen Stand des modernen Kunstgewerbes ermöglichen. Die besten Namen: Gaul, Hösel, Burger-Hartmann, Seger, Stöving, Pfeiffer, Gosen, Hartmann u. a. sind vertreten. Sämtliche Gegenstände sind verkäuflich, und es glänzt auch bereits schon da und dort der erfreuliche Zettel: „Verkauft."

---

* **Bestimmungen 2c. betreffend das Präparanden- und Seminarwesen** sowie die Prüfungen der Volksschullehrer, Mittelschullehrer und Rektoren. Von H. Groffy. 94 S. Neuwied, Heusers Verlag (L. Heuser). — Die neuen ministeriellen Verfügungen vom 1. Juli 1901, welche das gesamte Volkslehrerbildungswesen in Preußen gründlich umformen und wissenschaftlicher als bisher gestalten, sind hier von einem nassauischen Schulmanne zusammengestellt. Die Abänderungen gegen die bisher geltenden Vorschriften und zugleich die wesentlichen, merkenswerten Stellen sind durch besondere Schrift hervorgehoben. In Fußnoten hat der Herausgeber seine persönlichen Bemerkungen beigefügt. Das Büchlein ist für Volks- und Mittelschullehrer und solche, die es werden wollen, ein guter, praktischer Handleiter und kann angelegentlich empfohlen werden.

* **Psychologie und Logik** und ihre Anwendung auf Erziehung und Unterricht. Von H. Groffy. 101 S. Neuwied, Heusers Verlag (L. Heuser). — Das Werkchen dürfte sowohl als gutes Vorbildungsmittel zum Fachunterrichte dienen, wie es auch später als Repetitorium gebraucht werden kann. Als Grundlage zum Seminarunterrichte ist es natürlich nicht ausreichend; aber diese Verwendung hat der Verfasser auch nicht beabsichtigt. Recht wertvoll erscheinen uns die praktischen Anwendungen. Mit seiner klaren und übersichtlichen Darstellung (vernünftig ist die Bezeichnung „Seelenvermögen" statt „Seelenkräfte") und seinen Winken und Anleitungen wird das Büchlein dem Präparanden und dem Prüfling gute Dienste leisten.

* **Zwanzig Reden und Trinksprüche zu Kaisers Geburtstag.** Herausgegeben von K. Ludwig. 79 S. 3. Auflage. Neuwied, Heusers Verlag (L. Heuser). — Die Auswahl der Reden ist recht gut. Sie sind herzkräftig und vaterländisch und halten sich dabei von dem so oft auch von den regierungstreuen Charakteren gerügten leidigen „Hurrapatriotismus" fern. Ein jeder Festredner kann sich ihrer mit Aussicht auf Erfolg praktisch bedienen. Der angehängte Prolog nimmt sich gesprochen vielleicht günstiger als gedruckt aus. Für die Brauchbarkeit der Sammlung spricht auch deren dritte Auflage.

* **Der Niedergang des Volksgesanges.** Ein ernstes Mahnwort von H. Eschelbach. 14 S. Neuwied, Heusers Verlag (L. Heuser). — Der Verfasser hat recht, wenn er klagt, daß die Umwälzung im Erwerbsleben, der Kampf ums Dasein seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Verbindung mit der städtischen Tingeltangelpoesie und den Gassenhauern nun auch auf dem Lande die alten echten Volkslieder und ihre Melodieen immer mehr verdrängen. Recht beherzigenswert sind seine Vorschläge zu deren Erhaltung; namentlich möchten wir auch den Standpunkt vertreten, daß das Beispiel der Seminarmusiklehrer Becker in Neuwied und Walfram in Dillenburg, die mit Hilfe der Lehrer und Seminaristen ihres Bezirks alte Lieder und Weisen sammelten, allenthalben nachgeahmt und damit unserem Volke ein kostbarer Schatz erhalten werde. Die Schrift sollte weiteste Verbreitung finden.

Prinzessin Bathildis von Schaumburg-Lippe †. Am 11. Februar starb auf ihrem Gute zu Nachod in Böhmen Frau Prinzessin Bathildis zu Schaumburg-Lippe, Gemahlin des Generals der Kavallerie Prinz Wilhelm. Sie war eine Prinzessin von Anhalt, Schwester J. K. H. der Frau Großherzogin von Luxemburg und Mutter der Königin von Württemberg, geboren am 29. Dezember 1837. Wir drücken den hohen Herrschaften unsere herzlichste Teilnahme an dem Trauerfalle aus.

Prinzessin von Luxemburg. Tod und Leben liegen nahe beisammen. J. K. H. die Frau Erbgroßherzogin von Luxemburg ist am 16. Februar zu Schloß Berg von einer Prinzessin, der sechsten, glücklich entbunden worden. Der Täufling erhielt am 18. die Namen Sophie Karoline Marie Bathildis Wilhelmine. Wir bringen dem hohen Paare unsern herzlichsten Glückwunsch dar.

Am 13. Februar starb zu Wiesbaden der Direktor der Nassauischen Landesbank Hugo Reusch (geb. 1833), ein Mann, der zum Wohle unseres lieben Nassauer Landes im öffentlichen Leben nach verschiedenen Seiten hin lange Zeit hindurch eine hervorragende Stellung eingenommen hat. Sein letztes Werk war der Gesetzentwurf betreffs der Erweiterung der Befugnisse, bezw. des Geschäftsbetriebs der Nassauischen Landesbank und Sparkasse, dessen ev. Annahme im preußischen Landtage und Ausführung er nicht mehr erleben sollte.

Am 11. Februar beging der berühmte, seit einer Reihe von Jahren zu Wiesbaden als Privatmann lebende Schauspieler und Theaterleiter Ludwig Barnay seinen 60. Geburtstag, von den Vertretern der Kunst sehr gefeiert.

Dem preußischen Landtage ist außer dem oben erwähnten Gesetzentwurf über die Nassauische Landesbank und Sparkasse auch ein solcher gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden namentlich durch Reklameschilder zugegangen. Eine große Wohlthat besonders für unsere herrliche Rheinlandschaft, wenn dieser Entwurf Gesetzeskraft erhielte. Es ist übrigens zu erhoffen. Der krasse Materialismus darf nicht auch die Natur verunzieren.

Der Kurverein in Soden hat Herrn Lehrer Jung für die Gedächtnistafel Richard Wagners (12. VIII. 1880) 50 Mark verwilligt.

Der Gipfel des Roßfert, der völlig verwachsen war, soll durch Baumfällungen freigelegt und damit die Rundsicht eröffnet werden.

Am 20. Februar ist endlich die Bahn Höchst-Königstein eröffnet worden.

Der Nußbaum, diese prächtige Baumart, ist im Nassauischen fast ganz ausgestorben; in einem Dezennium dürfte er eine Seltenheit sein. Die Verwendung des Holzes in der Gewehrfabrikation einerseits und anderseits der geringe materielle Nutzen seines Ertrags, wie der Nachteil, den der Baum den in seinem Bereiche wachsenden Pflanzen bringt, sind die Ursache, daß er allgemein eingeht. Nun macht der Kreiswanderlehrer Hotop zu Homburg den Vorschlag, der Fiskus und die Gemeinden möchten den Walnußbaum als Waldbaum in größeren Kulturen anpflanzen. Dem Wunsche können wir uns von ganzem Herzen anschließen.

Marienberg (Westerwald) im Februar 1902. Das Kaiserliche Reichs-Gesundheitsamt zu Berlin beabsichtigt eine zweite Auflage des Buches: „Deutschlands Heilquellen und Bäder“ herauszugeben und dabei auch klimatische Kurorte von allgemeiner Bedeutung aufzunehmen. Der Vorstand des Westerwaldklubs hat sich deshalb an das Reichs-Gesundheitsamt mit der Bitte gewandt, auch das Gebiet des Westerwaldklubs zu berücksichtigen. Das Reichs-Gesundheitsamt hat sich in dankenswerter Weise dazu bereit erklärt und den Vorstand des Klubs aufgefordert, ihm die nötigen Unterlagen zu liefern, auf Grund deren es seinerseits eine Auswahl der aufzunehmenden Luftkurorte, klimatischen Kurorte und Sommerfrischen treffen will. Der Vorstand des Westerwaldklubs hat sich daraufhin an sämtliche Verschönerungs-Vereine mit dem Ersuchen gewandt, ihm für die in ihrem Vereinsgebiet liegenden Luftkurorte pp. folgende Fragen zu beantworten: Wie groß ist die durchschnittliche Besucherzahl im Jahre mit Ausschluß der Durchreisenden? Ist ein Arzt ständig am Orte? Sind besondere Kureinrichtungen, besondere Gelegenheiten zu kalten, warmen, medizinischen Bädern vorhanden? Besteht ein Kurhaus oder findet die Unterbringung der Kurgäste in Gasthöfen oder in Privathäusern statt? Welcher Art ist die Trinkwasserversorgung des Ortes? Welcher Art ist die Beseitigung der Abfallstoffe? — Bei der großen Verbreitung, welche das vom Reichs-Gesundheitsamt herausgegebene Buch für ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus haben wird, kann allen Besitzern von Luftkurorten und Sommerfrischen im Westerwalde nur dringend empfohlen werden, so schnell als möglich bei dem Verschönerungs-Verein, in deren Gebiet sie liegen, vorstellig zu werden und die erforderlichen Angaben zu machen. Die Verschönerungs-Vereine sind gebeten worden, ihre Mitteilung bis zum 15. März an den Vorstand des Westerwaldklubs gelangen zu lassen.

Nassauischer Geschichtskalender.

3. März.

1632. Die Schweden okkupieren das Stift Bleidenstadt, setzen einen Verwalter und ziehen alle Einkünfte ein. Der Dechant war mit allen Stiftspersonen nach Mainz entflohen, wo sie seitdem mit dem Albansstifte zusammen wohnhaft geblieben sind. Den größten Verlust hat hierdurch die älteste nassauische Landes- und Regentengeschichte erlitten, da das merkwürdigste, die seltensten und ältesten Urkunden enthaltende Archiv dieses Stiftes damals mit aus dem Lande fortgeschleppt und nachher, wer weiß wohin, zerstreut worden ist. Einiges nur haben Kindlinger und Bodmann gerettet.

1818. Zusammentritt des ersten nassauischen Landtags, der von Herzog Wilhelm in Person eröffnet wird.

8. März.

1597. Von Dillenburg aus wird eine Ordnung erlassen, wie man sich in Sterbensläuften verhalten soll. Die Pest wütete während dieses Jahres im ganzen Lande, und überall war die Sterblichkeit ungewöhnlich groß. In den 6 Aemtern des Nassau-Dillenburgischen starben 1228 Menschen daran. In Hamberg verließen die Bürger, um sich zu sichern, die Stadt und wohnten in Hütten auf dem freien Felde. Aber auch hierhin folgte ihnen das Uebel. In Limburg zeigte sich die Krankheit auf dreierlei verschiedene Weise und wurde danach genannt; die eine kam von Reisen, die andere von Herborn, die dritte von Villmar.

1702. König Wilhelm III. von England, Erbstatthalter der Vereinigten Niederlande, stirbt. Er war am 4. November (a. St.) 1650, acht Tage nach dem Tode seines Vaters, des Statthalters Wilhelm II. geboren. Im Jahre 1672 ernannten ihn die Generalstaaten zum Erbstatthalter, Generalkapitän und Großadmiral. Vermählt mit Maria Stuart, Tochter des Königs Jakob II. von England, wurde er durch die englische Revolution zum Nachfolger des letzteren erwählt und erlangte 1689 mit seiner Gemahlin die Krone. Seit 1695 war er Alleinherrscher. Mit ihm starb die Linie Nassau-Oranien aus, und Nassau-Diez trat als Erbe an ihre Stelle.

13. März.

1663. Hugo Ernst Graf Cratz von Scharfenstein stirbt zu Regensburg. Er stammte von einem rheingauischen Geschlechte ab und war seit dem 18. Juni 1654 Bischof in Worms.

1780. Das neue (heutige) Gymnasialgebäude zu Weilburg, erbaut unter Fürst Karl Christian, wird eingeweiht. Während der Feier entstand ein heftiges Frühlingsgewitter, das der Rektor Schellenberg in seiner Rede als gutes Omen auszulegen wußte.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

G. B. in H. Besten Dank für die Uebersendung der „Zeitung für das Dillthal“ mit dem Haiger-Aufsatz. Miszelle kommt demnächst.

J. B. in W. Mit bestem Danke erhalten. Freundlichen Gruß.

C. T. in M. Angenommen. Die Zeit der Auffindung der Verunglückten scheint nicht richtig angegeben zu sein. Wir haben uns deswegen noch näher erkundigt.

Dr. C. W. in M. Das stimmt nicht. Der Fürst Karl, den Sie meinen, war der Fürst jenes Namens, der 1718—1775 in Nassau-Usingen regierte, nicht der von Nassau-Weilburg, 1753—1788.

H. S. in M. Mit dem größten Vergnügen. Wenn doch die Herren Pfarrer und Lehrer recht fleißig kleine Chronikauszüge, Anekdoten, Volkscharakterzüge 2c. 2c. für die Rubrik „Miszellen“ einsenden wollten.

G. L. in D. Wird gebracht.

Redaktionsschluß: 20. Februar.



№ 6. Wiesbaden, den 16. März 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Musenstündchen.

Ich hab' ein einzig Stündlein vom ganzen, langen Tag,
Das ich nicht gerne missen, nicht leicht entbehren mag.

Es weisen mir die Stunden des lauten Tags manch Bild,
Das dann in diesem Stündlein im Lied aus der Seele quillt.

Im Herde flackert's und knistert; drau schafft die Liebste mein
So schweigsam, wie sonst Frauen nur selten mögen sein.

Der Mond blickt über die Dächer wohl von beglänzten Höh'n,
Und aus der Stube grüßt mich der Zither weiches Getön

Dann tritt zu mie die Muse und legt mir die Hände aufs Haupt;
Sonst keiner höet, wie sie flüsteet: „Nun ist dir zu singen erlaubt!" —

Weiß nicht, ob ihr's empfindet, wie mir's das Herz beschwert,
Wenn in dem einz'gen Stündlein ein Kranker mein begehrt!

Und doch, wenn ich ohne Murren aus diesem Feieden schied,
Dann gab mir Gott noch immer zum Lohn — ein neues Lied.

Erdsehnsucht.

Ich sehne mich nach keinen Himmelsfernen,
Nach keinen Rätselweiten über mie,
Ich sehne mich nach keinen fremden Sternen, —
Ich schmiege, treue Erde, mich zu dir! —

Was sterbend fiel, erblüht aus deinem Schoße
In jedem neuen Lenz zum Sonnenlicht. —
Wie sollt' ich, von dem kleinen Blumenlose
Beglückt, zufrieden mich bescheiden nicht?! —

Der Herbst ist da; — schon sinkt vom Licht geschieden,
Zu Boden, welk, das sommermüde Blatt. —
Ich möchte auferstehn'n! O, schenk' in deinem Frieden
Zu kurzer Rast auch mir die Ruhestatt!

August Lieber.

Die Walderneuerung des Westerwaldes.

2) Von H. Keßler. (1. Fortsetzung.)

Schon auf der Versammlung am 2. September 1839 in Emmerichenhain hatten sich die Teilnehmer nicht verhehlt, daß nun die Zeit kommen werde, wo sich der weiteren Ausführung des Planes Schwierigkeiten entgegenstellen würden; denn jetzt sollten die Gemeinden das Ihrige thun, während bis dahin die Landesregierung für alles aufgekommen war.

Die Schutzgehege sollten lediglich nach dem Terrain projektiert werden; da mußte man auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten, die das Privateigentum, wechselnder Besitz der Gemeinden bei Berührung der Gemarkungsgrenzen brachten, begegnen; denn von dem Expropriationsgesetze glaubte Albrecht damals keine Anwendung machen zu dürfen; es sollte vielmehr alles im Wege der freien Uebereinkunft erreicht werden, und das war keine leichte Sache.

Der Erwerb des Grundeigentums zur Anlage der Schutzgehege ging indessen leidlich von statten, wenigstens in den Gemeinden, in welchen zu diesem Zwecke ein Aufnehmen von Kapital und Erheben von Steuern nicht nötig wurde; wo dies hingegen der Fall war, machte es begreiflicher Weise böse Stimmung gegen die neuen Waldanlagen, sodaß sich Albrecht im Jahre 1841 veranlaßt sah, für neun Gemeinden zum Ankauf von Grundstücken für die projektierten Schutzgehege 3082 Mark aus öffentlichen Mitteln als unverzinsliches Anlehen bei der Landesregierung zu beantragen.

Auch die Anpflanzung der Schutzgehege nahm einen leidlichen Fortgang; von einzelnen wenigen Erlenstreifen abgesehen, legte man die Gehege durch Fichtenpflanzung an. Der Mangel an Pflanzmaterial bereitete Schwierigkeiten; dasselbe mußte oft weit herbeigeschafft werden, und dies war um so mißlicher, weil man zum sicheren Gelingen der ersten Anlagen Ballenpflanzungen wählen zu müssen glaubte.

Albrechts Verdienste sind bekannt und beruhen zum nicht geringen Teil in der Einführung dieser Schutz-Gehege, von denen sein Name unzertrennlich ist.

In einem Berichte des Direktoriums des Landwirtschaftlichen Vereins an die Herzoglich nassauische Landesregierung vom Jahre 1849 heißt es, nachdem eine Kommission den Westerwald bereist hatte, um sich ein Urteil über die Schutzgehege und Entwässerungsarbeiten zu bilden: „Das auf Anschauung begründete Urteil ist nunmehr gebildet und kann bei der Großartigkeit und Vorzüglichkeit dessen, was wir gesehen haben, im allgemeinen nur ein günstiges sein. Unsere Erwartungen wurden weit übertroffen, und wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß, so groß auch die Verdienste des Geheimen Regierungsrates Albrecht um die Förderung verschiedener Zweige der nassauischen Landwirtschaft sein mögen, er doch durch die Anlagen auf dem Westerwalde das größte sich erworben hat. Doppelt bewunderungswürdig erscheinen dieselben, wenn man bedenkt, daß hier nicht allein Hindernisse der äußeren Natur, sondern auch die mächtigsten menschlichen Vorurteile zu überwinden gewesen sind, desgleichen, welch ein Grad von Umsicht und Ausdauer erforderlich war, diesen zweifachen Kampf mit Glück zu bestehen."

Die Frage der Schutzgehege muß wohl in damaliger Zeit, wie man zu sagen pflegt, viel Staub aufgewirbelt und die verschiedenste Beurteilung erfahren haben; die Presse hatte sich des Gegenstandes bemächtigt, und was der eine lobte, das machte der andere als Nachteil geltend, es war ja auch so gut streiten über Anlagen, die erst Jahre brauchen, um durch sichtbare und fühlbare Erfolge überzeugend von der ungläubigen Menge nach Gebühr gewürdigt zu werden. Parteien hatten sich für und wider gebildet, und es war keine Gemeinde auf dem Hohen Westerwalde selbst, wo nicht beide Parteien vertreten gewesen wären.

So kann uns auch die Thatsache des Jahres 1848 nicht sonderlich überraschen, daß in jener aufgeregten Zeit Schutzgehege durch Ausrupfen vernichtet, andere stark beschädigt wurden.

Eine Gemeinde hat das Vernichtungswerk besonders gründlich betrieben und ein bedeutendes Schutzgehege gänzlich verschwinden lassen. Das hat ihr noch lange Jahre viel Spott der Bevölkerung eingetragen, was auch offenbar nicht ohne Wirkung blieb, wenigstens gab der Bürgermeister in späteren Berichten an, das Weidevieh habe die Anlage zerstört. Der Bürgermeister der Nachbargemeinde allerdings behauptete, das Schutzgehege sei entfernt worden, weil dasselbe wegen seiner Lage auf dem hohen Bergrücken an der Gemarkungsgrenze auch dieser Gemeinde zu statten gekommen sei.

Ueberhaupt machte sich das Jahr 1848, welches hemmend und störend in die Fortführung des Verbesserungsplanes für den Westerwald eingegriffen hatte, in seinen Folgen noch längere Zeit fühlbar.

Die Gemeindebehörden fühlten sich zu schwach, den Anlagen genügenden Schutz zu verschaffen; ihren Anordnungen wurde nicht Folge geleistet, und sie selbst wagten nicht, Strafe anzuwenden. Es erschien daher notwendig, die Gehege nachdrücklichst dem Schutze der Kreisämter zu empfehlen, und es geschah dies durch einen Ministerialerlaß vom Jahre 1853, auf welchen ich noch zurückkommen werde.

Allmählich brach sich aber die bessere Ueberzeugung in der Bevölkerung Bahn; man fing an, den Nutzen der Schutzgehege anzuerkennen, um so mehr, als

letztere heranwuchsen und zum Teil schon selbst für sich Zeugnis ablegen konnten.

In dem erwähnten Berichte des Direktoriums des Landwirtschaftlichen Vereins an die Herzogliche Landesregierung vom Jahre 1849 wird mit Genugthuung hervorgehoben, daß bereits in sehr vielen Orten die Schutzgehege nach Gebühr gewürdigt werden, ja es wird schon damals konstatiert, daß vielfältig die Preise der Grundstücke, welche im Schutze der Gehege liegen, gestiegen sind.

Die Gemeinde Hohenroth hatte damals die zur Zeit höchsten, d. h. am weitesten herausgewachsenen Schutzgehege aufzuweisen; auf der Höhe nach Waldaubach hatten dieselben 4 m Höhe, die schützende Wirkung wurde dadurch schon fühlbar, und so legte diese Gemeinde als erste, welche den Vorteil erkannt hatte, aus eigenem Antriebe noch ein früher nicht projektiert gewesenes Gehege an.

Auch aus der Gemeinde Oberroßbach wird schon im Jahre 1849 berichtet, daß der Wert einer Gewanne Landes zunächst hinter dem Gehege oberhalb des Totenhofes um 12 Kreuzer pro Quadrat-Rute gestiegen sei.

Im Jahre 1853 hat in Hohenroth nach Angabe des Bürgermeisters in dem Felde längs der jungen Pflanzung auf dem Pfaffenhub früher die Rute Land 20 Kr. gekostet, jetzt werde sie mit 40 Kr. bis 1 Fl. bezahlt. Aehnliche Angaben wurden in Oberroßbach, Stein und Neukirch gemacht.

Bis zum Jahre 1850 erstreckte sich der Verbesserungsplan des Hohen Westerwaldes auf 29 Ortschaften, resp. Gemarkungen, von denen 25 der nördlichen Hälfte der jetzigen Oberförsterei Rennerod, 4 der Oberförsterei Driedorf angehören. Man hat vorläufig den Plan nicht weiter ausgedehnt, weil man im Anfange nicht allzusehr zersplittern, vielmehr erst ein vollständiges Beispiel geben wollte.

Nachdem dies nunmehr geschehen und gelungen war, indem die Anlagen sich bewährt hatten, richtete sich die Sorge neben Erhaltung des Bestehenden auf weitere Verbreitung und Ausdehnung der Verbesserungs-Anlagen. Seither waren die Schutzgehege dem Forstschutze nicht unterstellt gewesen; vielmehr bestanden besondere Aufseher, die auf Staatskosten bezahlt wurden; mittlerweile hatten aber die Ortsvorstände an mehreren Orten die Schutzgehege aus freien Stücken in den Forstschutz aufnehmen lassen, und wo dies noch nicht geschehen war, äußerten sich die Vorstands-Mitglieder, Bürgermeister u. s. w., fast ohne Ausnahme, es sei gut, wenn die Schutzgehege allenthalben unter den Forstschutz gestellt würden. Es war diese Erscheinung um so interessanter, als früher bei der Projektierung dieser Anlagen die meisten Ortsvorstände ihre Zustimmung nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte gaben, daß die Schutzgehege nicht unter den Forstschutz gestellt werden dürften, welcher Vorbehalt in die Protokolle aufgenommen werden mußte.

So bestimmte denn der Ministerialerlaß an die Kreisämter vom Jahre 1853, den ich vorhin erwähnte, daß die Gemeinden, welche die Schutzgehege noch nicht in den Forstschutz gestellt hätten, anzuhalten seien, dies zu thun. Ferner wurde angeordnet, im nächsten Frühjahre die nötigen Nachpflanzungen vornehmen zu lassen. Die Kreisämter mußten ein Verbot erlassen, wonach weder das Vieh in die Schutzgehege getrieben, noch das Gras in denselben mit Sensen oder Sicheln gewonnen werden durfte; die Aufräumung der Gräben an den Schutzgehegen und zwar vorzugsweise an den Stellen, wo der Uebertritt des Viehes am meisten stattzufinden pflegte, wurde angeordnet, den Gemeinden, in deren Gemarkungen noch Ländereien zu Schutzgehegen angekauft, aber noch nicht bepflanzt waren, aufgegeben, die Anpflanzung im kommenden Frühjahre vorzunehmen; den ärmeren Gemeinden, welche neue Schutzgehege anzulegen beabsichtigten, wurde die Zusicherung erteilt, daß ihnen — wie früher — für Ausführung dieser Anlagen durch Annuitäten zurück zu zahlende Kapitalien bewilligt werden würden, und endlich wurden diejenigen Gemeinden, in deren Gemarkungen im Jahre 1848 oder später Schutzgehege zerstört worden waren, bei Strafe angehalten, die Wiederherstellung dieser Anlagen vorzunehmen.

Um nunmehr die Anlagen auch auf weitere Kreise auszudehnen und andere Gemeinden des Westerwaldes dafür zu interessieren, vervielfältigte man die vorhandene Generalkarte, auf welcher der Plan zur Be- und Entwässerung und zur Anlage von schützenden Gehegen eingetragen war, durch Druck und übergab sie den Gemeindebehörden sowie in größerer Zahl dem Landwirtschaftlichen Vereine zur Verbreitung.

Man hat in damaliger Zeit an der Anlage der Schutzgehege vielfach getadelt, daß dieselben zu schmal angelegt würden, auch ihre Zahl zu gering sei; dessen war man sich auch wohl bewußt, es standen aber dem neuen Unternehmen zu große Schwierigkeiten, zu mächtige Vorurteile entgegen, so daß man sich mit einem bescheidenen Anfange begnügen mußte.

Wo es ja anging, wurden ganze Komplexe von Gemeinden- oder Privatländereien zu Schutzgehegen, resp. Waldanlagen bestimmt; an vielen Stellen wurden Streifen Landes von 4 Ruten Breite erworben, aber auch an anderen war die Zustimmung der Ortsvorstände zum Erwerb von nur zwei Ruten sehr schwer zu bewirken, und wieder an anderen mußte wegen des beziehungsweise hohen Preises der Ländereien von dem Erwerb ganz abgesehen werden.

Durch Verfügung des Herzoglichen Staatsministeriums vom Jahr 1855 wurde die Anlage von Schutzgehegen auf die Gemarkungen der Aemter Rennerod, Marienberg, Hachenburg, Herborn, Selters und Wallmerod ausgedehnt, diese Anlagen als Kommunalanlagen der betreffenden Gemeinde bezeichnet und für dieselben als Anlagen im öffentlichen Interesse das Expropriationsverfahren für zulässig erklärt. Die Kosten sollten aus den Gemeindekassen bestritten werden, etwaige Beteiligung der Staatskasse an den Kosten der Schutzgehege der Herzoglichen Landesregierung überlassen bleiben.

Die damalige Gesetzgebung war der Durchführung von Schutzgehegen günstiger als die der verflossenen zwei Jahrzehnte. Im Jahre 1854 war ein landesherrliches Edikt über die Amtsverwaltung erschienen, nach welchem die Entscheidung der Frage, ob eine das öffentliche Interesse berührende Anlage zur Ausführung zu bringen sei oder nicht, nicht der Gemeinde anheimgestellt blieb, sondern von dem Amtsbezirksrate getroffen wurde. Da nun Schutzgehege als Anlagen zu betrachten seien, welche das öffentliche Interesse be-

rühren, so stand die Entscheidung, ob ein Schutzgehege zur Ausführung zu bringen sei, dem Amtsbezirksrate zu. Ich bemerke vorläufig, daß dies die Auffassung des genannten Gesetzes ist, wie sie damals üblich war, während unsere jetzige Regierung über die Anwendbarkeit des Gesetzes andere Ansicht hat.

Die Anwendung war sehr wesentlich in allen Fällen, wo es sich um eine Beschränkung gemeinschaftlich benutzter Weideländereien durch Inanspruchnahme der Grundflächen für die Schutzgehege handelte; denn der Bewohner des Hohen Westerwaldes hält wohl an nichts zäher fest als an seinen Viehweiden, ohne Rücksicht, ob es sich um fast ertraglose Striche handelt oder nicht. Dieser Kampf um die Viehweiden, auf welche ich später nochmals zu sprechen kommen werde, hat zu allen Zeiten der Anlage und Ausbreitung der Schutzgehege zum Nachteil gereicht, und im Jahre 1848 ist manche Pflanzung zerstört worden nur aus dem Grunde, weil sie eben auf einer Viehweide ausgeführt war.

Anfangs der sechziger Jahre machte man wiederholt die zu geringe Breite der Schutzstreifen tadelnd geltend; sie seien aus diesem Grunde der Zerstörung durch heftige Stürme und Schneemassen ausgesetzt, man müsse deshalb die neu anzulegenden von Anfang an breiter machen, die bereits bestehenden aber nachträglich verbreitern, damit zu geeigneter Zeit eine forstliche Benutzung möglich werde, ohne daß zu dem Zwecke der ganze Waldkörper auf einmal weggeräumt werden müsse, wodurch für eine Zeitlang sein Nutzen als Schutzstreifen verloren gehe.

Man war mit der Zeit immer mehr auf die Fichte als einzig brauchbare Holzart zurückgekommen; namentlich war die Weißerle in großen Mißkredit geraten. Daß man auch Versuche mit anderen Holzarten, so z. B. mit der Lärche gemacht hatte, will ich nur dem Namen nach erwähnen.

Sehr wichtig waren schon in damaliger Zeit die Verlegungen der Waldungen, wo sie sich in tieferen geschützten Lagen befanden, nach den Höhen und die Gewinnung der geschützten Lagen für den Acker- und Wiesenbau. Durch derartigen Kulturaustausch ist manches für die Wiederbewaldung der kahlen Höhen gewonnen worden.

Zu jener Zeit machte sich der Mangel an brauchbaren Fichtenpflanzungen in den Aemtern Rennerod und Marienberg geltend, so daß man jahrelang von der Ausarbeitung größerer, zusammenhängender Pläne über Neuanlagen Abstand nehmen mußte, weil die älteren recht zweckmäßigen Projekte nur erst zur Zeit in Angriff genommen waren und noch einer durchgreifenden Verbesserung bedurften. Die Regierung verwilligte deshalb aus Staatsmitteln zur Anlage von Saatschulen entsprechende Summen und gab den ärmeren Gemeinden die Pflanzen unentgeltlich, den bemittelten zu mäßigem Preise ab.

Ueberhaupt wurden Mitte der sechziger Jahre aus Staatsmitteln bedeutende Zuschüsse für Anlage neuer und Verbreiterung alter Gehege gewährt, um die seit einigen Jahren in Stockung geratenen Verbesserungsarbeiten wieder in Fluß zu bringen. In diesem Bestreben reichte unsere jetzige Regierung der früheren die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Kirchen zu Eppstein I.

Von J. Brumm.

1) Die evangelische Kirche.

Im Taunus müssen schon sehr früh christliche Niederlassungen bestanden haben. Wir wiesen bereits („Nassovia" von 1900, No. 14, Miszellen) darauf hin, daß an der Westseite der Kirche zu Fischbach ein christlich-germanischer Grabstein eingemauert sei, der aus der um 1572 ruinenhaften, um 1710 neu aufgebauten, 1833 abgebrochenen Kirche der heiligen Dreifaltigkeit zu Gimbach stammt und nach Ansicht der Gelehrten dem 5. Jahrhundert angehört. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß wir es bei dem Gimbacher Hof mit einer der ältesten christlichen Niederlassungen im Taunus zu thun haben. Auch das dem Gimbacher Hof benachbarte Fischbach wird schon 813 als monasterium Fisgibach erwähnt.[1])

Jüngeren Datums ist die evangelische Kirche zu Eppstein, welche im Jahre 1299 von Siegfrid IV., der ein sehr frommer Herr gewesen sein soll, gestiftet und dem heiligen Georg, dem Schutzpatron der Ritter, zu Ehren St. Georgskapelle genannt wurde. Um ihr Einkommen zu erhöhen, wußte er seinen Oheim, den berüchtigten Erzbischof Gerhard zu Mainz, zu bestimmen, daß die Einkünfte der Pfarrei Delkenheim zur Eppsteiner Kirche geschlagen wurden.

Aus dieser St. Georgskapelle scheint im Anfange des 15. Jahrhunderts die im spätgotischen Stile erbaute und von da ab dem heiligen Laurentius geweihte Kirche geworden zu sein, welche einschiffig ist und vier jetzt durch eine Bretterdecke ersetzte Kreuzgewölbe hatte, deren halbprofilierte Rippen aus den Wänden herauswuchsen. Die Fenster sind in spätgotischem Maßwerk gehalten und die Thüren spitzbogig. Das mittlere Chorfenster enthält Bruchstücke von Glasmalereien, Reste von zwei Figuren, die nicht bedeutend sind; vielleicht ist die Jungfrau, die einen Löwen unter ihre Füße tritt, eine Märtyrerin. Die Strebepfeiler haben Giebelpultdächer und Quaderecken von rotem Sandstein. Die Westseite schmückt ein einfacher Holzturm mit Zopfdach. (Vgl. Lotz, Baudenkmäler, S. 104.)

In den ältesten Zeiten ihres Bestehens muß die Eppsteiner Kirche wohl Mutterkirche der sämtlichen Nachbarorte gewesen sein, die als Filialen allesamt hierher eingepfarrt waren. Da ein einzelner Geistlicher die weitausgedehnte Pfarrei nicht allein zu verwalten vermochte, so ist sicher anzunehmen, daß

[1]) Nach anderer Lesart soll es sich hierbei um Fischbach im Speiergau handeln. D. R.

mehrere Geistliche hier thätig waren, was auch aus dem Umstande erhellt, daß mehrere Altäre vorhanden gewesen sind, die mit besonderen Stiftungen versehen waren. Ein Altar, oben in der Emporkirche, der St. Georgsaltar geheißen, war ausdrücklich den Herren von Eppstein vorbehalten. Zu diesem Altar hat der Wein- und Fruchtzehnten von Delkenheim gehört. Der Hochaltar stand im Chor der Kirche, dazu gehörte der große und kleine Zehnten an Wein, Frucht und etlichen Geldzinsen und Gütern, welche zur Kompetenz des Pfarrherrn zählten. Desgleichen die Einkommen der Kirche zu Bremthal, nämlich „26 Malter Korn, item der kleine Zehnten durchaus, der große Zehnten stracks zur Hälfte und dann auch etlich ständig Geld und Zinsen". Der Liebfrauenaltar hat „36 Malter Korn und ein Fuder Wein als Gefälle gehabt, welches unser gnädigster Fürst und Herr von Hessen aus seiner Kellerei gegeben; davon wird einem Schulmeister zu Eppstein jährlich zur Belohnung gegeben 18 Malter Korn, item vor ein halb Fuder Wein, 6 Malter Korn". Die übrigen 18 Malter und das andere halbe Fuder Wein waren geteilt, und es bekam Königstein die Hälfte zu milden Gebräuchen und sonderlich zur Erhaltung eines Knaben zu den studiis. Dann ist der Streit der zwei Altarien Beatae Virginis und Sancti Johannis in der Weise geschlichtet worden, daß zur Erhaltung eines Schulmeisters zu Eppstein von den Gefällen dieser beiden Altäre 30 Gulden, jeder zu 24 Albus, desgleichen 18 Malter Korn und ein halb Fuder Wein gegeben und geliefert wurden; was verblieb, wurde zur Erhaltung eines Stipendiaten oder zu milden, christlichen Gebräuchen verwendet. Zu diesen Altären gehörten auch Wiesen im Bockenhauser Grund und in der Lorsbacher Gemarkung. Endlich hatte der St. Johannisaltar Güter und Einkommen zu Delkenheim im Werte von 600 Gulden, deren Zinsen dem Schulmeister zur Belohnung zufielen; ferner einen Weingarten zu Eppstein, der in guten Jahren 5 Ohm Wein ergeben, der dem Pfarrer gehörte.

Nun wird auch noch ein „Anthoniter Haus, unten vor Eppstein gelegen", erwähnt, das ein Kirchlein und einen Altar hatte — es hat in der Gegend des heutigen Schützenhofs gestanden —, mit welchem ein Gefälle von 43 Gulden aus Lorsbach verbunden war, das den Kugelherren zu Königstein gegeben wurde.

Mit Einführung der Reformation fielen die Altäre bis auf den Hochaltar, und die Einkünfte derselben wurden zur Besoldung des Geistlichen und Lehrers oder zu sonstigen Zwecken verwendet.

Ein besonderes Interesse erwecken die Grabmäler nebst Auf- und Umschriften der Herren zu Eppstein und ihrer Beamten. Da erblicken wir als ältestes das des Herrn Adolf von Eppstein, welcher Domherr zu Mainz war, im geistlichen Gewande; beide Hände auf der Brust umfassen ein Gebetbuch. Die Umschrift lautet: Anno Domini MCCCCXXXIIII ipso die St. Matthaei Ap(osto)li et Evangelistae obiit Reverendus Pater et Dominus Adolphus de Eppsteino, Electus Spiren(sis) Praepositus Ecclesiae Sti. Bartholomaei Francofurtens(is), cuius anima requiescat in pace.

Im Brustharnisch, einen Löwen unter seine Füße tretend, in den Händen ein Schwert, steht Gottfried VIII. von Eppstein vor uns. Die Umschrift heißt: Anno Domini MCCCCXXXVII feria tertia post festum Sti. Mattiae. Ap(osto)li obiit Nobilis(simus) Baro Domicellus Gottfridus Senior d(omi)n(u)s de Eppstein cuius anima requiescat in pace. — Daneben das Grabmal seiner Gemahlin, der Margareta von Hanau, mit der Umschrift: Anno d(o)m(i)ni MCCCCXLI die penultima mensis Aprilis obiit Domina Margaretha de Hanau Domina in Eppestein cuius anima requiescat in sancta pace.

Der Jüngling im Lockenhaar ist Engelbert, Herr von Eppstein-Münzenberg, Graf zu Diez, gestorben 1494.

Anfügen wollen wir noch ein Epitaphium in poetischer Form:

Hier liegt Margaretha Tugendsam,
Eine Eppsteinin von Stamm und Nahm,
Geboren im LXIV. Jahr,
Anno XC vermählet war,
Wilhelm M. dem erbahren Mann,
Gottselig sie schied von dann,
Da man schrieb MDC Zehn,
Den XI. Herbst mit Gott versehn.
Die Seel bei Gott, der Leib in der Erd
Wart, daß Sie bald vereinigt werd.

Außer den hier wörtlich wiedergegebenen Grabinschriften finden wir noch weitere in deutscher sowohl als auch in lateinischer Sprache, und von ihnen seien hier noch einige wiedergegeben. Die folgende finden wir in N. Chytrei variorum in Europa itinerum deliciae (Herbornae 1599 S. 654) gedruckt.

Domino Johanni Piencierio J. U. D. illustrissimo Hassiae Princip. Dn. Ludovic. Consiliario Eppsteinens. Praefecto merito carissimo Epitaphium hoc observantiae connubialis ergo Catarina Breidenstein vidua moestissima poni curavit.

Wettera me primum vitalibus intulit auris
Tradidit Argentina bonas mihi nobiles artes
Juris Doctorem fecit me Gallica tellus
Itala me vidit peregrinum vidit Ibera
Vidit et Oceani Dominatrix Angliae. Et inde
Gallia me reducem civilibus implicita armis
Ad Martes a Musis civilia traxit ad arma
Cumque etiam Belgus tristis vexarat Eneae
Semper eram Ludovico comes fidus Achates.
Hassiam accitus post haec ad Principis Aulam
Marpurgi quinque moror annos Arcis Eponis
Hinc Praefecturam clementi a Principe nactus
Sedulus officium facio tria lustra duasque
Menses articulis aeger sed pectore sanus.
Omnibus his functum cum me jam gratia Christi
Exorata piis precibus dissolverat aedem
Corpus in hanc detulere meum telluris et antro
Clausere obscuro penitus sed spiritus alti
Cum Christo victurus adit fastigia coeli
Pectora sana meis obtrectatoribus optans.

Vixit annos quinquaginta quatuor, obiit decimo nono octobris anno millesimo quingentesimo nonagesimo secundo.

Der Gerechte muß viel leidn, aber der Herr hilft ihm aus allem! Ps. 31. —

Anno 1613, den 17. Jan. des Morgens zwischen 9 und 10 Uhren ist in Gott verschieden der Ehrenveste wohlgeachte Herr Johann Jacob Illhausen, weil. beider Hochwohlgeborenen Graven Ludwig und Christophen Graven zu Stolberg, Königstein, Roche Ford (Rocheiort) und Wernigerode, Herren zu Eppstein-

Münzenberg und Breuberg gewesener Rath und geheimer Secretarius. Folgends gewesener Churfürstl. Mainzischer Registerator, seines Alters über 70 Jahre, demselben Gott gnad, und hat seine hinterlassene Witwe die Tugendsame Frau Margaretha Eppsteinin Ihm dieses Epithaphium (so) zum Gedächtnis machen lassen. — U. s. w.

Daß wir die Grabmäler in ihrem gut erhaltenen Zustande besitzen, verdanken wir dem um unsern Ort und die Erhaltung unserer Ruine hochverdienten nassauischen Altertumsforscher und Archivrat Habel, welcher im Jahre 1844 gelegentlich einer Renovation unserer Kirche dafür Sorge trug, daß dieselben aus dem Boden genommen und in den Wänden eingemauert wurden. Bei dieser Gelegenheit hat auch Habel eine eingehende Untersuchung der Gräber selbst vorgenommen, aber, wie Augenzeugen versichern, nichts darin gefunden. Es ist deshalb anzunehmen, daß diese Grabstätten, bezw. Denkmäler bloß pro forma in der Kirche eingerichtet wurden, oder aber, daß bereits in weit früheren Jahren eine Oeffnung derselben stattgefunden haben mag, wobei man dann die Fundstücke beseitigte.

Noch sei erwähnt ein Freskogemälde an der Nordseite des Gotteshauses: Die Frauen am Grabe Christi; es ist kaum noch zu erkennen. Der von der Decke herabhängende Leuchter, ein Kunstprodukt mittelalterlicher Schlosserei, ist von Herrn Baron Reinach gestiftet, die Altarleuchter sind Geschenke des Herrn Alfred von Neufville-Frankfurt a. M. — Die Orgel, im Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut, hat zwei Manuale und gestattet ein wirkungsvolles Zusammenspiel. Daß Felix Mendelssohn-Bartholdy ein Konzert auf ihr gegeben haben soll, wird bezweifelt; die andere Behauptung, daß er auf einer Wanderung über den Staufen das herrliche Lied „Des Jägers Abschied" ersonnen und in einer Wirtschaft in Hofheim zuerst gespielt und gesungen habe, ist ein Märchen. Das nur nebenbei.

Nun noch ein Aufstieg in den Turm zu den Glocken. Die älteste und größte darunter trägt die Inschrift: 1602 aus dem Feier bin ich Geflosen Hans Kerle in Frankfurt hat mich Gegossen; die zweite hat als Aufschrift: Anno 1837 goß mich Ewald von Eltville vor die Gemeinde Eppstein; die dritte: Unter dem evangelischen Kirchenvorstande zu Eppstein: Wilhelm Hartmann, Pfarrer, Christian Schäfer, Bürgermeister, Kirchenvorsteher C. Löber, Ph. Plöcker, J. Ph. Gudes, C. Mohr. Gegossen zu Hof-Sinn bei Herborn 1859 von Ph. H. Rincker; die jüngste mit der Devise: Soli Deo gloria, genannt Friedrichs-Glocke, gestiftet im Jahre 1892 zur Verschönerung des Geläutes, zum Andenken für die evangelische Kirchengemeinde zu Eppstein, von Friedrich Müller, geb. 1824 zu Walsdorf und dessen Ehefrau Elisabethe geb. Staub, geb. 1827 zu Griesheim.

Eine stattliche Reihe von Geistlichen hat im Wandel der Zeiten an der evangelischen Kirche gewirkt, und wir lassen der Vollständigkeit halber an dieser Stelle ihre Namen folgen, soweit uns dieselben zugänglich waren. Beginnen wir mit Johannes Bueser, welcher in einem alten Zinsbuche um 1503 erwähnt wird und bis 1553 oder 1560 dahier wirkte. Er war es demnach, welcher 1525 mit der ganzen Gemeinde zum evangelischen Glauben übertrat. Es folgten: M. Johannes Sibelius 1560—1570, Theodorich Knebel 1570—1583, Henrich Leusler 1583 bis 1609, Bartholomeus Wichtius 1609—1619, M. Jacobus Erbenius 1619—1620. Von da ab war die Pfarre vier Jahre vakant. M. Joh. Gersennius 1626—1632, M. Andreas Schönius 1632—1635, starb an der Pest; Marsilius Sebastiani 1635—1639, Johannes Rumfeld 1639—1658, Henr. Wilhelm Follenius 1658—1663, Joh. Jacob Hauer 1663—1690. Hierauf war die Pfarrei wieder über vier Jahre unbesetzt, bis 1694 Joh. Conrad Nicolai, genannt Sonnenberg berufen wurde.

Nachdem dieser 1698 abgesetzt worden war, trat eine vierzehnjährige Vakanz ein, bis 1713 Johann Martin Murus die Stelle übernahm. Unter ihm ist 1718 der Rezeß zwischen Darmstadt und Mainz aufgestellt worden, in welchem „sämtliche jura Episcopalia und Parochialia auf das Haus Hessen allein kamen, weil die evangelisch-lutherische Religion in Eppstein allein in usu gewesen".

Ihm folgten 1724—1725 Samuel Brade, Balthasar Schmidtborn 1726—1739, Johann Justus Winter 1739—1780, Johann Gottfried Winter 1780 bis 1795, Christoph Jacob Ludwig Fliedner 1795 bis 1813, Wilhelm Andreas Lindenborn 1814 bis 1823, Karl Ludwig Rittersbacher 1823—1840, Karl Wilhelm Büsgen 1840—1854, Wilhelm Daniel Hartmann 1855—1884, Friedrich Wilhelm Jäger 1884 bis 1886, Hugo Adalbert Oskar Hain 1886. — — —

(Schluß folgt.)

Die nassauischen Regenten I.

Von Dr. C. Spielmann.

Anschließend an den Aufsatz in Nummer 7 der „Nassovia" von 1901: Gaugrafen im Nassauer Lande bringen wir nunmehr die Namen und Zahlen der Regenten aus dem Hause Nassau, die bekanntlich von den Grafen der Kunigeshundrete abstammen.

Grafen von Laurenburg.

1. Dudo IV. 1076, 1093, erster Graf von Laurenburg.
2. Drutwin IV. † 1107 und Dudo V † vor 1112.

Grafen von Nassau.

3. Ruprecht I. 1124—66 † ? und Arnold I. 1123—59 † ?.
4. Arnold II., Ruprecht II., Walram I. † 1155 † vor 1195 † 1197 und Ruprecht III. † 1190, Heinrich I. † 1160.

5. Heinrich II. der Reiche, Ruprecht V.
† 1247 — 1231 und
Hermann, — Ruprecht IV.
vor 1195, 1240 — 1198, 1217.

Heinrich der Reiche wird der jüngere Stammvater aller nassauischen Grafen. Seine beiden Söhne Walram und Otto teilen 1255 ihre Länder derart, daß Walram, dessen Nachfolger wir hier zunächst anführen, die Gebiete südlich von der Lahn erhält, d. h. 1) die Herrschaft (sp. Oberamt) Wiesbaden, 2) die Vogtei Bleidenstadt (sp. Amt Wehen), 3) die Herrschaft (sp. Oberamt) Idstein, 4) die Vogtei (sp. Oberamt) Weilburg mit dem translahnischen Hofe Wehrholz.

Gemeinsam blieb 1) mit der jüngeren (ottoischen) Linie: die Herrschaft Nassau, die Vogtei Schönau und die Grundherrlichkeit Miehlen, 2) mit der ottoischen Linie und den Grafen von Diez: die Esterau, 3) mit der ottoischen Linie und den Grafen von Katzenelnbogen: das Vierherrengericht auf dem Einrich. [1]

I. Nassau-walramische Linie.

6. Walram II., Graf von Nassau 1247 bis 1277.
7. Adolf, Graf von Nassau 1277–1298, Deutscher König 1292.
8. Ruprecht VI., Gerlach I, Walram III.
1298–1304 — 1298–1344 — 1298–1324
† 1361.

Gerlach erwirbt für seinen Sohn Johann die Herrschaften Merenberg und Gleiberg. Er tritt 1344 die Regierung seinen Söhnen erster Ehe, Adolf und Johann, ab. Für die beiden Söhne zweiter Ehe
Kraft 1355–1361 und
Ruprecht VII. der Kriegerische 1355–1390
reserviert er die Herrschaft Sonnenberg. Beide, die einzigen Grafen von Nassau-Sonnenberg, sterben kinderlos.

Die Grafen Adolf und Johann teilten 1355 ihre Länder derart, daß Adolf Idstein und Wiesbaden, Johann Weilburg und Wehen erhielt. Die Gemeinschaften verblieben gemeinschaftlich.

1. Aeltere nassau-idsteinische Linie.

1) Adolf I., Graf zu Nassau-Idstein 1355 bis 1370. [2]
2) Walram IV. 1370–1393.
3) Adolf II. 1393–1426.
4) Johann I. 1426–1480.
5) Adolf III. 1480–1511 (zu Wiesbaden) und Philipp I. 1480–1509 (zu Idstein).
6) Philipp II. 1511–1558, Graf zu Nassau-Idstein-Wiesbaden.
7) Philipp III. der Jungherr zu Wiesbaden 1558–1566 und Balthasar zu Idstein, dann auch zu Wiesbaden 1564–1568.
8) Johann Ludwig I. 1568–1596.
9) Johann Philipp 1596–1599 und Johann Ludwig II. 1596–1605.

Mit diesen beiden Grafen erlosch die ältere idsteinische Linie und ihre Gebiete fielen an die

[1]) Nur die größeren Landesteile sind hier wie im folgenden angegeben.

[2]) König Adolf wird in der Reihe der Grafen nicht gezählt.

2. Aeltere nassau-weilburgische Linie.

1) Johann I., Graf zu Nassau-Merenberg 1355–1371.

Er erbt die Herrschaften Merenberg und Gleiberg und erlangt die Anwartschaft auf die Grafschaft Saarbrücken.

2) Philipp I., Graf zu Nassau-Saarbrücken 1371–1429.

(Er erbt die Grafschaft Saarbrücken, die Herrschaften Kirchheimbolanden und Stauf und kauft die Grafschaft Neuweilnau. Seine Söhne teilen.)

3a) Philipp II. 1429 bis 1492, Graf zu Nassau-Weilburg.	3b) Johann II. 1429 bis 1472, Graf zu Nassau-Saarbrücken.
4a) Johann III. 1472 bis 1480 (Stirbt vor dem Vater, dem dessen Enkel folgt.)	4b) Johann Ludwig 1472 bis 1545. (Erbt die Grafschaft Saarwerden u. die Herrschaften Lahr u. Malberg in Baden.
5a) Ludwig I. 1492 bis 1523.	4b) Johann IV 1545 bis 1574. (Stirbt sohnlos.)

6a) Philipp III. 1523–1559.

7a) Albrecht 1559–1593.	7b) Philipp IV. 1559 bis 1602.

(Erben die Lande ihres Vetters Johann IV. und teilen dann.)

Graf zu Weilburg und Ottweiler, Herr zu Kirchheimbolanden, Lahr, Malberg u. s. w.	Graf zu Neuweilnau, Saarbrücken u. Saarwerden, Herr zu Stauf, Sonnenberg u. s. w.

8) Ludwig II.	Wilhelm	Johann Kasimir
1593–1627	1593–1597	1593–1602
zu Ottweiler	zu Weilburg	zu Gleiberg.

Graf Ludwig II. überlebt und beerbt seine Brüder und seinen Oheim Philipp IV. Er erhält 1605 nach dem Aussterben der älteren idsteinischen Linie auch deren Besitzungen und vereinigt somit sämtliche Gebiete des nassau-walramischen Stammes als

Ludwig II., Graf zu Nassau-Saarbrücken 1593–1627.

Somit wird er der jüngste Stammvater des nassau-walramischen Hauses. Seine vier Söhne teilen 1629 derart, daß Wilhelm Ludwig Saarbrücken und Ottweiler, Johann Idstein und Wiesbaden, Ernst Kasimir Weilburg und Otto [1]) Usingen erhält. Otto stirbt unvermählt 1632, Wilhelm Ludwig 1640, worauf 1651 eine nochmalige Teilung erfolgt und fünf neue Linien entstehen.

1. Linie Nassau-Ottweiler.

1) (Wilhelm Ludwig 1627–1640 s. o.)
2) Johann Ludwig 1640–1690.
3) Friedrich Ludwig 1690–1728. (Erbt Saarbrücken; sein Gebiet fällt an Nassau-Usingen.)

2. Neuere Linie Nassau-Saarbrücken. [1])

1) (Wilhelm Ludwig 1627–1640 s. o.)
2) Gustav Adolf 1640–1677.
3) Ludwig Kraft 1677–1713 und Karl Ludwig 1677–1723.

[1]) Die Bezeichnung „neuere" ist besser als „jüngere".

(Das Gebiet fällt an Nassau-Ottweiler und mit diesem an die folgende)

3. Linie Nassau-Usingen.

1) Walrad, erster Graf, jüngster Sohn Wilhelm Ludwigs 1651—1702. Fürst seit 1688.

2) Wilhelm Heinrich I. 1702—1718. (Seine Söhne erben die saarbrückischen, ottweilerschen und idsteinischen Lande und teilen sie.)

3a) Karl 1718—1775 (Nassau-Usingen.)	3b) Wilhelm Heinrich II. 1718—1768. (Nassau-Saarbrücken.)
4a) Karl Wilhelm 1775 bis 1803. (Dann sein Bruder)	4b) Ludwig 1768—1794.
5a) Friedrich August 1803—1816. Seit 1806 erster souveräner Herzog von Nassau. (Stirbt sohnlos.)	5b) Heinrich 1794—1797. (Das Gebiet geht an Frankreich, 1815 an Preußen über.)

4. Neuere Linie Nassau-Idstein.

1) Johann 1627—1677.
2) Georg August 1677—1721. Fürst seit 1688. (Stirbt sohnlos; das Land fällt an Nassau-Usingen. S. o.)

5. Neuere Linie Nassau-Weilburg.

1) Ernst Kasimir 1627—1655.
2) Friedrich 1655—1675.
3) Johann Ernst 1675—1719.
4) Karl August 1719—1753. Fürst seit 1737.
5) Karl (Christian) 1753—1788.
6) Friedrich Wilhelm 1788—1816. (Seit 1806 souveräner Fürst zu Nassau.

6. Herzogtum Nassau.

1) Friedrich (August) 1806—1816 souveräner Herzog (s. o.) gemeinsam mit Friedrich Wilhelm 1806—1816 souveräner Fürst (s. o.).
2) Herzog Wilhelm 1816—1839.
3) Herzog Adolf 1839—1866. Jetzt (seit 1890) Großherzog von Luxemburg.

Dornburg.

1)

Von Emilie Escherich.

Vor mir liegt ein Tuch; Gold und bunte Seide wechseln mit schlichtem Linnenfaden. Wunderlich verschlungen ist das Muster; glänzend in allen Farben blitzt es hier auf, — matt in sandgelbem Ton taucht es dort in die Tiefe; — es ist wie das Leben, mit jener jauchzenden Seligkeit und seinem abgrundtiefen Weh, und das Muster, das die Norne ihm mit kundiger Hand vorzeichnet, ist auch so kraus und verschlungen wie in meinem Tuch.

Und so ist auch meine Geschichte. Sonniger Himmel, der über jubelnder Minne blaut, rote Lachen verströmten Blutes, feurige Lohe, die gierig in die dunkle Nacht lockt, und grauer Nebel, in dem alles verschwimmt, wechseln und wogen bunt durcheinander, und zuletzt webt sich eine grüne Decke über alles; — es ist Gras gewachsen über Schuld und Sühne, über den Leibern der Erschlagenen und den verkohlten Firsten, und die Lerche schwingt sich ins Blau empor, und die Sonne lacht darüber, als wäre nichts geschehen. — — — — — —

Aber ich will erzählen.

Nahe bei Hadamar, auf hochragendem Basaltfelsen liegt ein Stück Ackerland, umfriedet von einer Mauer, umfangreich genug, ein Städtlein auf seiner Fläche tragen zu können. Und die Sage haftet dort, daß einmal ein solches da gestanden habe; aber zu sehen ist davon keine Spur mehr, außer der Umwallung, die noch ringsum erhalten, wenn auch bald höher, bald niederer, und durchweg unkrautüberwuchert, moosübersponnen.

Auf dem Fleck soll sogar zur römischen Invasionszeit ein Kastell gestanden haben; noch pflügt der Landmann zuweilen ein sogenanntes Regenbogenschüsselein[1]) oder die Scherbe einer kunstvoll verzierten Amphore[2]) aus den Furchen.

Die Geschichte aber weiß nichts mehr davon. Es müßte denn der Name Dornburg, den der wunderliche Fleck Erde trägt, sich von den Rosen herleiten, die die Römer dort gepflegt. Unwahrscheinlich zum mindesten ist es nicht, daß die Ueberwinder der damaligen Welt, die eben diese Blume so sehr geliebt, daß sie alle Feste damit zu schmücken pflegten, hier wie an anderen Orten einen Rosengarten angelegt hatten, wie am See Tiberias in Palästina, wie bei Pons oeni (Innsbruck) im rhätischen Land.

Und wo anders auch sollte das Gedörn mit den seltenen weißen Rosen hergekommen sein, das noch etliche Jahrhunderte nach dem Fall des Kastells den ganzen Platz dicht überwucherte?

Ums Jahr 1000 etwa baute dort ein freier Mann seinen Hof, nahm das braune Dorngestrüpp mit der weißen Rosenblüte, das er mühselig ausgerodet, ins Wappen und malte es auf blauem Grund über den Bogen seines Einlaßthores, — ist aber heute nicht mehr zu ergründen, ob er mit der blauen Farbe den drüber wallenden Himmel, oder den unfern flutenden Elbbach, oder ein anderes, drittes hatte andeuten wollen.

Soviel einzig steht fest, daß die junge Siedelung gedieh; denn schon nach wenig Jahren hatten sich um das große Hofhaus allerlei kleine Hütten herum geduckt wie die Küchlein unter die Flügel der Henne. Bald nachher erhob sich dicht dabei ein Kirchlein, während ein Einkehrhaus seinen grünen Kranz gastlich im Winde schaukeln ließ.

[1]) Römische Goldmünzen.
[2]) Römischer Wein-Mischkrug.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts war Dornburg bereits ein ansehnlich' Städtlein geworden. Mit prächtig aufragendem Dom, kunstvoll geziertem Rathaus und allerlei sonstig sehenswerten Bauwerken. Der Reichtum seiner Bürger war sprichwörtlich geworden, der Glanz seiner Frühlings- und Herbstfeste erfüllte die Umgegend mit stillem Neid.

Aber das alte Wappen, das der Stadt den Namen gegeben, war unversehrt geblieben; noch winkte die lichte Rose zwischen dem unscheinbaren Dornwerk hervor und grüßte den Zukehrenden mit ihrem erquickenden Schein.

Und so ein Fremder in die gastlichen Mauern Dornburgs einzog, mochte ihm das Wappenbild förmlich vorbildlich erscheinen; denn Rosen winkten und kletterten über alle Mauern, über dem Domthor nickte und blinkte eine buntfarbige gotische Rose herunter, und selbst die Ratsschenke nannte sich „Zur Rose". Aber auch ihr Gedörn hatten diese verschiedenen Rosen, die ersteren, die natürlichen in den Gärten, die hatten selbstverständlich auch ihre natürlichen Stacheln; die zweite, die Kirchenrose gab zwar einen zauberischen Schein, aber sie war noch nicht bezahlt, und was die dritte anlangt, die Ratsschenkenrose, so schuf die zumeist einen schweren Kopf und einen desto leichteren Beutel.

Die schönste Rose aber des ganzen Städtleins war Hildegard, des Burgmeisters Arnulf Wallbergs holdselige Tochter; wiewohl auch ihr die Dornen nicht fehlten, und wenn sie sich auch bei ihr fast anmutig ausnahmen, — vorhanden waren sie doch. Denn Hildegard war stolz, so stolz, daß es schier des Guten zuviel war. Das erfuhren am meisten ihre vielfachen Verehrer, und es war keiner, der sich ihrer Gunst berühmen mochte.

Die Wallberge waren die Abkömmlinge dessen, der sich zuerst auf Dornburger Grund angesiedelt hatte, — der Name wies noch auf den von der Kastellmauer umwallten Berg — und alle dieses Geschlechtes waren große, starke, wetterharte Männer gewesen; der größte, stärkste und wetterharteste von ihnen vielleicht der jetzige Träger des Namens, der Burgmeister Dornburgs. Ihm hatte das Schicksal zwar die Söhne versagt; — aber in der Tochter trieb ihm ein neues Reis am alten Stamm hervor, getreu der Weise der Vorfahren folgend im Aeußeren und im Innern

Einen halben Kopf größer als die übrigen Dornburgrinnen, gingen ihr auch die Gedanken höher, und wenn die andern Mägdlein sich beim Ballspiel oder Tanz vor der Rosenschenke um die große Linde drehten, saß Hildegard in ihrer Kammer und spann um die Wette mit ihrem Lein hochtrabende Gedankenfäden, und es spielte kein Bursche aus der Stadt oder Umgegend drin eine Rolle, sondern einer, der mit starker Faust die Welt zwang nach seinem Willen. War aber derselbige bislang noch nicht gekommen, desto öfter kamen andere, vorab der jüngste Herrensohn von der unfernen Burg Ellar.

Seit der bei einem Roßtausch in der Dornburger Rosenschenke sich zum Frühtrunk unter die Linde gesetzt und, von ungefähr seinen Blick hebend, Hildegard in dem Eckturm des Wallbergischen Hofes erspähte, fand er allezeit eine Gelegenheit, wieder und wieder dort einzukehren. Und war ihm auch nicht immer das Schicksal hold und mußte er auch oft unverrichteter Dinge wieder abziehen, so sah er sie doch ab und zu, wenn auch nur aus der Ferne, ohne indes ihrerseits im mindesten beachtet zu werden.

Dann — es war an St. Johannes des Täufers Festvigil, als die Sommersonnwendfeuer hell aufflackerten und alles herzugeströmt war, was in Dornburg Beine hatte, oder doch sie zum mindesten gebrauchen konnte, um St. Johannes' Minne zu trinken und über die lohende Glut zu springen — hatte auch Rupert von Ellar sich eingefunden, eine Annäherung an die lang Verehrte zu suchen.

Seine geschmeidige Gestalt drängte sich behend durch die gaffende Menge, bis er nahe an Wallbergs Hof den Burgmeister mit seiner Tochter aus dem Thor treten sah. Da pflanzte er sich in ihrer Nähe auf, und wie lautes Trompetensignal das Zeichen zum Beginn der Lustbarkeit gab, trat er sittig, das Barett in der Hand, vor Hildegard und neigte sich, wie's der Brauch forderte: „Wollet ihr an meiner Hand den Sprung wagen, Jungfräulein?"

Aber Hildegard warf den Kopf empor und lachte geringschätzig: „Woher wisset ihr, daß ich das Spiel mitmachen will? Oder hab' ich euch etwa gerufen?" Und hochaufgerichtet schritt sie an ihm vorbei, nach ihrem Hause.

Einen Augenblick stand der Junker verblüfft, gekränkt. Aber die Lieb' in ihm war zu heiß, als daß er ihr lange hätte zürnen können. Mit dem verlöschenden Sonnwendfeuer war auch sein Zorn verglüht, und am andern Tag schon saß er wieder unter der Rosenschenkenlinde, trank ein Reifenglas um das andere leer und härmte sich, daß er Hildegards heute nicht ansichtig werden konnte. Sie aber hatte ihn längst von weitem entdeckt und war mit hochgeschürzter Lippe vom Fenster zurückgetreten, bevor er nahe gekommen. Was wollte der naseweise Junker, daß er ihr immer und überall in den Weg trat? —

Der Sommer war weiter vorgeschritten; das Getreide war gereift, und das Frühobst rötete sich bereits an den Bäumen; unserer Liebfrauen Himmelfahrtstag war angebrochen. Da ging die große Prozession aus dem Dom durch die Stadt hinaus in die Felder, und viel Volk schloß sich an, aus jedem Haus Dornburgs mindestens eines, mit Rosenkranz und Gebetbuch, und inbrünstig klang der liliendustige Hymnus: „O suavis, o pia, o sancta virgo Maria!"

Auch Hildegard ging im Zug mit. Wie sie die Kirchenschwelle überschreiten wollte, staute sich die Menge am Weihbronnkessel, und da ihre Finger in die Steinschale griffen, sich in dem geweihten Wasser zu netzen, stieß ihre Hand an eine andere, die zuckend ob der Berührung zurückfuhr. Und wie Hildegard verwundert zu dem Besitzer derselbigen empor sah: da war's der Ellarer Junker, der mit fliegendem Atem ihr gegenüber stand.

Etwas wie Spott zuckte um ihre Lippen; auf seinen Wangen aber wechselten jähe Röte und Blässe miteinander: Hätte er aber recht zugesehen, so wäre er wohl minder erschrocken. Denn ein Etwas lag auf der Wallbergerin Gesicht wie geschmeichelte Eitelkeit, und wenn beim Weibe sothane Eigenschaft angeregt ist, mag der Friedensschluß wohlgemut erwartet werden.

Der Ellarer Junker aber war kein so guter Psychologe, und schwermütig schlich er sich zur Seite, während der Wallgang ruhig weiter zog.

Als dann aber unter Mittaggebeläuten die Prozession in die Kirche zurückkehrte und die Teilnehmer auseinandergingen, jedes seiner Heimstätte und dem wohlverdienten Sonntagsmahle zu, saß Rupert schon lang auf dem Altan der Rosenschenkenlinde, der hoch in das starke Gezweig des mehrhundertjährigen Baumes hineingezimmert war, und zu dem nur ein schmal' leiterartig' Trepplein empor führte. Dort oben zwischen den vollen, abgeblühten Blütenbüscheln barg er sich und sein wunderlich' verstört' Wesen vor aller Augen, umwoben von dem üppigen Duft der Linde, umschwärmt von den vielhundert Bienen und Hummeln und Wespen, die sich ihre süße Kost dort naschten.

Wie bald nachher in des Burgmeisters Eßstube, in die sich von des Junkers hohem Sitz bequem hineinsehen ließ, die dampfenden Schüsseln auf den Tisch kamen, griff Rupert nach seiner Rotte[1]) und begann darauf leise eine Melodie vorzuspielen, in die er nachher mit weicher und sehnsüchtiger Stimme einfiel:

Wenn du an mir vorüber kommst,
Woll' einen Blick mir schenken;
Denn immer, jeden Atemzug
Muß deiner ich gedenken.

Wenn du mich triffst am Gassensteig,
Woll' nicht die Hand mir wehren;
Ich kann ja deinen lieben Gruß
Kaum länger noch entbehren.

Siehst du im Lindenwipfel mich,
Gönn mir ein liebes Grüßen;
Es kann dein Lächeln mir allein
Des Herzens Not versüßen.

Still will ich tragen mein Geschick,
Will in Geduld mich fassen:
Ist mein dein Gruß und mein dein Blick —
So bin ich reich ohn' Maßen!

Hildegard hörte wohl die flehende Weise, und sie schmeichelte ihr auch, so daß ihr Angesicht eine seltene Helligkeit überzog, aber viel Aufmerksamkeit wendete sie nicht darauf; der knusperige Hühnerbraten und das grüne Salätlein interessierten sie mehr als alle Liebeslieder und Klagen der Welt.

Wenn sie aber meinte, sich mit solcher Nichtbeachtung dargebrachter Huldigung Ruhe zu schaffen, so erreichte sie keineswegs den gewünschten Zweck. Vielmehr reizte sie dadurch die Verliebtheit des Junkers nur noch mehr, daß sie aufbrannte wie Oel im Feuer, wie sein Beginnen in den nächsten Nachmittagsstunden nur zu deutlich auswies.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Rotte war ein mittelalterliches Instrument, zwischen Guitarre und Geige, das mit einem elfenbeinernen Griffel gespielt wurde.

Miszellen.

G. V. **Nochmals der erste französische Gefangene im Feldzug 1870/71.** Wir lesen im „Rh. Kurier" von Haiger aus folgendes: Die in den Spalten des „Rh. Kurier" schon oft erörterte Thatsache, wer den ersten Gefangenen im 1870/71er Feldzug eingebracht hat, erhält nunmehr durch ein Schreiben des damaligen Führers der betr. Feldwache, Herrn v. Oertzen, Oberleutnant und Landrat a. D., folgende authentische Lösung. Herr von Oertzen schreibt an den damaligen Gefreiten Jung auf dessen Anfrage wie folgt: „Da ich keine schriftlichen Aufzeichnungrn über diesen Gegenstand besitze, so kann ich mich nur kurz fassen. Was ich Ihnen aber schreibe, dessen entsinne ich mich ganz bestimmt. Ich hatte am 2. August die Feldwache mit meinem Zuge bezogen und Unteroffizier Metzler auf Patrouille ins Vorterrain gesandt. Dieser meldete, daß stärkere feindliche Infanterie-Abteilungen — er meinte, ein Regiment — die Grenze überschritten hätten, blieb beobachtend in der Nähe des Feindes, und es gelang seiner Patrouille, als der Feind wieder zurückzog, einen Nachzügler abzufangen. Als Metzler mit seinem Gefangenen zurückkam, war die Feldwache schon abgelöst. Er erreichte meinen Zug auf dem Wege nach Blieskastel, an einer Stelle, an welcher sich links eine ziemlich tiefe Schlucht hinzieht. Metzler meldete sich bei mir und mußte mir ausführlich über die Stellung der Franzosen und darüber berichten, wie die Gefangennahme des französischen Soldaten erfolgt sei. Als ich mich nun umwandte, um mir den Gefangenen anzusehen, war derselbe fort; — er hatte einen unbewachten Augenblick benutzt und war in die Schlucht gesprungen. Während ich noch hierüber schalt, rief mir ein Mann aus dem Zuge zu; „Herr Leutnant, dort steigt ein Franzose an der anderen Wand der Schlucht empor." Ich fragte den Mann, ob sein Pferd gut klettern könne, und als er dies bejahte, befahl ich ihm, den Flüchtling wieder einzufangen, was auch geschah. — Daß der von Ihnen Ergriffene derselbe Mann war, den die Patrouille Metzler gefangen genommen, wurde mir von dieser bestätigt, hat auch die Wahrscheinlichkeit für sich, da wir schon ein bedeutendes Stück zurückmaschiert waren, so daß es nicht zu erklären wäre, wie ein französischer Soldat allein in diese Gegend gekommen wäre. Anderseits ist auch Ihr Irrtum durchaus erklärlich, da Unteroffizier Metzler erst eben mit seiner Patrouille zurückgekehrt war, Sie daher von der Einbringung eines Gefangenen kaum schon etwas wissen konnten." Zu den von ?? Hattersheim in Nr. 659 des „Rh. Kurier" gebrachten Beweisstücken ist zu bemerken, daß „Wie wir unser eisern Kreuz erwarben", eine Sammlung von den betr. Inhabern des Eisernen Kreuzes selbst erzählten Erinnerungen ist, die von Herrn Freiherrn von Dincklage-Campe nur zusammengestellt und redigiert wurden. Der ferner angeführte Bericht aus dem Kriegstagebuche des Dragoner-Regiments Nr. 5 stimmt wörtlich mit dem vom Regiment herausgegebenen autographierten Tagebuch überein; doch ist der Zusatz, bezw. die Unterschrift nicht richtig, da in dem betr. Bericht keine Unterschrift angegeben ist. Auch hieß der damalige Regimentskommandeur nicht von Braun, wie in Nr. 659 angegeben, sondern Oberstleutnant von Wright." Nach diesem Schreiben des jedenfalls kompetentesten Zeugen hat sich also der Vorfall wie folgt zugetragen: Die Patrouille Metzler mit dem Gefreiten Blume macht einen Gefangenen, will denselben bei dem Kommandanten der Feldwache, von der sie ausgesandt, abliefern, läßt ihn jedoch entwischen. Der Gefreite Jung schneidet den Gefangenen jedoch 6 Schritt vor einem Walde, in dem der Gefangene wohl auf Nimmerwiedersehen verschwunden wäre, wieder ab, schlupft ihn an seine Fouragierleine, worauf Metzler wieder hinzukommt und den Gefangenen dann im Biwak abliefert. — Hiermit dürfte die Angelegenheit wohl erledigt sein.

G. V. **Die Erwerbung von Kirchensitzen in alter Zeit.** Ueber die früher bei Erwerbung eines Kirchensitzes zu Haiger gültigen Bestimmungen giebt nachstehendes Protokoll (um 1666 ohne Tagangabe) Aufschluß:

Die newe Stül.

1. Die unterste Bühn, darauff daz Gericht und Raht biß daher gesessen ist mit allenseits gehobenen Rath von Geistl. u(nd) Weltlich der Löhr (Lohgerber) und Schumacher Zunfft willig angeraumt und zu besitzen übergeben. Weil die Schneider Zunfft willig und ihnen samt ihren Nachkommen übergeben worden, also dergestalt, daß Sie uff Catharina des 1666 an barem geldt

zum baw. d. newe Stühl zwölff Gulden erlegt, so auch bezalt und uff pension laut rechnung.

2. Und dabey abgeredt, daß dar oben jetzt Meister beiderley Handwerk Löhr- und Schumacher ihre söhne, so das Handwerck eins gelehret ihnen in der Ordnung nach deren lehrjahr oder altees folgen und ohne einzige entgelt in solchee ordnung in solche stül sollen zugelassen werden.

3. Frembde aber und Außländische und auch andee, so in ander Handlweecke und Zunfft sind oder auß gemeiner bürgerschafft in dise Zunfft kome .... oder vileicht an ein Meisters Tochter sich veehenrhaten würde sol ein gl. in die Zunfft geben dar von ein dritt theil zum Kirchbaw falle.

4. Wer aber jemand gae feembd und sich doch in die Zunfft gebe und also in diese Gerechtigkeit uffgenommen werde. sol Ein Rthlr legen, davon wider ein dritt theil. Und sol dann jarlich uff Walpneg dasjenig so fellig od. furhanden an seine ort gegen quiting zu verrechnen geliefert werden.

Actum Henger. Jost H. Göst Gerichtsschöffe und Zunfftmeister. Hanß Büdenbender Rahtsverwandter und Burgemeister. Anthonius Schneider, Johannes Göste, Rahtsverwandte. Jacob Schneider Pastori. Conrad Henn, Jost Henn Baumeister. Feiedrich Herchen Almosenpfleger.

A. K. **Hexen-Aberglaube.** Daß beim Ausgange des 18. Jahrhunderts der Glaube an Hexen unter den Einwohnern der guten, alten Stadt Oberursel noch lebhaft im Schwunge war, zeigt uns ein Brief des dermaligen katholischen Pfarrees Strith an das Oberueseler Vogteiamt. Der Brief, ohne Datum und Jahreszahl, ist laut Kanzleivermerk 1798 dem Vogteiamee zugegangen und lautet: Wohllöbliches Amt! Es wird Hochdemselben bekannt seyn, welches Unheil der Verleimdung vor wenigen Wochen in hiesiger Stadt durch die seltsame Krankheit des lutherischen Schäfers Diez entstanden seye: daß nemlich dieses Schäfers Krankheit blos von Hexen herkäme, deren hier wenigstens sieben wäeen, und wurde des Georg Baer seine Frau öffentlich darunter gezählet.

Ich stellte mich, sobald ichs erfuhr, mit allee Gelindigkeit und Widerlegungen dieser Dummheit entgegen; allein ich konnte sie biß jetzt noch nicht ganz besiegen, indem die Quelle, woraus sie anfänglich geflossen ist, wie es scheint, noch nicht vertrocknen will; Einen Beweiß glaub ich dadurch zu haben — Joes Peither ein Zimmergesell von hier wuede mie angebracht, daß er gesagt habe, des Georg Baer seine Frau seye eine Hex: ich ließ ihn vorladen: und ee gestand seine Aussage; abee von wem er es gehört hätte, das gestund er nicht: Dieser Peither ist nun immer, wenn er hier ist, in gedachtem Schäferhause; und es ist ganz wahrscheinlich, daß er es dorther hat.

Ich ersuche demnach Ein Wohllöbliches Amt mehebesagten Peither zum weiteren Geständniß gefällig anzuhalten (oder als den abscheulichsten Ehrabschneider zu bestrafen:) ich bin versichert, im eesten Falle wird man ein recht schädliches Glied in Schinders- odee Schäfersgestalt kennen lernen, an dessen Beebeßerung oder Verbannung dem Staate viel gelegen seyn wird.

Der ich in vorzüglicher Hochachtung harre

Eines Wohllöbliches Amtes bereitwilligster Diener

Strith, Pfaerer.

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Die Zeit dee Maifestspiele rückt heran. Sie finden vom 11. bis zum 19. Mai statt und zwae nach folgendem Programm: 1) Sonntag den 11., Dienstag den 13., Montag (Pfingstmontag) den 19 Mai „Armide", große romantische Oper in einem Vorspiel und 3 Akten von Ch. v. Gluck; 2) Montag den 12. Mai „Dee Kaufmann von Venedig", Märchenspiel in 5 Akten von W. Shakespeare; 3) Mittwoch den 14. und Samstag den 17. Mai „Die lustigen Weiber von Windsor", Komische Oper in 4 Akten von O. Nicolai; 4) Donnerstag den 15. und Sonntag (Pfingstsonntag) den 18. Mai „Der schwarze Domino", Oper in 3 Akten von D. F. E. Auber; 5) „Oberon", große eomantische Oper in 3 Akten von K. M. v. Weber. Nr. 1 und 5 erscheinen in Wiesbadener Bearbeitung, 2, 3 und 4 in Wiesbadener Neueinrichtung, alle mit großee Peacht dee Ausstattung. Die Plätze für die Eeöffnungsvorstellung am 11. Mai waeen schon zu Ende Februars zehnfach überzeichnet. — —

Die Volks- und Schülervoestellungen haben in dieser Saison bishee gebracht: 1) Flachsmann als Erzieher, 2) Fidelio, 3) Minna von Barnhelm, 4) Das große Licht. Es ist recht lobenswert von der Intendantur, daß sie teotz der kolossalen Vorbereitungen zu den Festspielen der breiten Masse die „circenses" nicht vorenthält.

Die beiden Hofschauspieler Herren H. Schreiner und H. Ballentin haben wie im vorigen Jahre so auch in diesem in „Bangers Kunstsälen" ihre privaten „Modernen Dichterabende" eröffnet, an denen sie das Publikum mit Proben aus der neueren deutschen Poesie bekannt machen. Das Unternehmen der beiden Herren, denen als zwei der hervorragendsten Mitglieder dee Hofbühne allerdings die Kunst des ernsten und heiteren Vortrags gleich vollendet zu Gebote steht, hat vielen Anklang und ein starkes Auditorium gefunden. Es ist ein wirkliches Verdienst der Künstler, die Aufmerksamkeit des Wiesbadener Publikums von dee übertriebenen Schwärmeeei füe die Musik ein wenig abgelenkt und auf die fast verlassen und unbeachtet dastehende Schwester der letzteren, die Poesie, hingeleitet zu haben. W.

* **Auf stillen Pfaden.** Von Dr. med. univ. August Lieber. 85 S. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. — In Nr. 8 der „Nassovia" von 1900 hatten wir bereits Gelegenheit, die prächtigen Naturdichtungen dieses von nassauischem Geund und Boden stammenden begnadeten Poeten zu besprechen. In der vorliegenden Sammlung beut ee zumeist ernste, ja düstere Stimmungsbilder und Geschehnisse, wie er sie in seiner äeztlichen Praxis angeschaut und mitunter teilnehmenden Herzens mit eelebt hat. Denn nicht nur die Sonde des Mediziners, sondern auch die des Psychologen hat ee gebeaucht, jene in den Körper, diese aber in die Seele gesenkt und den Ursachen des Wehs in seiner verschiedenen Gestalt bis auf die tiefsten Tiefen nachgespürt. Ergreifend weiß er Schmerz und Leidesklage in dichterische Form zu bringen; aus dem Menschlichen redet er zur Menschheit. Daß er aber auch ein freundlicheres Bild zwischendurch zu zeigen nicht verschmäht, beweisen uns die beiden Peoben im Eingange dieser Nummee. Mögen wie die schmetternden jubilierenden „Hochlandsklänge" auch diese Teaueeweisen in der Leser Herz eindringen, es empfänglich machen füe das geoße Leid, unter dessen Deuck die Menschheit seufzt und die Menschenbeuderliebe zu immer helleren Flammen anfachen.

* **Neu-Hellas.** Roman von Poths-Wegener. 338 S. Leipzig, Paul List. — Auch ein Sohn der Nassauer Erde, der wohl mit dem großen Walther sagen kann: „Ich han Lande viel gesehn". Als Reiseschriftstellee beeeits vorteilhaft bekannt wegen seiner lebendigen Schilderungen in flottem Stil, führt er sich hier auf einem anderen Gebiete ein. Denn es ist nicht etwa der klassische Boden des unsterblichen Homer, auf dem sich der Roman abspielt; vielmehe ist mit „Neu-Hellas" die Reformkolonie, die der unglückliche bairische Märchenkönig in seinee phantastischen Weise auf einer entlegenen Mittelmeerinsel geünden wollte, gemeint. Also ein historischee Hintergrund und ein sozialer Vorwuef. Geschickt hat der Dichter die sozialistische Bewegung und ihre Tendenzen in die Handlung und Schilderung hinein verflochten, nicht minder die Gegensätze und Konflikte zwischen dem bairischen Hochadel, dem Bürgertum und der Münchener Künstlerwelt. Er zeigt an dem Beispiele der phantastisch-sozialen Gründung Neu-Hellas, wie die Theorieen der Radikalen sich nie verwirklichen können, während der verkommene Adelssitz Meringen, den Händen der jüdischen Wucherer entrissen, unter energischer Anwendung maßvoller, zweckentsprechender Neueeungen herrlich gedeiht. Die typischen Charaktere: der bedaueenswerte Baiuwarenfürst, dee wackere Prinz Tasti, der die innig geliebte Schauspielerin Fränzel Mand trotz allen Wideespruchs seiner Verwandten heimführt, dee „rote" Dr. Mergel und sein Freund, der praktische Fritz Holm u. s. w., sind gut herausgearbeitet; die Handlung ist spannend, die Lösung freundlich. Somit wird der Roman seinen Platz untee seinen Brüdern sozialen Genres behaupten.

Am 21. Februar feierten Erzherzog Rainer von Oesterreich (geb. 11. 1. 1827) und seine Gemahlin Marie Karoline

(geb. 10. 9. 1825) das Fest der goldenen Hochzeit. Erzherzogin Marie, die Kousine ihres Gemahls, ist die Tochter des berühmten Feldherrn Erzherzog Karl und der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, der Schwester des Herzogs Wilhelm. Das Fest ist das erste goldene Hochzeitsfest, das von Mitgliedern des Hauses Habsburg Lothringen seit dessen Bestehen gefeiert wird. Das Jubelpaar wohnt auf Schloß Weilburg bei Wien, das Erzherzog Karl einst seiner heimwehkranken Gemahlin in getreuer Nachbildung ihres Geburtsschlosses erbaut hat.

Am 24. Februar feierte in Gesundheit und Rüstigkeit Landtagsabgeordneter W. Schaffner von Diez seinen 80. Geburtstag zu Berlin. Er gehört dem Landtage der Monarchie seit 1888 an.

Der Landrat des Landkreises Wiesbaden, Graf G. von Schlieffen, ist ins preußische Landwirtschaftsministerium berufen worden.

Ein junger Nassauer, der Agrikulturchemiker Dr. A. Wilhelmj, ist von der „Amerikanischen Rübenzucker-Gesellschaft“ zu San Francisco in Kalifornien, einem Konsortium, das mit einem Kapital von 25 Millionen Dollar arbeitet, als Sachverständiger zur Bodenuntersuchung der kolossalen Besitzungen und zur Hebung von deren Ertragsfähigkeit berufen worden.

Der Kapellmeister des „Deutschen Männergesangvereins“ zu Lodz (in Russisch-Polen) K. Pöpperl, ein geborener Sodener, konzertierte mit seinen Sängern jüngst auf Berufung und unter großem Beifall des Zaren und seiner Familie zu Spala. Dirigent und Verein haben zur Sodener Richard Wagner-Gedächtnistafel zusammen 110 Mark gespendet.

Bei der Taufe der Kaiserjacht „Meteor“ zu New York am 25. Februar durch die Tochter des Präsidenten der Union Miß Alice Roosevelt wurde wie bei der Taufe deutscher Kriegsschiffe deutscher Schaumwein der Firma Söhnlein u. Cie. zu Schierstein verwendet. Die Firma hatte der jungen Dame ein prächtiges Etui zur Flasche herstellen lassen, das künftig als Schmuckkasten dienen kann.

Die Westerwald-Querbahn, die von Herborn über Rennerod gehen und an die westlichen Bahnen anschließen soll, wird demnächst zu bauen begonnen werden.

Das Projekt einer Querbahn über die Höhe, die zugleich als direkte Verbindung von Fulda und Rhein dienen, bezw. dazu ausgebaut werden soll, beschäftigt hoffnungsvolle Gemüter. Die Bahn würde von Hersfeld über Alsfeld, Lich, Butzbach, Usingen, Idstein und Langenschwalbach führen. Wie aber weiter? Die einen sagen: nach Kaub, die anderen: nach Lorch, und wieder andere: nach Elfeld. Wir meinen: wenn's geht, nach allen dreien.

Lebhaft geht es in Brückenbauten und Brückenbauprojekten an der Lahn zu. Die Brücke bei Dausenau sieht ihrer Vollendung entgegen; die bei Balduinstein mit einem Voranschlage von 65000 Mark, welche Staat, Kommunalverband, Standesherrschaft Schaumburg und Gemeinden gezeichnet haben, ist gesichert. Auch bei Obernhof (Arnstein) soll eine Brücke errichtet werden.

Rasche Fortschritte macht auch die Rheinbrücke über die Petersau bei Biebrich vom nassauischen zum hessischen Ufer zum Zwecke der direkten Eisenbahnverbindung Wiesbaden-Mainz, die, wenn es so flott weitergeht, im Jahre 1903 vollendet sein dürfte. Auf der der Stadt Mainz gehörigen Ingelheimer Au sind große Industrieanlagen geplant.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. März.

1248. Als König Wilhelm von Holland Ingelheim belagert, verpflichtet er sich den Grafen Diether III. von Katzenelnbogen als Helfer gegen Friedrich II. und dessen Sohn Konrad mit 700 Mark kölnischen Denarien. Dieser Graf Diether hatte auch 1255 den Bund der rheinischen Städte mit stiften helfen, war aber gleichwohl einer der ersten, die seinem Zwecke entgegen handelten, und gegen welchen dessen Waffen gerichtet wurden.

1582. Auf Wilhelm den Schweiger, der von König Philipp von Spanien in die Acht erklärt worden war, wird infolgedessen der erste Mordversuch durch Juan Jauregui gemacht. Der Prinz kam aber, trotzdem ihn der Schuß des Verbrechers schwer im Gesichte verwundet hatte, davon. Er entging noch einer Reihe von Attentaten, bis er endlich doch einem solchen erlag.

23. März.

1324. Kaiser Ludwig erteilt dem Orte Kaub und dem Dorfe Weisel die Rechte und Freiheiten einer Stadt. Diese wurden auch Boppard verliehen.

1850. Prinz Moritz von Nassau stirbt. Er war am 21. November 1820 als Sohn des Herzogs Wilhelm, Bruder des Großherzogs Adolf geboren, trat in österreichische Dienste und brachte es bis zum Husarenoberst. Er verschied zu Wien nach langem Leiden, unvermählt, tiefbetrauert von allen, die ihn kannten. (Vgl. „Nassovia“ 1900, Nr. 6, Moritz, Prinz von Nassau.)

28. März.

1242 Erzbischof Dietrich II. von Trier aus dem Hause Wied stirbt, nachdem er dreißig Jahre lang seine Würde bekleidet hatte. Ihm verdankt die Stadt Montabaur ihren Namen und ihr Aufkommen. Er schloß um 1217 den uralten Turm der Burg Humbach, die schon um 920 hier stand und ein bloßes Kastell — ein befestigter Punkt — gewesen zu sein scheint, mit einer neuen und hohen Mauer ein, legte daneben Gewölbe und Zimmer zu einer Wohnung an und veränderte den Namen des Ortes in Mons Tabor.

1809. Schlacht bei Medellin. Das Korps des Marschalls Viktor, bei dem sich die sogenannte „deutsche Division“ mit dem 2. Regiment Nassau unter Oberst Kruse befindet, schlägt und vernichtet das spanische Korps des Generals Cuesta völlig. Der spanische Verlust wird auf 14000—20000 Mann angegeben. Die Haltung des 2. Regiments Nassau war derart glorreich, daß es in der französischen Armee hieß: „Nassau a décidé la bataille.“ Auf den Helmbändern des 88. preußischen Infanterie-Regiments prangt deshalb auch der Name Medellin.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. E. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

G. in F. b. U. Famos! Besten Dank für beide Proben.

P. St. in M. Einstweilen freundlichen Dank und Gruß. Wir reden wohl noch darüber.

E. F. in S. Dankend erhalten.

W. J. in U. Beides erhalten. Vorläufig freundlichen Dank und Gruß.

Dr. G. Z. in N. Lesen Sie einen Roman, einen Bericht pp. von einem Norddeutschen verfaßt, Sie werden stets die falsche Bezeichnung Selterwasser, statt Selterswasser oder noch besser Selterser Wasser finden. „Kellnehr eene Selter!“ ruft der Berliner. Das wird nicht auszutilgen sein.

K. W. in T. Wir antworten Ihnen brieflich.

Redaktionsschluß: 7. März.



№ 7. Wiesbaden, den 1. April 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Ein Traum.

Mir träumte jüngst, ich säh' nochmal
Gekreuziget den Herrn,
Und alle Schmach und bitt're Qual
Trug er für uns so gern.

Es lag die ganze Gegend da
Gehüllt in Dämmerschein;
Selbst was dem Auge sonst so nah,
Das hüllte Nebel ein.

Ein leichtes Rollen dann und wann
Ertönte dumpf und schwer,
Und um den todeswunden Mann
Zog Sturmesbrausen her.

Er blickte so erbarmend mild
Auf drei, die ohne Rast
Hier als des tiefsten Schmerzes Bild
Den Kreuzesstamm umfaßt.

Die eine ganz gebrochen war
Und in den Tod betrübt;
Die Mutter war's, die ihn gebar,
Und die er so geliebt.

Die zweite war das sünd'ge Weib,
Die einst'ge Buhlerin,
In Grau gehüllt den schönen Leib
In bußbedürft'gem Sinn.

Der dritte endlich war der Freund,
Der ihm „am Herzen lag"; —
Mit dem er's stets so treu gemeint,
Dem jetzt das Herz fast brach.

Da trat auch ich zum Kreuze hin,
Und meine Lippe bebt':
„Herr, bracht' dein Tod denn auch Gewinn,
Hast nicht umsonst gestrebt?

O gib doch nur ein Zeichen mir,
Ob unser Selbst einst rein
Geläutert wird, o Herr, bei dir
In höhern Sphären sein!" —

Das Haupt, so schön, so todesbleich
Es senkte leise sich;
Ein Blick voll Lieb' und Schmerz zugleich
Fiel strahlend noch auf mich.

Erschüttert ward mir Herz und Sinn
Von dieses Blickes Macht;
Doch, als ich nochmals schaute hin,
Da — bin ich aufgewacht.

Josephine, Gräfin von Leiningen-Westerburg.

Die Walderneuerung des Westerwaldes.

3) Von H. Keßler. (2. Fortsetzung.)

Im Jahre 1869 wurde die Aufstellung eines General-Kulturplanes für 64 Gemarkungen des Westerwalds auf Kosten des Staates seitens der Regierung bei dem Herrn Minister angeregt, und es bewilligte derselbe noch im selben Jahre die Summe von 9000 Mark für den genannten Zweck.

Durch diesen General-Kulturplan sollte für jede Gemarkung die richtigste Lage der Kulturarten, insbesondere der Schutzwaldungen und des Entwässerungs- und Hauptwegenetzes projektiert werden als Grundlage für die Konsolidation der einzelnen Gemarkungen. Den Gemeinden sollte dieser General-Kulturplan ein Bild geben, wie sich die Gemarkung nach der Konsolidation in ihren Hauptumrissen gestalten würde, und jede Konsolidation, die beantragt wurde, sollte sich dem durch den General-Kulturplan festgestellten Rahmen anpassen.

Es wurde zur Ausführung dieses Planes eine Kommission gebildet, deren forstliches Mitglied der Oberförster Kaiser zu Montabaur war, welcher im Jahre 1870 wegen seiner Abberufung als Taxationskommissar nach dem Kreise Biedenkopf durch den Oberförster Flindt zu Westerburg ersetzt wurde.

Die Projekte des General-Kulturplanes waren: Anlagen von Waldkörpern, breiten Schutzgehegen, Erbreiterung der bereits stehenden Gehege und Vorschläge zur Umwandlung von Kulturarten, z. B. Ausstocken von geschützt liegenden Waldparzellen gegen Bepflanzung exponierter Höhen mit Wald.

Schon vor Beendigung des ganzen Planes begann man mit der Ausführung der Arbeiten in der fertig gestellten Gemarkung, und um die Gemeinde dazu zu ermuntern, bewilligte der Staat einen Zuschuß zu den Konsolidationskosten von 1 Thaler pro Morgen. Es blieb jedoch fast ohne Erfolg; die Gemeinden waren nicht zur Konsolidation zu bewegen, selbst dadurch nicht, daß man außer dem Thaler Zuschuß zu den Konsolidationskosten pro Morgen noch eine Prämie von 1½ bis 2 Thalern für den Morgen der infolge der Konsolidation aufzuforstenden Flächen in Aussicht stellte. Letzteres wurde vielmehr ein Hemmnis für die weitere Anlage von Schutzgehegen, weil hierdurch der Konsolidation Vorschub geleistet werden sollte, wozu die Gemeinden absolut nicht zu bewegen waren.

Im Februar 1872 wurde der fertige General-Kulturplan für 76 Gemeinden dem Herrn Minister vorgelegt unter Beifügung eines forstlichen Gutachtens des Oberforstmeisters Tilmann über die von der Kommission entworfenen Wiederbewaldungsprojekte.

In diesem Gutachten äußert sich derselbe unter anderem: „Daß die Lage der zu Waldanlagen in Aussicht genommenen Flächen passend gewählt sei, dürfte ausreichend dadurch gesichert werden, daß nicht allein mit den Verhältnissen des Westerwaldes speziell vertraute Oberförster Mitglieder der Kommission waren, sondern auch die einschlägigen Revieroberförster an den Arbeiten teilgenommen haben. Eine örtliche Prüfung des Planes in Bezug auf die projektierten Aufforstungen dürfte daher entbehrlich sein. In Bezug auf die zu wählende Holzart besteht aber kein Zweifel, daß nach den seitherigen Erfahrungen vorerst die Rottanne Verwendung finden muß."

Im weiteren bespricht der Oberforstmeister die Frage, ob die Waldprojekte ausreichen werden, um die Ackerländereien dereinst unter Wind bringen zu können, welche Entscheidung der Erfahrung überlassen bleiben müsse, und wendet sich sodann der Ausführbarkeit der Waldprojekte zu, für welche er, falls es nicht gelingen sollte, die Projekte in Verbindung mit den Konsolidationen auszuführen, eine gesetzliche Bestimmung folgenden Inhaltes für wünschenswert bezeichnete:

„Besitzen Gemeinden Grundstücke, welche bei einer anderen Benutzung höhere Erträge als bei der Benutzung zur Holzzucht nicht liefern oder welche zur Anlage von Schutzwaldungen im öffentlichen Interesse verwendet werden müssen, so können die Gemeinden, im Falle der Amtsbezirksrat solches beschließt, angehalten werden, diese Grundstücke zur Holzzucht zu benutzen."

Eine gesetzliche Bestimmung that not; denn es ist thatsächlich nicht früher besser geworden, und die Anlage der projektierten Schutzgehege wurde nicht eher gefördert, als bis die Hilfe von dieser Seite kam und zwar in Gestalt unseres Waldschutzgesetzes vom 6. Juli 1875. Ich muß gestehen, daß ich mich bei Durchsicht der Akten wiederholt über die Geduld des Ministers, über die Geduld der Regierung gewundert habe, wie man von Jahr zu Jahr auf ein besseres Einsehen der Bevölkerung hoffte, wie man kein gütliches Mittel, keine Geldopfer unversucht ließ, wie man am Schlusse jeden Jahres die bescheidensten Erfolge immer noch als bemerkenswert und als günstige Anzeichen einer kommenden Besserung begrüßte. Indessen man hatte sich leider getäuscht, es blieb beim alten, und als im Jahre 1874 der Herr Minister der Regierung mitteilte, es sei aus dem verflossenen und früheren Jahren noch die Summe von 6857 Thalern vorhanden, und Bericht wünschte, ob die Fortführung dieses Betrages erforderlich erscheine, oder ob für die Zukunft die jährliche Etatssumme von 3000 Thalern für den gedachten Zweck ausreichend sei, da sah sich die Regierung in die unangenehme Lage versetzt, erklären zu müssen, daß sie bei allem Interesse für den Westerwald eine weitere Fortführung der betreffenden

Fonds von 6857 Thalern nicht mehr befürworten könne.

Im Herbste desselben Jahres berichtete noch die Regierung an den Minister, daß alle Bemühungen, den für den hohen Westerwald entworfenen Kulturplan vorzugsweise im Wege der Konsolidation und gleichzeitig in Verbindung mit den durch die letztere zu verfolgenden sonstigen Kulturverbesserungen zur Ausführung zu bringen und durch erhebliche Staatsbeihilfen zu den Konsolidationskosten, wie zu den Kosten der neuen Waldanlagen eine wirksame Anregung zu geben, bisher ohne bemerkenswerten Erfolg geblieben seien.

Seit Aufstellung des Generalkulturplanes war es für keine der beteiligten Gemarkungen gelungen, einen Konsolidationsbeschluß zu stande zu bringen; auch die ohne Vermittelung eines Konsolidationsverfahrens seither zu Schutzgehegen in einzelnen Gemeinden aufgeforsteten Flächen waren, trotzdem in solchen Fällen ein Staatszuschuß von drei Thalern pro Morgen zu den Kulturkosten bewilligt wurde, verhältnismäßig nur von sehr geringem Umfange und entbehrten jeden Zusammenhanges.

So kam das Jahr 1875 und mit ihm, wie gesagt, das für die Schutzgehege so wichtige Gesetz, betreffend Schutzwaldungen und Wald-Genossenschaften, dessen Anwendung zur Durchführung der im General-Kulturplane vorgesehenen Aufforstungen der Minister anordnete.

Das Waldschutzgesetz hat zwei Hauptteile, nämlich: die Bildung von Waldgenossenschaften und die Erhaltung, beziehungsweise Anlage von Schutzwaldungen.

Was die Bildung von Waldgenossenschaften betrifft, so hat das Gesetz für den Regierungsbezirk Wiesbaden keine Bedeutung. Die Forstorganisation räumt der Staatsregierung das Recht ein, außer der Verwaltung der Staatsforsten eine Oberaufsicht zu führen über die Gemeinde- und Institutenforsten, sowie über die unterm Namen „Hauberge" bekannten Genossenschaftswaldungen. Demgemäß ist der Regierungsbezirk ohne Rücksicht darauf, ob er Staats- oder Gemeindewaldungen enthält, in Oberförstereibezirke eingeteilt, diese wieder in Schutzbezirke. Die Privatforstbesitzer im vormaligen Herzogtume Nassau können verlangen, daß der betreffende Förster ihre Waldungen mit in den Schutz nimmt, während in den vormals Großherzoglich hessischen Landesteilen die Teilnahme am Forstschutzverbande für die kleineren Privatforstbesitzer obligatorisch ist.

Die Forstorganisation hat mithin den Charakter einer großen den ganzen Regierungsbezirk umfassenden Waldgenossenschaft, in welcher dem Staate aus Zweckmäßigkeitsgründen die Anstellung der verwaltenden Forstbeamten überlassen ist. Die Waldungen, welche 42°/o der Gesamtfläche einnehmen, befinden sich in durchaus befriedigendem Zustande und sind mit alleiniger Ausnahme des Hohen Westerwaldes in glücklicher Weise auf die einzelnen Kreise verteilt. Die Privatforstbesitzer wissen, an wen sie sich wegen Einholung von Beirat bei Bewirtschaftung ihrer Grundstücke zu wenden haben, und daß sie auf gehörigen Schutz ihrer Waldungen gegen Entrichtung des geringen gesetzlichen Besoldungsbeitrages rechnen können: So gehörten beispielsweise im Jahre 1875 schon ca. 1800 ha zum Forstverwaltungsverbande und ca. 4100 ha zum Forstschutzverbande. Alles in allem bietet mithin der Regierungsbezirk Wiesbaden kein Feld, um zur Bildung von Waldgenossenschaften im Sinne des Gesetzes vom 6. Juli 1875 zu schreiten.

Ebenso verhält es sich mit der Erhaltung derjenigen Waldungen, welche im Sinne des Gesetzes Schutzwaldungen sind. Dieselben befinden sich im Besitze des Staates, der Gemeinden und Institute oder solcher Privatforstbesitzer, von welchen eine Walddevastation nicht zu erwarten steht.

Mithin bleibt als Kernpunkt des Gesetzes für den Regierungsbezirk Wiesbaden, daß auf Grund desselben die Anlage von Schutzwaldungen verlangt werden kann.

In dieser Beziehung kommen in Betracht die im ganzen Regierungsbezirk zerstreut liegenden Oedländereien und auf dem Hohen Westerwalde diejenigen Grundstücke, welche nach dem General-Kulturplan der Jahre 1869/71 aufgeforstet werden sollten, um die Kulturländereien des Hochplateaus gegen die schädlichen Einwirkungen der Winde zu schützen.

Bezüglich der Oedländereien läßt sich bei 42°/o Wald in dem Regierungsbezirk Wiesbaden nur selten nachweisen, daß deren Aufforstung behufs Herstellung von Schutzwaldungen nötig sei, zudem waren noch Prämien für Aufforstung von Oedländereien ausgesetzt, so daß sich diese Angelegenheit von selbst, ohne gesetzlichen Zwang, vollzog. Mithin beschränkte sich die Bedeutung des Waldschutzgesetzes lediglich auf die Ausführung derjenigen Aufforstungen, welche auf Grund des vielgenannten General-Kulturplanes bewirkt werden sollte.

Nachdem auf diese Weise eine gesetzliche Bestimmung geschaffen war, um nötigenfalls die Aufforstung zwangsweise durchsetzen zu können, glaubte die Regierung, daß nunmehr die Gemeinden geneigter sein würden, auf Verhandlungen einzugehen und stellte deshalb bei dem Herrn Minister den Antrag, zunächst den Weg gütlicher Vereinbarung mit den Gemeinden versuchen zu dürfen, bevor man von der zwangsweisen Durchführung durch das Gesetz Gebrauch mache.

Ferner wurde beantragt, soweit Gemeindeländereien zu den Schutzanlagen bestimmt seien, diese dem betreffenden Gemeindewalde zuzufügen und die in Betracht kommenden Privatgrundstücke seitens des Staates anzukaufen und dieselben den Gemeinden als Gemeindeeigentum unter der Bedingung zu schenken, sie ebenfalls dem Gemeindewalde zuzufügen.

Der Minister genehmigte sämtliche genannten Anträge und veranlaßte die Regierung, auf den genannten Grundlagen mit den Gemeinden zu verhandeln, wobei dieselben auf die Folgen des Waldschutzgesetzes aufmerksam zu machen seien, wenn sie sich auch jetzt noch abgeneigt zeigen sollten.

Diese Verhandlungen wurden geführt und zwar mit gutem Erfolge. Landrat Wißmann, welcher damals in Marienberg stand, ließ sich die Sache sehr angelegen sein, und ich glaube hier hervorheben zu dürfen, daß er durch seine Bemühungen den guten Fortgang der Aufforstungsfrage damals wesentlich mitfördern half.

Das Resultat, welches man im Herbste 1876 erreicht hatte, war, daß von 72 Gemeinden, über deren Gemarkungen die Bewaldungsprojekte des Planes sich erstreckten, nur 18 an ihrem bisherigen Standpunkt der absoluten Negation festhielten; 10 waren zur Ausführung der Aufforstungen, genau wie sie der Plan projektiert hatte, bereit, und die anderen 44 Gemeinden erklärten, einen größeren oder geringeren Teil der projektierten Schutzgehege entweder ohne weiteres, oder in der Hoffnung auf Gewährung von Staatszuschüssen zu den Ausführungskosten herstellen zu wollen; sie wünschten nur mehr oder minder erhebliche Abänderungen des Bewaldungsprojektes, wie solches im Generalkulturplan niedergelegt war. Die Regierung zeigte sich diesen Wünschen entgegenkommend und hielt an der strikten Durchführung des Generalkulturplanes nicht mehr fest, weil letzterer s. Z. vorwiegend mit Rücksicht auf die Konsolidationen aufgestellt worden war. Damals hatten bei der Projektierung der Schutzwaldungen andere Gesichtspunkte Geltung gehabt, z. B. brauchte man in der Unterstellung, daß konsolidiert werden solle, keine Rücksicht zu nehmen, ob ein Schutzgehege über Privatländereien führte oder nicht. Ferner hatte man damals nicht nur die Anlage und Verbreiterung von Schutzgehegen, sondern auch die Ausstockung von 410 Morgen zur nachhaltigen besseren Acker- oder Wiesenkultur geeigneten Waldbodens vorgesehen. Diese bei der Entwerfung der Bewaldungsprojekte vorausgesetzten Ausgleichungen konnten aber jetzt keine Verwirklichung mehr finden, weil bei dem Widerwillen der Bevölkerung gegen die Konsolidation lediglich die Aufforstungen ohne Verbindung mit den übrigen Kulturveränderungen zur Ausführung gebracht werden mußten. Insbesondere war jetzt ja in allen Fällen, wo die Bewaldungsprojekte ganze Gewannen von Privatländereien durchschneiden sollten, eine strikte Durchführung der ersteren gar nicht mehr zu rechtfertigen, weil, abgesehen von den Schwierigkeiten, die der Erwerb der Privatländereien mit sich gebracht haben würde, auch eine höchst nachteilige unwirtschaftliche Zerstückelung des ohnehin schon so stark zerstückelten Grundbesitzes die Folge gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

Das Weinmarktbuch der Stadt Kaub, 1544—1676.

1) Von Dr. C. Spielmann.

Der Weinhandel der rheinischen Orte war bereits im Mittelalter eine der wichtigsten Angelegenheiten, welche die Gemeinde betrafen. Allermeist fand die Festsetzung oder, wie man sagte, „Schließung“ der Preise unter obrigkeitlicher Aufsicht durch sämtliche Weinproduzenten und Kaufleute auf dem Rathause statt, mitunter in feierlicher Weise. Bei dieser Schließung richtete man sich gewöhnlich nach den Preisen der großen Stapelorte, als welche Lorch für den mainzischen Rheingau und Bacharach für die kurpfälzischen Mittelrheingebiete galten. Als mit dem Eindringen des römischen Rechts in Deutschland das schriftliche Verfahren in Gerichts- und Verwaltungshandlungen aufkam, nahm man auch die Vorgänge beim Schließen der Weinmärkte protokollarisch auf, legte sogenannte „Weinmarktbücher“ an.

Das erhaltene wohl älteste „Weinmarktbuch der Stadt Kaub“[1]) ist ein Band Schmalfolio, zusammengeheftet mit dem „Ratsinventar der Stadt Kaub“ von 15??, 1591 und 1595, der „Liste der Rats- und gemeinen Bürgermeister“ von 1514 bis 1608, einigen Schröterverzeichnissen und der „Gerechtigkeit, die das Gericht Kaub an den Höfen zu Wesel (Oberwesel) hatte.“ Der Umschlag besteht aus zwei Pergament-Quartblättern, auf deren oberem die Aufschrift „Weinmarkt-Buch“ noch schwach zu lesen ist. Vor dem Beginn der 145 Seiten umfassenden Protokolle steht auf einer sonst freien Seite: Registrum uff Zeuchung Jarlichen Maertt mit den Weynnen, wie hernachgeschriben“. Auf der anderen Seite am Kopfe steht: „Hernaich volgen beschrieben die Maertt mit den Weynen, wie ejns Jeglichen Jars hir zue Caub gemaicht wurdtten. Angefangen uff heudt Donnersstaig Barbare. Anno x v^{c} xliiij durch mich Joannem Lieschcidtt, Schreiber der Zeitt“.

Nun vorerst etwas Geschichtliches. Kaub mit Gutenfels und der von Kaiser Ludwig von Baiern im Rheine errichteten Zollburg Pfalzgrafenstein sowie den Ortschaften Weisel und Dörscheid bildete eine rechtsrheinische Enklave des Territoriums von Kurpfalz, das sich am linken Ufer des Stromes von der kurmainzischen Grenze bei Niederheimbach bis zur Reichsstadt Oberwesel mit ihrer kurtrierischen Umgebung hinzog und, fast das gesamte Hunsrück-Hinterland umfassend, sich rückwärts südlich über die Nahe ins heutige hessisch-pfälzische Gebiet erstreckte. Am linken Rheinufer war das um 1360 zur Stadt erhobene Bacharach Hauptort, Sitz eines kurpfälzischen Oberamtmannes. Hier mündeten die sogenannten „Vier Thäler“ nämlich die von Bacharach, Steeg (Stege), Diebach (Diepach) und Mannebach (Manubach), in denen in herrlichsten Lagen die edelsten Weine wuchsen. Die vier Orte standen auch unter gemeinsamer Verwaltung, dem Schultheißen und einem Rate von 24 Personen, wovon Bacharach den Schultheißen und 4, Steeg 2, Diebach und Mannebach je 3 Bürgermeister (d. i. Rechnungsführer) stellte. Kaub, seit 1324 Stadt, mit Weisel[1]) und Dörscheid, das einzige kurpfälzische Gebiet auf der rechten Rheinseite, bildete ein Unteramt, dem Oberamte Bacharach unterstellt, mit einem Amtskeller, der zugleich Zollschreiber war. In späterer Zeit, d. h. im 18. Jahr-

[1]) Der Name Kaub wechselt ab mit Cube und Cub; zu 1612 kommt Cub zum letzten Male vor. — Als Merkwürdigkeit ist eine Eintragung zu 1561 zu verzeichnen, die mit Bleistift erfolgt und noch so schwarz und glänzend ist, als ob sie erst gestern geschehen wäre.

[1]) Zuerst 1547: „Amptmann und Zolschreiber, Schultheis und erbar gantzer raidt.“

hunderte, hatte der Kauber Zollschreiber auch die Zollstation zu Bacharach mitzuverwalten.

Die vier Thäler trieben den Weinbau gewissermaßen kollegialisch. Aus den sogenannten „Zech- oder Trinkstuben“, die ursprünglich weinfröhliche, gesellige Vereinigungen — „Bürgerkasinos“ würden wir heute sagen — waren, bildete sich allgemach eine Winzergilde heraus, keine Zunft in damaligem Sinne, sondern mehr oder eher etwa ein „Ring“ in heutigem. Dieser Ring setzte, wie schon erwähnt, unter Zustimmung des landesherrlichen Beamten, d. h. also des Oberamtmanns, die Weinpreise fest. Der Rheinische Antiquarius von Strambergs teilt uns die Weinpreise von Diebach und Mannebach für die Zeit von 1465 bis 1540, die von Steeg für 1498 bis 1610, dann wieder die von Mannebach von 1541 bis 1584 mit. Dann aber sagt er: Hier fehlen die folgenden Jahrgänge bis zu 1673, 74, 75, 76. Aber gerade hier füllt das Weinmarktbuch von Kaub die Lücke aus, so daß, da der Rheinische Antiquarius auch von 1607 ab die (von 1607 bis 1759 geführte) Rauenthaler Preisliste eintreten läßt, nunmehr die Verbindung beider Aufzeichnungen fast durchaus hergestellt ist.

Die Preislisten der vier Thäler im Rheinischen Antiquarius gehen, wie erwähnt, bis 1540, bezw. 1584 und 1610, d. h. sie verzeichnen so lange, als die vier Ortschaften jede für sich Preise machten. Bis zum Jahre 1605 werden nämlich auch im Kauber Weinmarktbuch noch die Preise der Einzelorte angegeben, wie dies in der Zeit von 1544 bis 1592 fast ständig geschieht. Zwar heißt es schon hie und da „der Thalmarkt“, „der Thälermarkt“, „der Markt in den Thälern“ (zuerst 1567, dann 1577, 79, 84, 85, 89, 94); aber ständig tritt diese Benennung erst seit 1606 auf, und es ist fortan von einer nach den vier Orten verschiedenen Preisnormierung nicht mehr die Rede. Der Ring hatte sich enger geschlossen, und höchst wahrscheinlich war damals auch der Weinmarkt der Vier Thäler dauernd zu Bacharach vereinigt worden.[1])

Der **Thälermarkt** gab im 17. Jahrhunderte auch für Kaub die Richtschnur ab. Das war im 16. nicht durchaus der Fall. Um 1550 blickte man nach dem kurmainzischen Weinstädtchen Haßmannshausen (wie damals die Schreibweise war) und richtete sich nach den dortigen Preisen. Deshalb sind die Preise dieses Ortes, sowie die von Lorch, Wesel (d. h. Oberwesel) vereinzelt auch von Lorchhausen (einmal 1597), Niedernderscheid (? einmal 1552), Niederheimbach (Heimbach), Trechtingshausen (einmal, 1563), neben jenen der vier Thalorte (Bacharach zuerst 1583, Mannebach nur einmal, 1591) mit angegeben, manchmal sogar — in der ersten Zeit — jenen von Kaub vorangestellt. Erst seit 1606 verschwinden (s. o.) diese Angaben, und die Preise des Thälermarktes treten allein auf. Es sei noch bemerkt, daß in der ältesten Zeit Steeg die höchsten Preise erzielte und daß wie auch später die Kauber Preise meist etwas gegen diejenigen der Thalorte zurückstanden.

Das **Schließen**, welcher Ausdruck soviel als abschließen bedeutete, war, wie gesagt, eine besondere Feierlichkeit, die im Beisein der Obrigkeit stattfand. Auf dem Kauber Rathause, vereinzelt auch in „des Burgemeisters Haus“ kamen der Amtskeller oder Amtsverweser, zugleich (s. o.) Zollschreiber, der Stadtschultheiß, ein ehrbarer Rat (Rats- und Gerichtsbürgermeister, Schöffen), der Ratschreiber sowie die „Vierer“ mit den Kaufleuten zusammen.[1]) Der Rat hob mit dem Gebot an; die Kaufleute boten entgegen, bis man sich einigte. Der Ratschreiber nahm ein kurzes Protokoll auf; dann ließ der Schultheiß die „Weinglocke“ läuten und das Ergebnis öffentlich verkünden, und nun erst durften die Winzer („Hausleute“) schroten, d. h. verkaufen. So wollte es die zum Ortsgesetz gewordene Ueberlieferung. Eine Zechgenossenschaft vermochten wir zu Kaub nicht festzustellen. Daß aber auch die kurfürstlichen Beamten und die Ratsherren selbst Weinproduzenten waren, geht aus einem Verzeichnisse zum Jahre 1661 hervor. Die Herren hatten also selbst Interesse an einer günstigen Schließung. Ferner ist aus einer Bemerkung zu 1600 ersichtlich, daß eine Kellerei, d. h. ein kurfürstlicher Weinkeller zu Kaub bestand.

Die „**Vierer**“ (seit 1668 auch „Viertelsmeister“, wohl aus Vier-Thalsmeister entstanden), waren die Vertreter der Gemeinden der Thäler, wahrscheinlich dortige Bürgermeister. Sie kommen zuerst 1553 vor, werden dann weiter erwähnt 1563, 66, 68, 69, 72, 73, 78, 80, 91, 97, 99, 1602, 05, 11, 14, 17—24, 26—32, 36, 37, 43, 48, 51, 53, 68, 76. Notwendig dabei sein mußten sie also nicht; merkwürdig ist, daß sie, wenn sie beim Abschluß des gemeinen Mark's nicht erwähnt werden, dann doch stets bei jenem des Würzmarkts (s. u.) auftreten. Mitunter fehlen der Amtskeller oder Zollschreiber und der Schultheiß; dann haben aber beide ihren Konsens gegeben; zweimal (1595 und 1615) erscheint der Oberamtmann von Bacharach persönlich. Einmal (1632), da kein Zollschreiber zu Kaub war, wohnt jener von Bacharach bei. Meistenteils war, wenn der Kauber Marktschluß stattfand, jener in den Thälern bereits vorüber. Dann hieß es betreffs der Preise gewöhnlich, „es solle beim Thälmarkt verbleiben, d. h. dessen Preise sollen auch für Kaub gelten. Andernfalls machten die Kauber „unter Konsens der Herren (kurfürstlichen) Beamten“ (d. i. Zollschreiber und Schultheiß) die Preise für sich. Am häufigsten geschah dies vor 1600, obwohl auch damals meist auf die Nachbarorte Rücksicht genommen wurde.

Die Schließung des Marktes fand im allgemeinen in der Zeit vom Ende des Oktober bis zum Anfang des Januar statt. Lesezeiten werden nur für die Jahre 1559, 1562, 1599 vermerkt und zwar für die Monate September bezw. Oktober, — also damals wie heute. Als frühe Märkte sind zu verzeichnen: 1569, 21. 10. und 1663, 4. 10.; als Januarmärkte für das vorhergegangene Jahr: 1548 (?), 1573, 1576, 1584, 1592, 1620, 1628, 1642, 1643, 1658; als sehr späte Märkte 1546 (für 1545) und 1580 (für 1579) beide am Montag nach Ostern, 1586 (für

[1]) Den deutlichsten Beweis dafür, daß vor 1606 keine Einheit der Vier Thäler in den Weinpreisen herrschte, bietet eine Bemerkung im Weinmarktbuche zu 1591. Danach beschwerten sich Bacharach und Steeg, daß Diebach und Mannebach den Wein zu 76 Gulden das Fuder gäben. Kaub setzte den Preis auf 93 Gulden fest.

[1]) Auch Weisel besaß Stadtrechte, übte sie aber nicht dauernd aus.

1585) am 9. 5, 1601 (für 1600) am 14. 4., 1615 (für 1614) am 16. 2., weil das Wachstum des vorhergegangenen Jahres schlecht war. Sehr oft wurden für den gemeinen Wein und den Würzwein (s. u.) besondere Märkte gemacht, die im Datum mitunter weit auseinanderlagen. Das Datum wird in der Zeit von 1544 bis 1594, also gerade fünfzig Jahre lang nicht, oder nach seiner Lage zu einzelnen Festtagen (Donnerstag Barbarä, Freitag nach Antoni u. s. w.) angegeben. Von 1594 bis 1676 dagegen wird viel häufiger Monat und Tag angeführt.

Die Eigentümlichkeit des „Machens" der Märkte durch die Kaufleute zieht sich durch das ganze Buch hindurch. Wir haben das so zu verstehen, daß Weinhändler, meist — zu Kaub alle namentlich angeführten — aus den Niederlanden, oder deren Vertreter, letztere als „Schiffer", „Knecht" u. s. w. bezeichnet, mit ihren Weinschiffen nach Kaub kamen und dort die gesamte Weinkreszenz aufkauften. Es waren manchmal nur einer oder zwei, auf die dann der triviale moderne Ausdruck „Macher vons Janze" in jeder Beziehung wohl passen könnte. Sie kamen oft mehrere Jahre hintereinander als feste Kunden, und man sah das gern. Den zu Kaub gekauften Wein verhandelten sie weiter nach Norddeutschland, den Niederlanden und England, wobei sie ganz anständige Geschäfte machten.[1]

Das Weinmarktbuch verzeichnet Namen von fremden Kaufleuten oder deren Vertretern für folgende Jahre: 1544 Schiffer Dietrich Friede von Arnum (Arnheim), 1546 Hilgert von Alch (?) und Merten, Dietrich von Boerk(en)s „Knecht", von Niederwesel; 1548 Hermann Beißkopf der Bergenthuner[1]) und Thomas Schmidt von Emmerich, 1549 Johann Ernants Burgemeister zu Maastricht und sein (Stief-)Sohn Reiß, Johann Ettert und Johann (Zuname fehlt); 1550 Johann Zeuseler von Zütphen; 1551 Johann Reitert von Maastricht „im Beisein Johann Reists, derzeit Burgemeister daselbst", 1552 Johann Zeuseler von Deventer und Lambert Svendering von Dosberg (Duisburg); 1560 Theiß und Henrich Berck (Burck? s. u. 1570) „und nachmals durch Henrich von Santen (Xanten) und seinen Schwager den Richter bestätiget"; 1561 Henrich von Santen und der Richter von Burck; 1567 Mattes Hennes von Köln; 1570 Henrich Burck; 1587 und 88 Gerlach von Bruchkerßen (Broichhausen), Stephan von Giest und Johann Brandes; 1597 Wilhelm Burggraf von Köln, Heinrich Gollendonck, Dietrich von Heringen, Konrad Hors und Wilhelm Anthoni; 1601 Wilhelm Burggraf, und Heinrich von Uchtelen; 1603 Wilhelm Burggraf Jakob Aalen (?) und Heinrich von Uchtelen; 1604 Wilhelm Burggraf und Peter Reichhart von Neumägen (Nijmegen); 1606 Wilhelm Burggraf, Henrich von Dilsun von Dordrecht und Jakob Kraus oder Krause von Bacharach; 1633 Lehnhart Grün, Dietrich Bohn und Vater, Henrich Arzt, Hans Hermann Maul und Kellermann senior. Bemerkenswert ist, daß aus der Zeit nach 1606, d. h. von dem Jahre an, da die Vier Thäler gemeinschaftliche Preise machten, die Kaufleute nicht mehr namentlich erwähnt werden, mit der einen Ausnahme von 1633, die darin ihren Grund hatte, daß in diesem Jahre die Verhandlungen besonders schwierig waren.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Auch das Rauenthaler Verzeichnis im Rh. Antiquarius weist meist oder doch viele niederdeutsche und niederländische Kaufleute auf.

[1]) Bergopzoomer? Den biederen Kauber Ratsschreibern machte das Schreiben der niederländischen Namen viele Beschwerde.

Geographische Charakterbilder aus Nassau X.

Von K. Jacobi.

Geologie unserer Heimat 3.

Tertiärformation und Diluvialbildung.

Wir haben in Nr. 13 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift gehört, daß diejenigen Gesteinsschichten des Erdkörpers, welche nach ihren Versteinerungs- und Lageverhältnissen Aehnlichkeit haben, von den Geologen zu einer Formation zusammengefaßt und diese wieder in besondere Gruppen vereinigt wird.

Nun darf man sich nicht vorstellen, daß die Ursachen und Kräfte der Erdbildung eine mathematisch genaue Verteilung und Anordnung der Formationen bewirkt hätten, sodaß man überall auf unserem Erdkörper Repräsentanten der verschiedenen Erdbildungsschichten vorfände. Außerdem haben die erdbildenden Kräfte eine so ungeheure Verschiebung und Verzerrung in der Lagerung der Schichtenglieder bewirkt, daß die Gelehrten eine zwar interessante, aber nicht leichte Aufgabe zu lösen haben, in das Wirrsal der geologischen Erscheinungen Klarheit zu bringen, d. h. die einzelnen Schichtenglieder chronologisch einem System einzuordnen.

Wenn wir nun die geologischen Verhältnisse unserer Heimat weiter verfolgen, so finden wir, daß daselbst in der Reihe der Formationen auf das Devon eine große Lücke zu verzeichnen ist, denn die Formationsgruppen der mesozoischen Periode: Trias, Jura und Kreide fehlen gänzlich: ein Grund, anzunehmen, daß die Meere dieser Periode nicht über den Taunus, ja nicht einmal an dessen Fuß gelangt sind.

Außerdem zeigen sich nirgends Anhaltspunkte dafür, daß die oben genannten Schichten die gefalteten devonischen Schichten einmal überlagerten. Wir müssen also zu dem Schluß kommen, daß der Taunus während der mittelalterlichen Periode der Erdbildung trockenes Land bildete und nur den zerstörenden Einflüssen des fließenden Wassers und den übrigen die Veränderung der Oberfläche verursachenden atmosphärischen Kräften ausgesetzt war.

Erst in der nachfolgenden Periode der Erdbildung[1])

[1]) „Neuzeit" oder „känozoische Formation" (griech. kainós = neu und zóon = Tier).

machen sich für die geologische Gestaltung unseres heimatlichen Gebietes wieder andere Einflüsse geltend.

Zunächst sei unter Hinweis auf die Systemanordnung in Aufsatz VII der Geographischen Charakterbilder noch folgendes bemerkt: Die daselbst gegebene Dreiteilung der neuzeitlichen Periode verzeichnet unter I die sogenannte Tertiärformation, dasjenige geologische Schichtensystem, das jünger als die Kreideformation und älter als das Diluvium ist. Der Name „Tertiär" ist gewählt im Gegensatz zu „Primär" und „Sekundär" als Bezeichnungen der älteren Formationen. Das „Tertiär" bildet mit dem jüngeren Diluvium und dem noch jüngeren Alluvium die känozoische Formationsgruppe. Entsprechend der Bezeichnung „Tertiär" bezeichnet man die Bildungen des „Diluviums" und „Alluviums" mit dem Namen „Quartärformation", bei der sich eine scharfe Trennung in mehrere Glieder jedoch nicht durchführen läßt.[1])

Wenden wir uns also nunmehr dem Tertiär zu.

Während im Verlauf der „mesozoischen Formationsperioden" Durchbrüche glutflüssiger Gesteinsmassen nur ausnahmsweise und auf verhältnismäßig kleine Gebiete beschränkt vorkamen, ist die Erde im Verlaufe der Tertiärperiode der Schauplatz großartiger vulkanischer Eruptionen gewesen. Dieselben gaben den Anlaß zur Entstehung der Mehrzahl der höchsten Gebirge.

So bildeten sich auch im Taunus Spalten, die durch vulkanische Massen ausgefüllt wurden; zahlreiche Basaltdurchbrüche finden sich, wenn auch wenig umfangreich, im Gebirge. Sie halten meist die Richtung Ostnordost ein, entsteigen also Spalten, die in der Längsrichtung des Gebirges klafften.

Gleichfalls in der Tertiärzeit entstand um Limburg ein Süßwassersee, der nach Süden durch die Idsteiner Senke abfloß und an Naurod vorüber das Wickerthal erreichte. Gegen die Mitte der Miocänzeit wurden alle Wasserbecken, die in der Oligocänzeit entstanden waren, trocken gelegt, und der nun in Wirksamkeit tretenden starken Abrasion verdankt der Taunus den Charakter eines „Abrasions- oder Rumpfgebirges". Erst gegen Ende der Pliocänzeit fand wieder ein Anwachsen des Wassers statt, welches der Eiszeit entsprach. Sehr große Flüsse wälzten ihre Wasser am Südrand des Taunus hin und hinterließen Schotterterrassen von beinahe 300 m.

Nach einer abermaligen trockenen Zeit folgte eine zweite Eiszeit und dann nach und nach der jetzige Zustand.

Es trat also in der Tertiärzeit eine wesentliche Umgestaltung der irdischen Verhältnisse ein. Dazu kommt ferner, daß die Wärme von außen, die Sonnenwärme, durch die Abnahme der inneren Erdwärme eine mehr und mehr vorwaltende Herrschaft erlangte. Es bildeten sich allmählich Klimazonen in unserem heutigen Sinne heraus. Ferner traten Hebungen und Senkungen in großartigem Maßstabe ein, wodurch das Festland bedeutend an Ausdehnung gewann.

Diese Aenderung der kontinentalen und klimatischen Verhältnisse war von großem Einfluß auf das organische Leben und hatte teils Aussterben von Organismen, welche sich der verminderten Temperatur nicht anpassen konnten, teils Auswanderungen aus kälteren in wärmere Gegenden zur Folge. Der französische Gelehrte Deshayes (sprich: Dö-sä) hat gefunden, daß in den ältesten Schichten des Tertiär etwa 97 Prozent aller Mollusken solchen Arten angehören, welche sich in unserer heutigen Schöpfung nicht mehr vorfinden, daß dieser Prozentsatz für das mittlere Tertiär auf etwa 8 Prozent sinkt und in den jüngsten Schichten nur noch 48 Prozent beträgt, sodaß in diesen die Mehrzahl der Versteinerungen sich den Arten der Jetztwelt angleicht.

Der schottische Geologe Lyell (sprich: Lai-el) fixierte diese drei Stufen nach dem Prozentgehalt ihrer Schichten an solchen Petrefakten, deren Arten heute noch leben, als Eocän, Miocän und Pliocän.

Neuere Untersuchungen haben zwar obige Zahlen wesentlich korrigiert, im allgemeinen aber die Zunahme solcher Formen, die auch heute noch vorkommen, in den jüngeren Tertiärschichten bestätigt. Zwischen Eocän und Miocän hat man aber, um die Intervalle zwischen den einzelnen Stufen einigermaßen gleichwertig zu gestalten, noch das sogeannte Oligocän als zweite Abteilung der Tertiärzeit eingeschoben.

Abgesehen von einzelnen Oertlichkeiten fällt es sehr schwer, die älteren Bildungen von den neueren scharf zu trennen, weil Schichten, in denen Meeresformen aufgehäuft sind, mit solchen, die brackische[1]) Formen oder Süßwasser- und Landorganismen führen, oft in mehrfacher Folge wechseln.

Die Gesteine der Tertiärformation sind Sandsteine, Konglomerate (aus verkitteten, abgerundeten, gleichartigen oder ungleichartigen Geröllen bestehendes Gestein), Thon, Schieferthon, Mergel und Kalk, Sand und Gerölle, auch Gips, Steinsalz, Braunkohle, Bernstein, Erdöl, Asphalt.

Die meisten Vorkommnisse der Tertiärperiode sind in unserer Heimat auf einzelne, von einander isolierte Becken beschränkt. Die Tertiärschichten sind gewöhnlich von „Diluvialbildungen" oder von übergeflossenen vulkanischen Gesteinen ganz bedeckt.

Im südlichen Teile unserer Heimat sind die Tertiärbildungen vollständig entwickelt und als eine Fortsetzung der tertiären Schichten in Rheinhessen, Rheinbaiern und der Wetterau anzusehen. Man bezeichnet diese Sedimentbildungen mit dem Namen „Mainzer Becken", dessen Schichten über den Taunusbildungen bei Wiesbaden und in der Wetterau abgelagert sind, und die man als die Niederschläge eines großen Binnensees der Vorzeit anzusehen hat.

Auf dem Westerwalde sind nur die jüngsten Glieder der Tertiärformation vorhanden, während das Diluvium wegen der bedeutenden Höhe des Gebirges ganz fehlt.

Aus dem Meere der Oligocänzeit sind, wie schon angedeutet, auch die beiden Becken des Lahngebiets, das „Limburger" und „Westerwälder" hervorgegangen. Die älteren Tertiärablagerungen finden sich vorwiegend auf den Höhen und fehlen in den Thälern.

[1]) Die känozoische Schichtenreihe zerfällt also in die „Tertiärformation" und die „Quartärformation".

[1]) „Brackische Schichten" sind sedimentäre Gesteinsbildungen, die sich aus einer Mischung von Meer- und Süßwasser abgelagert haben, also vorzugsweise an den Mündungen der Flüsse zu finden sind.

Daraus geht hervor, daß die Meeresbedeckung der Oligocänzeit auf die Abhänge der Gebirge beschränkt blieb und die Erosion der Thäler erst nach der Ablagerung der unteren Tertiärschichten erfolgte.

Nur in den beiden Becken von Marienfels und Limburg steigen die älteren Sedimente des Tertiärs in die tiefer gelegenen Teile hinab; die beiden Senken müssen also vor der Ablagerung der Kiese bestanden haben, sodaß die Annahme zulässig ist, man habe es hier nicht mit Erosions-, sondern mit architektonischen Thalbildungen zu thun.

Die Sedimente des Limburger Beckens werden hauptsächlich von Geröllen, Kiesen und Sanden gebildet; die tertiären Ablagerungen des Westerwaldes bestehen in der Hauptsache aus Thonen, Braunkohlenflözen, Trachyttuffen und Bimssteinsanden.

Die Thone füllen große Mulden aus, die tief in die unterdevonischen Schichten einschneiden. Sie sind teils rein plastische, teils sandige Thone, deren Färbung von reinem Weiß bis tiefem Rot spielt. Die Thone des Kannenbäckerlandes in der Gegend von Höhr und Grenzhausen liefern bekanntlich seit langer Zeit das Rohmaterial einer ausgedehnten industriellen Thätigkeit.

Zu den jungeruptiven Gesteinen, die den gewaltigen Ausbrüchen der tertiären Zeiten ihr Dasein verdanken, sind hauptsächlich Trachyte, Basalte, Andesite und Phonolithe zu rechnen.

Der Trachyt gehört ausschließlich dem westlichen und südwestlichen Westerwalde an und zwar der Gegend von Selters, Helferskirchen, Weidenhahn, Marsayn, Nordhofen, Niederahr, Gershasen u. a.

Er erhebt sich nicht zu bedeutenden Höhen, sondern bildet nur abgeflachte Kuppen. Die nassauischen Trachyte zeigen in Bezug auf Färbung und Zusammensetzung eine große Mannigfaltigkeit. Die Grundmasse derselben bildet eine perlgraue krystallinische Feldspatmasse, in welcher schöne Krystalle von glasigem Feldspat neben Hornblende porphyrartig eingemengt sind. Das Vorkommen des Trachyttuffs ist in Nassau auf die Gegend zwischen Gershasen und Schöneberg beschränkt und ist unter dem Namen Backofenstein bekannt. Die leichte, bimssteinartige, gelblich-grau gefärbte Grundmasse umschließt außer durchsichtigem Quarz, Fetzen von Thonschiefer, Stücke von Basalt, Trachyt und Grauwacke. Letztere sind meistens scharfeckig.

Der Basalt bildet fast ausschließlich einen ganzen Gebirgszug, den Westerwald, von dem aus er sich in einzelnen Kuppen noch weit in das Land verbreitet. So erscheint er in der Lahngegend bei Weilburg, Runkel, Limburg, wo er einzelne frei über das abgeflachte Lahnthal hervorragende Kegelberge, wie den Schafsberg und den Beselicher Kopf, bildet, bei Hadamar, Diez u. a. O. Auch im Gebiet der Dill, wie am Hirschstein in der Kalteiche, kommt er nicht selten vor; weit spärlicher, von der Hauptmasse isoliert und mit verändertem Charakter findet er sich in der Taunuslandschaft. Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Vorkommen und petrographische Beschaffenheit desselben einzugehen; die Verwendung der Basalte ist ja allgemein bekannt.

Der Phonolith ist in Nassau wenig verbreitet. Nur am südwestlichen Abhang des Westerwaldes tritt derselbe bei Hartenfels, Ewighausen, Standt und Oberötzingen in einem nordsüdlichen Zuge im Basalt mit Trachyten auf. Die Kegelkuppen des Hartenfelser Kopfs, Breitenbergs und Malbergs tragen besonders den Typus des Gesteins. Der Phonolith, vorherrschend bräunlichgrau oder aschgrau, besitzt eine sehr konstante Absonderung in Platten. Von allen vulkanischen Gesteinen ist der Phonolith der Verwitterung am meisten zugänglich. Seiner Absonderung entsprechend eignet er sich gut als Mauer- und Trottoirstein.

Nächst dem Basalt hat der Bimssteinsand unter allen vulkanischen Bildungen in Nassau die weiteste Verbreitung. Auf dem Westerwalde fehlt er nur am nordöstlichen Abhang gänzlich; anderwärts ist er aber zu bedeutender Mächtigkeit entwickelt und erstreckt sich bis in die Gegend von Ems und Lahnstein.

Bimsstein ist eine Begleiterscheinung der Trachyte, teils unmittelbar aufgelagert, teils an den Abhängen ihrer Berge, wie an den Arzbacher Köpfen, bei Ems, bei Nordhofen. Sehr häufig findet er sich aber auch über basaltischen Gesteinen, wie bei Guckheim und Molsberg.

Der interessanteste Punkt, wo der Bimssteinsand auftritt, ist zwischen Lahnstein und Fachbach. Sehr wahrscheinlich ist dieser Sand, wo er nicht unmittelbar über vulkanischen Gesteinen oder in deren nächster Nähe auftritt, durch Wasser an seinen jetzigen Ort geführt worden.

Da für heute der zur Verfügung stehende Raum erschöpft ist, so soll in der nächsten Arbeit noch einiger Bildungen des Diluviums bei Mosbach und Steeden a. d. L. gedacht werden.

Die beiden Kirchen zu Eppstein I.

2) Von J. Brumm. (Schluß.)

Es läßt sich denken, daß unser liebes Kirchlein gar manches aus ernster Zeit zu erzählen weiß, namentlich aus der unglücklichen Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der von 1618 bis 1648 geführt wurde. Verheerung, Zerstörung, Einäscherung, Plünderung unzähliger Städte, Dörfer, Höfe, Kirchen und Kapellen brachte er mit sich. Unzählige Menschenleben wurden geopfert, fruchtbare Felder verwüstet und blühende Gegenden in trostlose Einöden verwandelt. Wer will den Jammer beschreiben, den er im Gefolge hatte!

Von dem Zustand, in welchem sich unser armes Deutschland damals befand, geben die nachfolgenden Worte ein schwaches Bild: Wie jämmerlich stehen neue große Städte! Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte und offenen Flecken! Da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Ge-

sparr, Thüren oder Fenster zu sehen sind. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen! Sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Kloaken, Pferdeställen, Marketenderhäusern gemacht und ihren Mist auf die Altäre gelegt. Ach Gott, wie jämmerlich steht's auf den Dörfern! Man wandert bei zehn Meilen weit und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller toten Leichname gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen neben und unter einander von der Pest und Hunger erwürgt und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. Erinnert euch, ihr Städte, wie viele in ihrer großen Mattigkeit starben, welchen ihr nicht ein Bette von euren vielen übrigen zugeworfen, welche euch aber hernach von eurem Angesichte sind weggenommen worden. Ihr wisset, wie die Lebendigen sich unter einander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen, daß Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre toten Eltern gegessen, daß viele vor den Thüren nur um einen Hund und eine Katze gebettelt . . ."

Wir fühlen darum dem Jesuiten Jakob Balde (1604—68) nach, wenn er klagt:

Mir zerreißt das Herz die Weise,
Wie du, Deutschland, leiden mußt.
Ach, du atmest kaum mehr leise
Aus der wundenvollen Brust!

Alle Völker Europas: Schweden und Spanier, Deutsche und Franzosen, Oesterreicher und Niederländer — alle durchwühlten unser armes Vaterland und verheerten es gleichsam um die Wette. Ganze Dörfer verschwanden vom Erdboden, so Hahneck bei Hofheim, Kostloff bei Medenbach, Obernhausen bei Niedernhausen, Frankenbrücken und Düdenhausen bei Schloßborn.

In diesen bejammernswerten Zeiten blieb Eppstein und sein Kirchlein wenigstens vor der ersten Plage verschont und zwar durch den Vorteil seiner natürlichen Lage, mitten im unwegsamen Gebirge und dichten Wald und ferner durch seine damals starke Befestigung. Die beiden Aufgänge zur Burg waren mit sieben starken Thoren besetzt, und außer dem Hauptturm zählte man sieben kleinere Wachttürme auf den Ringmauern und zwei massive Burgverließe. Im Notfalle war es den Insassen der Burg möglich, durch einen geheimen, teilweise unterirdischen Gang in die Stadt und auch außerhalb derselben zu gelangen. Dieser geheime Weg nahm seinen Anfang in einem der Schloßzwinger, führte von da durch die Ringmauer auf den südlichen Felsvorsprung und von hier ins Thal. Die in die Felsen eingehauenen Treppenstufen sind noch aufs deutlichste zu erkennen. Sie weisen uns in ihrer Fortsetzung in die Hofräume der derzeitigen Familie Dreste, und quer über die Straße in den Hofraum des Herrn J. Roth, in welchem eine verborgene Treppe in die Tiefe führte. So befand man sich in einem unterirdischen Gang, der längs der Hintergasse bis an die äußere Stadtmauer führte, wo der gewölbte Ausgang noch zu sehen ist. Durch Gebüsch verdeckt, von dem links stehenden Turm überwacht, vom Schwarzbach geschützt, konnte ihn der Feind nicht ausfindig machen. Im Nordosten wurde der Woog unter Wasser gesetzt, der Schloßgraben füllte sich, und so war Eppstein eine der stärksten Festungen und wurde eine Zufluchtsstätte der Bedrängten, welche durch ihre offene Lage im Lande dem stürmenden Anlauf umherziehender Scharen sowie ihren Plünderungen und Räubereien preisgegeben waren. Mit ihrer kostbarsten Habe, mit Weib und Kind, mit ihren von Gram und Schmerz erfüllten Herzen fanden sie in Eppsteins Mauern Sicherheit und Schutz, in der alten Kirche Hoffnung und Trost. Selten gestört in ihren herzlichen Andachten, feierten diese Unglücksgefährten im Hause des Herrn ihre Gottesdienste durch Ausschütten ihrer wehmütigen Klagen in den Schoß eines Gottes, dessen Ratschlüsse ihnen unbegreiflich und doch heilig waren. So verließ damals der beständigen Ueberfälle wegen der zu Nordenstadt bestellt gewesene Pfarrer Johannes Rumpfeld den dortigen Ort und versah von 1639—1658 Eppstein, Lorsbach und Langenhain zusammen, bis nach wiederhergestellter Ruhe letztere Gemeinden eigene Pfarrer erhielten. Wie oft stieg in diesen Unglücksjahren Gebet und Flehen von den Stufen unserer Kirchenaltäre zum Himmel empor, wie mancher Seufzer ward hier laut, wie manche Thräne geweint; — aber auch manches stille Dankgebet glücklich Geretteter stieg zum Herrn auf, daß ihnen wenigstens ein Ort geblieben war, wo sie Bergung fanden.[1])

Viele dieser Flüchtlinge fanden auf Eppsteins Begräbnisplätzen ihre ewige Ruhe. Der ohnehin enge Raum des Städtchens, vollgepfropft von Menschen, rief die Pest hervor, so mörderisch, daß binnen wenig Jahren 1500 Menschen dahingerafft wurden und vier Friedhöfe kaum hinreichten, um die Toten aufzunehmen. Der hiesige Pfarrer Andreas Schönius, sowie der hierher geflüchtete Pfarrer von Wallau, Philipp Steizer, fielen der Pest ebenfalls zum Opfer.

Wütete so im Innern der tückische Feind, so nahten auch Feinde von außen. Zwar war die Stadt bei Beginn des Krieges auf Veranlassung des Landgrafen Moritz von Hessen in wehrhaften Zustand versetzt worden. Die Thore und Ringmauern hatte man ausgebessert, den Schloßgraben ausgeschöpft und diesen sowohl wie den daranstoßenden Woog mit Wasser gefüllt, die Fleckenmauern, Türme und Thore befestigt und die Mannschaft aufgeboten, um den Wachedienst zu halten. In 1620 wurde der junge Hauptmann Hermann Walrabe von Löwenstein mit 2000 Mann zur Verteidigung hierher gesetzt, und es war hohe Zeit. Die Spanier rückten, 2000 Mann stark, vor Eppsteins Feste; aber der junge unerfahrene Kommandant hatte nicht den Mut zur Verteidigung und kapitulierte nach kurzer Zeit. Er wurde deswegen vor ein Kriegsgericht gestellt, jedoch in anbetracht seiner Jugend und Unerfahrenheit nur mit Entlassung aus dem Dienste bestraft. Eine vollständige Ausplünderung der Bewohner Eppsteins wurde nun vollführt, und die Spanier waren so wütend, daß sie den Flecken anzünden und

[1]) Nach Papieren des sel. Pfarrers J. L. Fliedner. 1799.

dem Erdboden gleich machen wollten. Nur mit größter Mühe verhinderte es der damalige Amtmann Sartorius.

Auch die Schweden nahmen Eppstein hart mit, und es mußten bei ihrem Erscheinen 107 076 Gulden Kriegskontribution aufgebracht und abgeliefert werden, noch härter war die zweite Kriegslast anno 1634. Innerhalb vier Monaten mußten 127 879 Gulden entrichtet werden. In 1635 war die Burg von Kaiserlichen Truppen besetzt und ein Teil zu einem Kornmagazin hergerichtet; 1640 belegte Oberst von Rosen von Wiesbaden aus alle Festungen des Taunus. Eppstein bekam Weimaraner; aber da sich dieselben bald nach Sachsen wandten, war man kaiserlicherseits schnell bei der Hand, um den Posten wieder zu besetzen.

Im Anfang des Jahres 1648 nahmen die Franzosen unter Anführung des Marschalls Turenne Eppstein. Die Thalkirche wurde in einen Pferdestall umgewandelt, die Kirchenstühle verbrannt. Die ängstlichen Bewohner hatten sich ins Schloß geflüchtet. Bald brach im Thale Feuer aus; da die Feinde des entfesselten Elements nicht allein Herr werden konnten, wurden die Bürger vom Schloß zu Hilfe gerufen, welche auch diese willig leisteten. (Vergl. Dr. Usener, Ritterburgen und Bergschlösser, Frankfurt a. M. 1852.)

Die Franzosen zogen ab und ließen die Armut zurück; aber den wenigen Bewohnern nahte bald die erlösende Friedensbotschaft.

Wie mögen sie jubelnd eingestimmt haben in das Wort Paul Gerhardt's:

Gott Lob, nun ist erschollen
Das edle Fried'- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord!
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch sicherlich. (U. s. w.)

Und wir wünschen im Hinblick auf die Gefahren der Zukunft:

„Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben!"

Möge uns vielmehr unsere altehrwürdige Kirche, die so manchen Sturm überdauert und so manche Gefahr glücklich überstanden hat, auch in Zukunft erhalten bleiben, damit sie sei eine Zufluchtsstätte für die betrübten, eine Heimstätte für die bekümmerten Herzen, eine Segensstätte für alle!

Johann Textor von Haiger,

der nassauische Chronist.

Von G. Voigtmann.

Johannes Textor erblickte im September 1582 in dem in der Grafschaft Nassau-Dillenburg gelegenen Städtchen Haiger das Licht der Welt. Seine Eltern, die hier den Namen Weber führten, waren ehrsame, Landwirtschaft betreibende Bürgersleute, über die jedoch nichts Näheres bekannt ist. Die Schulverhältnisse waren damals in den Städten der Grafschaft auf der Höhe und denen der Nachbarstaaten weit voraus. Schon im Jahre 1550 bestand in Haiger eine Lateinschule, auf der jedoch erst im Jahre 1581 die deutsche Sprache als Lehrgegenstand eingeführt wurde. Gut fundiert, die Einkünfte des Schullehrers bestanden aus den Einkünften des Altares St. Jakobus' und denen des Glöckneramtes, war es die natürliche Folge, daß gerade in diesen Zeiten das Schulamt nur von jüngeren Geistlichen ausgeübt wurde und so fast immer mit guten Lehrkräften versehen war. Hier genoß Johannes Weber seinen ersten Unterricht, besuchte dann bis zu seinem 19. Jahre das Pädagogium in Siegen und Herborn, wo damals der später so berühmte griechische Lexikograph des neuen Testaments Georg Pasor in der ersten jugendlichen Frische des Lebens wirkte und dem jungen Weber, der hier seinen Namen in Textor latinisierte, die reichen Schätze des römischen und griechischen Altertums aufschloß. Was ihn veranlaßte, sein Leben der Wissenschaft und dem Staate zu weihen, ist nicht bekannt; es ist aber anzunehmen, daß er durch seine Verwandtschaft hierzu bestimmt wurde. Cyriakus Göst, Schultheiß in Haiger, Gottfried Hatzfeld, genannt Campus, Schultheiß in Dillenburg und Friedrich Pithan, erst Stadtschreiber, dann Schultheiß in Haiger, zuletzt Keller in Siegen, waren Geschwisterkinder von ihm, und so gewinnt die Annahme an Wahrscheinlichkeit, daß er durch diese, alle Juristen, bestimmt wurde, sich auch der Rechtswissenschaft zu widmen.

Am 3. Oktober 1601 wurde er während des Rektorats des Matthias Martinius unter die Zahl der Studierenden der Herborner Hohen Schule aufgenommen und begann das Studium eines Rechtsgelehrten unter Johannes Althus und Anton Matthäus. Von Herborn zog er 1604 auf die Universität Heidelberg, wo er am 6. Dezember 1606 unter dem Vorsitze des Professors Aemilius Portus eine Dissertation de liberalitate und 1607 am 4. Juli eine andere unter Reiner Bachovius de magnificentia verteidigte.

Inzwischen war in seiner Heimatstadt Haiger durch den Tod des Johannes Pithan die Stadtschreiberstelle erledigt und wurde, wohl auf Betreiben seiner Verwandtschaft, ihm am 28. Juni 1608 übertragen. Hier fand er ein großes Feld für seine Thätigkeit, und noch viele Rechnungen, Verhandlungen in seiner schönen Schrift, die auch bei den nebensächlichsten Dingen kalligraphische Kunstwerke sind, geben Zeugnis von dem Interesse und der Sorgfalt, die er seinem Berufe entgegenbrachte. In diese Zeit mag auch die von Textor geleitete und, was Malerei rc. anbelangte, meistens selbst ausgeführte Renovation der Haigerer Kirche fallen. Noch heute hört man alte Leute

mit Freude von der schönen Malerei, besonders den Sprüchen an der Außenseite der Emporbühnen sprechen, und es ist sehr zu bedauern, daß dieselben bei dem letzten inneren Umbau der Haigerer Kirche dem Schicksal als Brennholz verfielen. Als am 1. Mai 1616 die Nassau-Katzenelnbogensche Gerichts-, Land- und Polizei-Ordnung eingeführt wurde, war es Textor, der die durch dieselbe eintretenden Veränderungen im Gerichtswesen in Haiger einführte, eine ordnungsmäßige Registratur anlegte und so seinem Nachfolger das Amt leicht machte.

Trotz dieser amtlichen und noch privatim dem Wohle seiner Vaterstadt gewidmeten Thätigkeit blieb dem fleißigen Mann doch noch Zeit, sich seiner Lieblingswissenschaft, der Geschichte zu widmen. Schon in Heidelberg wurde er mit dem berühmten Geographen Matthias Quad bekannt, und auf diesen wird auch wohl seine Bekanntschaft mit dem Historiographen Johann Orlers, Bürgermeister zu Leiden in Holland, der 1616 eine nassauische Genealogie herausgab, in deren Vorwort er die ihm durch Textor gewordene Unterstützung anerkennt, zurückzuführen sein.

Im Jahre 1617 erschien bei Christoph Raabe, dem auch unter dem Namen Corvin bekannten akademischen Buchdrucker in Herborn, die heute noch allgemein geschätzte Textorsche „Nassauische Chronik“. Denn dieses Buch ist, wenn auch früher vielfach angefeindet, doch immer noch das beste aller nassauischen Genealogien der älteren Zeit. Und selbst die erst in diesem Jahrhundert allgemein benutzten Archive haben in den meisten Fällen die zu früherer Zeit bestrittenen Textorschen Angaben vielfach bestätigt. So hat Textor bei seinen Lebzeiten keine Anerkennung für sein Werk, das erst später allgemein gewürdigt wurde, gefunden; eine bei solchen Schriften sonst seltene Neuauflage, 86 Jahre nach seinem Tode, 1712 bei Winkler in Wetzlar, beweist aber, daß das Buch beim Publikum Beifall gefunden hat.

Textor war dreimal verheiratet. Seine erste Frau war eine Tochter des Stadtschreibers Konrad Geise zu Dillenburg, dessen Stelle er nach dem Tode am 5. Juni 1619 erhielt, während sein Schwager Johann Konrad Weisse die Stadtschreiberstelle in Haiger antrat. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er am 15. August 1623 Anna Marie Rhein aus Berleberg, die bis dahin Kammerfräulein und Hofapothekerin der Gemahlin des Grafen Georg von Nassau-Dillenburg war. Auch diese war am 1. April 1625 bereits gestorben, und nunmehr schritt er zur dritten Ehe mit der Witwe seines Vetters, des Schultheißen in Haiger Cyriakus Göst, Anna, die ihn überlebte. Die einträgliche Stadtschreiberstelle in Dillenburg mit der noch die Gerichtsschreiberstellen in Ebersbach und Burg Tringenstein, wo er alle vierzehn Tage einen Gerichtstag zu halten hatte, verbunden waren, behielt er nicht lange. Die Pest, die im Jahre 1625/6 in Dillenburg wütete und an welcher fast 400 Menschen dahinstarben, raffte auch ihn hinweg. Im September 1626, nachdem er schon seine Kinder, einen Sohn und eine Tochter, ins Grab hatte sinken sehen, erkrankte er und starb am 30. Oktober, im kräftigsten Mannesalter von 44 Jahren. Seine Witwe heiratete 1627 dom. Cantate den früheren Pfarrer von Niederdresselndorf Thomas Stuttenius.

Sein Vaterland, bezw. die Hohe Schule in Herborn ehrte Textor dadurch, daß sie sein Bildnis in Oel auf Holz gemalt auf der akademischen Bibliothek aufbewahrte. Dieses ist aber seit der Aufhebung der Hohen Schule verschwunden. Vogel, der das Bild von seiner Studienzeit her noch kannte, forschte 1830 danach, konnte es aber nicht mehr auffinden.

Außer der Nassauischen Chronik sind von Textor erschienen:

1612. Begrüßungsgedicht zur Ankunft des Grafen Wilhelm Ludwig aus Holland. Lateinisch.

1612. Sylloge variorum aenigmatum apophthegmatum gnomarum historiarumque ad Sphingem Heidfeldii etc. etc. Erschien als Anhang der 6. Ausgabe der Sphinx theol. et philos. des Johannes Heidfeld.

1616. Feriarum Haegeranarum liber unus.

1617. Hoffleben, dessen Schlag und Händel.

1618. Obrigkeit, Richter und Hofleut, Spiegel.

1625. Arbor genealogica familiae Nassovicae.

Dornburg.

2) Von Emilie Escherich. (1. Fortsetzung.)

Vor dem Stadtthore lag ein den Wallbergen gehöriges Grundstück, sauber mit lebender Hecke gegen den Nachbarbesitz abgezäunt, mit wohlgepflegten Obstbäumen bepflanzt, der Boden drunter mit dichtem Gras bewachsen. Da wo sich der Grund zum Elbbach niederneigte, stand dichtverwachsenes Holder- und Berberitzengesträuch; Zaunreben und Brombeerranken, Geißblatt und wilder Hopfen hatten sich dreinverstrickt und verwoben, also daß ein undurchdringlich' Gewirr daraus entstanden war.

Auf dem vorderen Grasplatz pflegte Frau Ursel, die Schaffnerin des Wallberghofes wochentags das Linnenzeug zu bleichen. Heut', am Feiertag war alles abgeräumt und geordnet. Hildegard aber ging mit der alten Häuserin hinaus, das heranreifende Obst zu besehen.

Die Sonne schien so glänzend wie am Vormittag. und wie die beiden Frauengestalten so in dem lichten Schein den hellen, leeren Platz nach der Thorgasse hinunterschritten, leuchtete Hildegards blaues Kleid wie ein richtig' Vergißmeinnicht neben dem blattgrünen Rocke der Frau Ursel. Im selben Augenblick fuhr der Junker vom Baum herunter wie ein Eichkätzlein und schlich nach kurzer Ueberlegung den beiden in etlicher Entfernung nach.

Draußen im Baumgarten war's lauschig still. Auch die Wellen der Elb gluckften nur ein klein wenig hörbar; denn die Flut war in der sommerlichen Hitze der letzten Wochen fast versiegt.

Frau Ursel hatte sich in das starke Wurzelwerk eines großen Apfelbaums gesetzt, die Hände im Schooß gefaltet. „Schier wie in der Kirche ist solch eine Feierstund' im Grünen!“ sagte sie gerührt.

Hildegard nickte: „Jawohl!" aber ihre Blicke hafteten nicht am Gras und nicht an den schönen rotbäckigen Aepfeln. Sie sah nach den sonnengoldumsponnenen Türmen und Mauern der Stadt; auch die Firste ihres Hofes hoben ihre Silhouette vom hellen Nachmittaghimmel ab, und sie freute sich des stattlichen Anblickes. Dann schritt sie langsam den Wiesenhang hinunter, dem Wasser zu.

Dort, wo das Buschwerk bis zum Ufer lief, wucherte Schilf und allerlei Geröhricht; die großen Blätter des Huflattichs deckten den Boden, und große Schierlingsdolden wiegten sich drüber: dort wußte sie das Nest eines Rohrschilfsängers. Es machte ihr Spaß, wie es sich, lose an zwei Schilfhalmen befestigt, wie eine Wiege über den klaren Wellen, von eben diesen sanft bewegt, hin- und herschaukelte.

Der stolze Zug um ihren Mund verschwand, während sie sich an dem lieblichen Naturspiel ergötzte; sie war wie ein Kind so harmlos vergnügt.

Währenddem schlich seitwärts durch die Wiesen und Baumänger eine schlanke Männergestalt. Herr Rupert hatte die Gelegenheit bald erspäht, und als sich Hildegard zu dem Nestlein hinabbeugte, stand er bereits wohlgeborgen in dem dichten Gestrüpp.

Eigentlich hatte er ihr ursprünglich nur nahe sein, sich nur selber ungesehen an ihrem Anblick erfreuen wollen; wie er aber ihr Gesichtlein jetzt so gar gutherzig-anmutig erscheinen sah, da packte ihn eine unsinnige Leidenschaft, daß er alle Beherrschung und Ueberlegung vergaß und wie toll aus seiner Deckung hervorstürzte.

Bei dem Geräusch gewaltsam brechender Zweige fuhr Hildegard herum; wie sie aber des Junkers ansichtig wurde, der mit brennenden Wangen und glühenden Augen sie schier zu verschlingen drohte, fuhr wieder der alte hochmütige Zug um ihren Mund: „Was wollt ihr?" fragte sie in nichts weniger als ermunterndem Ton.

Er aber warf sich vor ihr aufs Knie und schlang flehend die Arme um ihre Hüften: „Dich! dich! und nur dich!"

Sie schob ihn hoheitsvoll von sich: „Seid ihr irrsinnig geworden?"

Aber Rupert wollte sie nicht lassen. „Stoß' mich jetzt nicht von dir! Du weißt nicht, wie lieb ich dich habe. Ich kann nicht mehr leben ohne dich!"

Wie er so vor ihr lag, die Locken zerzaust, ganz völlig außer sich und fassungslos, kam ihr ein mutwillig Empfinden. „Gehet heim, Herr Junker, und trinket Honigwasser, das scheint mir die rechte Abkühlung für eure Narretei!"

Die bittere Rede brachte sein Blut in noch höhere Wallung. Hohn in ein leidenschaftlich erhitzt' Gemüt gegossen, wirkt wie Essig in süßem Most. Mit blitzenden Augen fuhr er empor: „Meint ihr mich meistern zu können, wie einen Schüler? Ich hab' feste Hände und festen Sinn, und was ich fasse, muß sich mir beugen oder brechen!" Und mit Gewalt wollte er sie in seine Arme reißen.

Aber Hildegard lachte schneidend auf: „Bin ich nimmer sicher in meines Vaters Garten vor jedem Wegelagerer?" Und sie hob die Hände und schlug ihm mit voller Kraft ins Gesicht.

Wie vernichtet fielen ihm die Arme nieder. Wie einer, der den Verstand verloren hat, sah er sie an, todbleich die Wangen, zitternd die Glieder; aus den Augen aber brach ihm ein Blick solch tiefen Leides, daß Hildegard darob erschrak. Aber sie verlor nicht die Beherrschung; hochaufgerichtet schritt sie nach dem obern Garten empor, und ruhig, als ob nichts geschehen wäre, winkte sie Ursel zu sich: „Wir wollen nach Hause gehen!" — — — — — — — — —

Von da an ward der Junker Rupert in Dornburg vorläufig nimmer gesehen. Es war, als ob Jungfräulein Hildegard ihren zudringlichen Verehrer endlich losgeworden sei.

Wenn sie aber glaubte, daß mit dem Schlag bei ihm alle Gedanken an sie geschwunden seien, so traf das keineswegs zu; vielmehr stieg Hildegard damit in seiner Achtung nur um so höher; denn er war, nun die Leidenschaft verraucht, ehrlich genug, sich einzugestehen, daß er in seiner sinnlosen Wildheit sie verletzt und gekränkt hatte, und er zürnte ihr auch nicht ob der gewaltthätigen Abwehr; im Gegenteil, er nahm den Schlag als wohlverdiente Züchtigung, und sein einziger Wunsch war, durch irgend eine That, und sollte es die schwerste Buße sein, gut machen zu können, was er verbrochen. —

Hildegard dagegen war seit jener Stunde im Garten in ihrem Empfinden wie umgewandelt. War ihr Rupert früher gleichgiltig, ja in seinen Annäherungsversuchen sogar schier lächerlich erschienen, so war dies wunderbarer Weise ins gerade Gegenteil umgeschlagen, seit ihre Hand seine Wange so unsanft berührt hatte. Der schmerzliche Blick, mit dem er sie damals angesehen, stand Tag und Nacht vor ihr und brannte in ihrer Seele mit quälendem Vorwurf. Und nicht schwächer wurde es durch schwindende Zeit und Entfernung; vielmehr wuchs es eher an den sich selber immer wieder erneuernden Gedanken wie die Flamme am Luftzug, also daß die sehnende Minnenot jetzt bei ihr Einkehr genommen und ihre einst von Hildegard verlachten Waffen gegen diese selber gerichtet hatte.

So wunderbar ist das Menschenherz. Wie ein Baum steht es, der in Sommerszeit seine grünen Blätter lustig im Wind wehen läßt; kein Sturm nimmt ihm seine Farbe, kein Schauer. Und dann kommt der Herbst, und eine Nacht zuweilen hat in Rot gewandelt, was mondenlang in Grün geprangt.

Mit leiserem Tritt ging Hildegard seitdem in Haus und Hof umher. Ihre Stimme klang weicher; ein träumerisch fremder Zug lag auf ihrer Stirne, und Herr Arnulf Wallberg fragte sich verwundert: „Was hat mein Dornreislein?"

Die nächsten Wochen brachten ihm keine Aufklärung. Wie aber der erste Herbstreif den Wald zu färben und die Schlehen zu dunkeln anfingen, kam die Lösung.

Nicht weit außerhalb von Dornburgs Thoren begann der Wald. Am Rain hin gediehen im Juli die duftendsten Himbeeren; wenn aber der Oktober seinen Einzug gehalten hatte, dann schimmerten dort die ganzen Hecken von den blauduftig überhauchten Dornschlehen, die in der Umgegend als vielbegehrtes Winterobst beliebt waren.

An einem Oktobertag nun, als die Sonne hell und goldig schien und Mariengarn mit silbernen Fäden über die abgeernteten Stoppeln flatterte, war auch

Hildegard mit einem Körbchen hinausgewandert, sich von den sauersüßen Früchten einzusammeln.

Zur selben Zeit kam die Limburger Landstraße, die eben hier einen Ausläufer des Waldes durchschnitt, ein größerer Warenzug. Voran ritten etliche bewehrte Knappen; dann folgten die hochaufgepackten Lastwagen; nebenher trabten die Kaufleute hoch zu Roß in prächtigen Sammtschauben mit Marderpelzbesatz; den Schluß machten ein paar Spießknechte.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

H. W. **„Kalumitz".** Herr Hauptmann a. D. H. Wagner-Wittenberg schrieb uns merkwürdiger Weise gleichzeitig mit dem über „Keltische Namen von Nassau" veröffentlichten Aufsatze:

Daß die Umgebung von Wiesbaden althistorischer Boden ist, dürfte altbekannt sein. Ubier und Usipeter, Sigambern und Chatten, Römer Allemannen und Franken haben hier gehaust und gekämpft. Die Geschichte kann mit ziemlicher Sicherheit ihr Kommen, Blühen und Vergehen auf unsrer heimatlichen Flur konstatieren.

Anders verhält es sich mit dem Volke der Kelten, das vor den Germanen in unsrem Lande wohnte, und dessen Einwanderung von Osten her noch nicht in die von der Wissenschaft allgemein anerkannte Geschichte fällt. Man glaubt, daß die Kelten ungefähr $1\frac{1}{2}$ Jahrtausende vor Chr. sich hier seßhaft machten und weiß, daß sie ungefähr 350 vor Chr. vor dem Drängen der einbrechenden Germanen nach Westen zu weiterwanderten. Weit über tausend Jahre haben also die Kelten die hiesige Gegend beherrscht; in den Laubwäldern des Taunus erklang zuerst die bronzene Axt, auf den Höhen der Berge sangen die Druiden ihre feierlichen Gesänge; zum ersten Male ritzte die Pflugschar die jungfräuliche Erde zu spärlichem Ackerbau. Kurz, die ersten Anfänge der menschlichen Zivilisation brachten unserer Gegend die Kelten. — Und doch, wer gedenkt heute ihrer? Lange hat man sogar bestritten, daß es keltische Bewohner hier gab; ja sogar die Existenz des gesamten Volkes haben Männer wie Demmin, der in seinem Werke über alte Waffen von den „unauffindbaren Kelten" spricht, in Zweifel gezogen. Ihre Hütten sind verbrannt, ihre Ringwälle, Hochäcker und Grabfelder geben nur noch durch zertrümmerte Ueberreste dem Kenner von ihren Erbauern Kunde; — allein ihre Sprache hat dem Wandel der Jahrtausende siegreichen Widerstand geleistet, freilich nicht in dem Sinne einer geordneten Sprachlehre, sondern in dem Bestehenbleiben keltischer Worte, bei uns vornehmlich in Orts-, genauer Fluß- und Bergnamen. Während diese alten Bezeichnungen im Hinterlandswalde des Rheingau-Gebirges öfter vorkommen, wovon noch die meisten ihrer endgiltigen Feststellung durch den berufenen Sprachforscher harren, giebt es deren auch einige in der Wiesbaden-Sonnenberger Gemarkung. Unter ihnen ist die nordöstlich des Dorfes Sonnenberg gelegene Anhöhe, die noch heute Kalumitz, oder Kalamitz heißt, wohl die interessanteste. Sie ist derjenige Teil des Berges, welcher der Eichterhöhe gegen den Rambach hin vorgelagert ist und einerseits vom Goldstein-, anderseits vom Tennelbach-Thal begrenzt wird. Sie erreicht eine Höhe von 245 m. ausweislich der Karte von A. Frisch. Diese Lage ist für die keltische Bezeichnung sowie die damaligen Kulturzustände charakteristisch; wenn wir für die Zeiten der Bedrängnis auf dem Kalumitz eine, wenn auch nur vorübergehende, Besiedlung — die freilich bis jetzt nicht nachgewiesen ist — annehmen. Diese Hypothese dürfte durch den ebenfalls auf den Kalamitz verzeichneten Steinring gestützt worden. Während jetzt die genannte Anhöhe zum größten Teil angebautes Ackerland aufweist, müssen wir sie uns vor 1000 Jahren noch mit Geröll und Steinen bedeckt vorstellen; denn ohne hier auf sprachforschliches Gebiet überzugreifen, ist Kalumitz oder Kalamitz ein altdeutsch umgeändertes keltisches Wort. Die erste Silbe ist rein keltisch geblieben, denn „kal" heißt soviel wie Stein; die zweite ist nur Verbindungssuffix, und die dritte ist identisch mit dem keltischen „munt", das Anhöhe oder kleiner Berg bedeutet. Demnach würden wir Kalumitz als Steinanhöhe zu übersetzen haben.

Wir schließen diese Skizze mit dem Wunsche, daß hierzu berufene Herren der Wissenschaft durch diese Zeilen angeregt werden möchten, in unsrer nächsten Umgebung den Spuren der keltischen Besiedlung nachzugehen; sie werden — des bin ich sicher — hier ein großes und dankbares Feld der Geschichts- und Sprachforschung finden.

Anmerkung: Da der Verfasser solche Namen sammelt, bittet er um gütige Uebermittelung gefundener. (H. Wagner, Wiesbaden, Bahnhofstraße 16.)

C. T. **Schwarzer Rheinwein.** Der verstorbene Schah von Persien beehrte, wie erinnerlich, auf einer seiner europäischen Rundreisen im Jahre 1873 auch die Weltkurstadt Wiesbaden mit einem Besuche. Unter den zu seiner Aufwartung befohlenen Personen des kaiserlichen Hofstaates war die von der persischen Dienerschaft umworbenste Persönlichkeit der kaiserliche Kellermeister Herr Grund. Sowie derselbe sich nur blicken ließ, umringten ihn die Perser mit dem schnell erlernten Rufe: „Schluck! Schluck!" Und da die Diener des Königs aller Könige in der That ausgepichte Kehlen hatten, so erwarben sie sich bald bei den preußischen Lakaien den Titel der „Rieselbrüder". Herr Grund mußte denn auch manchen Cognak und Rum spendieren, um die aufdringlichen Kunden los zu werden, die ihm regelmäßig den Keller stürmten, sowie sie seine Anwesenheit in demselben bemerkten. Nun hatte es sich eines Tages gefügt, daß das Tintenglas im Weinlager zerbrochen worden war und man hatte in der Eile Tinte in ein Weinglas gegossen. Herr Grund hatte einige Minuten außerhalb des Kellers zu thun, und als er zurückkehrte, begegnete ihm einer der persischen Sonnensöhne, der fürchterlich ausspie und pustete wie eine ergrimmte Katze. Was war passiert? Der edle Sprößling des Sassanidenlandes hatte dem Kellermeister — die Tinte in der Eile ausgetrunken.

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Am 7. März zum ersten Male: „Die Meisterschüssel", Künstlerspiel in 1 Akt von Wilhelm Henzen, und „Wenn die Liebe erwacht", Lustspiel in 3 Akten von Pierre Weber, deutsch von Bolten-Baeckers. — Zwei niedliche Dinger. Das erste Stückchen des bekannten Reformationsdichters spielt im Atelier des berühmten Albrecht Dürer in Gegenwart des Kaisers Max. Es behandelt eine kleine Liebesintrigue: unter Albrechts und Maxens Auspizien wird einem auf den Künstler eifersüchtigen und in sein eigenes Mündel verliebten alten Nürnberger Spießbürger das Mädchen von einem jungen Edelmann durch List abwendig gemacht. Das zweite ist die Arbeit eines französischen Schriftstellers, der seinen guten deutschen Namen Peter Weber so hübsch französiert hat. Eines jungen Ehepaares Glück droht an den Folgen der Denunziation der früheren galanten Abenteuer des Gatten zu scheitern. Was der eifersüchtigen quieszierten Geliebten nicht gelingt, will eine alte Schleicherin vollbringen. Sie kommt aber bei der jungen Frau übel an, und das Ende des maliziösen Versuchs ist: innigere Vereinigung der beiden Gatten. Gespielt wurde in beiden Stücken flott und unter vielem Beifall. Herr Leffler als Kaiser Max, Herr Wegener als Meister Albrecht, Herr Bach und Frau Haubrich-Willig als Liebespaar im ersten, Herr Schwab und Frl. Arnstädt als Ehepaar, Frl. Ulrich als Kalfaktorin, sowie die Herren Ballentin und Aßmann im zweiten wären besonders hervorzuheben. Auch die Nebenrollen wurden gut ausgefüllt. W.

Das Hoftheater bleibt in der Karwoche geschlossen. — Herr Kammersänger P. Kalisch ist infolge seiner glänzenden Gastspiele von der Académie des beaux-arts zu Paris zu deren Mitglied ernannt worden.

M. E. **Kurhaus zu Wiesbaden.** Der Anfang jedes neuen Jahres gehört der Narrheit. Das ist so Brauch von alters her. Somit beugte sich auch unsere Kurhausdirektion vor Sr. närrischen Hoheit, Prinz Karneval, und hielt ihm zu Ehren fünf Maskenbälle ab, bei denen der Tradition des Kurhauses gemäß ungemein viel „die Kur geschnitten" wurde — also die reinste „Kurpfuscherei", wogegen aber von rechtswegen nichts zu machen ist. Je nun, im Fasching ist eben alles erlaubt, besonders wenn er so früh zu Ende ist wie dieses Jahr. Da heißt's fleißig tanzen, daß man nicht zu kurz kommt.

In den Cykluskonzerten war diesmal eine besonders glänzende Auswahl getroffen worden. Heinrich Knote, der seit kurzem so berühmt gewordene Münchener Heldentenor, Professor

Eugen Isaye aus Brüssel, Charlotte Huhn aus Dresden, der Pianist Leopold Grelowsky, Pablo de Sarasate, General-Musikdirektor Felix Mottl aus Karlsruhe und der berühmte Pianist Feruccio Benvenuto Busoni verliehen den Konzerten eine besondere Weihe. Außerdem fanden noch zwei sehr interessante Vorträge statt: „Zur Kriegszeit in China“, von Dr. Wegener, Berlin und „Eine Fahrt zum Wunderstrom der neuen Welt“, von Herrn Rudolf Cronau, New York. Somit bot die Saison des Winters wieder recht viel Schönes und Neues, und so können wir hoffnungsvoll dem Frühling entgegensehen, daß auch er uns Neues bringe — Blüten der Kunst, wie der Natur.

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** Wenn wir vergleichsweise einen Blick auf das heutige und das frühere hiesige Kunstleben werfen, so müssen wir eine erfreuliche Wendung zum Besseren konstatieren. Früher konnte man schlechterdings überhaupt nicht von einem Wiesbadener Kunstleben sprechen; heute ist es Gott sei Dank anders. Wir haben noch keine Wiesbadener Kunst — dazu ist unser Künstlerkreis zu klein —; aber wir haben Kunstfreunde, und ihrer sind gar nicht so wenige, das beweist die ständig zunehmende Mitgliederzahl der „Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst“. Dieser junge Verein erwirbt sich um Wiesbaden zweifellos große Verdienste. Kunst für alle, für die Reichen, wie für die Armen, ist das Prinzip, für das er wirkt. In diesem Sinne darf eine Osterausstellung religiöser Kunst als eine künstlerische That bezeichnet werden, welche ungeteilte Anerkennung verdient. Es waren durchweg tadellose, zum Teil wertvolle Reproduktionen alter und moderner Meister in allen Größen und Preislagen. Sehr zahlreich war Dürer vertreten, teils in billigen Kupferätzungen, teils in wertvollen Originalholzschnitten, die Italiener, Spanier, Niederländer und die Modernen in den bekannten Braunschen Kohledrucken sowie in Radierungen, Gravüren, Pigmentdrucken 2c. Unter letztern möchten wir Lippis „Verkündigung“, wie Memlings „Anbetung der Hirten“ (à 3 und 1 Mk.) wegen der schönen Ausführung und des geringen Preises besonders für Ostergeschenke empfehlen. — Interessant, aber von weniger allgemeinem Interesse war die Frankfurter Ausstellung des gleichen Vereins in Bangers Kunstsalon. Ist einerseits das rührige Hervortreten des Vereins nur zu begrüßen, so möchten wir doch anderseits die permanente Bangersche Ausstellung dadurch nicht in den Hintergrund gedrängt wissen. Das würde schaden, wo genützt werden soll. Handelte es sich doch bei der Vorführung der Frankfurter Kunst um ein reines Parallelunternehmen des uns hier täglich gebotenen, und war somit, streng genommen, die künstlerisch-erziehliche Tendenz der Gesellschaft überschritten. Doch das nur nebenbei. Die Frankfurter boten viel Originelles, aber nicht immer Erfreuliches. Fast schmerzlich berührte uns die ungleiche Auswahl der Gemälde Thomas. Von einem so großen Meister sollten die Früchte schwacher Stunden nicht ans Licht gezogen werden. Das war aber hier bei dem „Schwarzwaldbach“ und dem „Weiblichen Kopf“ der Fall; freilich „Die Flucht nach Aegypten“, „Großmutter und Kind“ und „Musizierende Hirten“ entschädigten einigermaßen, obwohl sie nicht zu den besten Arbeiten des Meisters gehören. Vollendet in seiner Eigenart kam dagegen Burger zu Wort in der Landschaft wie in dem graziös-minutiösen kleinbürgerlichen Genre „Beim Flickschuster“. Hamel operiert erfolgreich nach fremden Gewissen. Namentlich die französische Schule ist von starkem Einfluß auf ihn. Trübners „Reiterbild“ kannten wir schon aus dem Kunstverein; ihm wurden noch eine Anzahl Pferdeköpfe zugestellt. Das tiefste Interesse nahm Steinhausens kleinere „Ruhe auf der Flucht“ in Anspruch. Der Meister steht in einem eigentümlichen geistigen Verhältnis zu Thoma und L. Richter, ohne von ihnen abhängig zu sein. Seine Technik ist weicher, die Harmonie geschlossener als bei ersterem. Das Waldesdickicht mit dem durchschimmernden Abendschein ist von einer flockigen Zartheit, die Gestalt der ruhenden Maria von einem sanften Fluß der Umrißlinie. Das ganze Bild ist wie ein leiser Akkord.

Der Nassauische Kunstverein bringt nur wenig Bemerkenswertes. Lang „Kleinsassen“ und Krenfeldt ebenfalls „Kleinsassen im Abendrot“ fallen durch hübsche Auffassung, Eckenbrechers „Norwegische Landschaften“ durch ihre Größe auf.

---

* **Geschichte der evangelischen Gemeinde in Oberursel a. T.** Bearbeitet von A. Korf. 264 S. Oberursel, Evang. Pfarramt. — Das Städtchen Oberursel hat eine berühmte Vergangenheit. Bei Gelegenheit des Jubiläums des Gewerbevereins in vorigem Jahre hat sich dies unsern Lesern bereits offenbart. Namentlich die Gruppen des Festzugs, welche die Reformationszeit verkörperten, bewiesen ja, daß Oberursel damals in hoher Blüte stand. Nun erfahren wir aus dem vorliegenden Büchlein das Nähere über die kirchlichen und die Schulverhältnisse jener Zeit. Der Verfasser läßt zunächst das Bild des Werdens und Sichentfaltens, des Blühens und Vergehens der alten evangelischen Gemeinde (1525—1605) vor unsern Augen sich entrollen. Dann folgt die Darstellung der Zeit, in der die Gemeinde rechtlos und friedlos ihr Dasein fristete, bis sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts neu erstarkte, aus einer bloß geduldeten eine anerkannte wurde. Den Beschluß macht die Vorführung der Entwickelung der neuen evangelischen Gemeinde seit der Errichtung der Pfarrei und der kleinen Kirche (1847, 1855). Manche trübe, ja trostlose Tage der Intoleranz, aber auch Lichtscheine milder Duldsamkeit tauchen da vor uns auf; der Verfasser hat sich dabei einer lobenswerten objektiv gerechten Schilderung befleißigt. Auch ist anzuerkennen, daß er die ihm zu Gebote stehenden Quellen mit Sachkenntnis und Gründlichkeit ausgebeutet hat. So wird ein jeder Unparteiische das Buch mit Befriedigung aus der Hand legen und vielleicht einzig dabei sprechen können: Gottlob, daß solche Tage inneren Unfriedens vorbei sind. Die Ausstattung des Werkchens ist bei aller Einfachheit nett und fein und macht als Erzeugnis des alten Druckerstädchens diesem alle Ehre. Da der Reinertrag zum Neubau eines größeren Gotteshauses bestimmt ist, so wird gewiß mancher sich veranlaßt sehen, sein Scherflein von zwei Mark beizusteuern.

* **Die Wohlfahrtseinrichtungen Wiesbadens**, im Auftrage des Magistrats zusammengestellt von Stadtrat Prof. Kalle und Beigeordneten Mangold. 138 S. Wiesbaden, J. F. Bergmann. — Das Schriftchen ist eine mühevolle, aber auch dankbare Arbeit für die beiden im Wohlfahrtswesen Wiesbadens eifrig thätigen Verfasser gewesen. Zum ersten Male lernen wir die Entstehung und Entwickelung der humanen Einrichtungen unserer Hauptstadt in übersichtlicher Weise kennen. Die Systematisierung: I. Fürsorge für die Jugend, II. Fürsorge für das Alter, III. Fürsorge für Kranke und Gebrechliche, IV. Fürsorge für einzelne Berufsklassen, V. Fürsorgeeinrichtungen verschiedener Art, erscheint uns äußerst glücklich. Es sind im ganzen 55 Anstalten, Veranstaltungen, Vereine, Vereinigungen u. s. w. aufgeführt, gewiß eine recht nette Zahl für Wiesbaden, das — was in Betracht gezogen zu werden verdient — in den Jahren 1850 bis 1900 von 14000 auf 86000 Seelen angewachsen ist, und dessen Wohlfahrtseinrichtungen vor dem erstgenannten Jahre nur durch das Zivilhospital vertreten waren. Wir empfehlen die Broschüre, die demnächst noch einen Anhang erhalten soll, namentlich den nassauischen Behörden sowie allen Freunden der leidenden Menschheit herzlichst. Es ist so manches Vorbildliche und Nacheifernswerte darin enthalten.

Am 22. März feierte Großherzog Adolf von Luxemburg, Herzog von Nassau, den 60. Jahrestag seiner Ernennung zum Chef des Westfälischen Ulanen-Regiments Nr. 5 zu Düsseldorf. Der Tag ist von dem Regiment mit einer frohen Festlichkeit begangen worden.

Einer der ältesten emeritierten Nassauer Beamten, Landoberschultheiß Karl Gerheim ist am 17. März zu Wiesbaden gestorben. Er war 1808 geboren, also zwei Jahre nach der Begründung des Herzogtums Nassau und im Jahre, da unsere Nassauer nach Spanien abrückten. Welchen Wandel der Zeiten hat der alte, bis zuletzt rüstige Herr erlebt!

Dem Fürsten Walrad von Nassau-Usingen († 1702), dem gewaltigen Kriegshelden und Neubegründer Usingens, der dieses auch zur Residenz erhob, soll im Seminargarten ein Denkstein gesetzt werden.

Das von uns in Nr. 3 der „Nassovia“ besprochene Drama „Die Kaiserin“ der Frau Gräfin Leiningen ist am 5. März auf dem Kasseler Hoftheater bei seiner Erstaufführung sehr beifällig aufgenommen worden.

Das neue Kreishaus zu Wiesbaden ist am 27. Februar eingeweiht worden. Gleichzeitig verabschiedete sich Landrat Graf von Schlieffen von den Kreistagsmitgliedern.

Usingen und Montabaur sollen neue Amtsgerichtsgebäude erhalten.

Zu Hochheim wird von Ostern ab eine höhere Schule eingerichtet werden.

Der Winzerverein Rauenthal will ein eigenes Winzerhaus, eine Weinprobierstube mit Weinausschank errichten, bezw. einrichten.

Am 15. März ist ein Teil des Dorfes Winkelbach bei Hachenburg durch Brand zerstört worden.

Unter den nassauischen Volkslehrern auf dem Lande macht sich nun schon seit fast zwei Jahren ein, wie es scheint, immer stärker werdendes Abströmen nach Rheinland geltend. Die Gehälter sind dort höher. Liegt in dem Umstande, daß die Lehrer in Rheinland gern angenommen werden, eine hohe Anerkennung der Leistungen unserer nassauischen Seminare verborgen, so berührt es uns doch anderseits schmerzlich, daß die Gemeinden gerade die trefflichsten Volksbildner so ohne weiteres ziehen lassen. Die Lehrer würden gewiß nicht wandern, wenn sie in der Heimat das ihnen gebührende Auskommen fänden. Um dem Lehrermangel zu steuern, soll mit Präparande ein neues Seminar zu Wetzlar errichtet werden.

Eine häßliche Geschichte wird aus New-York berichtet. Vor dem Taufakt des „Meteor" soll statt der Flasche „Rheingold" von Söhnlein u. Cie., Schierstein, eine solche der französischen Champagnerfirma Moët u. Chandon, Epernay untergeschoben worden sein. Wir halten wie die beteiligte deutsche Firma das Ganze für eine abgeschmackte Erfindung, um der französischen Firma Reklame zu machen.

Nassauische Personalien.

I. Quartal 1902.

Ernennungen u. a.: Pfarrvikare K. Spieß, Bottenhorn und J. Spehr, Grävenwiesbach, z. Pfarrern. Schulkandidat Hamann, Schönberg, z. Lehrer in Strinthausen. Amtsger.-Rat Orthelius, Witzenhausen, n. Wiesbaden. Unterarzt Dr. Ohly b. Inf.-Regt 87 z. Assistenzarzt. Landger.-Präsidenten Stumpff, Wiesbaden, u. Hagemann, Limburg, z. Geh. Ober-Justizräten. Geh. Rechn.-Revisor b. d. Oberrechn.-Kammer i. Potsdam, Prätorius (geb. Nassauer) z. Geh. Rechn.-Rat. Gymn.-Oberlehrer Dr. K. Endemann u. K. Steyer, Weilburg, u. Dr. A. Marx, Montabaur, z. Professoren. Ingenieur b. Stadtbauamt H. Schwaighöfer, Wiesbaden, z Dr. ing. (München). Kreisb.-Inspektoren Wasch, Wiesbaden, u. Stock, Rüdesheim, z. Kgl. Bauräten. Reg.-Rat Caesar, Wiesbaden z. Geh. Reg.-Rat. Steuer-Einnehmer 1. Kl. Schäfer, Katzenelnbogen, z. Steuer-Rendant. Hauptsteueramts-Rendant Meinhof, Biebrich, z. Rechnungsrat. Rechtsanwalt Latz, Wiesbaden, z. Justizrat. Kommerzienrat K. Kannengießer, Wiesbaden z. Ehrenbürger von Kronberg. Ger.-Assessor Zitelmann, Wiesbaden, z. Hilfsrichter in Frankfurt, u. Gieser, Frankfurt, z. Hilfsrichter in Königstein. Reg.-Assessor Dr. Meyer, Langenschwalbach, z. Adlatus d. Landrats z. Inowrazlaw. Eisenb.-Betr.-Inspektor Strohmeyer, Berlin, n. Wiesbaden. Konsist.-Rat Pfarrer Jäger, Bierstadt z. Kreisschulinspektor. Ger.-Assessor Wallis, Weilburg, z. Amtsrichter in Braunfels. Ger.-Assessor Dr. Hartwig, Idstein, ins Justizministerium, Berlin. Ob.-Forstmeister v. Ulrici, Wiesbaden, z. Vors. d. Ver nass. Forstwirte. Bergrat Prof. Dr. Chelius (geb. Dillenburger), Bad Nauheim, z. Ob.-Bergrat u. vortr. Rat i. Ministerium, Darmstadt. Ger.-Assessor Böhm, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Idstein. Lehrer Anders, Oels, z. Lehrer a. d. Kad.-Anstalt Oranienstein. Reg.-Sekretäre Bauch und Menz, Wiesbaden, z. Rechnungsräten. Kreisarzt Dr. Rieck, Marienberg, n. Worbis. Dr. med. Schauß, Nassau, z. Kreisarzt in Marienberg. Leutnant d. R. W. Dyckerhoff 1. Kurhess. Hus.-Regt. Nr. 13 z. Oberleutnant. Unterärzte d. R. Dr. Gäbel u. Dr. Weyrauch, Wiesbaden, z. Ass.-Ärzten. Reg.-Supernumerare Geisel und Leber, Wiesbaden, z. Reg.-Sekretären. Instit.-Lehrer W. Armbröster, Sankt Goarshausen, z. Gymn.-Lehrer in Marburg. Sem.-Direktor Dr. Schaefer, Montabaur, z. Reg.- u. Schulrat in Arnsberg. Hauptmann von Rettberg i. Inf.-Regt. 80 z. Kompagnieführer. Gymn.-Oberlehrer Dr. A. Krämer, Weilburg, z. bair. Oberleutnant d. R. Gymn.-Oberlehrer Dr. Schäfer, Höchst, a. d. Ob.-Realschule z. Kassel. Sem.-Oberlehrer Dr. Muns, Hilchenbach, z. Oberlehrer a. d. Gymn. z. Höchst. Assistent Klahmann, Marienhausen, z. Pfarrverwalter i. Niederzeuzheim. Kreistierarzt Dr. Kampmann, Wiesbaden, als solcher n. Posen. Ger.-Ref. Dr. Kentner u. Dr. Weiß, Wiesbaden z. Assessoren. Steuersekretär Emmel a. Wiesbaden z. Geh. Ex.-Sekretär i. Finanzministerium, Berlin. Pfarrer Michel, Laufenselden, z. Kreisschulinspektor. Pfarrvikar Th. Stöhr, Eppstein, z. Pfarrvikar i. Bärstadt. Pfarrkandidat Peter z. Pfarrvikar i. Eppstein. Ger.-Assessor von Morenhoffen, Wiesbaden, z. Hilfsrichter i. Eltville. Dr. med. Floeck, Limburg z. Kreisarzt i. Montabaur. Dir.-Mitglied d. Nass. Landesbank Klau, Wiesbaden, z. Landesbankrat. Pfarrvikar O. Müller, Bärstadt, z. Pfarrer in Emmerichenhain. Pfarrkandidat K. Schneider, Buchenau, z. Pfarrer i. Lirfeld. Kreisbauinspektor Stock, Rüdesheim. n. Köln, u. Leutfeld n. Rüdesheim. Komm. Landmesser W. Kraß, Homburg z. Landmesser. Ger.-Assessor Pilit, Biedenkopf, z. Amtsrichter i. Battenberg. Hauptmann von Klotzkaw z. Komp.-Führer a. d. Unt.-Off.-Schule Jülich. Polizeipräsident Karl Prinz von Ratibor, Wiesbaden, z Reg.-Präsident i. Aurich. Landrat Graf von Schlieffen, Wiesbaden, ins Landwirtschaftsministerium, Berlin. Unterarzt d. R. Dr. Geißler, Wiesbaden, z. Ass.-Arzt. Staatsanwalt von Ibell, Hanau, z. Staatsanwaltschaftsrat. Pfarrkandidat B Bingel, Naebhasen, z. Pfarrer i. Dreifelden. Pfarrvikar Emme, Niedertiefenbach, z. Pfarrer daselbst. Reg.-Bauführer Schild, Charlottenburg, z. Lehrer a. d. Baugewerkschule Idstein. Subregens Dr. th. e. ph. J. Hilfrich a. Priesterseminar Limburg z. Stadtpfarrer u. Geistl. Rat i. Frankfurt a. M. Gef.-Insp.-Assistent Scheffler, Wiesbaden, z. Gef.-Inspektor. Beigeordneter Mangold, Wiesbaden, als ebensolcher nach Düsseldorf. Sem.-Direktor Latz, Dillenburg, z. Schulrat. Schulkandidaten H. Gruber, Soden, z. Lehrer i. Bleidenstadt; G. Kaltenhäuser, Flörsheim, z. Lehrer i. Niederjosbach; A. Lehr, Weyer, z. Lehrer i. Barig-Selbenhausen; H. Bahrmann, Breckenheim, z. Lehrer i. Kundert; E. Schupping, Montabaur, z. Lehrer i. Görgeshausen; Gaulich, Moschheim, z. Lehrer i. Obererbach. Postkassierer Kesting, Wiesbaden, z. Postinspektor daselbst. Philolog K. Sopp, Idstein, z. Dr. phil. (Tübingen). Schloßkaplan Urban, Molsberg, a. Pfarrer n. Niederzeuzheim. Kaplan Urban, Kamberg, a. Pfarrer n. Herborn. Frühmesser Wingender, Rüdesheim, a. Pfarrer n. Weilbach. Gymn.-Prof. Dr. A. Marx, Montabaur, u. Dr. K. Endemann, Weilburg, z. Räten 4. Klasse. Kaplan Planz, Holzappel, z. Pfarrverwalter n. Nauort. Oberförster Hünten, Haiger, z. Reg.- u. Forstrat i. Koblenz. Oberförster Behlen, Büllingen, a. s. n. Haiger. Postkassierer Dabelstein, Wiesbaden, z. Postdirektor in Ronsdorf. Gymn.-Oberlehrer Hölscher, Altkirch, z. Seminardirektor i. Montabaur. Pfarrer Waich z. Rektor d. Liebfrauenkirche i. Frankfurt. Gymn.-Hilfslehrer Klemme, Hadamar, z. Oberlehrer. Lehrer Held, Kieberg, z. Hauptlehrer in Ansbach. Schulkandidaten Häuser z. Lehrer in Uebernthal; Bender, Münster, z. Lehrer in Langenbach; Dämel, Biebrich, z. Lehrer in Eschborn; Reinhardt, Usingen, z Lehrer in Reichenbach; Effelsberger, Niederselters, z. Lehrer in Steinbach. Geh. Reg.- u. Baurat Böttger, Wiesbaden, ins Landwirtschaftsministerium, Berlin. Reg.- u. Baurat Saran, Königsberg, a s. n. Wiesbaden.

Jubiläen u. a.: Dezember: 19. Ehepaar J. H. Haas u. M. Haas, geb. Weil, Rodenberg, diam. Hochzeit. — Januar: 1. Großh. Luxemb. Hoflakai H Klanmann, Biebrich, 50 Jahre im Dienste. — Förster Altmann, 25 Jahre im Dienste d. Gem. Laufenselden. — Frau E. Göerner, Erbach, 75 Jahre Winzerin (geb. 1812). — 6. Kirchenrechner u. Standesbeamter J. Schardt, Frickhofen (mehrf. Amtsjubilar) 70 Jahre. — 21. Dekan Schellenberg, Battenberg, 25 Jahre am Orte. — 24. Steueraufseher Heiser, Michelbach, 50 Jahre im Dienste. — Geh. Justizrat Hilf, Limburg, 60 Jahre im Dienste (geb. 1821). — Februar: 8. Staatl. Holzhackermeister Ph. Hermann, Larch, 25 Jahre im Dienste. — 12. Pfarrer Schräder, Dauborn, 70 Jahre alt. — Postverwalter Walistadt, Villmar, 50 Jahre im Dienste (34 in Villmar). — 15. Ehepaar Jakob Portugall, Simmern, diam Hochzeit. — 16. Küster H. Schulz, d. evang. Kirchengemeinde Ems, 50 Jahre im Dienste. — 17. Mediz.-Rat Dr. Speck, Dillenburg 50 Jahre im Dienste. — 24. Freiherr E. v. Labe, Geisenheim, 85 Jahre alt. — 25. W. Schaffner, Landtagsabgeordneter, Diez, 80 Jahre alt. — März: 1. Gemeinderechner H. Roth, 25 Jahre im Amte. — 4. Hofrat Dr. Frickhöffer, Langenschwalbach, 80 Jahre alt. — 9. Pfarrer a. D. Rosbach, Wiesbaden (fr. Kriftel), 50 jähr. Priesterjubiläum. — 12. Ökonomierat H. W. Dahlen, 25 Jahre Redakteur der Zeitschrift „Weinbau u. Weinhandel". —

Pensionierungen: Pfarrer J. Christen, Friedrichsdorf. Polizeirat J. Travers, Mainz (geb. Wiesbadener) Forstmeister Speck, Katzenelnbogen. Hauptkassierer G. Mar-

tinengo, Höchst (30 Jahre i. D. d. Farbwerke). Ob.-Tel.-Assistent Hofmann, Rüdesheim. Schulinspektor Pfarrer O. Schupp, Sonnenberg, h. d. Inspektion abgegeben. Lehrer Acht, Niedererbach. Postsekretär Meyer, Wiesbaden. Gend.-Wachtmeister Stobge, Bierstadt. Lehrer Eschhofen, Ueberntal. Hauptlehrer Horn, Anspach (n. 51jähr. Dienstzeit). Schulinspektor Dekan Gieße, Langenschwalbach, h. d. Inspektion abgegeben (38 Jahre im Dienste). Lehrer Reichwein, Eddersheim (46 Dienstjahre). Lehrer Korn, Flörsheim (30 Jahre am Orte). Pfarrer K. Braun, Gladenbach. Gymn.-Oberlehrer Zins, Hadamar.

Todesfälle. Dezember: 15. Ger.-Sekretär Dörr, Königstein (geb. 1856). — 22. Oberst z. D. G. Geibel, Wiesbaden (a. Diez. geb. 1827). — 26. Landger.-Kastellan O. Harbegen, Wiesbaden (geb. 1841). — Kirchenrechner W. Meffert, Sulzbach (geb. 1824). — Januar: 6. Major und Postdirektor a. D. F Runkel, Wiesbaden (geb. 1832). — 7. Bürgermeister a. D. J Schäfer (aus Diez). Wiesbaden (geb. 1823). — 14. Kirchenrechner H. Stieht, Okriftel — 17 Justizrat K. Bauer, Höchst (geb. 1826). — 19. Kais. Gouverneur W. A. Köhler (geb. Weilburger), Lome (Togo, Afrika). — 20 Erzherzogl. Hausoffizier i. R. F. Jerzabek, Graz (fr. Schloß Schaumburg). — 22. Lehrer W. Müller, Hadamar (geb. 1837). — Februar: 2. Lehrer a. D. Göbel, Riedelbach (geb. 1836). — 5. Lehrer W. Rückert, Brenbach, zu Siegen (geb 1831). — 7. Amtsger.-Rat a. D. G. Streitberg, Wiesbaden (geb. 1820). — 8. Bürgermeister a. D. W. Schmidt, Hundstedt (geb 1834). — 10. Apotheker H. Bernbeck, Oberursel (geb. 1843). — 13. Landesbankdirektor H. Reusch, Wiesbaden (geb. 1833). — Bürgermeister P. K. Minor, Holzhausen (geb. 1840). — 15. Isr. Oberkantor und Rel.-Lehrer E Traub, Wiesbaden (geb. 1838). — 22. Bürgermeister a. D. Quiring, Winden (geb. 1824) — 27. Rektor der Ostendschule H. May, Frankfurt (geb. 1843 zu Geisig). — 28. Bürgermeister L. Schäfer, Ginnheim (s. 1878 i. Amte). — März: 1. Stadtbaumeister F. Haas, Geisenheim (geb. 1832). — 4. Direktor d. Mineralbrunnens Zollhaus Ch. A. Gordon. — Hauptlehrer a. D. Müller, Niederrad (geb. 1834). — 7. Direktor d. Prov.-Irrenanstalt Weilmünster Dr G. Langreuter (geb. 1855). — Landwirt Ph. Rücker, Bermbach (geb. 1827), alter Kanonier von Eckernförde. — Dirigent d. russ. Kapelle, K. Koch, Wiesbaden (geb. 1847). — 13. Hüttenbesitzer F. Jung, Dillenburg (geb. 1820). — 17. Landoberschultheiß a. D. K. Gerheim, Wiesbaden (geb. 1808). 14. Lehrer a. D. J. Rehm, Sindlingen (geb. 1837).

Nassauischer Geschichtskalender.

3. April.

1438. Eberhard, der junge Herr von Eppstein-Königstein, vermählt sich mit Anna, der Tochter Adolfs II. von Nassau-Wiesbaden.

1810. Der von Marschall Augereau geplante Entsatzversuch der von den Spaniern in Manresa (Catalonien) eingeschlossenen deutschen Brigade Schwarz, bei der sich auch das 1. Regiment Nassau befand, mißlingt. Die Affaire wurde Ursache des gefahrvollen, aber glücklich vollzogenen Rückzugs von Manresa nach Barcelona. Spanischer Feldzug.)

8. April.

1514. Anna Gräfin von Katzenelnbogen, zweite Gemahlin des letzten Grafen Philipp I., stirbt. Sie war eine Tochter des Grafen Johann IV. von Nassau-Dillenburg und in erster Ehe 1467 mit dem Herzoge Otto von Braunschweig-Lüneburg († 1471) vermählt gewesen. Ihrem zweiten Gemahle wurde sie 1473 angetraut, verlor ihn 1479 und hatte von ihm keine Kinder.

1818. Das sogenannte Kirchenedikt, das die neue heute noch giltige Organisation des evangelischen Kirchenwesens im Herzogtum Nassau anordnet, wird erlassen.

13. April.

1676. Fürstin Albertine Agnes, Witwe des Fürsten Wilhelm Friedrich von Nassau-Diez, kauft die Gebäude und den Hof des ehemaligen Nonnenklosters Dirstein, an der Lahn zwischen Diez und Limburg gelegen, von der hohen Schule in Herborn, zu deren Dotation sie gehörten, für 8388 Gulden. Sie ließ hier ein neues Schloß aufführen, das sie nach ihrem angeborenen Geschlechtsnamen Oranienstein nannte; denn sie war eine Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien.

1840. Die Strecke Hattersheim-Kastel der Taunusbahn wird eröffnet. Am 19. Mai desselben Jahres folgte der Anschluß Kastel-Wiesbaden, womit die ganze Bahn Wiesbaden-Frankfurt dem Betriebe übergeben war.

Briefkasten.

K. H. in W. Vertrauen Sie uns nur die Sache an; wir werden sie schon ordnen.

L. M. in W. Die nassau-ottoischen Regenten folgen später. Die Tabellen sind nichts Neues; sie wollen nur dem Nachschlagen dienen.

F. F. in S. Die beiden Belagnummern werden Sie wohl erhalten haben. Beläge werden von jeder größeren Arbeit und jeder Rezension gesandt.

E. B. in O.-L. Besten Dank für Brief und Mitteilungen. Das Material ist willkommen.

Die in Nr. 6, S. 72 genannte Römerstadt Pons Oeni, auf deutsch Innsbruck, ist nicht das heutige Innsbruck. Sie war etwa am Zusammenflusse der Mangfall und des Inn in Baiern gelegen, etwa eine Stunde von der heutigen Stadt Rosenheim. Auf dem letzteren Platze befand sich damals Rosarum ager, der nahen Stadt Rosenkolonie.

Redaktionsschluß: 23. März.

Geschäftliches.

Der heutigen Nummer liegt eine Preisliste der bekannten **Cigarrenfabrik Gustav Voigtmann in Haiger** bei. Es bedarf wohl kaum einer besonderen Empfehlung dieser Firma, deren Fabrikate unter den Abonnenten der „Nassovia" sich gut eingeführt und immer zu Nachbestellungen veranlaßt haben.



№ 8. Wiesbaden, den 16. April 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

In der Werkstatt des Herrn.

Ich zog hinaus in dunkler Nacht;
Die Luft war süß und lind,
Und durch die Blätter hauchte sacht
Der Abendwind.

Es schlang sich schwarz um Berg und Thal
Der sternbesäte Raum,
Der Raum voll Sonnen ohne Zahl,
Dem Geist ein Traum.

Ihr Flammen seh' ich, aber doch
Dem Auge nimmer klar;
Denn was mag sie umkreisen noch
Mir unsichtbar?

Und wo mag an dem Himmelszelt
Den Punkt mein Auge sehn,
Um den die Sonnen dieser Welt
Sich selber dreh'n?

Da dacht' ich: Soll das alles nur
Zwecklos und Zufall sein?
Und schloß beseligt Gottes Spur
Ins Herz hinein.

Nie geruht!

Immer weiter, immer weiter,
Schifflein auf des Lebens Flut!
Ob es trüb ist oder heiter:
Immer weiter, nie geruht!

Glück und Wehe, Leid und Wonne
Lösen ab sich fort und fort;
Heute Wolken, morgen Sonne,
Freude hier und Trauer dort.

Schifflein weiter, immer weiter!
Sei's nun Ebbe oder Flut;
Leidig, freudig, trübe, heiter:
Weiter, weiter! Nie geruht!

Karl Preser.

Marie von Nassau, Fürstin zu Wied †.

Von Dr. C. Spielmann.

Durch die Gebiete der alten Grafschaft Wied hallte am 24. März dumpfes Geläute. Von den Höhen des Westerwaldes vibrierten die Töne hinab zur Hauptstadt, dem freundlichen Neuwied, wo bald die auf dem fürstlichen Schlosse am Rhein halbmast wehende blau-weiß-rote wiedische Flagge den Bewohnern verkündete: Droben auf waldiger Bergeshöhe, in dem stillen Tuskulum hat, wie längst bang erwartet, der unerbittliche Tod dem Dasein der fürstlichen Greisin ein Ziel gesetzt. Die Karwoche sollte zur rechten Trauerwoche für das wiedische Land werden.

Und wenn nun die unmittelbaren Unterthanen der Standesherrschaft um ihre Fürstin-Mutter trauern, die ihnen im wahren Sinne des Wortes eine Landesmutter gewesen ist, so schließen sich die Nassauer ihnen an; denn die hohe Verstorbene war ja die Tochter ihres Landes, der Sproß ihres alten Herrscherhauses.

Herzog Wilhelm von Nassau hatte von seiner ersten Gemahlin Luise von Sachsen-Hildburghausen, Nichte und Patenkind der unvergeßlichen Königin Luise von Preußen, acht Kinder, von denen vier zu Jahren kamen, die Prinzen Adolf und Moritz und die Prinzessinnen Therese und Marie. Letztere, als jüngstes Kind am 29. Januar 1825 geboren, sollte sich nicht des Glückes erfreuen, Mutter sagen zu dürfen; etwas über neun Wochen später wurde Herzogin Luise, die sich von der letzten Niederkunft nicht mehr erholt hatte, in der Ahnengruft zu Weilburg beigesetzt.

Während die älteren Geschwister bereits ihre Erzieher und Gouvernanten hatten, blieb die kleine Prinzessin unter der treuen Obhut der beiden Kinderfrauen L. Weitz und E. Staudel, auch nachdem Herzog Wilhelm vier Jahre später seinen Kindern in der neunzehnjährigen schönen und guten Prinzessin Pauline von Württemberg eine zweite Mutter gegeben hatte. Sieben Jahre alt, erhielt Prinzessin Marie zur Gouvernante Frl. Fanny Lavater, die Enkelin des berühmten Züricher Predigers und Schriftstellers, der sie bis an deren Lebensende treu verbunden blieb, auch nachdem die Gouvernante durch die höfische Erzieherin Franziska von Sturmfeder abgelöst worden war. Aus deren Hut ging die Prinzessin unmittelbar in jene des erwählten Gatten über.

Sie war ein fröhliches und aufgewecktes Kind, die kleine Marie von Nassau, die wie Altmeister Goethe von sich sagen konnte, sie habe von beiden Eltern die schönen Gaben in sich vereinigt, von dem geistreichen Herzog Wilhelm die hohe Beanlagung und den treffenden Witz, von der leutseligen Herzogin Luise die herzgewinnende Liebenswürdigkeit, die sie im stets heiter lächelnden Antlitz trug, auch wenn eigener herber Kummer und schweres Leid sie drückte. Auch im Aeußeren glich sie beiden Eltern: die hohe Stirn und die Augen stammten vom Vater, der untere Teil des Gesichtes von der Mutter; auf ihren Jugendbildnissen fällt die merkwürdige Aehnlichkeit mit ihrer Großtante, der Königin Luise, auf.

An dem fröhlichen Hof im Rheinschlosse zu Biebrich verlebte Marie in der glücklichen Umgebung der Eltern und Geschwister, die sich noch um drei Stiefgeschwister vermehrt hatten, eine freundliche Kindheit. Da traf die Vierzehnjährige blitzgleich der erste harte Schlag des Schicksals: der Vater ward in der Blüte der Jahre der Familie und dem Lande jäh entrissen. Die Wunde blieb lange ungeschlossen. Erst ihre Einsegnung als Christin durch Schloßpfarrer M. Dilthey bedeutete für die Prinzessin wieder ein frohes Ereignis, und diesem folgte bald ein noch froheres. Siebzehnjährig vermählte sich Prinzessin Marie am 20. Juni 1842 mit dem um elf Jahre älteren regierenden Fürsten Hermann zu Wied, einem der schönsten und geistreichsten Männer seiner Zeit. Mit lebhafter Freude entsinnen sich die alten Nassauer des glänzenden Hochzeitsfestes, das Herzog Adolf seiner geliebten Schwester veranstaltete, der Lustbarkeiten in Schloß und Park, des großartigen Feuerwerks auf dem Rheine, das recht einem Sonnwendfeuer gleich in lauer Sommernacht in die heimischen Gaue leuchtete. Dann fuhr das jungvermählte Paar rheinab, um in dem anderen Rheinschlosse zu Neuwied, dem neuen Heim, die Festlichkeiten alle noch einmal durchzukosten, wie sie Fürst und Residenzler der neuen jungen Landesmutter bereitet hatten.

Und doch hatte das furchtbare Verhängnis aufs neue insgeheim die Würfel bereits geschüttelt. Wer ahnte es, daß der bildschöne, hochgebildete, freundliche Fürst bereits unrettbar einem langsam ihn zerstörenden inneren Leiden verfallen war! Nun, wenigstens während der ersten Ehejahre konnten das fürstliche Paar und die Unterthanen sich eines ungetrübten Glücks erfreuen. Zwei Kinder entsproßten dem Herzensbunde: Prinzessin Elisabeth (29. XII. 1843) und Prinz Wilhelm (22. VIII. 1845); sie halfen das Band zwischen Fürst und Volk festigen. Das Sturmjahr 1848 ging deshalb auch ohne Animosität der Neuwieder gegen die Herrschaft vorüber. Gleichwohl sah sich der Fürst wie die meisten seiner Standesgenossen veranlaßt, die ihm verbliebenen Hoheitsrechte an die Landesherren, den

König von Preußen und den Herzog von Nassau, seinen Schwager, abzutreten.

Am 22. XI. 1850 wurde Fürst und Fürstin das dritte Kind, der Prinz Otto, geschenkt, der ein schöner, gebildeter, vielleicht geistig zu rasch und zu stark entwickelter Knabe werden sollte. Auch ihn verschonte das harte Schicksal nicht: mit einem schweren körperlichen Fehler behaftet, war er von Geburt auf einem frühen Tode geweiht. Nur die allersorgsamste Pflege brachte ihn zu einem Alter von zwölf Jahren. Vermag sich nicht jeder menschlich Fühlende den unsäglichen Schmerz der Mutter vorzustellen, als sie sich sagen mußte: dies geistige Wunderkind, diesen kleinen Märtyrer, den du mit so unendlicher Liebe und aufopfernder Hingebung pflegst, er wird dir doch über kurz oder lang genommen! Und dazu der Gatte ebenfalls einem qualvollen Siechtum überliefert, rettungslos einem langsamen, aber sicheren Tode verfallen! Wahrlich, anderthalb Jahrzehnte lang ist Marie von Nassau mehr als Fürstin zu Wied, sie ist Heldin des Leidens gewesen.

Dann folgten die beiden Schläge rasch aufeinander. Am 18. II. 1862 hauchte Prinz Otto seine junge Heldenseele aus; am 5. III. 1864, kurz bevor der Tag von Düppel den Eintritt in die erste Phase des deutschen Einigungswerkes verkündete, starb zu Baden-Baden Fürst Hermann, nur noch ein Zerrbild, ein Schemen seiner früheren Gestalt. Marie von Nassau nahm, noch nicht vierzigjährig, den Witwenschleier; — fünf Jahre hindurch sollte sie ihn ununterbrochen tragen, Denn dem fürstlichen Oberhaupte folgten rasch nach einander die abgestorbenen Aeste des wiedischen Stammes ins Grab nach, die Geschwister seines Vaters: Prinzessin Luise, Prinz Karl, Prinz Maximilian, der berühmte Naturforscher, und die eigene Schwester, Prinzessin Thekla.

Mitten in dieses große Sterben im wiedischen Fürstenhause fielen die großen deutschen Umwälzungen des Jahres 1866. Auch sie mußten die Fürstin-Witwe menschlich fast mehr schmerzen als freudig berühren. Ihr junger Sohn, der neunzehnjährige Fürst Wilhelm stand wie sein Vater und Großvater in preußischem Dienste und empfing im Granatfeuer von Königgrätz die kriegerische Weihe. Ihr Bruder, Herzog Adolf, stand auf der Gegenseite und wurde nach dem schrecklichen Grundsatze „Vae victis!" behandett. Welche Gefühle das Herz der Mutter und Schwester bewegten: die einsamen Gemächer von Monrepos sind allein ihrer Zeuge gewesen.

M o n r e p o s , das weiß aus grüner Waldung und hoch vom Berge ins Neuwieder Becken schimmernde Schlößchen, war der Fürstin Lieblingsaufenthalt, wo sie ihre schönsten und schmerzlichsten Tage zugleich verlebte. Dort lag sie der Erziehung ihrer Kinder ob, dort versammelte sie einen Kreis geistreicher oder künstlerisch veranlagter, ab und zu gehender Männer und Frauen um sich, dort betrieb sie auf dem von ihr erbauten Hofgut Meinhof ländliche Oekonomie. Von dort aus verkehrte sie in leutseliger Weise mit den Landleuten, die von ihrer Freundlichkeit und Güte bezaubert waren. Von dort aus überwachte sie aber auch und unterstützte die Werke der Wohlthätigkeit namentlich in der Stadt Neuwied; denn sie mußte es ja genugsam, wie viel und wie lange die Schwachen und die Kranken neben den Armen der Pflege bedürfen: — allezeit und immer. Kurz: es gab kein Werk der Barmherzigkeit, der Fürstin Name war mit ihm verknüpft; es gab keinen jenes Werkes Würdigen, der vergeblich an ihre Thüre geklopft hätte, und ihr Beispiel wirkte vorbildlich und regte zur Nacheiferung an. Als Denkmal ihrer Thätigkeit wird besonders das von ihr gegründete Waisenheim zu Neuwied, bezeichnend Ottohaus genannt, bestehen bleiben.

Fünf Jahre lang führte die F ü r s t i n - M u t t e r , wie nunmehr Mariens offizieller Titel lautete, unterstützt von dem thatkräftigen Kammerdirektor August von Bibra, die Regierungsgeschäfte für ihren Sohn. Am 30. III. 1869 trat sie die Regierung an ihn ab. Es war seit langer Zeit das erste Freudenfest, das die Fürstenfamilie und die Neuwieder feierten. Und als ob dies Jahr die Entschädigung für alle Leiden früherer Zeit bringen sollte, folgten rasch aufeinander die glänzende Hochzeitsfeier der Prinzessin Elisabeth mit dem Fürsten K a r l von Rumänien, die am 15. XI. 1869 zu Neuwied und die Verlobung des Fürsten Wilhelm mit M a r i e , Prinzessin der Niederlande, die am 8. XII. 1869 im Haag stattfand.

Allerdings mußte die Vermählung des letzteren hohen Paares hinausgeschoben werden, denn der große deutsch-französische Krieg trat dazwischen. Als Adjutant des kommandierenden Generals des XI. Armeekorps (unserer Hessen-Nassauer) von Bose machte Fürst Wilhelm den Feldzug mit. Gesund und dekoriert kehrte er heim. Die Fürstin-Mutter hatte unterdes wieder ein rechtes Feld ihrer Liebethätigkeit bestellen dürfen. Mitten in dem kriegerischen Treiben, das in der kleinen Rheinstadt herrschte, waltete sie der kranken und verwundeten Krieger als Leiterin des dazu gebildeten Komitees; im fürstlichen Schloßparke hatte sie eigens mehrere große Baracken zur Aufnahme der beklagenswerten Opfer des Krieges errichten lassen.

Am 18. VII. 1871 vermählte sich Fürst Wilhelm, und die Fürstin-Mutter bezeg das etwas unterhalb von Monrepos kurz vorher von ihr erbaute und S e g e n h a u s genannte Schlößchen, das fortan ihr Witwensitz blieb. Sie war hier für sich und doch ganz in der Nähe der Ihren, über die ihr sorgsames Mutterauge fort und fort

machte. Still und zurückgezogen lebte sie in den anheimelnden, behaglich eingerichteten Räumen noch über ein Menschenalter, unaufhörlich geistig beschäftigt, manchmal so sehr, daß ihre Umgebung um Schonung der stets schwachen Augen bitten mußte. Drunten in Neuwied hörte und sah man weniger von ihr. Nur wenn die Schulprüfungen im Gange waren, oder wenn es galt, bei einem humanen Werke mitzuwirken, dann war sie urplötzlich da. Ihr Haar war längst schneeweiß geworden; aber die rosige Farbe des Antlitzes und die stete Heiterkeit und Leutseligkeit waren ihr geblieben.

Die Freude, welche in der ersten Hälfte ihrer Lebenszeit so wenig ungetrübt blieb, sie kehrte in der zweiten bei ihr ein. Sie sah die Tochter sich mit der Königskrone schmücken, sah deren Kulturarbeit im fernen Donaureiche herrlich gelingen, ihren Thron sich festigen; sie erfreute sich weiter an der fruchtbaren poetischen Thätigkeit und an den Werken Carmen Sylvas, wie Elisabeth von Rumänien als Dichterin sich bekanntlich nennt. Sie durfte sich auch freuen über die wachsende Popularität und das Ansehen, das Fürst Wilhelm nicht nur bei seinen Neuwiedern, sondern auch bei Kaiser und Reich genoß; sie sah den Sohn zu den höchsten staatlichen und militärischen Stellungen emporsteigen. Fielen noch dann und wann Schatten auf die Lebensbahn — es starb das einzige herrlich erblühte Kind der Tochter und dem Sohne ein vielversprechender Prinz —, im ganzen blieb es hell um sie. Der mehrmals schwerkranke Fürst genas mit Gottes Hilfe immer wieder, und die todkranke Königin schöpfte in Monrepos' Wäldern unter der Mutter sorgsam pflegender Hand neues Leben. „Bringt sie nur zu mir her“, hatte die Fürstin gesagt, „ich werde sie gesund machen.“ Diese Zuversicht, welche die geborene fürstliche Krankenpflegerin hegte, wurde belohnt. Die letzte hohe Freude wurde der greisen Dame zu Teil, als ihr Enkel Prinz Friedrich zu Wied am 29. X. 1898 die württembergische Königstochter Prinzessin Pauline heimführte und sie nach Jahresfrist den ersten blühenden Urenkel, Prinz Hermann — nach ihrem verewigten Gatten genannt — auf den Knieen wiegen durfte.

Es war im Spätsommer von 1899, als ich mit meiner Frau und einer befreundeten Dame, die früher in der Fürstin-Mutter Diensten gestanden hatte, Segenhaus und Monrepos besuchte, die Stätten, wo mein seliger Vater so oft photographische Einzel- und Gruppenaufnahmen der fürstlichen Familie gemacht, sich überhaupt deren Gunst zu erfreuen gehabt hatte. Die Fürstin war verreist, so daß ich das freundliche Antlitz meiner verehrten früheren Landesmutter leider nicht zu schauen bekam. Nur das Innere von Segenhaus durften wir in Augenschein nehmen. Zwei Jahre darauf, im vorigen Herbste, standen wir an dem nämlichen Orte. Stiller noch als sonst war's im Schlößchen; denn die Situation war gänzlich verändert. Im Herbste von 1899 hatte Fürstin Marie einen apoplektischen Anfall und war seitdem, also schon fast zwei Jahre, schwer leidend; eine völlige Erholung war ausgeschlossen. Langsam siechte die edle Frau dahin, bis in der Morgenstunde des 24. März 1902 der Zeiger ihrer Lebensuhr stillstand, das Herz voll Milde und Güte zu schlagen aufhörte.

Zu Segenhaus wurde die Leiche aufgebahrt. In langer Reihe zogen die Verehrer der Verewigten aus Stadt und Land, arm und reich, jung und alt, am Katafalk vorüber. Bald trafen auch die hohen verwandten Trauergäste ein, soweit sie nicht schon in den letzten Tagen und Stunden der nun Abgeschiedenen anwesend waren. Die Stiefgeschwister der Fürstin-Mutter, Prinz Nicolas von Nassau und Königin Sophie von Schweden und Norwegen, die Königin von Rumänien, der König von Württemberg, das Großherzogs- und Erbgroßherzogspaar von Baden, letzteres zugleich als Vertreter des luxemburgischen Hauses, Prinz Friedrich Karl von Hessen als Vertreter des Kaisers, der Fürst von Waldeck, das Fürstenpaar von Bentheim, der Erbprinz von Hohenzollern, die Vertreter des Königs von Rumänien, der beiden Königinnen der Niederlande und der Herzogin von Albany, der Fürst von Salm, die Grafen von Solms-Laubach, -Assenheim und -Rödelheim, von Bylandt und von Fürstenberg-Stammheim hatten sich bei der vollzählig versammelten fürstlichen Familie eingefunden.

Am Gründonnerstag-Nachmittage (27. März) bedeckte sich trotz des andauernden Regenwetters der nach Segenhaus hinaufführende Weg mit Leidtragenden zu Fuß und Wagen. Um 3 Uhr fand die Leichenfeier vor dem unter der Fülle der Kränze und Blumen fast verschwundenen Sarge statt, zu dessen beiden Seiten zwei Enkel der Verstorbenen, die Prinzen Friedrich und Wilhelm, die Ehrenwache hielten. Gesangvorträge von Vereinen und Kindern verschönten die Feier; die ergreifende Rede hielt Pfarrer Schrey zu Niederbieber über Hosea 6, 1. Dann trugen fürstliche Förster den Sarg zu dem mit vier Rappen bespannten Leichenwagen, und der Zug trat an. Vorauf gingen die Vereine und die Geistlichen der Grafschaft; dann kam der Wagen; dahinter schritten die hohen Verwandten und die Abgesandten (die Damen in Wagen), die Rang- und Standespersonen, die fürstlichen Beamten, die übrigen Leidtragenden, zuletzt die Schulkinder von Niederbieber und Segendorf und die Waisenkinder des Ottohauses.

Der fürstliche Friedhof, von der Verewigten selbst angelegt, liegt auf einer Höhe bei Monrepos, überschattet von mächtigen Linden, umsäumt von dunkeln Tannen. In der Nähe findet sich

auf einer Tafel das für die Stätte so trefflich sich eignende Goethische „Nachtlied“:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh'“

eingemeißelt. Hier ruhen seit vier Jahrzehnten die irdischen Reste des Fürsten Hermann und des Prinzen Otto von einem einfachen weißen Marmorkreuze bezeichnet. Unter Gesängen und Gebeten senkte man nun auch den Sarg der Gattin und Mutter in die Gruft, deren Steinwände mit Tannengrün und weißen Blüten ausgeschlagen waren.

„Warte nur! balde ruhest du auch“

klang um jene Stunde das Trauergeläute von allen Kirchtürmen der alten Grafschaft, den Bewohnern verkündend, daß, was irdisch von Marie von Nassau, Fürstin zu Wied war, der Erde übergeben worden sei.

„Nur wer den Glauben hat, der kann sich wirklich trösten auch am Grabe; nur der, der aber ganz. Und in diesem Glauben eins mit der Verstorbenen, sei unser letztes Wort an ihrem Sarge der Jubelruf, den sie als Spruch auf ihren Leichenstein sich wählte: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“ Mit diesen Schlußworten der Rede des Pfarrers Schren wollen auch wir dies fürstliche Lebensbild beschließen.

Die Walderneuerung des Westerwaldes.

4.

Von H. Keßler.

(Schluß.)

Aus diesen Gründen hielt man gegenüber den desfallsigen Aenderungsanträgen derjenigen Gemeinden, welche im ganzen eine Willfährigkeit zur Ausführung der Anlagen zu erkennen gegeben hatten, nicht ohne weiteres an den früheren Projekten fest, sondern trug diesen Aenderungsanträgen im wirtschaftlichen Interesse Rechnung.

Das nächste war nun, daß man die zu Wald projektierten Flächen, über welche man sich mit den Gemeinden geeinigt hatte, versteinen, vermessen und kartieren ließ und sie demnächst der Forstbehörde zur Aufforstung übergab. Auf diese Weise wurde der größte Teil des Bewaldungsprojektes zur Wirklichkeit; denn dem Beispiele der willfährigen Gemeinden folgten immer mehrere, wozu nicht am wenigsten die Staatszuschüsse beitrugen, die man selbstredend nur solchen Gemeinden gab, welche freiwillig die Waldanlagen ausführten.

Wenn auch heute am Tage noch unausgeführte Projekte von Schutzgehegen in der Oberförsterei Rennerod vorhanden sind, so hat das nicht zu bedeuten im Vergleiche zu den schönen und zweckmäßigen Anlagen, die im Laufe der Jahre ausgeführt wurden. Es findet sich auch noch mit der Zeit hier und da die Gelegenheit, ein zweckmäßiges Projekt zu verwirklichen; denn im großen und ganzen darf man jetzt sagen, die Schutzgehege sind dem Westerwalde gute Bekannte geworden und haben das Mißtrauen des größten und besten Teiles der Bevölkerung überwunden. Der Westerwälder wäre auch undankbar, wollte er die segensreiche Einrichtung nicht anerkennen, die in den Schutzgehegen dem Westerwalde entstanden ist, wollte er die Opfer und die Sympathie verkennen, die ihm von den Regierungen aller Zeiten entgegengebracht worden sind. Wenn die zahlreichen genügend breiten Schutzstreifen der jüngsten Jahrzehnte herangewachsen sein werden, dann wird der Vorteil der Anlagen noch mehr in die Augen springen.

Wer zur kalten Winterszeit an einem der so häufigen stürmischen Tage Ortschaften des Hohen Westerwaldes aufzusuchen Veranlassung hatte, dem wird eine dankbare Erinnerung an die Schutzgehege und Waldparzellen der Höhen geblieben sein; denn wenn es so recht „jeitt“, wie der Westerwälder zu sagen pflegt, wenn der Sturm nicht nur den Schnee der Luft, sondern auch den auf der Erde liegenden zu feinen Körnern gefrorenen, wie Flugsand vor sich hertreibt, dann ist die Wirkung der Schutzgehege so recht zu fühlen und auf bedeutende Entfernungen schon wahrnehmbar.

Als Hauptaufgabe des hohen Westerwaldes muß betrachtet werden: „Futter zu ziehen und Vieh zu ernähren.“ Jede Ortschaft besitzt thatsächlich ihre große Viehherde, die den größten Teil des Jahres im Freien gehalten wird. Wie wesentlich ist es da, wenn die Herden im Schutze der Gehege weiden, anstatt von früh bis spät den rauhen Winden preisgegeben zu sein, zumal bei der meist feuchten Luft. Man vergleiche nur ferner die Vegetation an allen geschützten Lagen mit solchen, die den nördlichen Winden preisgegeben sind! Dort z. B. üppiger Graswuchs, hier kaum handhohes Wachstum. Der Nutzen, den die Schutzgehege bringen, er braucht nicht mehr bewiesen zu werden; man kann ihn fühlen und sehen. Aber auch mit Zahlen kann man ihn nachweisen, und wie ich schon aus dem Jahre 1819 von zwei Gemeinden berichten konnte, nämlich daß die in dem Wirkungsbereiche der Gehege liegenden Ländereien im Werte gestiegen sind, es gilt heute von allen Gemeinden und findet allseitig Anerkennung.

Eine große Kalamität, die im Winter Schnee und Sturm durch Zuwehen der Verkehrsstraßen auf dem Hohen Westerwalde verursachen, wird da wesentlich abgeschwächt, wo Schutzgehege in der Nähe der Straße zweckmäßig angelegt sind. Ich sage zweckmäßig, denn ein Fall ist mir vorgekommen, wo ein Schutzgehege

wegen unzweckmäßiger Lage nachteilig wirkte, nämlich die Schneewehen auf der Straße ansammelte. Es ist dies in der Gemeinde Schönberg, an der Straße von Schönberg nach Hackenberg, welche genau von Osten nach Westen läuft. Hier hatte man längs der Straße und zwar am Südrande in unmittelbarer Nähe des Grabenrandes das Gehege angelegt.

Der erste Nachteil war, daß das Schutzgehege am Südrande der Straße stand, der zweite, daß es in unmittelbarer Nähe derselben angelegt war. Die häufigsten Winde sind auf dem Hohen Westerwalde im Winter die nördlichen, und da sie meist starke Kälte mit sich führen und es an Schnee selten fehlt, so ist letzterer fein und lose gefroren und wird vor dem Winde hergetrieben. Steht nun, wie im vorliegenden Falle, ein zwanzigjähriges undurchlassendes Fichtengehege dem antreibenden Schnee breit entgegen, dann häufen sich Wälle von Schnee, und die unmittelbar anliegende Straße ist in Zeit von zwei Stunden begraben. Ich habe mich von diesen eben geschilderten Thatsachen selbst überzeugt und die Entfernung des Schutzgeheges befürwortet, welches auch geschehen ist, nachdem die Gemeinde in anderer Lage die Anlage eines mindestens gleichgroßen Schutzstreifens sicher gestellt hatte.

Die Chausseeverwaltung des kommunalständischen Verbandes hat den Wert der Schutzgehege für die Straßen auch erkannt und legt an geeigneten Stellen längs der Straßen in einiger Entfernung von denselben künstliche, 1½ Meter hohe Schneezäune an, die im Winter mit Fichtenästen durchzogen werden. Dieselben haben nur meist den Nachteil, daß sie zu niedrig sind und deshalb nach einiger Zeit der Schnee darüber hinwegtreiben kann.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist ferner der durch die Anlage der Schutzgehege vermehrte Waldbesitz der einzelnen Gemeinden. Man darf nicht glauben und sagen, was können die paar Hektar Wald mehr in die Wagschale fallen; bei den kleinen ärmlichen Verhältnissen des Hohen Westerwaldes thun sie das ganz gewiß. Der Holzbrand ist eine große und schwere Ausgabe für die Familien einer armen Bevölkerung bei Brennholzpreisen, wie sie die Oberförsterei Rennerod hat. Schon in den achtziger Jahren kostete die Klafter Buchenscheitholz 30—40, das Hundert buchene Durchforstungswellen 20 Mark und darüber.

Daß der Hohe Westerwald heute keinen größeren Waldbestand aufzuweisen hat, als es thatsächlich der Fall ist, ist in letzter Linie Schuld der Forstverwaltung. An Grünröcken, welche ein warmes Herz für ihn hatten, hat es dem Westerwald zu keiner Zeit gefehlt. Als solcher steht mir in ehrenvoller Erinnerung der im April vorigen Jahres in Wiesbaden verstorbene Forstrat a. D. Rennich, der mit wirklicher Liebe am Westerwalde hing und ihm im Leben einen großen Teil seiner rastlosen Thätigkeit opferte.

Noch ein Jahr vor seinem Tode bereiste er den Westerwald und schrieb begeistert über die Entwickelung der im Jahre 1888 begründeten Waldbestände, insbesondere aber gab er seiner Freude darüber Ausdruck, daß der Westerwälder in den letzten Jahren höheres Interesse und besseres Verständnis für den Nutzen der Schutzgehege an den Tag lege. Seit dem Jahre 1893 hätten die Gemeinden ihre Schutzwaldungen nicht unwesentlich vermehrt, so daß z. B. die Größe derselben in den einzelnen Oberförstereien folgende sei:

Oberförsterei Westerburg rund 51 Ha., Rennerod rund 209 Ha., Driedorf rund 192 Ha., Johannisburg rund 20 Ha. Im ganzen 472 Ha.

Das ist also das Resultat eines 70 Jahre lang geführten Kampfes um die Viehweiden des Hohen Westerwaldes, denn als solchen muß man den größten Teil des Widerstandes auffassen, den die westerwälder Gemeinden zu allen Zeiten der Anlage von Schutzwaldungen entgegengesetzt haben, ein Kampf, dem man doch nur Berechtigung beimessen könnte, wenn der Westerwälder auch durch die That beweisen wollte, daß ihm die Viehweiden am Herzen liegen, wenn er für die Kultur derselben etwas thun wollte.

Noch vor 10 Jahren dachte man nicht daran, auf den ausgedehnten, lediglich der Ernährung des Viehes dienenden Weiden auch nur das Geringste für das Verebenen der Maulwurfs- und Ameisenhügel zu thun, für Bereitung von Komposthaufen aus Rasen und Kalk und Ausstreuen derselben neben Grassamen Sorge zu tragen, für Versenken oder Wegschleifen anliegender Basaltsteine, die manchmal $^1/_{10}$ und noch mehr der Fläche bedecken mögen, etwas aufzuwenden, um so eine vermehrte Weidenutzung zu erzielen. Im letzten Jahrzehnt hat man jedoch eine planmäßige Verbesserung der hierzu geeigneten Teile der Weideflächen unter Leitung von Meliorations-Baubeamten eintreten lassen, wozu Staats- und Bezirksverbands-Beihilfen geleistet wurden, sodaß die gleiche Stückzahl Vieh genügende Nahrung auf kleinerer Fläche findet und geringwertiges Weideland als solches entbehrlich und für Aufforstungszwecke verfügbar geworden ist. Hierzu kommt noch, daß die jetzige Zeit allen Aufforstungsbestrebungen überaus günstig ist; Staat und Kommunalverbände leisten ganz erhebliche Zuschüsse (bis zu ¾ der Kulturkosten) an Gemeinden, welche erbötig sind, Oedländereien aufzuforsten, wobei der Begriff „Oedländerei" in der liberalsten Weise dehnbar ist.

Für jeden beliebigen Teil der Weideländereien des Hohen Westerwaldes würde er als zutreffend erachtet werden.

Die 472 Ha. sind als Schutzwald auf dem Hohen Westerwald gewiß nicht zu unterschätzen und bedeuten unter Umständen recht viel; herzlich wenig aber ist es, wenn man die Anstrengungen bedenkt, welche gemacht werden mußten, um eine verhältnismäßig so kleine Fläche für den Wald zu erobern. Im Regierungsbezirke Wiesbaden hat die Waldfläche in den Jahren 1874—1898 einen Zugang von 2523 Ha. aufzuweisen, von welchen nur 643 Ha. auf den Staatswald entfallen, 1880 Ha. aber auf Gemeindeforsten, denn die Privatwaldungen sind unberücksichtigt geblieben.[1])

Dieser Waldflächenzugang ist entstanden durch Aufforstung bisheriger Weide- und Oedlandflächen. Wie gering ist dabei wieder der Hohe Westerwald beteiligt geblieben!

Im Reg.-Bezirke Wiesbaden sollen nach einer über-

---

[1]) von Bornstedt, Mitteilungen aus dem Forstbetriebe im Reg.-Bezirke Wiesbaden.

schläglichen Zusammenstellung noch etwa 6500 Ha. derartiger Ländereien vorteilhaft aufzuforsten sein, und ich werde nicht falsch gehen, wenn ich annehme, daß in dieser Zusammenstellung der Hohe Westerwald an der Spitze marschiert.

Möchte deshalb auch der Westerwälder recht bald seine Zeit verstehen lernen; an Belehrung und Unterstützung hat es ihm zu keiner Zeit gefehlt; ihn trifft deshalb auch allein die Schuld, wenn es noch nach abermals 100 Jahren heißen sollte: Der Hohe Westerwald ist ein Gebirge, auf welchem man nichts als Viehweiden, Steine und Pfützen sieht.

Das Weinmarktbuch der Stadt Kaub, 1544—1656.

2) Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung.)

Nicht immer lief das Schließungsgeschäft so glatt ab. Wir lassen, das zu beweisen, die Berichte über die schwierigen Verhandlungen folgen, da sie zugleich einen interessanten Einblick in die Einzelheiten der Vorgänge beim Kauber Weinhandel gewähren.

Zu 1556 heißt es, als die Bürger sich weigerten, den Markt zu machen: „Hat der Rath laßen schroden uff den Haßmannshauser Marckt“; d. h. der Wein wurde nach Aßmannshauser Marktpreisen verkauft. Ob die Bürger selbst Ursache an dem Nichtzustandekommen des Marktes waren; oder ob die Kaufleute zu geringe Preise boten, ist nicht ersichtlich.

„Anno 1570, mitwochs den 23ten Octobris botte Henrich berck angesicht und begert das Man Ihme zu schroden erlaube. Darauff Ihme zur antwort worden Dieweil die burger nit alle mit der leße gethan, auch etlicher burger Wein ihm feuer leigen und derhalben nicht kunde versucht werden so solten sie die andere Woch wiederum ansuchen als dan solt Ihnen ein freundlich antwort geben werden. Uff Sondag den 27ten Octobris hat ein erbar rahtt von wegen der Weine dißen bescheidt geben, das der Kauffleude wegen dißmal schroden und dieweill kein mart gemacht ist und so die Marckt gemacht seint Das sie als dan bei die Handt begeben und den Mart helfen schliesen. Wo nicht, wird ein erbar raht denselben nach noturfft beschliesenn, und so sie nicht zufrieden sein woellen mit dem martt den der rahtt beschließen wurde, so moegen sie den Mart beschliesenn“.

Den Würzmarkt schlossen am 21. XI. Zollschreiber, Schultheiß Bürgermeister und Rat besonders. —

„Anno 1575 Uff Dinstag den 18ten Octobris haben etliche Kauffher an Burgermeister und rath begerett die versprochenne Wein ohn verhinderung schroden und volgen zulaßen. Darauff ist durch Zolschreiber, Burgermeister und Raht bewilligett, das einem Jeden Kauffher soll gegundet (gegönnt) werden seines begerens und gefallens zu schroden uff denn Steger martt und nicht darunder. Des mag der Kauffher geweren mit dem burger zum freuntlichsten erkännen. Der Fuder maß Lxxviij (78) Gldn.“

Der Markt wurde erst am 16. I. 1576 geschlossen. —

Zu 1592 erfahren wir von „vielfaltig underedt und bereddunge“. Im Jahre 1594 ist der Markt vom Rat geschlossen worden, weil die Kaufleute nicht markten wollten. —

„Uff Freitags den 24ten Octobris Anno 1595 Ist in versammlung eines gantzen Rhats, Wegen des Weins so diß mall gewachßen, beschloßenn, Weil die Kauffleudt zu schroden begerenn daß man Zwey auß dem Rhadt allhie zu den Burgermeistern in den thälen abordnen solle und bei denselbigen sich erkündigen, was sie zu thun gemeint und worauf sie ungevehr schroden laßen wollenn, Wann solches (unleserlich) Herren abgehöredt, kan alß dan ein Ersamer Rhat allhir sich desto baß ercleren, ob sie uff den thäler Mahrdt Ire Weine wollen volgenn und schroten laßen oder aber wie vormals mehr geschehen ein besonderen Mahrt beschliesen.“

Am 16. XI. schloß der Oberamtmann von Bacharach Lutter Quadt von Weckerode den Markt im gefeuerten Wein, der Rat dagegen den Würzmarkt am 30. XI. besonders. —

„Demnach zu end des Monats Octobris dißes 1602 Jars der Weinmark in den Thälern durch des Rhats Verordnete mit anweßenden Kaufherren zu Bacharach vor 133 fl. gemacht und publicirt worden, Die Wein aber so sie zu Cub des Jars gewachsenn, durch Gottes segen beßer undt brandbarer als in den Thälern geweßen, Damit nun solche guete erkennet, So findt uff Heut sambstagk zu endt (den 6. 9bris) statirt, vom Ampt und Rhatts wegen als der Ernveste Otto Baumbach, Zolschreiber, Hans Honcker, Schultheißen u. s. w. sammtlich erschienen, und des Weinmartes halben underedtung geschehen, Endlichen aber uf Sontag den 7ten 9bris 1602: dahin entschloßen, das ein fudtermas gefeuerten Wein dis Jaar solle bezalet werden vor Ein Hundertt Dreissig Neun gulden, ieten gulden p. 24 alb gerechnet. Darauf die Kaufhern also baldt die Haußleut abbezahlett.“

Der Rat und die Vierer machten den Würzmarkt am 5. XII. besonders. —

„Anno 1603 uff sambstag den 22. Octobris findt vor Churf. Pfalz. Zolschreiber zue Cub Hern Otto Baumbachen auch einem Erbarn Rhatt und den Vierern uf dem Rhatthaus erschienen die Kaufherrn Wilhelm Burggraf, Jacob Alz und Henrich von Uchteln, haben angezeigt weil der Marck in den Thälern nunmehr gemacht, Begerten sie dieses ortts auch ein sonderen Marck zu treffen, auß Ursachen so sie vorgebracht und ferner im Rhats Prothocoll zu ersehen: Nach vieler Unterhandlung aber weil die Kaufhern mit dem gebott

Berichtigung In Nr. 7 sind aus Versehen die Fußnoten auf S. 80 Sp. 2 und S. 81 Sp. 2 verwechselt worden.

sich etwas gering vernehmen laßen, Ist durch obgem. Hern Zolschreiber auch einen Ersamen Rhatt dahin endlichen geschloßen, daß dises Jar der Marck gefeuerten Wein, soll drei gulden unter Stäger oder Dhäll Marck (der dann vor 115 gulden gemacht) bezalet werden, Nemlich vor 112 gulden."

Am 4. XII. wurde der Würzmarkt zu 90 Gulden das Fuder geschlossen. —

„Anno 1611 ist der gefeuertt marckh in denn thallen durch die Kauffhern vor 96½ fl. gemachtt worden. Diesen Ortt aber kein marckh gemacht worden, undtt ob woll ein Erbarer Rahtt beschloßenn das mann under denn thall marckh nicht woll schroden laßen, ist es Jedoch nicht allerdienges gehaltten worden, Sondern die Kauffleut mit denn Burgern underschietlich gemarckhtt."

Der Würzmarkt wurde besonders geschlossen. —

Zu 1614 heißt es: „Ist, da am 12. Februarij nichst außgerichtet, hernach, den 16ten durch den Gestrengen, Edtel und Herrn Johan Erhardt Knebeln von Cazenelnbogen, Oberamptmann zu Bacharach u. s. w. der gefeuerte Weinmarcktt beredt und beschloßen worden: Erstlichen, weil die Käuffer nach gethaner Feuer ehe der marcktt geschlossen worden, den Wein abgeschürt, und mit Handtreu angelobten, Innerhalb Monat Frist sich allhir In zu stellen, den Marcktt schließen und mitteln zu helffen, Weil aber sie solchem nicht nachkommen, auch der Wein dießer Orts besser alst in den Thalen gefallen, So ist darauff, weil das Fudermaß auch über dießes ettlich Vierttel mehr alst in den Thalen Inhaltt auch die Kauffleutt den Zoll und Preiß zu Vortheil haben, der Marcktt vor Einhundert Vier gulden geschlossen worden." —

„Den 5ten Novembris anno 1615 ist erstlich Her Zolschreiber Balthaser Camerarius, genanndt Cammermeister, sodann Her Schultheis Franz Römer und dan ein gantzer Rath bei einander erschienen und sich sowohl deß gefeuerten Wein alß auch deß Würtzmarckts folgend gestaldten verglichen. Und erstlich weil diß Jhar der Wein allerordts durch die Gnade Gottes trefflich gut, doch dießer Ordts, wie auch in den Thälern sehr ein geringer Herbst gefallen, durch daß die Principalste Kauffleuth in gemein uf den Steger Marckt geschroden, als ist beschloßen daß mans bei dem Thäler Marckt verbleiben laßen wilt." —

Eine interessante Verhandlung war die von 1633. „Uff Sontag welcher war der 3. Novembris Anno 1633 seindt uff dem Rahthauß des Weinmarcks halber zusamen komen die R. H. Amptleut und der gantze Raht und ist die erste Forderung vor ein fuder gefeurten Wein geweßen 96 Reichsthlr. Die Kauffhern, welche waren Lenhart Grün, H. Dieterich Bohn, H. Johann Henrich Artzt und Hans Herman Maul seindt nach ettlichen Wechselreden davon gangen und nichts gebotten. Den 5ten Novembris seindt wiederumb uff dem Rahthauß erschienen die H. Amptleut und gantze Raht und zu den vorgemelten Kauffherrn seindt noch ferner erschienen der alte Herr Bohn und der alte Herr Kellerman und haben uff das Vorige Sontägliche gebott oder anschlag gebotten 28 Reichsthlr. Zum andern ist der zweite anschlag gewesen 86 Reichsthlr. Darauff die Antwort gefallen 37 Reichsthlr. Die 3. forderung war 80 Reichsthlr. Die Antwort 50 Reichsthlr. Die 4. forderung 76 Reichsthlr. Und die Antwort 56 Reichsthlr. und diesem nach des Nachts umb 7 Uhren ungeschlossen von einander gescheiden. Den folgenden Mittwoch welcher wahr der 6. tag Novembris ist der H. Schultheiß N. Griebel samt Jost Saren gen Lorgen und Lorgerhaußen gangen und begert das die Herrn zu Lorg und (Aßmanns)haußen in dießen sachen zu Caub ihnen beiwohnen wolten, Sintemalen die Kauffhern sich verlauten laßen ehe sie das Saur gut also teuhr bezalen wolten, Wolten sie vielieber ihre gethane Ritzung (?) wieder außthun und dem Haußman seinen Wein laßen. Seindt derhalben abgeordnet worden von Lorg Herr Balthaßar schmit Unterschultheiß daselbsten, wie auch herr Adam Alsens. Von Lorgerhaußen der H. Schultheiß Dieterich Dalheim und H. Johanes Dreiß, sambt dem H. Amptleuten zu Caub und gantzen Raht daselbsten alle ahn einer nemblichen uff der Landsseiten, Uff der andern seiten 6 Kauffhern als mit Nahmen der alte herr Bohn, der alte H. Kellermann, der Junge H. Bohn, H. Lehnhart Grün, H. Hans Henrich Artzt und Hans Herman Maul in Singenen (Signen, Zeichen)? seiner principalen dero Kraußen alle auß holandt. Und wahr dießmahl die forderung im Nahmen des Landts daherumben so alle uff dießen schluß warteten 74 Reichsthaler. Darauff dann die Antwort gefallen das 60 Reichsthlr. gnug were. Nach vielen Wechselreden ist die forderung geweßen vor die ohm 12 Reichsthlr., ertrug das fuder 72 Reichsthlr., so mit Kreide uff den Tisch geschrieben wurde. Das gebott daruff 64 Reichsthlr. Wiederumb ist ein Reichsthaler ahn den 72 abgethan und — 71 Reichsthlr. stehn blieben. Und weilen die Kauffhern noch nicht zum Ziel schreiten wolten, seindt die Lorger und häußner hern uffgestanden und der Thür gleichsam auß Unwillen gesinnen wollen. Darüber die Kauffhern erzurnt und etlich vor weiß Reden mit Vater gelauffen. Jedoch 68 Reichsthlr. in dem gebotten und ein 4 Kopfstücksdlr. zum gotsd. dargelegt. Endlich hat der H. Zollschreiber noch 1 Reichsthlr. von wegen unsers gn. F. u. H. außgethan und uff des Landts seiten also geschlossen. Als nun die Kauffh. gesehen, das nichts mehr zu erhalten, haben sie auch eingewilligt und die 70 Reichsthlr. versprochen zu geben." (NB. Es war dies die schwierigste Verhandlung von der das Weinmarktbuch berichtet. Das Protokoll darüber umfaßt sechs Seiten.)

(Fortsetzung folgt.)

Dornburg.

8) Von Emilie Escherich. (2. Fortsetzung.)

Es waren Dornburger Bürger, die von der Frankfurter Messe mit wohlgefülltem Beutel und neuen, guten Waren — ländisches Tuch, englischer Siglatund Plawinstoff, damaszenische Dolche und Augsburger Silber- und Goldschmuck und Geräte — in ihre Heimat zurückkehrten.

Staubig war die Landstraße und die Kehlen trocken; aber die Laune war ungetrübt, denn alle freuten sich auf die Heimkehr, der eine auf seine Mutter, der andere auf Weib und Kind, und einer, der keine Angehörigen besaß, freute sich auf das Wiedersehen seines Hundes, den er bei gutherzigen Nachbarsleuten in Pflege gegeben. Darum waren sie fröhlich und guter Dinge und lachten und schrieen durcheinander, daß der Widerhall vom nahen Walde zurückkam.

Aber mit einemmal wurden sie stille, und jeder griff an seine Wehr; denn im Buschwerk zur Seite der Straße rauschte es, und da wo der Wald den Weg verschlang, also daß er völlig in die dunkle Tiefe versank, klang es wie von gedämpftem Rosseshuf und verhaltenem Waffenklirren.

Und kaum, daß solches die Reisenden erkannt, da waren sie auch schon von allen Seiten umringt und überfallen; Schwerter blitzten, Kolben sausten und Sturmhauben krachten wild durcheinander; alles rang in einem Knäuel, verbissen wie die losgelassene Meute in das gestellte Wild; — nur ein halbwüchsiger Troßbube auf winzigem Eselein, war ins Dickicht getaucht und kam erst da, wo die Landstraße aus dem Wald heraustrat und sich den Mauern von Dornburg näherte, wieder zum Vorschein.

„Waffen, Waffen! Feindio!" schrie er schon von weitem der Thorwache zu. „Die von Molsberg und Ellar sind über die Unsrigen hergefallen! Mordio!" und stürzte mit seinem Grautier, mehr als er sprengte, zum Thor hinein.

Und da rotteten sich auf seinen Ruf die Bürger zusammen; der griff nach seiner Pike, der nach seiner Armbrust, einer schwang einen Morgenstern, und ein anderer hatte die zunächst liegende Holzaxt ergriffen. Eine stattliche Menge war in der Eile zusammengelaufen; nun sprangen sie in hellem Haufen ihren gefährdeten Ortsbrüdern zu.

Der Streit aber, den draußen die Ueberfallenen auskämpften, war nicht von heut'. Vor einem halben Jahrhundert schon war er aufgebraust; freilich hatte er sich mit mancherlei Unterbrechungen hingeschleppt, aber ganz erloschen war er nie, dieweil die schuldige, oder besser gesagt unschuldige Ursache davon aufdringlich und höchst ärgerlich allen Beteiligten immer vor Augen flirrte. Der Handel aber verhielt sich also:

Vor fünfzig Jahren etwa hatte Herr Kuno von Molsberg bei einem scharfen Turnier den Fuß arg verstaucht, also daß Jahr und Tag verging, ohne daß er des richtigen Gebrauchs seines so wichtigen Gehwerkzeuges wieder mächtig geworden, und nachdem alles Arzenieren, Schmieren, Bandagieren und Medizinieren sich als vergeblich erwiesen, hatte er beschlossen, ein letztes Mittel zu probieren, — er machte unserer lieben Frau, der zu Ehren eben der Dornburger Dom gebaut wurde, den Verspruch, eine herrlich bunte Glasrose übers Kirchenportal setzen zu lassen, wenn sie ihn von seinem Gebresten befreien und in ihren besonderen Schutz nehmen wolle.

Und siehe! die Himmelskönigin hatte sich erweichen lassen und hatte den kranken Fuß gesund gemacht. Und der Ritter Kuno von Molsberg war dann insofern seinem Gelöbnis nachgekommen, als er auch wirklich die in allen Farben leuchtende Kirchenrose bestellte. Wie's aber ans Bezahlen ging, da meinte er, so etwas habe er nicht ausgemacht, und darum bezahle er sie nicht und wenn die Welt drob aus den Angeln gehen wolle.

Dessen waren nun selbstverständlich die Dornburger gar nicht zufrieden; denn der Künstler, der die Rose gefertigt, hielt sich nun seinerseits an die Besitzer und Nutznießer seines Kunstwerkes und forderte von diesen seine Entschädigung.

Darum wußten sich die Dornburger nicht andern Rat, als daß sie den Ritter mit Gewalt pfandschatzten und ihm zwei Doppelgespanne vom Burgacker wegtrieben. Dafür rächte sich hinwiederum der alte Burgfuchs, warf Brand in einen der Stadt gehörigen Meierhof und schleppte den Baumann in sein Verließ, daraus die Dornburger diesen nur nach Erlegung eines erklecklichen Lösegeldes freibekommen konnten.

So wogten die Mißhelligkeiten hin und her. Der alte Molsberger starb darüber, und auch in Dornburg saß ein neues Geschlecht; aber der Geist der Zwietracht war nicht zur Ruhe gekommen. Jetzt saß er bei den Söhnen zu Gast, wie er einst ihren Vätern den Nacken blutig gedrückt.

Erst kürzlich hatte der Dornburger Rat Herrn Herrwig von Molsberg um vier Hämmel gebüßt. Davon war der heutige Ueberfall die Retourfracht; weil sich der Molsberger aber allein nicht sicher genug gefühlt, hatte er sich die verwandten Herren von Dehrn, Westerburg und Ellar zur Verstärkung herangezogen.

Auch Rupert von Ellar war mit seinem Bruder Emmo gekommen. Ihm aber war es nicht um Kampf und Streit zu thun, vielmehr darum, vor sich selber Rechtfertigung zu finden, den Thoren Dornburgs wieder nahe zu kommen. Welche Rolle er in dem leidigen Handel spielen sollte, war ihm selber nicht klar, darum hielt er auch nicht bei den anderen in der Walddeckung, sondern ließ sein Rößlein nach der andern Seite des untiefen Wäldchens traben, von wo aus sich die Aussicht auf Dornburg aufthat.

Aber wie erschrak er, als er unfern von sich plötzlich Hildegard im Buschwerk knieen sah. Jetzt mit einemmal ward er sich klar, daß dort auf der Landstraße Schlimmes im Werk stehe, vielleicht eine ernstliche Gefahr. Eine Angst überkam ihn, daß es ihm den Atem zu versetzen drohte.

Einen Augenblick überlegte er. Fort mußte Hildegard um jeden Preis, aber wie, wenn sie ihn vielleicht gar nicht zu Wort kommen lassen, sich gar nicht von ihm retten lassen wollte? In ihrem Recht war sie ja selbstverständlich, wenn sie ihn zurückstieß; verdient hatte er nichts Anderes. Aber hier bleiben konnte sie darum doch nicht; wenn einer seiner Genossen sie da gewahrte, so raubte er sie ohne Besinnen. Eine so seltene, kostbare Geisel ließ sich keiner entgehen. Es galt also kein Säumen.

So riß er die Helmkappe vom Kopf und das Schwert vom Gurt, damit sich Hildegard nicht allzusehr darüber erschrecken sollte, hängte beides an den Sattelknopf und trieb sein Roß zu gewaltigem Sprung über die Hecke hinaus auf die Wiese.

Hildegard fuhr zusammen. Ihr war schon vorher gewesen, als höre sie Pferdegewieher in der Ferne,

aber sie hatte nicht drauf geachtet; jetzt duckte sie sich vor dem Ansprengenden unwillkürlich noch tiefer in die Stauden.

Aber Rupert war schon vom Roß herunter und neben ihr. „Habet nur keine Angst, Jungfräulein! ich will euch keine Ungelegenheiten machen, im Gegenteil, — ich komme nur, euch zu warnen, zu schützen!“

Sie schüttelte verständnislos den Kopf: „Vor was?“

Da erzählte er ihr fliegenden Atems den ganzen Anschlag. Sein Ton klang so redlich, seine Blicke sprachen von so viel ernster Sorge, daß sie seinem Worte glauben mußte. Ueberhaupt erschien er ihr heute anders, gereifter, männlicher als sonst, und das that ihm in ihren Augen keinen Abbruch.

Darum fand sie auch keinen Widerspruch, als er zuletzt ihre Hände ergriff: „Trauet mir und gebet euch in meine Hut!“

Sie sah ihn an. Es lag in ihren Augen: „Ich will!“ wenn sie es auch gar nicht aussprach.

Da riß er in fliegender Eile sein Roß herum, schwang sich hinauf und hob sie zu sich empor: „So will ich euch vor allem heim und in Sicherheit bringen; — mag nachher geschehen, was will!“

Mit schnalzendem Zuruf trieb er sein Pferd an; über den Grasboden flog es nach der Landstraße, dem Stadtthor zu. Daß etliche Minuten früher das Grautier des entwichten Troßbuben denselben Weg dahin gejagt war, hatten die beiden, mit sich selber und ihren Gedanken beschäftigt, übersehen.

Wie sie aber dem Städtlein näher kamen, drangen ihnen bereits die ersten bewehrten Burgmannen entgegen, und da diese des Ellarer Junkers ansichtig wurden, fielen sie ihm in die Zügel und rissen sein Tier zusammen. „Holla drauf! Laßt ihn nicht entwischen! Das ist einer von ihnen; unseres Burgmeisters Tochter hat er rauben wollen! Reißt ihn herunter! Haut ihn zusammen! Bindet ihn!“

Und schneller, als es gedacht, war das unselige Werk geschehen. Wie ein Bienenschwarm hatten sie sich über ihn geworfen; von einem Sensenschnitt in den Arm, von einem Keulenschlag über den unbewahrten Kopf getroffen, lag Rupert auf den Boden gezerrt, bevor er sichs versah. Denn so schnell war der Ueberfall gekommen, daß er weder zu Helm noch Schwert hatte greifen können. Hildegards eifriger Widerspruch war unbeachtet verhallt. Einen Augenblick später schleppten und stießen sie den Junker gebunden ins Städtlein hinein, nach dem Rathause.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Nassauische Dialektproben I. De Scholtes mrt drr Bläß omm Kopp. De Pompemaltes wollt off drn Maart fahrr met der Koh, emm se zo vrrkaafe. Drrm geng e zomm Scholtes, de sollt em a Addestche mache un do hott er em alles hoorklaa verzallt, wie die Koh aussieht De Scholtes nohm e Zeddelche unn mocht a Adestchr unn dreckt aach dott Gemaanesiel drunner. Wie ett ferdig wor, do hotts de Maltes gelese. „Dau host jo ebbes vergäße“, saat e, „dau host jo nicks geschriwwe von dem weiße Bläß omm Kopp.“ „Dott kanmer jo noch mache“, saat der Scholtes und kretzell noch unne hin unner se—in Nome: Hott enn weißr Bläß omm Kopp.

De Vedder Le—inwewer. Wellems Fritz war no We—ilborg komme be—i de Soldore, unn we—il e beov wor unn gout scheße kunnt, wore demm Houbma sr—i Bo.sch worn. Om zwaate Dog kriet de Houbma a geuß Bild. Dodroff sein su vill Strich unn Nome unn Dipp.lcher, dett ahm die Aaagr wieh dohn. De Fritz bedracht sich dott nun waß nett woll dolt eß. Do kemmt dr Houbma unn sat: „Ei, Fritz, weißt du nicht, was das ist?“ „No, Här Houbma!“ saat de Fritz. „Das ist eine Karte, auf der man alle Dörfee finden kann, auch dein Dorf. So, wo bist du her?“ sprach freundlich der Hauptmann. „Aus Alesbach“ saat de Fritz. „So, mein Fritz, hier ist Alesbach!“ Saat do dr Fritz: „Da guckt aach emol, Här Houbma, ob me—i Vedder de Le—inwewer noch lewt.“ G. i. F. (Usingerland.)

Wilhelm Friedrich Remnich. Mit Bezug auf die Erwähnung dieses altnassauischen Forstbeamten in unserm zweiten Aufsatze bringen wir folgenden Lebensabriß des am 15. April 1901 zu Wiesbaden Verstorbenen. Wilhelm Friedrich Remnich, Kgl. Regierungs- und Forstrat a. D., war geboren im Jahre 1825 zu Hadamar, als Sohn des † Herzogl. naß. Kammerrats Remnich, besuchte die Schule in Hadamar und das Pädagogium in Wiesbaden, studierte 1841/43 am Polytechnikum Karlsruhe Forstwissenschaft. Nachdem er 1844 bei der Regierung in Wiesbaden das Staatsexamen bestanden, trat er in den praktischen Dienst bei der Oberförsterei Langenhain, übernahm 1845 eine Förste.stelle in Oberursel, Forstamts Kronberg und 1846 eine solche in Klarenthal bei Wiesbaden. Im Jahre 1849 verheiratete sich Remnich mit Laura, der Tochter des Geh. Finanzrats Widmann in Karlsruhe, welche er während seiner Studienzeit kennen gelernt hatte. Um dies zu ermöglichen, hatte er das Anerbieten der holländischen Regierung, in deren Dienste zu treten, angenommen und reiste mit seiner jungen Frau nach Holländisch-Indien, woselbst ihm auf Java (Rembang) die Einrichtung des Forstbetriebs der Djatti-(Tectona grandis) Wälder übertragen ward.

Die Ungunst des Klimas ließ ihn nicht lange dort aushalten. Im August 1852 kehrte Remnich in die Heimat zurück, um sich von da an ganz und ununterbrochen der Waldwirtschaft in Nassau zu widmen. Zunächst volontierte er ein Jahr beim Oberforstamt Wiesbaden, kam im Oktober 1853 an das Oberforstamt Dillenburg, im Juli 1856 an das zu Hachenburg als Accessist, wurde im April 1858 Verwalter der Oberförsterei Weißenthurm bei Johannisberg, für den erkrankten Oberförster. Am 1. Januar 1860 zum Oberförster ernannt, wurde ihm die Oberförsterei Eichelbach (Oberforstamt Idstein) übertragen, 1863 die zu Herborn. Nach 1866 in Kgl. preußischen Dienst übergetreten, erhielt Remnich die Oberförsterei Merenberg bei Weilburg am 1. 7. 1868. — Im April 1877 zum Forstmeister befördert, bekam er den Inspektionsbezirk Dillenburg mit dem Wohnsitz Wiesbaden, welchen Posten er bis zu seinem, durch Krankheit bedingten Dienstaustritt im Mai 1895 bekleidete. Vom Könige wurde Remnich durch Verleihung des Roten Adlerordens 3. Klasse mit der Schleife und vom Großherzog von Luxemburg mit dem Ritterkreuz des Militär- und Zivilverdienstordens ausgezeichnet. Fast fünfzig Jahre hatte Remnich mit Lust und Liebe und unermüdlicher Schaffensfreudigkeit und Pflichterfüllung, wie seine Vorgesetzten ihm stets nachrühmten, sich der Waldwirtschaft in Nassau gewidmet. Sein ehrenhafter, biederer Charakter haben ihm viel Liebe und seine fachmännische Tüchtigkeit viel Anerkennung gebracht.

Als echter, hirschgerechter Waidmann kam er während seines Aufenthaltes in Klarenthal—Platte viel mit Herzog Adolf von Nassau in Berührung, dem er bis zu seinem Lebensende große Anhänglichkeit und Verehrung zollte. Im vorigen Jahre wurde in dem kleinen Kreise der in Wiesbaden regelmäßig zusammenkommenden Alt-Nassauer der Gedanke angeregt, zum goldenen Hochzeits-Jubiläum des Großherzogs von Luxemburg, früheren Herzogs Adolf von Nassau, den Glückwunsch seiner alten Anhänger zu übersenden. Da war es hauptsächlich der Thätigkeit Remnichs mit zu verdanken, daß

gegen 30000 Unterschriften van Alt-Nassauern zusammenkamen, die sich dem Glückwünsch an das Jubelpaar anschlossen.

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Am 11. April: „Der Heerahme“, ein bürgerliches Drama in 4 Akten von Josef Lauff. — Die Novität des unsern Lesern vorteilhaft bekannten Dichters Der Heerahme ist ein bedeutendes Werk voll dramatischen Lebens und voll innerer Wahrheit. In ihr spricht ein berufener, echter Dichter zu den Zuhörern. Bei einem bühnengerechten Aufbau entwickelt Lauff die Handlung mit großem Geschick. Keinen Augenblick läßt er die Zuhörer außer Spannung. Mit zwingender Gewalt müssen sie den interessanten, packenden Vorgängen auf der Bühne folgen, bei denen in den ernsten Szenen eine kernige, mitunter durch herrliche Bilder geschmückte Sprache geführt wird. Einige freundlich-heitere Szenen unterstützen die Wirkung in angenehmer Weise. Die Charakterzeichnung darf eine vollkommen gelungene genannt werden Es sind Figuren von Fleisch und Blut, die uns vor Augen treten, und die Handlung bringt, wie vorhin angedeutet, eine Begebenheit, wie sie sich wohl ähnlich oft im Leben zugetragen hat. Sie spielt im Jahre 1870 in einer kleinen Stadt am Niederrhein. Wilhelm, der Sohn des Armenhäuslers Verhage, soll mit Unterstützung von Wohlthätern in den geistlichen Stand treten und befindet sich bereits im Priesterseminar zu Münster. Er fühlt in sich nicht die geringste Neigung für diesen ihm aufgedrungenen Beruf. Er will vielmehr aus der kahlen Studierstube heraus, will in die klingende Welt, an die Brust der von ihm geliebten Hannecke, der Tochter des Holzschuhmachers Mesdag. Drum sprengt er endlich die ihm angelegten Fesseln, flieht heimlich aus dem Seminar zu Hannecke, von der er weiß, daß sie ihn wiederliebt. Dem Pastor seiner Heimatsstadt, Dechant van Bebber, wird seitens des Regens des Seminars diese Begebenheit mitgeteilt; er soll den jugendlichen Brausekopf wieder zurückführen. Bei dem Versuche, dies zu thun, stößt er indessen bei Wilhelm auf den härtesten Widerstand. Ein Zurück ist übrigens auch schon um deswillen nicht wohl möglich, weil das Liebespaar einen sittlichen Fehltritt begangen hat. Als der Dechant dies erfährt, nimmt er in seiner Predigt Gelegenheit, das Paar öffentlich zu brandmarken. Das ist zu viel für den guten alten Mesdag. In seiner Erregung weist er „den Geweihten des Herrn“, als dieser ihn trösten will, barsch aus seiner Behausung, ermordet darauf die beiden jungen Leute und stellt sich dann der Polizei. — Ein wahrhaft tragischer Stoff! Man fragt sich, warum will man den an sich gut gearteten, talentvollen Jüngling mit aller Gewalt einem Berufe entgegenführen, der ihm nicht zusagt? Warum besteht der Dechant, obgleich er die gänzliche Abneigung Wilhelms zur Rückkehr ins Seminar kundgab, dennoch auf letzterer? Freilich hatte Wilhelm seinen Wohlthätern gegenüber die Pflicht, sein Talent zu verwerten; aber mußte dies auf dem ihm zugemuteten Wege geschehen? Hätte er sich nicht auch in einer anderen Laufbahn dankbar und nützlich zeigen können? Aus naheliegenden Gründen soll hier der ausgeübte Zwang nicht eingehender kritisiert werden.

Das Drama hatte einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Beifallssalven auf Beifallssalven durchdröhnten nach jedem Aktschlusse das vollbesetzte Haus, und der anwesende Dichter mußte nach dem 3. und 4. Akte mehrmals vor der Rampe erscheinen. Auch die Darsteller der Hauptrollen hatten zahlreiche Hervorrufe zu verzeichnen. Es war eine mustergültige Aufführung. Ein jeglicher bot sein Bestes, und so genügt es hier, wenn nur die Namen der Mitspielenden aufgeführt werden. Es waren dies Frau Haubrich-Willig (Hannecke), Fräulein Santen (Frau Mesdag), sowie die Herren Bach (Wilhelm), Leffler (Mesdag), Wegener (Dechant), Schreiner (Verhage), Ballentin (Pittjewitt), Zollin (Pastor Terwelp), Schwab (Kaplan Hahn) und Andriano (Moses Spier).

K.

---

* **Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.** XXXII. Band, 220 S. Wiesbaden, R. Bechtold u. Cie. — Der Band für 1901 ist etwas spät erschienen, weil die Soldanschen Forschungen bei Neuhäusel noch nicht abgeschlossen waren. Er bringt viel Neues und Interessantes. Nach dem Beitrage des Professors Dr. Wolff zur Geschichte der römischen Okkupation der Maingebiete und der Wetterau, die mancherlei neue Gesichtspunkte zur Betrachtung des Themas eröffnet und die Spezialisten zum Nachdenken anregen wird, folgen vier Gaben zum Herborner Jubiläum, die bekanntlich als Sonderabdruck der Stadt Herborn f. Zt. überreicht wurden. Davon sind zwei besonders hervorzuheben. Archivrat Dr. Wagner berichtet in ebenso gründlicher wie sachlicher Weise über die Erwerbung der Herborner Mark durch die Grafen von Nassau, namentlich über die verwickelten Verhältnisse im 13 Jahrhunderte. Archivar Dr. v. Domarus, ein junger, Schönes versprechender Anfänger in Nassoicis, bringt eine ausführliche Abhandlung über das Herborner Zunftwesen. Es ist eine fleißige, allerdings nicht allenthalben einwandfreie Arbeit. Von einigen kleineren „Lapsussen“ sehen wir ab, weisen nur auf einen großen hin, der schon früher von Dr. Sauer und Schreiber ds. als solcher festgestellt wurde. S. 65 oben werden die „Herren“ Wolfart Rattze und Profyet als älteste bekannte Zunftmeister der Schneider zu Herborn vorgestellt. In Wirklichkeit muß es aber in der Urkunde (S. 94 u.) an der betreffenden Stelle heißen „das wir zu Wolfart, Rotize und Profyet (Profit) unser undersaissen“ u. s. w. Der böse abschreibende Notarius hat das „zu“ weggelassen und dazu falsch interpungiert und somit zweien ehrsamen Herbornern zu dem „sunderbaren“ Vornamen Wolfart und dem noch „sunderbareren“ deutschen Zunamen Profyet verholfen. Hier hätte der Archivar den Notar korrigieren müssen (Für die Namhaftmachung des leider von uns übersehenen Druckschnitzerchens in No. 18 S. 226 Sp. 2 der „Nassovia“ von 1901, — 1250, etwas „aufheißen müßte: 1259 — das allerdings zweimal statt wie es gemußt“ wird, sind wir dem Verfasser verbunden.) Von den übrigen größeren Arbeiten sind zu verzeichnen das mit gewohnter Sachkenntnis und Gediegenheit aufgestellte Verzeichnis der Eberbacher Güter in der Wiesbadener Gemarkung vom verehrten Professor Otto, die Beiträge zur Schulgeschichte der Niedergrafschaft von Diehl, besonders für Schulmänner sehr interessant, der Bericht über die Hallstattniederlassung bei Neuhäusel vom Ministerialrat Dr. Soldan (vgl. „Nassovia“ 1901 Nr. 8) die treffliche Beschreibung von Burg Sonnenberg von Bonte — äußerst instruktiv; nur kann man betr. der Bezeichnung, bezw. Lage der oberen und unteren Burg anderer Meinung sein —, und schließlich der Schluß der Beiträge zur Geschichte der Vereinsgründung vom jetzigen Vorsitzenden. Eine stattliche Anzahl Tafeln illustriert die durchweg wertvollen Arbeiten.

* **Mitteilungen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung** an seine Mitglieder, Heft 1—4, 1901/02. 64 S. Wiesbaden, R. Bechtold u. Cie. — Die „Mitteilungen“ erweisen sich immer mehr als treffliche Ergänzungen der Annalen und dienen zugleich als Nachweis der Vereinsthätigkeit. Sie bringen auch diesmal Vereinsnachrichten, Vortragsauszüge, Verwaltungsbericht, Fundnachweis, Chronik der Zweigvereine und Nassauische Geschichtslitteratur von 1901. Die Bearbeitung ist sehr sorgfältig.

Großherzog Adolf von Luxemburg ist zum preußischen Generaloberst ernannt worden. Es ist dies bekanntlich der höchste militärische Rang in der Kavallerie und etwa der gleiche, den in der Infanterie der Generalfeldmarschall, in der Artillerie der Generalfeldzeugmeister einnimmt. Die Ernennung geschah gelegentlich des höchst seltenen sechzigjährigen Generalsjubiläums, das Seine Kgl. Hoheit feierte. Bezüglich des Jubiläums ist noch mitzuteilen, daß der Chef seinem Regimente silberne Kesselpauken verliehen und das Regiment seinem Chef ein Erinnerungsblatt überreicht hat.

Kurz vor Redaktionsschluß traf die Nachricht ein, **daß Großherzog Adolf seines hohen Alters wegen seinen Sohn, Erbgroßherzog Wilhelm, nach dem ihm verfassungsmäßig zustehenden Rechte zum Statthalter von Luxemburg ernannt hat. Gott mit dem alten und dem neuen Herrn!**

Ernst Lieber †. Am 2. Ostertage um die Mittagszeit starb in seinem Geburtsstädtchen Kamberg der Führer der Zentrumspartei Dr. jur. Ernst Lieber. Geboren am 16. November 1838 als Sohn des nassauischen Legationsrats Dr. Moritz Lieber, besuchte er die Simultanvolksschule zu Kamberg, dann die Gymnasien zu Hadamar und Aschaffenburg und studierte 1858—61 zu Würzburg, München, Bonn und Heidelberg Philosophie und Jurisprudenz, in welch letzterer er die Doktorwürde erhielt, worauf er noch bis 1865 an den Bibliotheken zu München und Heidelberg wissenschaftlicher Beschäftigung oblag. Eine Stellung nahm er nicht an; aber bereits 1870 wurde er als Mitglied des preußischen Landtags und 1871 auch als solches des deutschen Reichstags gewählt und trat

der damals eben gegründeten Zentrumspartei bei. Seitdem war er ununterbrachen Abgearbneter, vertrat im Landtage nacheinander die Kreise Unterwesterwald, Oberlahn und Unterwesterwald—Westerburg, im Reichstage stets den Wahlkreis Mantabaur—Sankt-Goarshausen. Er war zugleich in der Pravinzial- und Kammunalvertretung thätig, sa als Mitglied des Kreistags und Kreisausschusses zu Limburg, des Kommunallandtags zu Wiesbaden, des Pravinziallandtags und des Provinzialausschusses zu Kassel; auch war er Stadtveraidnetenvorsteher in Kamberg. In den Jahren 1888--90 machte er volkswirtschaftliche Studienreisen in Nordamerika, wurde 1891 nach Windtharsts Tode Führer des linken (demakratlschen) Flügels seiner Partei und bekam als solcher den größten Einfluß in letzterer überhaupt. Eln Mann von großer Arbeitskraft und regem Fleiße verstand er sich auch die Achtung der politischen Gegner zu erringen, während er bei seinen Gesinnungsgenaffen in höchstem Ansehen stand. Ee war nie recht geiund, seit drittehalb Jahren sogar andauernd leidend und von wiederholten furchtbaren Schmerzanfällen gepeinigt. Die Trauerfeierlichkeiten und die Beisetzung fanden unter großer Beteiligung am 3. April zu Kamberg statt An Liebers Grabe trauert seine Witwe mit zehn Kindern.

Am 31. März starb zu Wiesbaden der Journalist Johaunes Lahm. Geboren 1835 zu Bonn, wa er auch studierte, war er von 1867 bis 1899 Chefredakteur der größten politischen Zeltung Nassaus, des „Rheinischen Kuriers“, und gehörte zugleich zu den eifrigsten Föiderern des Wiesbadener Kunstlebens.

Zu Eppstein ist mit dem Bau der ueuen katholischen Kirche begannen, die zu Dotzheim ist am 2. Osterfeiertage eingewelht worden.

Die Eingemeindung Kirdorfs in Homburg hat am 1. April stattgefunden.

Zu Kamberg fsll dem Begründer der Taubstummenanstalt, Freiherrn Hugo van Schütz zu Halzhausen — er war bekanntlich selbst taubstumm — ein Denkmal gesetzt werden.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. April.

1701. Fürst Heinrich von Nassau-Dillenburg stirbt, 59 Jahre alt, auf seinem Jagdhause Ludwigsbronn (dem „Alten Hause“ im Tiergarten bei Dillenburg). Er hatte 88 Jahre regiert, da er bei dem frühen Tode seines Vaters Georg Ludwig die Regierung unmittelbar nach seinem Großvater Ludwig Heinrich im Jahre 1662 antrat. Er wurde ln der neuen Fürstengruft, die er in der Stadtkirche in Dillenburg hatte anlegen lassen, beigesetzt.

1797. Die französische Sambre- und Maasarmee unter dem Hauptgeneral Hoche forciert nach einem heftigen Treffen bei Neuwied den Uebergang über den Rhein. Die kaiserliche Armee unter F.-M.-L. Krav räumte darauf den Westerwald, sodaß die Franzasen rasch die Lahnlinie gewannen und noch vor Eintreffen der Nachricht vom Waffenstillstand von Leoben ganz Nassau wegnahmen. Es war dies der 4. Uebergang der Revolutionsarmee über den Rhein. Bei Weißenthurm, Neuwied gegenüber, ist Hoche später ein Denkmal gesetzt worden.

23. April.

1774. Die lateinische Schule in Dillenburg wird von dem Prinzen Wilhelm V. von Nassau-Oranien zu einem Pädagogium mlt einem Rektar und zwei Lehrern erhoben. Ein Haus am Kirchberge wurde zum öffentlichen Schulgebäude angewiesen.

1851. Herzog Adolf zu Nassau vermählt sich zu Dessau mit Prinzessin Adelheid, Tochter des Prinzen Friedrich von Anhalt-Dessau.

28. April.

1048. Die Kirche in Haiger wird von dem Erzbischofe Eberhard von Trier unter Mitwirkung des Bischafs Arnold van Worms feierlich eingeweiht und zu einer Pfarrkirche mit einem graßen Sprengel erhoben, während sie bisher nur eine Taufkirche gewesen war. Die Richter aus dem Haigergau, viele Edle aus der Mark Herborn, der Propst Walfram van Weilburg, der Charbischaf, acht Ritter, Minlsterialen der Bischöfe und mehrere Priester waren bei dieser Handlung gegenwärtig. Der erste Pfarrer der Kirche hieß Rihgoz und ihr erster Vogt Adelhart. Sie wurde nachher der Slty eines Erzpriestertums.

1824. Fürst Friedrich Ludwig von Wied-Runkel, der letzte dieser Linie, stirbt unvermählt auf dem Schlosse zu Runkel. Er war geboren am 29. 1. 1770 und stand in österreichischem Dienste, wo er bis zum Feldmarschallleutnant aufstieg. Er war erst am 9. März 1824 seinem Bruder Karl Ludwig nachgefalgt. Die Standesherrschaft ging an die Schwesterlinie Wied-Neuwied über.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden 5) Textmanuskrlpte an den Herausgeber: Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfalgen kann.

D. J. in W. Nur nach ein wenig Geduld, bitte. Mehrere schan früher angenommene längere Arbelten sind plötzlich alle zusammen eingelaufen und mußten demgemäß gebracht werden. Auch die Jubiläen im varigen Herbst verschoben dem Herausgeber das Konzept. Ueberdies ist letzterer vertragsgemäß verpflichtet, in jeder Nummer einen Beitrag von sich zu bringen.

R. G. in K. Unter der Bedingung kleiner Aenderungen angenommen.

Dr. C. R. in M. Besten Dank und freundlichen Gruß.

G. S. in S. Dankend angenammen.

Redaktiansschluß: 12. April.



№ 9. Wiesbaden, den 1. Mai 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Vorfrühling im Walde.

Es rieseln und rauschen die Wasser zu Thal,
Es klinget und singet im Berge.
Es hämmern und pochen viel tausend an Zahl
Da drunten die freudigen Zwerge.

Dort wirbelt und wogt es im sonnigen Schein
Um Baum und um Strauch auf und nieder;
Es tanzen und wiegen im Frühlingsreih'n
Baumalfen und hauchen Lieder.

Und milde im wallenden, lichten Gewand
Schlingt leis um die knospende Hülle
Die Waldfrau mit weicher, segnender Hand
Den wirkenden Zauber in Fülle.

Und kost er ums Haupt dir so wonnig und lind,
Gar tief deine Seele erschauert:
Dich küßte die Waldfrau, und fort trägt der Wind
Weit fort, was dein Herz betrauert.

A. B. Hansen.

Frühling.

Heller, blanker Sonnenschein
Lacht vom Himmel mild hernieder;
Durch die linde, laue Luft
Hallen Frühlingslieder.
Lerche jubelt wohlgemut
In des Aethers Weite,
Giebt dem frohen Wandersmann
Treulich das Geleite.

Blumen leuchten überall:
Anemonen in dem Haine,
Schlüsselblum' und Veilchen blau
Duften süß am Raine.

Wiese schmücket frisches Grün,
Junges Laub die Eiche,
Und es knospet und es blüht
Rings an jedem Zweige.

Komm' nun, müdes, mattes Herz,
Laß uns frisch und fröhlich wandern
Durch das Feld, die grüne Au',
Wandern mit den andern.
Sorgen weg und Herzeleid!
Singe Jubellieder,
Pflücke Blumen dir zum Strauß,
Denn der Lenz kehrt wieder.

Julius Bramm.

Kloster Walsdorf.

1) Von G. Becht.

Die Jahrhunderte kommen, die Jahrhunderte vergehen; ein Geschlecht nach dem anderen sinkt ins Grab hinab. Wenige Spuren davon gewahrt man noch kurze Zeit; dann ists still, und keine Kunde von ihnen dringt mehr zu der Nachwelt Ohr. Nur hier und da tritt uns ein grauer Zeuge vergangener Zeiten in Gestalt eines alten Kirchleins, eines zerfallenen Klosters oder einer zerstörten Burg entgegen. So haben auch wir in Walsdorf einen alten Zeugen, nämlich den Klosterturm, der schon von weitem dem fremden Wandersmann seinen freundlichen Gruß entbietet. Weit über 500 Jahre sind über ihn dahingerauscht; manchen Sturm hat er erlebt, und wenn er erzählen könnte, wie unendlich viel Weh und Leid unsrer Vorfahren würden wir von ihm zu hören bekommen. Von dem einst so segensreichen Kloster, dessen Ruhm weithin in die deutschen Lande, selbst bis zu den Stufen des Kaiserthrones in Wien drang, ist außer diesem Turm nichts übrig geblieben als ein Teil der Ringmauer, Gewölbe hier und da und Reste des alten Brau- und Backhauses.

„Die Mauern sind zerfallen, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht!"

Versetzen wir uns einmal im Geiste zurück in die früheste Zeit unserer vaterländischen Geschichte, in die Zeit, da die Römer unser deutsches Vaterland knechteten. Wie mancher heiße Kampf mag sich blutig durch unser Thal gewälzt haben. Wie manchen Sturm mögen unsre Vorfahren seitens der Römer ausgestanden haben, die auf der Aldenburc bei Heftrich ein festes Kastell errichtet hatten. Dieses Kastell lag an dem mächtigen Pfahlgraben, der vom Rhein bis zu der Donau wie mit einer eisernen Klammer die Eroberungen Roms gegen die Deutschen umschloß. Was dieses Pfahlgrabenkastell Aldenburc noch zu besonderer Gefahr für unser Thal machte, war seine nahe Verbindung mit dem gewaltigen Taunuskastell, der heutigen Saalburg, das als der Schlüssel zu Germanien wie auch zum römischen Reich und zugleich als eine sehr ausgedehnte Veteranen-Kolonie eine der bedeutendsten Festen in der ganzen Pfahlgrabenlinie war. Um beides wogte lange Zeit ein Völkerstreit. Das Kastell wurde nebst vielen anderen am Rhein im Laufe der Jahrhunderte mehrmals von den Römern aufgebaut und immer wieder mit neuer Wut von den Deutschen, die sich hinter den riesigen Steinwällen des Feldberges, ihrer Wehr bei dem heutigen Wehrheim und ihrem Gebück bei Esch verschanzt hatten, zerstört. Wenngleich unsre Vorfahren zuletzt Sieger blieben, so ist doch ebenso sicher, daß sie auch manchmal der Uebermacht des Feindes weichen mußten. Welche Greuelscenen mögen dann die stillen Wälder unsrer Gegend gesehen haben, wenn das Schwert der Römer unsre Vorfahren verfolgte oder von Aldenburcs Kastell ein plötzlicher Ausfall geschah. Etwa drei Viertelstunden von Walsdorf entfernt, im Dombacher Loch, liegen noch heute im Schatten uralter Buchen unzählige Grabhügel, die stillen Zeugen jener blutigen Tage; da schlafen die im Kampf mit den Römern gefallenen Bewohner dieser Gegend nun schon beinahe 18 Jahrhunderte ihren süßen Todesschlaf, und unter ihnen auch die ersten Ansiedler des Goldenen Grundes und der Walleheстorpher Mark.

Zu einer Zeit, wo die meisten der umliegenden Orte noch nicht entstanden waren, da ein Esch, Heftrich, Idstein, Walrabenstein, Kamberg noch nicht genannt wurden, um die Zeit, als unsere Vorfahren noch den heidnischen Göttern ihre Verehrung darbrachten, da kam ein frommer Benediktinermönch, Namens Godefridus, das Emsthal herauf und baute sich auf unserm Hügel in stiller Waldeseinsamkeit, an der Stelle, wo jetzt die Schule steht, ein Gotteshaus über den Menschenkindern, die drunten im Thale am Emsbach wohnten. Das Dörfchen hieß Walesdorph, auch Walchesdorph und lag ungefähr da, wo jetzt die Walkmühle steht. Noch heute heißt der Weg, der an dieser Stelle durch die Wiesen führt, Zahlgasse, richtiger Zollgasse. Durch unser Dörfchen führte eine Hochstraße, auf der bei Esch ein in Urkunden oft erwähnter Zoll erhoben wurde. Im Namen Walesdorph, Walchesdorph, Walstatt, Walstroff und Walsdorf steckt wahrscheinlich der Name des Mannes, der zuerst drunten im Thale seine Hütte baute. Walaho oder Waleho scheint dieser Name gewesen zu sein, denn es wird uns ums Jahr 890 berichtet, daß ein Graf Walaho, auch Walahes genannt, an der Spitze der Kunigeshundrete gestanden hat. Derselbe stand auch dem Niddagau vor und wird 910 in einer Bleidenstadter Urkunde erwähnt. Eine Hundrete war die Vereinigung mehrerer Marken, die gewöhnlich 100 Mansen oder Feuerstätten umschloß. Die Marken bestanden aus mehreren einzelnen Gehöften, welche nahe beisammen lagen. Unser Dörfchen wird schon ums Jahr 774 und 788 in einer Schenkung an die Prämonstratenser-Abtei Lorsch als Walleheстorpher Mark erwähnt, und es mag, nach dieser Bezeichnung zu schließen, schon manches Menschenalter vergangen sein, seitdem die erste Hütte hier am Emsbach gebaut wurde. Außer der Walleheстorpher Mark bestanden in unserer Nähe noch die Widdirgiser Mark (Würges) und die Evilbacher Mark (Erbach). —

Kehren wir nun zu unserem Benediktinermönch Godefridus zurück. Er ist vielleicht ein Schüler des heiligen Lubentius, des Apostels Nassaus gewesen, der in der Mitte des 4. Jahrhunderts sein Schifflein lahnaufwärts lenkte und bei Dietkirchen den heidnischen Bewohnern des Lahnthales das Evangelium verkündete. Von diesem Dietkirchen aus, das dem Eingang ins Emsthal gerade gegenüberliegt, kam wohl Godefridus in die Walleheßtorpher Mark gezogen, und in ihm können wir also den Apostel des Goldnen Grundes verehren, der, seinem Namen getreu, den süßen Gottesfrieden in dieses jetzt so glückliche Thal gebracht hat. Er wählte sich zu seiner Niederlassung den schönen Hügel, auf dem das heutige Walsdorf liegt, und baute sich daselbst mit seinen Begleitern ein Gotteshaus, welches er dem heiligen Martinus von Tours weihte. Von hier aus fing nun Godefridus sein Missionswerk im Goldnen Grunde an. Durch sein frommes Leben und seine begeisterte Predigt gelang es ihm, wie es in einer Urkunde heißt, „das unten im Thal wohnende Volk und die ganze Gegend für den Himmel zu gewinnen". Seine Missionsthätigkeit erstreckte sich aber auch auf die weitere Umgebung, und aus seiner kleinen, unscheinbaren Hütte wurde im Laufe der Jahrhunderte ein großes, berühmtes Kloster, das die Mutter unseres Fleckens ist und unter den 60 Klöstern und Stiften, die einst in grauer Vorzeit auf nassauischem Boden standen, eine der hervorragendsten Stellen einnimmt. — Als das Stiftungsjahr des Klosters wurde früher allgemein das Jahr 1156 genannt. So wird eine Urkunde aus diesem Jahre ausdrücklich als Stiftungsurkunde bezeichnet. Wenn man sich dieselbe etwas näher ansieht, so erhellt alsbald, daß sie nicht eine Stiftungsurkunde, sondern eine Bestätigungs- und hauptsächlich eine Vertragsurkunde zwischen dem Kloster und dem Erzbistum Mainz ist, dessen Schutz und Gehorsam sich das Kloster unterwirft, sowie daß unser Kloster schon längst bestanden haben muß, als dieser Vertrag von 1156 abgeschlossen wurde. — Ueber die innere Einrichtung des Klosters brauche ich weiter nichts zu erwähnen, da dieselbe Klosterordnung bestand, wie bei allen andern Benediktinerklöstern. Auch unsere Mönche waren die ersten Pioniere der Kultur. Unter ihrer fleißigen Hand verwandelte sich der mit Dornengebüsch verwachsene Hügel in einen freundlichen Garten, an dessen sonnigem Abhang die erquickende Traube reifte. Anno 1359 finden wir in Walsdorf eine ausgedehnte Weinkultur. Der Graf Walram gestattete in seinem Freiheitsbrief aus diesem Jahre dem Flecken das Recht Wein zu ziehen und zu verkaufen gegen ein jährliches Bannweingeld, welches bis zum Jahre 1750 dauerte. Von den Mönchen unseres Klosters aus dieser ersten Periode ist uns leider nur ein einziger genannt, nämlich Rüdiger, Propst zu Walesdorf, dessen Name wir aus einer Urkunde über Wörsdorf vom Jahre 1235 erfahren. — Neben dem Kloster lag der Friedhof. Als das Haus neben der Schule vor ungefähr 50 Jahren gebaut wurde, kamen beim Fundamentgraben ganze Reihen von Felsengräbern zum Vorschein, in denen noch Stücke von den Kutten der hier begrabenen Mönche gefunden wurden, die aber in der Luft zu Staub zerfielen. —

Die Besitzungen des Klosters im Jahre 1156 waren folgende:

1. Grund und Boden, auf dem das Kloster stand und die nächste Umgebung desselben, ferner die Morchermühle, die „Mule zu Morich" genannt. Sie wird schon ums Jahr 1250 in einer Urkunde und zwar als längst bestehend erwähnt.

2. 10 Mansen Ländereien oder 300 Morgen zu Ebirbach, „die Mark" genannt, Geschenk der Gemeinde Würges. Hierbei befand sich auch der Nonnenwald „Nonnenheck" genannt, aus dem das Kloster einen großen Nutzen zog. Jahrhundertelang, von 1558 bis 1821 herrschte zwischen Walsdorf und Steinfischbach ein erbitterter Kampf um den Besitz desselben.

3. 4 Mansen = 120 Morgen Land zu Fischbach und

4. 30 Mansen = 900 Morgen Land zu Mauloff.

Im Jahre 1276 kommt durch Schenkung des Albanstiftes in Mainz die Kirche Aldenburg samt ihrem Hof und Gütern zu dem Kloster Walesdorf unter der Bedingung, daselbst ein Filialkloster zu gründen. Mit dieser Schenkung war auch zugleich ein großer Wald verbunden, der in der Geschichte des Klosters oft erwähnt wird. Dieser Wald lag dicht hinter der Aldenburg zwischen dem Heftricher Wald und dem Ehlhaltener Feld und war dem Kloster von großem Nutzen.

Aus jener alten Zeit ragen noch bis in die gegenwärtigen Tage mehrere geschichtliche Reminiszenzen herein, die als altehrwürdige Denkmale längst verschwundener Tage von dem größten Interesse, aber auch wegen ihres hohen Alters kaum noch zu erkennen sind. Dahin gehört zunächst „der Hollegarten", auch Höhlegarten genannt. Diesen Namen führen die Wiesen unter dem Damm. Das Land daneben heißt „Hollestück." Beide Namen stehen jedenfalls in Beziehung zu der altdeutschen Göttin Hulda (Holda, Holle), jener freundlichen Gestalt, die über Haus, Saat und Ernte wachte. Wahrscheinlich war dieser Göttin hier in alter, heidnischer Vorzeit ein Altar errichtet. Das „Gebick" am Escherweg wird zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges genannt und war wahrscheinlich eine germanische Verschanzung. Weiter erinnern an jene alte Zeit die Namen „Helgehaus" und „Bruderberg". Ersteres stand in den Wiesen zwischen Walsdorf und Würges. Letzteres ist der Weg von Walsdorf zum neuen Friedhof, und soll seinen Namen von einem Brudermord haben. Wahrscheinlicher aber ist, daß der Weg den Namen von den Mönchen erhielt, die auf dem Berge wohnten, und diesen Weg wählten, um in das Thal zu den Bürgern von Walchesdorf zu gelangen. Ferner sind noch zu erwähnen „Patersacker" und „Bruder Jakobs-Stück". Diese beiden Distrikte liegen an dem Weg nach Walrabenstein und waren wahrscheinlich in der Benutzung des Paters, welcher die Messe zu lesen hatte. Bruder Jakob las die Messe im Kloster zur Zeit der Aebtin Emmeline im Jahre 1362. Ueber 500 Jahre hat sich dieser Name als Gemarkungsname erhalten. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Weinmarktbuch der Stadt Kaub, 1541—1656.

3) Von Dr. K. Spielmann. (2. Fortsetzung.)

Kam es vor, daß die Aussicht auf einen günstigen Absatz trotz allem gering war, so erlaubte der Rat unter Zustimmung der Beamten den Bürgern, sich nicht strenge an die Vorschrift zu halten. Zu 1562 wird bemerkt, „daß ein jeder Kaufmann (d. h. nach Uebereinkunft mit den Winzern) schroten möge."

Anno 1575 wurde (s. o.) schon am 18. X., also lange vor dem Markt, der erst am 16. I. 1576 stattfand, zu schroten erlaubt. Auch 1589 scheint eine Ausnahme gemacht worden zu sein. Anno 1621 heißt es, daß zwar auf den Bacharacher Markt (d. h. nach dem Preis des Thälermarkts) verkauft und gehandelt werden, „jedoch dem Hausmann unbenommen sein solle, mit den Kaufherren nach Gelegenheit der Sachen etwas darunter zu akkordieren". In 1624 wurde der erlaubte Minderakkord auf 4—5 Thaler festgesetzt; 1637 wird wieder „etwas unter dem Thälermarkt, der Billigkeit gemäß," zu verkaufen erlaubt und 1638 „dem Hausmann seine alte Freiheit (d. h. wohl die wie im Jahre vorher) unbenommen". Anno 1669 wird „ohnerwartet des Thälermarkts" geschroten, da Joseph Judt dieses zum Teil schon gethan hatte. Und zu 1670 heißt es, „da sehr wenig gewachßen und der Preiß ziemblich hoch, Ist darbey ferner verabredet worden, im fall sich ein und Andere Käuffern des Gemachten Marckts halben beschweren würdte, denselben auff den Thallmarckt zu handeln und zu zahlen erlaubt sein soll."

Aber trotzdem wurde manchmal über Liegenbleiben des Weines geklagt. Zu 1558 heißt es: „Und sein diß Jar viel wein unverkaufft plleben leigen, haben die burger verzapfft, etlich haben under den marck gebenn." Zu 1559: „Diß Jar seint auch etlich Wein plleben leigen, sein von burgern under Marckt uff das Schoen (?) verkaufft." In 1564 bewilligt der Rat, daß die Kaufleute, die noch zu schroten haben, schroten sollen, d. h. wohl um jeden annehmbaren Preis. Ebenso wurde 1579 wenig Wein verkauft (s. w. u.). Anno 1616 blieb der Wein, obgleich seiner viel und gut war, „mehrenteils" liegen, desgleichen 1617, und über 1628 wird berichtet, daß man auf Neujahrstag (1629) habe schließen müssen, weil es, „Gott erbarm's, dieß Jahr wenigk und kein frembde Kauffleut hie hero kommen."

Kein Markt hat stattgefunden entweder wegen ganz schlechten Wachstums, oder wegen Kriegszeiten. Das erstere war der Fall 1555 (wahrscheinlich; denn dieses Jahr ist in der Aufzeichnung gar nicht erwähnt), 1576 (doch fand in diesem Jahre der Würzmarkt, aber ohne Schließung statt), 1608 und 1664 (welch letzteres Jahr auch ganz übergangen ist). Die Jahre 1643—1647, in denen ebenfalls kein Markt stattfand, fallen in die Zeit des Großen Krieges, unter welchem auch Kaub viel zu leiden hatte.

Als der Kaiser die Spanier gegen den Kurfürsten von der Pfalz zu Hilfe rief, besetzten diese 1620 Kaub und Umgegend gleich den übrigen kurpfälzischen Gebieten und behaupteten sich hier fast zwölf Jahre lang. Da sie die Einwohner mit schweren Abgaben drückten, so kam natürlich auch der Kauber Weinhandel zu Schaden. Darüber wird uns im Weinmarktbuch eine interessante Episode mitgeteilt.

„Uff heut dato den 14. tag Novembris Anno 1625 ist auß tringender Not E. E. Raht mit den Vierern zusamen komen weiln der Herr Hauptman der Burgerschafft den Wein verarrestiret hat auß Ursachen weil ihme seiner anzeig nach über die 100 Reichsthaler servis gelt außgestanden, Niemanden biß er bezalt, wollen schroden laßen und theils die geschrodene Wein am Rein ligen blieben. Nun aber wenden die Burger vor das die Zöller welche dieß Jahr ihre Kauffleut sein Niemanden biß der Würtzmarck gemacht kein gelt geben noch kein abrechnung halten wollen. Diesem vorzukommen hatt man ohne die Hern Amptleut in aller eyl den Würtzmarck machen müßen, Sintemaln weder Zolschreiber noch Schulteß inheimisch geweßen damit ein Jeder wer servis gelt schuldig das seinig erlege und der arrest relegirt werde."

Um die Jahreswende 1631/32 wurden die Schweden die Herren am Mittelrheine, so auch zu Kaub und blieben es, bis sie 1635 von den Kaiserlichen verdrängt wurden. Diese gaben Kaub samt den beiden Burgen Gutenfels und Pfalzgrafenstein an ihren getreuen Verbündeten Hessen-Darmstadt, das auch bis 1642 im Besitze blieb. Anno 1643 aber wurde es heftig von dem ihm feindlichen Hessen-Kassel bekriegt, und über zwei Jahre lang wußten die Kauber nicht, wem sie eigentlich angehörten. Anno 1645 nahmen die Franzosen das Städtchen; 1646 wurden sie von den Hessen-Darmstädtern, 1647 diese von den Hessen-Kasselern wieder hinausgeworfen. Durch den Westfälischen Frieden von 1648 fiel dann Kaub und Umgebung an seinen rechtmäßigen Herrn, Kurpfalz, zurück. Daß unter solchen Verhältnissen die Jahre 1643—1647 im Weinmarktbuche durch leere Blätter angedeutet sind, läßt sich also begreifen.

Kommen wir nun auf die guten und schlechten Jahre näher zu sprechen, so ergiebt sich folgendes:[1] Anno 1548 wird geklagt, daß viel Trauben erfroren; aber es wurde doch Markt gehalten. Daß 1555 wahrscheinlich nichts wuchs, haben wir schon angedeutet. Zu 1576 heißt es: „Diß Jare ist an dem Mey namlich uff Montag nach Quasimodo gegen den abentt Eyn großer Kießell fall allentthalben geschehenn. Daruff auch eyn groß Kelde ervolget, daß die geschepne sampt denn außgeschlagenen reblin beinach gar erfroren." Ein gemeiner Markt fand deshalb nicht statt. Anno 1579 heißt es: „Die Kauffleud haben diß Jare wenig wein kaufft, deßwegen, daß er unzeittig und Sauer gewesen und offt das Jare durch gegohren hat und wenig schöner wein erfunden." Anno 1597 wird bemerkt, daß „in den Thäll mehr frostes an den Drauben als hie zu Caub erlidten" und 1598, daß „allhirige (Kauber) Weine beßer als die in den Thälen gewesen"; 1599 wird ein „voll und gut Weinjahr" genannt (ein gemeiner Markt fand nicht statt). Dagegen wird von 1600 berichtet: „Dieses Jar sind die stöck im

[1]) Die guten und schlechten Jahrgänge stimmen mit denen im Rh. Antiquarius angegebenen überein.

Winter allerdings erfrohrenn, also den darauf volgenden Herbst sehr Wenig Wein gewachßenn unnd darzu schlecht unnd sauer. Sind in allem so woll in der Kellerej als in der gantzen Burgerschaft nur Zehn Fuder Wein (!) geweßenn." Zu 1608 heißt es: „Ist kein Markt gemacht worden, denn daß Ihar Klummen (Hagel?) gefallen." Gelobt wird der Jahrgang 1615 als „besser als in den Thalen", 1616 als „sehr herrlich gut" mit der Bemerkung, daß in den Thälern wenig Wein gewachsen sei. (Auch in diesen beiden Jahren fand kein gemeiner Markt statt.) Zu 1658 wird bemerkt, daß gar wenig gewachsen, aber doch Weinmarkt gewesen sei; 1664 gab es nichts, 1670 sehr wenig, 1671 „wegen erfrorener wingerth" ebenfalls sehr wenig, 1674 „leyder gar wenig" und 1675 ist „sehr wenig und so sauere trauben" gewachsen, daß man solche mit schlegen und Klippeln klopffen müßen." Das war wohl Galgenhumor des Ratsschreibers, weil er das Buch so schlecht abschließen mußte.

Das Maß, nach welchem die Preise festgesetzt wurden, blieb das ganze Buch hindurch „das Fudermaaß". Das Fuder wurde zu 6 Ohm, die Ohm zu 20 Vierteln und das Viertel zu 4 Maß (die Maß = 2 Liter) gerechnet und zwar ebenfalls durchgängig. In der ersten Zeit werden die Preise nur für das Fuder, seit 1570 auch, zunächst vereinzelt, für Ohm und Viertel, seit 1618 dann auch für die Maß angegeben.[1])

Die Münze war in der ältesten Zeit der Gulden, zu 26 Albus „schlecht", oder — meist — 24 Albus „gut" Geld, der Albus zu 8 Pfennigen. Nebenbei kommen vereinzelt Reichsort (= 6 Albus, 4 auf den Gulden) und Heller (4—5 auf den Albus) vor. Mit dem Jahre 1621 tritt als höchste Münzeinheit der Thaler oder Reichsthaler ein (= 3 Gulden 16 Albus oder = 88 Albus ungewöhnlich hoch, bald darauf zu 45 Albus;) zugleich aber beginnt ein heilloses Münzendurcheinander: Reichsthaler, Gulden, Reichsort, Kopfstück (= 10 Albus), Blaumäuser (15—16 auf den großen Reichsthaler) Albus, Stüber (= $^1/_2$ Albus) und Pfennige.[1]) Erst 1651 reduzieren sich die Sorten auf Reichsthaler, Albus und Pfennige; seit 1661 tritt statt des Albus der Kreuzer (60 auf den Gulden) ein, und nur zweimal noch kommen Gulden, Albus und Reichsort vor. Anstelle des Pfennigs tritt zuletzt der Heller.

Diese Maß- und Münzenverhältnisse können wir ohne weiteres als typisch für den Handelsverkehr in den Mittelrheingegenden überhaupt annehmen.[2])

Nun kämen wir schließlich zu dem wichtigsten Punkt, den Arten der Weine. Denn daß diese nicht einerlei Art gewesen, das besagt uns schon — neben den bereits berührten Bezeichnungen — die öfter wiederkehrende: „der Markt in den Weinen". Aber wohlverstanden: es handelt sich nicht um Weinsorten nach sogenannten Lagen, sondern um Weinarten nach — der Zubereitung. „Der Zubereitung?" wird der geneigte Leser erstaunt ausrufen und dabei gleich an Pantschen oder Schmieren unredlicher Weinhändler von heute denken. Allein so etwas ist von vornherein nicht anzunehmen.

(Schluß folgt.)

[1]) Zu 1553 heißt es bei Aßmannshausen und Heimbach ein einziges Mal „Stück"; der Preis ist aber nach dem Vergleich mit anderen der Fuderpreis.

[1]) Ganz dieselbe Erscheinung zeigt sich in der Liste des Rh. Antiquarius; auch hier ist 1621 das Scheidungsjahr für Gulden- und Thalerwährung.

[2]) Da die Währung mehrfach Schwankungen ausgesetzt war, so ist stets der am häufigsten vorkommende Satz angenommen worden.

Das Bolongarische Gebäude zu Höchst.

Von K. Meusch.

Eines der interessantesten Bauwerke in Nassau dürfte wohl das Bolongarische Gebäude in Höchst a. M. sein. Jeder Fremde, der die Hauptstraße dieser rasch aufblühenden Industriestadt durchwandert, steht vor einem mächtigen, im französischen Stile des 18. Jahrhunderts aufgeführten Palaste, der einen bedeutenden Teil der Grundfläche der Stadt einnimmt, still und fragt sich, welcher fürstlichen Persönlichkeit derselbe wohl einst zum Aufenthalt gedient haben mag. Ungläubig wird er uns ansehen, wenn wir ihm die sehr prosaische Antwort erteilen, daß dieser mächtige Bau sein Dasein dem Verdienste eines Schnupftabakfabrikanten verdankt, der dazu noch als ganz armer Savoyardenknabe nach Deutschland gekommen war. Die Erwerbung eines so großen Vermögens hatte derselbe aber nur dem Umstande zu verdanken, daß vor etwa 150 Jahren alles schnupfte, und daher der Verbrauch an Schnupftabak ein sehr bedeutender war.

Seinen Namen trägt das Gebäude von seinem Erbauer Giuseppe Maria Marco Bolongaro. Derselbe war im ehemaligen Herzogtume Savoyen, im Dorfe Sesa am Lago Maggiore am 25. März 1712 geboren. Von armen Eltern stammend, war er schon als Knabe gezwungen, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Mit einem abgerichteten Murmeltiere, dessen kleine Kunststücke er für Geld sehen ließ, besuchte er alljährlich die Ostermesse zu Frankfurt a. M. und trug so das Joch einer entbehrungsreichen Jugend. Nachdem er mehrere Jahre nicht mehr erschienen war, kam er endlich um das Jahr 1740 wieder; diesmal aber als wohlhabender Mann. Er hatte sich inzwischen in Italien mit der Fabrikation des Schnupftabaks bekannt gemacht und aus dem Geheimnis derselben bereits ein ansehnliches Vermögen erworben.

Nachdem Bolongaro einige Jahre in Frankfurt

Anmerkung. Nach Risbeck, Briefe eines in Deutschland reisenden Franzosen, den Ann. d. Altertums-Vereins XXI, Schüler, Geschichte von Hochheim und lokalen Ermittelungen.

gelebt hatte, beabsichtigte er, sich dortselbst dauernd niederzulassen und ein Handelshaus mit großartiger Fabrik zu gründen. Bei diesem Vorhaben bereitete ihm jedoch der Rat der Stadt allerlei Schwierigkeiten; auch verlangte man von ihm behufs neuer Veranlagung zur Steuer, den Stand seines Vermögens klar zu legen. Um dem aus dem Wege zu gehen, bot er dem Rate eine ungeheuere Summe Geldes an, allein derselbe beharrte — wie Risbeck sagt — mit einer recht kleinstädtischen und unverzeihlichen Hartnäckigkeit auf der Vorlage eines Inventariums.

Nun hatten der Kurfürst von Mainz und die Stadt Frankfurt durch einen Vertrag ihren Unterthanen ganz freien Abzug gestattet, wenn sie sich in einem der gegenseitigen Gebiete niederlassen wollten. Diese Bestimmung benutzte nun Bolongaro, der ein trotziger und rachsüchtiger Mann war, um sich an dem Magistrat zu Frankfurt zu rächen. Er wandte Frankfurt den Rücken und ließ sich in Höchst, welches damals dem Kurfürsten von Mainz gehörte, nieder. Damit war Bolongaro mainzischer Unterthan geworden, er brauchte dem Rat von Frankfurt kein Vermögensinventarium vorzulegen und konnte aus dieser Stadt ziehen, ohne einen Kreuzer zu hinterlassen.

Damals regierte im Erzstifte Mainz der Kurfürst und Erzbischof Emmerich Joseph, Freiherr von Breidbach-Bürresheim. Diesem war es natürlich sehr erwünscht, einen so reichen Herrn wie Bolongaro zu seinen Unterthanen zählen zu können. Er verlieh demselben daher nicht nur unterm 30. Oktober 1772 das Bürgerrecht, sondern auch der Familie Bolongaro den erblichen Rang von Edlen und Patriziern des Erzstiftes und sprach dem jeweiligen Haupte der Familie den Vorsitz im Schöffenstuhle zu. Als Bauplatz zur Anlage der Fabrik und der Wohngebäude wurde Bolongaro ein an dem Ufer des Mains und der Nidda oberhalb der damaligen Stadt an der Frankfurter Straße gelegenes Grundstück von 400 Waldschuhen Länge und 360 Waldschuhen Breite zu dem geringen Preise von 1050 Gulden angewiesen. Auch wurde in einer Urkunde bestimmt, daß alles Rohmaterial in die zu errichtende Fabrik steuerfrei eingeführt und das fertige Fabrikat mit einer Steuer von 8 Kreuzern vom Zentner ausgeführt werden solle.

Die Ausführung des stattlichen Bauwerkes erfolgte von 1772 bis 1775 und kostete gegen 1 Million Gulden. Das Hauptgebäude besteht aus einem an der heutigen Hauptstraße liegenden Mittelbau und zwei nach dem Main hinziehenden Flügeln. Der Mittelbau wird von einem schlanken in Sandstein ausgeführten Uhrtürmchen gekrönt, auf dem ein sich drehender Pelikan mit erhobenen Flügeln sitzt, der die Windrichtung anzeigt. Von dem religiösen Sinne des Erbauers zeugte die im Mittelbau gelegene, aufs schönste mit Freskogemälden und Skulpturen ausgestattete Hauskapelle. Ueber dem Eingange zu derselben prangten bis vor kurzer Zeit die Worte: „Haec domus domus orationis vocabitur." (Dieses Haus wird ein Bethaus genannt werden.) Der Gottesdienst wurde durch einen fundierten Benefiziaten versehen. Die beiden Seitenflügel endigten nach dem Maine zu in zwei prachtvollen Pavillons. Ein Pavillon mit dem Standbilde des fürstlichen Gönners Emmerich Joseph war diesem aus Dankbarkeit zum Sommeraufenthalte zur Verfügung gestellt. Der von diesen Gebäuden eingeschlossene nach dem Maine zu offene, große viereckige Platz wurde zu einem Lustgarten mit schattigen Bäumen, Fontainen, Terrassen und Statuen geschaffen, der dem darin Wandelnden mit seinem herrlichen Ausblick auf den Main und die gegenüberliegende, im Süden von Laubwald begrenzte Ebene ein selten schönes Panorama bot. Gegen die Nidda hin wurde der Garten durch ein Sandsteingeländer abgeschlossen, das durch ebenfalls in Sandstein ausgehauene lebensgroße Löwen, Sphinxen, mächtige Fruchtkörbe und kleine mit den verschiedensten Musikinstrumenten ausgerüstete Musikanten verziert war. Heute hat der Zahn der Zeit allerdings manches Stück davon abgenagt; manche Figur mag besonders durch die kriegerischen Ereignisse im Jahre 1813, oder auch durch die Interesselosigkeit der jeweiligen Besitzer ganz verschwunden sein. Neben diesem Hauptbau wurde nach der Altstadt zu ein gleich ansehnlicher, wenn auch nicht so schöner Bau errichtet, auf dem als Symbol des Handels Merkur auf einer rollenden Kugel dahineilend angebracht ist.

Wie bedeutend der Umfang des Bolongaroschen Geschäftes gewesen sein muß, geht aus der Thatsache hervor, daß die Stadt Frankfurt durch seinen Wegzug jährlich an Zöllen eine Mindereinnahme von 9000 Gulden zu verzeichnen hatte. Zudem verstand es Bolongaro durch allerlei Versprechungen den Kurfürsten Emmerich Joseph so für sich einzunehmen, daß dieser ihm zur Erleichterung der Spedition seiner Güter vor seinem Palaste am Maine einen Krahnen errichten ließ und ihm weiter eine Zollfreiheit auf 20 Jahre zusicherte. Hierdurch war Bolongaro in den Stand gesetzt, einen großen Teil der Speditionen der Güter, welche von Bremen, Hamburg, aus dem Hessischen und Hannöverischen nach Schwaben, dem Elsaß, der Schweiz u. s. w. gingen, von Frankfurt nach Höchst zu ziehen, wodurch der Verlust für Frankfurt noch bedeutender wurde.

Um sich aber noch mehr an dem Rate zu Frankfurt zu rächen, nahm Bolongaro aus einem der ersten Handelshäuser in Frankfurt einen geschickten Kaufmann Namens Beggiora an und gründete mit demselben auch noch eine Spezereihandlung in Höchst, welcher Handelszweig damals der wichtigste von Frankfurt war. Schon der Umstand, daß dieses neue Geschäft ebenfalls auf 20 Jahre Zollfreiheit genoß, war ein großer Vorteil für seinen Aufschwung, der sich daraus erkennen läßt, daß es schon in der ersten Zeit gegen 160 000 Gulden umsetzte.

Wohl hatte der Rat zu Frankfurt durch seine Härte gegenüber einem seiner reichsten Unterthanen sehr gegen das Wohl der Stadt gefehlt, allein der Kurfürst zu Mainz beging einen noch größeren Fehler. Er schien sich damit brüsten zu wollen, einen kaufmännischen Millionär mehr im Lande zu haben, bedachte aber nicht, daß durch einen Charakter wie der des Herrn Bolongaro eine ganze Reihe kleiner Geschäftsleute zu Grunde gerichtet würde. Und so

mußte denn der Hof zu Mainz die Ehre, diesen Millionär zum Unterthanen zu haben, recht teuer bezahlen.

Bolongaro hatte nämlich die Verpflichtung übernommen, 20 Jahre lang alljährlich 20 000 Gulden in Höchst zu verbauen und damit einen ganz neuen Stadtteil zu schaffen, den er zu Ehren seines Gönners Emmerichsstadt nennen wollte. Dagegen gewährte ihm die Regierung zu Mainz nicht nur auf 20 Jahre Zollfreiheit, ganz freien Handel und Wandel, sondern gestattete ihm auch, die unerschöpflichen Steine des alten zerstörten Schlosses zu seinen Gebäuden zu verwenden und stellte ihm außerdem noch vier freie Pferde zu seinem Gebrauch. Der ersparte Zoll und der freie Abzug aus Frankfurt allein wogen schon die Verpflichtung, jährlich 20 000 Gulden zu verbauen, auf. Allein Bolongaro kam dieser Verpflichtung gar nicht einmal nach und verwandte noch nicht die Hälfte von der bedungenen Summe Geldes. Er baute zwar noch einige Häuser in der Nähe seines Palastes, richtete dieselben aber als Mietswohnungen ein und vermietete sie. Viele Jahre lang bestand die ganze Emmerichsstadt nur aus seinem Handlungskomptoir, aus dem er seine Briefe in die ganze Welt datierte.

Das Entgegenkommen der Regierung zu Mainz wäre wohl noch zu rechtfertigen gewesen, wenn Bolongaro sein Geld dazu verwendet hätte, um Handwerker von Höchst mit ansehnlichen Arbeiten zu betrauen und hier ein festes und dauerhaftes Gewerbe zu begründen. Allein außer einigen Maurern und Zimmerleuten hatte kein Höchster Bürger einen Nutzen von der Anwesenheit dieses Krösus; denn mit der Anlage einer Schnupftabakfabrik war es eine eigene Sache. Bolongaro bezog nämlich fast all seinen Schnupftabak bereits gemahlen von auswärts und bewirkte den Versand auch zum größten Teile ab Frankfurt, wo sich auch sein Hauptkomptoir immer noch befand. Er hatte eben — wie Risbeck schreibt — nur d e n Teil seines Gewerbes nach Höchst verlegt, den er zu Frankfurt nicht so vorteilhaft betreiben konnte und machte die Rechte eines mainzischen Unterthanen nur insoweit geltend, als er dadurch der Reichsstadt Frankfurt schaden konnte, ohne aber auch seinem neuen Souverain dadurch im geringsten zu nützen.

Wie groß der Fehler war, den die Mainzer Regierung dadurch gemacht hatte, daß sie Bolongaro eine ganz unbedingte Handelsfreiheit gestattete, sollten recht bald die Höchster Krämer erfahren. Damals gab es in dem Städtchen 8 bis 9 Krämer, die sich mit ihrem Kleinhandel redlich zu ernähren suchten und auch einige Handelsgeschäfte im großen machten. Der schadenfrohe Stolz, die übrigen Mitbürger das Uebergewicht seines Geldes fühlen zu lassen, und sein Geiz, noch um einige Pfennige reicher zu werden, trieben Bolongaro dazu, neben seinem Großhandel auch noch eine Spezereibude zu eröffnen, in der er auch im kleinsten Detail verkaufte. Die Regierung in Mainz sah in ihrer Voreingenommenheit für den reichen Mann diesem Detailhandel durch die Finger und bedachte nicht, daß durch diese Handlungsweise ein Teil ihrer Unterthanen zu Grunde gehen mußte. Durch das fortwährende Entgegenkommen der Regierung ging Bolongaro noch weiter: er verlangte sogar, daß die wichtigsten Artikel der Höchster Krämer zu einem Monopole seiner Bude gemacht würden und bot dafür der Regierung eine gewisse Summe Geldes. Dies Verlangen schien nur aber doch den Herren in Mainz zu weit zu gehen, und sie schlugen daher diese Bitte ab.

Aber nicht nur die Höchster Krämer hatten durch den Charakter Bolongaros schwer zu leiden, sondern auch die armen Fischer des Städtchens sollten bald sein Uebergewicht fühlen. In der damaligen Zeit bot die Fischerei eine Hauptnahrungsquelle für einen großen Teil der Höchster Bürger. Bolongaro strengte nun gegen dieselben bei der Regierung zu Mainz eine Klage an, weil durch einige Fischer eine Beschädigung seines an die Nidda stoßenden Gartens vorgekommen sein sollte. Er verlangte zur Bestrafung, daß den Höchster Fischern für die Zukunft die Fischerei auf der Nidda verboten werden solle. Die Regierung, die sich ja schon so oft diesem Krösus gegenüber schwach gezeigt hatte, kam auch diesmal seinem Verlangen nach und richtete dadurch abermals einen Teil ihrer Unterthanen zu Grunde.

Daß sich Bolongaro bei solchen Charaktereigenschaften nicht der Beliebtheit der Höchster Einwohner zu erfreuen hatte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Welche Vorstellungen sich das Volk von seinem Reichtume machte, bezeugt die Ueberlieferung, daß er die Bau- und Handwerksleute mit lauter Kreuzern bezahlt und deren ganze Fässer voll besessen habe. Diese Kreuzer sollte er sich auf dem Wege von Italien nach Deutschland verdient und erspart haben, als er noch mit seinem Murmeltiere umherzog.

Wie geizig Bolongaro thatsächlich gewesen sein muß, ersehen wir aus folgender Begebenheit. Eines Tages erschien bei Bolongaro ein Landsmann und dazu noch einer seiner besten Freunde. Durch mancherlei Unglücksfälle war derselbe in große Not geraten. In seiner Hoffnung, von dem vom Glücke so sehr begünstigten Freunde Bolongaro eine ansehnliche Unterstützung zu erhalten, wurde er jedoch schwer getäuscht, denn dieser gab ihm ein Vier-Sousstück, dazu noch das schlechteste, welches der reiche Mann in seinen Säcken aussuchen konnte, obwohl er wußte, daß der Notleidende in seiner trügerischen Hoffnung einen erstaunlich weiten Weg zu seinem vermeintlichen Freunde gemacht hatte.

Jedoch nicht lange sollte sich Bolongaro seines herrlichen Palastes zu Höchst erfreuen, denn er starb am 29. Mai 1779. Da er keine Kinder hinterließ, wurde sein einziger Bruder Jakob Philipp in Amster. dam nach dem Tode der hinterlassenen Witwe sein Universalerbe. Dieser hatte nur zwei Töchter, wodurch der Mannesstamm ausstarb. Um den Namen zu erhalten, nannten sich die Familien der Nichten des Erblassers und ihre Nachkommen Bolongaro-Crevenna und Bolongaro-Simonetta. Der Rat zu Frankfurt suchte nun seinen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß er beide Familien in den Bürgerverband aufnahm. Das Geschäft wurde wieder ganz nach Frankfurt verlegt. Bolongaro war in Höchst ein mehrfacher Millionär geworden; — der leichtgläubige Erzbischof hatte seine Schuldigkeit gethan, ohne daß er von dem Unternehmen einen besonderen Nutzen gehabt hätte.

Die ganze Geschichte des Aufenthaltes des Herrn Bolongaro in Höchst zeigt, wie in der damaligen Zeit sich die einzelnen Stände des deutschen Reiches auf eigene Kosten zu schikanieren suchten; denn offenbar war der Kurfürst und Erzbischof von Mainz gegen Bolongaro nur um deswillen so zuvorkommend, um der Stadt Frankfurt dadurch indirekt einen Schaden zuzufügen. Der Lohn für diese That ist ja — wie wir gesehen haben — nicht ausgeblieben; auch die Taschen des Kurfürsten gingen leer aus, ein Teil seiner Unterthanen aber wurde schwer geschädigt.

(Schluß folgt.)

Name und Wappen von Biebrich.

Von H. Kilz.

Oefters schon ist die Frage erörtert worden, von „wo" und „was" der Name Biebrich stamme. Aus naheliegenden Gründen war man immer zur Ansicht geneigt, das Wort Biebrich von Biber abzuleiten. Man glaubte allgemein, daß die Frage ja hier ganz natürlich gelöst sei. Daß dem nicht so ist, sei im folgenden erläutert. Vorher seien jedoch einige historisch bemerkenswerte Daten vorausgeschickt, die willkommen sein dürften.

Biebrich wird schon im Jahre 874 n. Chr. erwähnt und zwar, als Ludwig der Deutsche auf der damaligen Kaiserburg Biburc, auf einem Zuge nach Aachen begriffen, rastete. Karls des Großen Sohn Ludwig der Fromme soll hier öfter gewesen sein. Man vermutet, daß er auf der Ingelheimer Aue gestorben sei. Die alte Kaiserburg Biburc oder Biburg stand an dem Platze, wo die jetzige Moosburg steht. Noch 992 stand sie; seitdem wurde sie nicht mehr erwähnt, was vermuten läßt, daß sie bald darnach zerstört wurde. Unter dem Herzoge Friedrich August wurde sie als Ruine wieder hergestellt.

Biebrich und Mosbach (Moskebach) waren in ganz früher Zeit örtlich von einander getrennt; irgend welche engere Beziehungen sind daher nicht anzunehmen. Kaiser Otto III. schenkte das kaiserliche Landgut Biburc mit dem Hofe Moskebach an das Kloster Bleidenstadt.

Werner von Boland verkaufte 1279 diesen Hof an das Kloster Eberbach. Die Kirche zu Moskebach (auch Muschebach) hatte der trierische Erzbischof Eberhard (um 1050) dem St. Simonsstifte in Trier geschenkt. Verschiedenemale hatten nun Biebrich und Mosbach das Schicksal „verkauft" und „verschenkt" zu werden, bis sie endlich aus dem geistlichen Besitze ganz an Nassau kamen. Fürst Georg August von Nassau-Idstein erbaute das Schloß im Jahre 1704; seitdem ist es der Sitz der fürstlichen, später herzoglichen Linie gewesen. Dies sind einige wichtige Daten über die Entstehung Biebrichs.

Doch nun zur Begründung des Namens „Biebrich". Biebrich pflegte gewöhnlich wie Biberach und Bibra als Biberwasser verstanden zu werden. Mythologische Namen sind in Nassau ebenso selten wie lateinische. Meistens lagen Personennamen, also Eigennamen oder etymologischer Ursprung zu Grunde. Da es nun früher Biburg und nicht Biberburg hieß, so kann man nur von letzterem Standpunkte aus urteilen.

Bi heißt nun so viel als bei oder vor, sodaß es richtig Beiburg oder Vorburg hieße. Der Name bedeutete die außerhalb der inneren Ringmauer einer Burg liegenden Gehöfte.

Welchen Aenderungen der Name Biebrich im Laufe verschiedener Jahrhunderte unterworfen war, ersehe man aus folgenden Beispielen. Es hieß: 874 Biburc, 1296 Bieberg, ferner Bieburch, 1362 Byborg, 1418 Byeborg, 1710 Bibrich, 1302 werden Adelige de Biburch genannt. Ferner kommt in einer Eberbacher Urkunde der Name Hermannus Biburch um 1196, vor. Ob letzterer sich nach Biburch genannt ist nicht bekannt.

Lateinisch heißt Biber fiber, französisch bièvre und spanisch bibaro; das germanische Stammwort ist bebru. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß Biebrich irgendwie davon abgeleitet sei, sondern die Ableitung von „Bi-Burg" ist wohl die richtigere und einleuchtendere.

Förstemann bemerkt, daß das Schwanken zwischen berg und burg nicht zu den Seltenheiten gehöre. Man sieht also wie wenig wichtig man es damals nahm ein Wort zu verändern, oft sogar zu entstellen. Kehrein sagt: „Ein Name, der dieses Jahr schön und vornehm klang, dünkte im nächsten Jahre abgeschmackt, ja altväterlich. Gefiel er auch dann nicht, gut, dann änderte man wieder; man brauchte ja nicht erst die Genehmigung der Behörde einzuholen, und selbst diese schrieb einmal so, einmal so. Deshalb darf man auch irgendwelchen Veränderungen größere Wichtigkeit nicht zuschreiben".

Das Volk war nun noch freigebiger im Deuten eines Wortes. Es erklärte sich einfach dasselbe wie es seinem natürlichen Sinn paßte. So war doch das Nächstliegende, daß Biebrich von Biber kam. Man findet solch tiefeingewurzelte Begriffe noch heute fast überall. Kurzum, man nahm alles verbotenus.

Später wurde dann bei „Biebrich" aus burg oder berg ein rich. Rich heißt nun mittelhochdeutsch (12.—15. Jahrhundert) reich oder mächtig. Vermutlich ist dieses auch eine volkstümliche Aenderung. Man ist nun wirklich versucht Biebrich als Biber — reich zu deuten, wenn es nicht Bieb-rich hieß und geheißen hat. Um dem Volksmund recht zu geben, ist es ja nicht ausgeschlossen, daß an dem früher reich bewaldeten Rheinufer viele Biber gehaust haben.

Nahe bei Biebrich, jetzt mit ihm eins, liegt Mosbach. Es wird viel im Verein mit Biebrich genannt, war jedoch, wie bemerkt, früher von demselben getrennt. Der Ursprung des Namens Mosbach wird leicht gedeutet und zwar aus einer Bildung von mos, lateinisch mucus = Moos, Schlamm.

Der Gedanke liegt nahe, Mosbach direkt mit

Moos in Beziehung zu bringen. Inwieweit diese Annahme gerechtfertigt, bleibt festzustellen. Auch der Name Mosbach hat viele Aenderungen erfahren. Er hieß schon Muschebach, Mussebach, Moschebach, Moskebach, Mossebach u. s. w. Genügende Gründe darüber sind noch nicht erbracht; es wäre das ein weiteres interessantes Kapitel.[1])

Doch nun zu dem Zusammenhang des Namens mit dem Stadtwappen. Noch vor ganz kurzem hatte man im Wappen einen Biber beibehalten, bis auf einmal der Magistrat auf Grund eingehender Forschungen dazu kam, einen „Fuchs" als Wappentier festzustellen. Das berührt nun sehr merkwürdig, von einem Biber auf einen Fuchs zu kommen, zwischen denen doch nicht die geringste Aehnlichkeit herrscht. Ob die undeutliche Zeichnung in irgend einem alten Wappenbuch die Veranlassung dazu gab, wage ich nicht zu bestimmen. Vielleicht hatte die Schwanzzeichnung des Bibers dazu verholfen, die oft wie ein Fuchsschwanz aussieht. (Siehe Siebmacher, Wappenbuch.)

Die eigentliche Wappenverbreitung nahm erst im 14. Jahrhundert ihren Anfang. Die Städte hatten früher noch nicht das Recht, ein Wappen zu führen, sondern nur der Adel. Erst 1322 wird die erste Genehmigung dazu erteilt und zwar an die Stadt Frankfurt a. M. Dabei wurde unter Vorlegung des Siegels der Stadt von dem Landesherrn das Wappen bestimmt.

Jede Stadt hatte aber das Recht, mit Erlaubnis des Landesherrn ihr Wappen zu ändern.

Nach Siebmacher steigt aus einem blauen Strome (dem Rhein) ein Biber hervor, der einen Fisch im Maule trägt. Das Wappen ist von einem Zeichen, das die Form einer Eichel besitzt, begleitet. Jedenfalls deutet letzteres auf die Beziehungen Biebrichs zum Kloster Eberbach. Biebrichs Wappen gehört also zur Gattung der Namen- oder redenden Wappen, da dasselbe eine Anspielung auf den Namen der Stadt enthält. Es erklärt sich wieder, daß der Volksmund die Ursache zur Bestimmung des Wappens war.

Allerlei heraldischer Unsinn, wie daß ein Biber Fische frißt, findet sich öfter; es soll hier jedenfalls auch nur ein fischreicher Fluß durch den Fisch symbolisiert sein. So hat z. B. der bekannte Ort Ebernburg einen Eber in strömendem Wasser mit einem Fisch im Maule, wie das Biebricher Wappen einen Biber. Der Fisch soll aber nur das Flüßchen Alsenz versinnbildlichen, an dem der Ort liegt.

Die Hauptsache war demnach nur, den Namen und eventl. den Fluß zu symbolisieren, an dem Biebrich lag. Nach Unnatürlichkeiten fragte man nicht. In späterer Zeit kam nun noch eine Mauerkrone zu dem Wappen. Man hält diese vielfach für den Ersatz des heraldischen Helmes; sie kann aber auch die Burg oder Stadt versinnbildlichen.

Ob die in anderen Wappenbüchern gezeichnete Otter eine Verzeichnung eines Bibers ist, bleibt noch festzustellen. An Urkunden ist sonst wenig vorhanden. Auch haben es wenige der Mühe wert gehalten, über Namen und Wappen Biebrichs zu forschen. Manche Vermutungen würden sich dadurch bestätigen lassen, und vieles würde sich einander ergänzen. Unrichtig und ohne jeglichen Bezug auf Namen und Stadt ist es aber immer, einen Fuchs im Biebricher Wappen darzustellen. Ob es jedoch eigenmächtige Aenderung der Stadt ist bezweifle ich, da sicher keine Ursache dazu vorhanden war.

Durch diese Zeilen hoffe ich nun, zu weiteren Forschungen Veranlassung zu geben, sodaß bald ein befriedigender Abschluß zu stande kommen möge. Viele Urkunden, die entweder unbekannt oder als unwichtig erachtet worden sind, bieten oft manchen Aufschluß; auch wäre es im Interesse vieler zu wünschen, daß weitere Aufklärungen gebracht würden.

[1]) Friedrich Fischbach nimmt bei mythologischen Namen an, daß fromme Mönche oder Priester dieselben änderten und durch harmlose ersetzten, um dem Volke alles Heidnische fernzuhalten. Oft jedoch leuchtet der frühere Name durch.

Dornburg.

4) Von Emilie Escherich. (3. Fortsetzung.)

Hildegard war, als sie merkte, daß ihre Verteidigung in der aufgeregten Menge ungehört verklang, zu ihrem Vater voraus gelaufen. Aber auch zu seinen Ohren war bereits das Gerücht von dem feindlichen Ueberfall der Dornburger gedrungen; so schenkte er der Erzählung seiner Tochter wenig Beachtung.

„Ist gut! ist gut!" rief er, sie aus der Stube schiebend, „sie mögen ihn einstweilen in den Turm werfen, nachher will ich ihn verhören; aber jetzt muß ich fort, hinaus, den Bedrängten zu Hilfe, das ist meine erste Pflicht; alles andere muß warten."

„Aber er ist unschuldig!" warf sie eifrig dazwischen.

„Jawohl! ich glaub's, aber ich hab' keine Zeit für ihn!" Und weg war er.

Rupert war indeß in einen Kellerwinkel des Rathauses geworfen worden. Aus vergittertem Fensterloch fiel der Tagstrahl nur schwach auf ein halbverfault' Strohlager. Der Anblick war nicht angethan, große Hoffnungen in dem Gefangenen zu wecken; aber die ruhige Zuversicht verließ ihn nicht; sein Wille war redlich gewesen — was mochte ihn anfechten? Freilich wäre ihm mancherlei wünschenswerter gewesen als der unfreiwillige Aufenthalt in dem elenden Kellerloch, vor allem Wasser, um seine Wunden zu waschen und sauberes Leinenzeug, sie zu verbinden, denn die ihn herunter gestoßen, hatten ihm nur schmutzige Fetzen um Kopf und Arm gewickelt. Indeß, es war einmal so; — man machte sich damals noch nicht so viel um eine blutige Schramme wie heutzutage. Minder lieb waren ihm seine zerrissenen beschmutzten Kleider. Auf Reinlichkeit und Ordnung im Anzug hatte er zeitlebens peinlich gehalten; es war ihm widerlich, in solchem Aufzug vor den Dornburgern im Verhör erscheinen zu müssen. Allein es war eben auch so und ließ sich nichts dawider machen

als in Geduld darauf warten, bis die gereizten Stadtleute ihn hören wollten. Es gab nichts anderes als Geduld und wieder Geduld.

Unterdessen hatten die Ueberfallenen auf der Landstraße draußen sich ihrer Haut tapfer gewehrt. Es war kein leichter Spaß gewesen, denn an Zahl waren die Angreifer ihnen überlegen; aber die Sorge um den mühselig errungenen Besitz und das Bewußtsein des Rechtes hatte ihnen Kraft verliehen, sich zu behaupten, bis Hilfe aus der Stadt kam.

Von beiden Seiten war Blut geflossen; manch gutes Roß hatte den Todesstoß erhalten, mancher Warenballen war zerfetzt worden —; aber zu guterletzt waren die Dornburger Sieger geblieben, die Ritter hatten sich in den Wald geworfen. In die Hände der Städter aber war keiner gefallen.

Darum reckten die Bürger grimmig ihre Fäuste gen Himmel und fluchten den schlimmen Nachbarn, die ihnen wie der Wolf in die Hürde brachen. Schreiend und klagend zogen sie Dornburg zu.

War aber der Lärm auf der Landstraße schon weit über die stille Herstflur geklungen, — so schwoll das Getös innerhalb der Mauern erst recht zum brausenden Orkan. Wirr, unverständlich kreischte alles durcheinander. Nur ein Wort klang aus allem heraus: „Der Ellarer Junker! Er soll uns büßen!"

Vor dem Rathaus staute sich die von allen Seiten zusammengelaufene Menge: „Reißt ihn zu Stücken! Rädert ihn! Brennt ihn!"

Nur mit Mühe konnte der Gerichtsweibel Platz erlangen für sich und den ihm nachfolgenden Burgmeister.

Herrn Arnulf Wallbergs Stirne war gefurcht, da er die Stufen der Rathausfreitreppe emporstieg. Seine hohe, majestätische Gestalt ragte über alle empor, vielleicht auch sein Verstand. Aber er schrie seine Weisheit keinem ins Gesicht, ließ vielmehr jeden zu Wort kommen und wußte nur ganz nebenbei schließlich seinen Willen durchzusetzen, ohne daß die andern es nur bemerkten.

So war's auch heute.

Der Saal war dicht gedrängt, aber für den Burgmeister gab es immer noch Platz zum Durchlaß. Schon hatten die Schöffen ihre Stühle eingenommen, schon lag das Gerichtsschwert vor seinem Hochstuhl. Herr Wallberg ließ sich nieder und entblößte die Waffe der Scheide: „Im Namen des Gesetzes: Ruhe! Führet den Gefangenen vor!"

Da schleppten sie ihn herbei. Schön war der Anblick nicht; die zerrissenen Kleider, das geronnene und halbgetrocknete Blut, das blasse Gesicht, daraus nur die Augen wie zwei Kohlen hervorbrannten, es war schier zum Fürchten.

Aber Herr Arnulf Wallberg fürchtete sich nicht, weder vor dem also Zugerichteten, noch vor jenen, die ihn also zugerichtet hatten. Er fragte nur kühl und geschäftsmäßig in die tosende Volksmenge hinein: „Was habet ihr wider den Verstrickten vorzubringen?" und als er die widersprechendsten Erzählungen der Bürger vernommen, fragte er ebenso kühl und geschäftsmäßig den Junker: „Was habet ihr dagegen zu sagen?"

Der war mittlerweile erschöpft auf eine Bank gesunken; jetzt fuhr er jäh empor: „Daß alles Lüge ist und Verleumdung, fraget nur eure Tochter, Herr Burgmeister!" Und wieder ließ er sich auf die Bank zurückfallen, als wolle er weiter keine Auskunft und Antwort geben.

Da hob sich bedächtig Herr Wallberg vom Stuhl. „Wir wollen unsere Tochter fragen!" Aber schier zu gleicher Zeit teilte sich die Volksmenge an der Gerichtsschranke, und Hildegard trat neben dem Weibel in den freien Raum.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

J. B.-E. **Kriegsanleihe der Gemeinde Niederhöchstadt** — Die hiesige Gemeinde hatte im Jahre 1796 an Kriegskosten zu zahlen:

	fl.	Kr.
5 Malter Gerste à $7\frac{1}{2}$ fl.	37	30
$53\frac{3}{4}$ „ Haber à 8 „	430	—
105 Zentner Heu à 2 „	210	—
755 Bund Stroh à 12 Kr.	11	—
Malter Brot	87	30
Für geliefertes Bier, Branntwein und Fleisch	83	—
Für Schmalz zum Wagenschmieren .	17	—
Für Verköstigung der Sauvegarde .	117	—
Zur Konkurrenz nach Königstein . .	210	—
An K. K. Truppen		
Für Vieh und Bier nach Königstein .	114	—
„ geliefertes Brot nach Friedberg .	50	—
„ gelieferten Hafer nach Limburg .	171	—
„ geliefertes Mehl „ „	121	—
„ 14 Malter Korn an die Truppen	112	—
„ $24\frac{1}{2}$ Ztr. Heu à $2\frac{1}{2}$ Gulden .	62	—
„ Vergütung von Kriegsfuhren für diesen Krieg	287	—
Summa	2120	—

„Da diese Summe dermalen unmöglich von hiesiger Gemeinde anders als durch ein Anlehen abgeführt werden kann, so wollen wir hiermit Hochlöbl. Amt unterthänigst ersuchen den hohen befehlsmäßigen Consens bei K. H. L. Reg. gefälligst zu erwirken."

Das Amtsgericht zu Kronberg begleitete diesen Antrag der Gemeinde Niederhöchstadt mit folgenden Worten: Es ist zwar der Gemeinde Niederhöchstadt schon unterm 12. Jänner 1796 die hohe Reg. Erlaubnis zur Aufnahme eines Kapitals ad 2700 Gulden zur Bezahlung ihrer Kriegsschulden erteilt worden; die Fortdauer des Krieges hat dieses aber neuerlich in die traurige Lage gebracht, daß sie schon wieder eines Kapitals von 2120 Gulden benötigt ist. Die Anlage enthält die Ausgaben, welche mit dieser Summe bestritten werden müssen. Sie verhalten sich auf vorgängige Untersuchung und Bescheinigung nicht unrichtig; auch läßt sich ihre Bezahlung nicht länger verschieben. Diese kann aber nicht anderst als mittelst eines abermaligen Anlehens bewerkstelligt werden. Der Ortsvorstand bittet daher um dessen H. Gestattung und K. Amt glaubt, daß hierunter um so mehr gnädig zu willfahren sei, als die Gemeindeglieder bei der fortdauernden Einquartierung und sonstigen jedes Individuum sehr drückenden Kriegslasten sich außer stande befinden, durch Umsatz dieses Geld aufzubringen, als das erste Kapital von 2700 Gulden, zu welcher Zeit die Landeserzeugnisse in hohen Preisen standen und eine weit stärkere Geldmasse im Umlaufe war wie jetzo. — Auch diese Kriegsanleihe hat die Genehmigung der Behörde gefunden. —

C. T. **Naive Bitte.** Vom hohen Westerwald herab wurde einmal eine recht eigentümliche Bitte an den hochseligen Kaiser Wilhelm I. gerichtet. Die arme Ehefrau des Franz Jung von Hof auf dem Oberwesterwalde verschaffte sich die Mittel für den dürftigen Lebensunterhalt ihrer Familie am meisten dadurch, daß sie „Kringen" vulgo „Kitzel" — jene kleine runde Kissen, die beim Tragen von Lasten auf dem

Kopfe als Unterlage gebraucht werden — verfertigte und sie dann hausierend an die Leute verkaufte. Zu einer Zeit fehlten aber der armen Frau die Stoffe, resp. Tuchlappen zu solchen „Kringen"; die Folge dieses Mangels war, daß die Arbeit stille stand, der Verdienst blieb aus und die Familie hatte kein Brot. Da wandte sich die Frau in ihrer Not an Kaiser Wilhelm I. mit dem Gesuche, ihr doch einige abgelegten Soldatenkleider zukommen zu lassen, damit sie daraus wieder „Kringen" anfertigen könnte. Und wirklich kam nach einiger Zeit franko von Frankfurt a. M. aus ein großes Packet auf der Post zu Neukirch an, in welcher der Kaiser der Bittstellerin „Lappen zu Kringen" zuschicken ließ, und zwar sechs Paar Hosen, sechs Militärmäntel und sechs Soldatenröcke. Nun nahm die Kringenfabrikation wieder einen freudigen Aufschwung, und schon nach 14 Tagen wanderte die Frau mit ihrem Mann mit einer Tracht „Kringen" beladen in den Grund auf den Handel.

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Am 18. April: „Anno 48", Posse mit Gesang in 3 Akten von Benno Rauchenegger und Konrad Dreher.

Eine Posse am hiesigen Kgl. Theater, an dem seiner Aufgabe gemäß das höhere Kunstgenre gepflegt wird, ist eine große Seltenheit, und wohl nur der Umstand, daß der zur Zeit hier gastierende, gefeierte Komiker Herr Kgl. bairische Hofschauspieler Konrad Dreher aus München der Mitverfasser obiger Novität ist, dürfte für deren Aufnahme in den Spielplan bestimmend gewesen sein. Man wähne nun nicht, daß es sich bei der Posse um eine politische Aktion aus dem Sturmjahre 48 handelt; nein, eine in diesem Jahre spielende Liebesgeschichte zwischen Nanni, der Tochter des Strumpfwirkers Leininger zu München und dessen Gesellen Fritz Hangert aus Berlin bildet den Hauptteil der Handlung, in die allerdings auch etwas Politik hineinspielt. Leininger, der es zum Leutnant der Münchener Bürgerwehr gebracht hat, setzt der Verbindung der Liebesleute den heftigsten Widerstand entgegen, während seine Frau anders denkt. Ist doch Fritz für ihn ein besitzloser Ausländer, ein „Preuß", der nicht einmal ordentlich deutsch zu sprechen vermag. Kasper, der troddelhafte Sohn des Labzelters Batzinger, soll Nannis Hand haben. Allein die Liebe ist erfinderisch und kennt keine Hindernisse. Fritz macht Nanni den Vorschlag, mit ihm in Männerkleidung, die er ihr verschafft, bei Nacht und Nebel nach Berlin zu fliehen. An einem bestimmten Platze wollen sich beide zu diesem Zwecke treffen. Der Vater würde dann schon mürbe werden. Nanni geht auf diesen Vorschlag ein. Während Leutnant Leininger auf der Hauptwache seinen Bürgerwehrpflichten obliegt, wird ihm die hochwichtige Meldung gemacht, daß man eine als Mann verkleidete Frauensperson in der Stadt beobachtet habe, in der man die im März 1848 infolge einer Volksbewegung des Landes verwiesene, von Ludwig I. zur Gräfin Landsfeld erhobene, abenteuerliche spanische Tänzerin Lola Montez vermute. Leininger befiehlt seinen Patrouillen die Verhaftung und Vorführung der Verdächtigen, die indessen keine andere, als unsere Ausreißerin ist. Daß nun die Liebesgeschichte an die große Glocke kommt, ist erklärlich, zumal Volksmassen, darunter zahlreiche Studenten der Vorführung Nannis beiwohnten. Im Verlauf dieser Begebenheiten avanciert Leininger zum Oberleutnant, wird ein vermögender Mann, verkauft Haus und Geschäft und setzt sich zur Ruhe. Fritz, der das Trikotagengeschäft seines Vaters übernommen hat, kauft ohne Vorwissen Leiningers von dessen Rechtsnachfolger Besitztum und Geschäft, und als Leininger hiervon Kenntnis erhält, giebt er dem „Ausländer" bereitwilligst die Hand seiner Tochter. —

Das an recht guten und auch an guten schlechten Witzen überaus reiche Stück versagte seine Wirkung nicht. Ein urkomisches Bild bietet die Wachtstube der Bürgerwehr mit dem Treiben der martialen Bürgersoldaten. Darüber mußte selbst der griesgrämigste Hypochonder zum Lachen gezwungen werden, wie denn überhaupt den ganzen Abend über die animierteste Stimmung im Hause herrschte. So hat also die Posse ihren Zweck vollauf erfüllt. Herr Dreher, der die Rolle des Leininger spielte, hat gründlich dafür gesorgt, daß er als Darsteller nicht zu kurz kommt. Die Rolle ist ihm, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib geschrieben. In drastisch-komischer Weise wurde er allen Situationen aufs beste gerecht. Sein Couplet, in welchem er auch das bekannte Berliner Gesundbeten und die Wohnungsnot des Storchenpaares streifte, war ein voller Schlager. Auch die übrigen Mitwirkenden wurden ob ihrer guten Leistungen bewundert. Von ihnen sind besonders zu nennen die Damen Frl. Ulrich als Frau Leininger, Edelmann als verliebte Nanni und Doppelbauer als Lehrjunge Beni, sowie die Herren Ballentin (Fritz Hangert), Andriano (Labzelter Batzinger), Dr. Krauß (Kasper) und Gros (Bürgergefreiter Schnabelberger). Eine stellenweise erklingende melodiöse, freundliche Musik half die Wirkung der Posse erhöhen. K.

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** Die diesmonatliche Ausstellung bei Banger ist eine ganz hervorragende an Quanti- wie Qualität. Unser hiesiger Kunstsalon scheint mehr und mehr die Konkurrenz mit den auswärtigen erstrangigen Veranstaltungen dieser Art aufzunehmen. Wir müssen uns bei der Fülle der Darbietungen auf das Wichtigste beschränken. Da fällt uns zunächst Sascha Schneider auf. Er ist kein Diener der Kunst, sondern sie dient ihm als Mittel zum Zweck. Er wählt die künstlerische Form lediglich, um seine Religionsanschauung zu allgemeinem Verständnis zu bringen. Somit geht er, streng genommen, den Nebenweg der Tendenz, und dennoch ist er ein großer Meister; denn was ist Kunst anders als die Kraft, seinen Ideen Form zu leihen! Seine „Mystik" giebt uns den Beweis, daß Wollen und Können bei ihm eins ist. Hier sind neben der Idee auch malerische Wirkungen von feinem Reiz. So fällt ferner auch seine „Himmelfahrt" durch wundervolle Modellierung auf. Doch wenden wir uns nun zu den Tendenzlosen, sofern Triumph der Technik nicht auch eine Tendenz ist. Die Krone der Ausstellung ist zweifellos das kleine Bild Liebermanns „Flachsspinnerinnen". Liebermann macht heute nicht mehr so viel von sich reden wie vor Jahren. Und dennoch, wieviel könnten wir heute (schon oder noch?) von ihm lernen! Man sollte ihn neben Rembrandt und Velasquez studieren. An dem ausgestellten Bilde fällt namentlich die meisterhafte Perspektive und die sparsame und doch so mächtig wirkungsvolle Anwendung des Rot auf. Ein „Bauernmädchen" von Leibl zeigt uns den Meister auf der Höhe seiner Kunst. Eine entzückende Frische und Kraft entströmt dem kleinen Gemälde. Fast selbstverständlich ist es, daß unter diesen Großen Thoma nicht fehlen darf. Er ist mit seinem „Bei Sorrent" ungleich günstiger vertreten als kürzlich in der Ausstellung der Frankfurter Künstler. Die an Klippen anplätschernde laue Flut des südlichen Meeres scheint dem Altmeister nicht minder vertraut als die heimatlichen Berge und Thäler. Eine eigenartige Künstlerpersönlichkeit tritt uns in Brandenburg entgegen. Er sucht Probleme auf allen Gebieten, technisch und seelisch. Er ist schwer verständlich und darum interessant. Aber es ist auch außerdem „etwas an ihm". Am glücklichsten scheint er, wo er uns elementarische Fabeln vorsetzt. Die Leichtigkeit der dahinwirbelnden Staubgeister oder die reine Sonnenfreude verkörpernden Wesen — das atmet wirklich innere Freudigkeit aus. Am entzückendsten sind die Putten in „Hochsommer"; der eine, der mit eingezogenem Füßchen frei hinausschwebt in die sommerliche Bläue ist ein goldiges Geschöpf. Aber was soll man aus dem gefräßigen Scheusal der „Urheide" machen? Sollte es der Dämon der Urbazillen sein? Auf eine tiefere Idee läßt „Das Herz" schließen. Man muß sich ganz in diesen zaubervollen Wald versetzen, muß seine Schauer, seine Rätsel auf sich wirken lassen, um endlich — unbefriedigt nach Hause zu gehen. Der „Verfasser der Apokalypse" endlich scheint ganz von äußerm Effekt sich zu nähren. Leider müssen wir für heute verzichten, auf die interessanten Arbeiten von Lugo, Olde, Völcker, Dettmann, Ankarcrona, Bertrab, Mauser, Mario und Hang näher einzugehen. Vielleicht das nächstemal mehr davon.

Der Nassauische Kunstverein bietet diesmal nichts besonderes Neues.

• **Fortbildungs- und Fachschulen für Mädchen.** Von Th. Lantz. 232 S. Wiesbaden, J. F. Bergmann. — Das vorliegende Werkchen ist eine Ausweitung des Referates, das der Verfasser, ein allbekannter nassauischer Schulmann, auf der Versammlung des Verbandes deutscher Gewerbeschulmänner zu Magdeburg erstattete. Seine Person und sein jahrzehntelanges Wirken auf dem Gebiete des Fortbildungsunterrichts bürgt uns dafür, daß wir es mit Rat- und Vorschlägen eines theoretisch-praktisch erfahrenen Mannes zu thun haben, dessen Sehnen und Streben darauf geht, der aus der Schule entlassenen weiblichen Jugend eine entsprechende gediegene Weiterbildung zu Teil werden zu lassen, vermöge deren sie den Kampf ums Dasein besser bestehen kann. Leider verstattet

uns der knappe Raum nicht, näher auf die interessanten Einzelheiten des Buches einzugehen. Erwähnt sei nur, daß die Einteilung der Weiterbildungsanstalten nach ihren praktischen Zwecken in 1) Fortbildungsschulen i. e. Sinne, 2) Haushaltungsschulen, 3) Gewerbeschulen und 4) Fachschulen erfolgt ist, die sich alle auf der Volksschule aufbauen sollen. Ihre Notwendigkeit wird betont, ihre Durchführbarkeit nachgewiesen und die Erfolge auf sozialem Gebiete werden vor Augen gerückt. Gleichsam als Illustration der Darlegungen sind im 2. Teile des Buches derartige bereits bestehende Einrichtungen in den deutschen Staaten, den schweizer Kantonen und in Oesterreich vorgeführt, die von den zu Organisationen ähnlicher Schulen willigen Behörden zum Vorbilde genommen werden können. Somit bietet die Schrift ein wertvolles Material für Magistrate und Lehrer und sei diesen aufs wärmste empfohlen.

* **Der Geschichtsunterricht in ausgeführten Lektionen.** III. Teil. Preußisch-deutsche Geschichte vom Ende des Großen Krieges bis zum Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts. Von Dr. E. Spielmann. XII u. 658 S. Halle, H. Gesenius. (Selbstanzeige.) — Mit diesem Bande schließt das Präparationswerk des Herausgebers für die deutsche Geschichte ab. Der Stoff ist für die Oberstufe der Volksschule und die Mittelklassen höherer Schulen (Tertia bis Untersekunda) bestimmt, in 40 Lektionen entsprechend den 40 Schulwochen gegliedert und auf zwei Kurse verteilt. Der Band schließt sich unmittelbar an den II. Band an, und der Text ist bei progressivem Gange im Unterrichte ebenso behandelt wie im vorhergehenden Bande. Die Vorschriften der Stuhlschen Reform sind nach jeder Seite hin berücksichtigt; der Druck des Werkes ist bereits in neuester Orthographie erfolgt. Die Schülerhefte zu II und III werden voraussichtlich im Laufe dieses Jahres erscheinen.

* **Spezialkarte der Regierungsbezirke Koblenz und Wiesbaden** mit angrenzenden Landesteilen für Reise, Bureau und Verkehr von W. Liebenow. 1:300000. Frankfurt, L. Ravenstein. — Was Ravenstein liefert, ist gut, so auch dieses neueste Opus. Die Karte ist übersichtlich, nicht überladen, gut ablesbar, fein ausgeführt und von handlichem Format und wird daher treffliche Dienste leisten. Einer weiteren Empfehlung braucht sie also nicht.

* **Karte vom Großherzogtum Hessen** mit Berücksichtigung der angrenzenden Länder. Neubearbeitet von M. Frommann. 1:280943. 28. Auflage. Gießen, E. Roth. Diese Karte ergänzt gewissermaßen die vorige. Auch sie kann empfohlen werden; sie hat sich ja auch, wie die hohe Auflage zeigt, längst gut eingeführt. Eines wirkt etwas unruhig und störend: die zu bunte und zu grelle Umrahmung der Kreise. Eine milde Farbe: Landesgrenze breit und Kreisgrenzen schmäler, würde unseres Erachtens besser befriedigen.

Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg, Statthalter des Großherzogtums, vollendete am 22. April sein 50. Lebensjahr.

Erbgroßherzog Friedrich von Baden beabsichtigt, das Kommando des VIII. (rheinischen) Armeekorps niederzulegen, um sich seinem greisen Herrn Vater mehr widmen zu können. Zum Nachfolger Sr. Königl. Hoheit als kommandierender General soll Generalleutnant v. Deines von der 21. Division bestimmt sein.

Der Regierungsbezirk Wiesbaden erhält nunmehr ein Landeshaus, in welchem die Geschäftsräume sämtlicher Zweige der Bezirkskommunalverwaltung: Landesdirektion, Landesbank und Landesbauinspektion vereinigt werden. Das Gebäude kommt an die Ecke der Ringstraße und Adolfsallee zu Wiesbaden zu stehen; die Gesamtkosten sind auf 1312400 Mark veranschlagt.

Eine starke Bewegung für Fortführung der Bahn Homburg-Usingen über Kröffelbach nach Wetzlar macht sich geltend. Dagegen kann man nichts haben; aber die Strecke Usingen-Weilmünster muß ebenfalls gebaut werden. Es ist wieder merkwürdig still darüber geworden.

Die elektrische Bahn von Ehrenbreitstein nach Niederlahnstein wird demnächst fertig gestellt.

Der Hörderhof bei Bleffenbach, lange Zeit hindurch Musterhof alt-mennonitischer Bodenkulturreformer, jetzt fürstlich wiedisches Eigentum, wird niedergelegt. Die Liegenschaften werden parzelliert und anderweit verpachtet.

Nassauischer Geschichtskalender.

3. Mai.

1289. Graf Otto von Nassau besucht mit seiner Gemahlin Agnes und seinem ältesten Sohne Heinrich seine im Kloster Altenburg bei Wetzlar als Nonne lebende Schwester Katharina. Er bestätigte dem Kloster bei dieser Gelegenheit die Schenkung, welche ihm seine verstorbene Mutter Mechtild in Gütern zu Hasilbach und Albindorph (bei Merenberg) und einer halben Zulast jährlichen Weines zu Lurinburg gemacht hatte. Dieses ist das letztemal, daß Otto, der Stifter der nassau-ottoischen Linie, unter den Lebenden vorkommt.

1692. Die erst dreißig Jahre vorher vom Grafen Walrad zur Residenz erhobene Stadt Usingen wird durch eine verheerende Feuersbrunst heimgesucht. Es verbrannten 25 Häuser, viel Vieh und mehrere Menschen.

8. Mai.

1723. Eine Feuersbrunst erhebt sich in der Nacht zu Haiger so schnell und fürchterlich, daß man Löcher in die Stadtmauer brechen mußte, weil niemand mehr durch die Thore heraustreten konnte. Schon 1497 und 1623 war diese Stadt durch große Brände verheert worden.

1810. Fürstin Karoline Felicitas von Nassau-Usingen stirbt. Sie war eine Prinzessin von Leiningen-Heidesheim, Tochter des Fürsten Christian Karl Reinhard, geboren am 22. 5. 1734, und vermählte sich am 16. 4. 1760 mit dem damaligen Prinzen Karl Wilhelm von Nassau-Usingen. Beide hinterließen, da ein Sohn jung gestorben war, nur zwei Töchter Karoline († 1823) und Luise († 1845). Das Fürstentum ging deshalb nach Karl Wilhelms Tode (1803) an dessen Bruder Friedrich August über.

13. Mai.

1698. Graf Friedrich III. zu Wied stirbt. Er war am 26. 11. 1618 auf der Seeburg geboren, regierte seit 1631 und vereinigte die wiedischen Lande, gründete auch die Stadt Neuwied. Mit seinem Tode fiel das Fürstentum wieder in Wied-Runkel und Wied-Neuwied auseinander.

1793. Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken wird durch die Kommissare des französischen Konvents als Feind der Republik erklärt und sein Schloß in Saarbrücken mit Beschlag belegt, welchem Akt eine gründliche Ausplünderung folgen sollte.

Briefkasten.

K. H. in M. Wir haben bereits mehrmals an dieser Stelle sowie auch brieflich und mündlich bemerkt, daß wir Berichte über Leistungen nassauischer Gesangvereine Raummangels halber leider nicht bringen können, obwohl wir jene Leistungen gewiß herzlich anerkennen und freudig begrüßen.

Dr. K. L. in J. Dankend angenommen.

Dr. E. W. in F. Die Ansicht ist richtig. Die nassau-weilburgischen Grafen und Fürsten nannten sich offiziell stets Grafen zu Nassau und Saarbrücken; dasselbe thaten die zu Usingen. Die Bezeichnung Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg ist erst seit 1786 offiziell eingeführt worden. Das hindert aber weder Sie noch uns, solche von 1659, bezw. 1355 ab zu gebrauchen.

K. A. in N. Mit längeren Abhandlungen sind wir vorläufig gut versehen. Können Sie den Aufsatz nicht durchschneiden oder kürzen?

H. K. in H. Miszelle dankend angenommen.

G. St. in Eh. Die Nr. 2 ist Ihnen zugesandt worden. Die Post hat eine Reihe Effektuierungen auf ihre Kosten neu vornehmen müssen; wir bitten, sich zunächst immer an der Post zu halten.

Redaktionsschluß: 26. April.



№ 10. Wiesbaden, den 16. Mai 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Das künftige Glück.

Ich saß zur Rast mit meinem Schatz
Im Wald im Mai auf moos'gen Matten;
In trauter Kühle lag der Platz,
Umspielt von Sonnenschein und Schatten.

Wir überdachten Zeit und Raum
Und suchten Trost für unsre Leiden
In stillem, ernstem Liebestraum;
Denn morgen mußt' ich wieder scheiden.

Wir grämten uns mit viel Verdruß;
Es wollte sich kein Trost ergeben. —
Wir schalten grausam jenes Muß
Und dieses wechselvolle Leben.

Da hörten wir auf nahem Ast
Ein Finkenpaar in Liebe girren,
Sah'n dicht vor uns in flinker Hast
Zwei Falter minnend sich umschwirren.

Wir schauten da — ein Bild der Lust
Nach Sehnsuchtsschmerz in fernen Landen —,
Wie Minneglück der Falterbrust
Nach langem Winterschlaf erstanden.

Wir achteten den Wechseltanz,
Der bunten Flügelpaare Streiten
Und ahnten in dem Sonnenglanz
Ein künftig' Glück nach herbem Meiden.

Wilhelm Schütz-Westerfeld.

Kloster Walsdorf.

2) Von G. Becht. (1. Fortsetzung.)

Mit dem Jahre 1350 tritt ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte unseres Klosters ein. Mit diesem Jahre taucht es nämlich plötzlich als Benediktiner-Nonnenkloster, und zwar als ein adliges Nonnenkloster aus dem Dunkel jener Zeit hervor. Die Mönche waren ausgewandert, und an ihrer Statt bewohnten Benediktiner-Nonnen die heiligen Hallen. Was die Veranlassung zu dieser wichtigen Veränderung war, wann die Mönche das Kloster verließen, wohin sie ihren Pilgerstab trugen, es wird uns keine Nachricht gegeben. Möglich, daß vielleicht die Rohheit der Reifenberger und Hattsteiner die friedlichen Mönche vertrieben hat. Diese Ritter, vom Stegreif lebend, kamen häufig von ihren festen Burgen im Gebirge hernieder, plünderten und brandschatzten. Die Vermutung liegt wenigstens nahe; denn von jetzt ab erscheint das Kloster mit Wall und Graben, Mauern und Türmen umgeben, so daß es wie eine vollständige Festung auf dem Berge liegt. Graf Adolf I. von Idstein, welcher mit der erstgenannten Aebtin Elzbeth von Ryffenberg einen Vertrag abschloß, wonach er in weltlichen Dingen Vormund des Klosters wurde, baute 1355 das zerfallene Kloster wieder neu auf und ließ es mit Mauern und Türmen umgeben. Auch gestattete er den Bürgern von Walesdorf, welche den Schindereien der Raubritter vollständig machtlos gegenüberstanden, sich hinter den schützenden Klostermauern anzusiedeln, wo sie nun in Ruhe und Frieden wohnen konnten. Diese Uebersiedelung ging übrigens langsam von statten. Eine Urkunde von 1359 unterscheidet solche, die innerhalb und solche, die außerhalb der Freiheit, das heißt der Ringmauer, wohnten, welch letztere „arme Leute“ genannt wurden und wohl Unfreie waren. In der großen Ringmauer befanden sich 5 Türme und 2 Thore. Auf dem höchsten der Türme, der heute noch stolz in das Thal hinabschaut, wohnten die Ritter von Walstatt, von denen uns nur noch die Sage Kunde giebt. In älteren Zeiten sollen sie schon auf dem sogenannten Borngraben bei Walsdorf ein Schloß gehabt haben, das zerstört worden sei. Heute ist außer großen Steinmassen, die sich an dieser Stelle finden, nichts mehr von einer Burg zu sehen. Eine hübsche Sage hat sich von diesen Rittern von Walsdorf erhalten, wonach sie einst in der Dreikönigsnacht des Jahres 1357 die Ritter von Kamberg überrumpeln wollten, aber durch die Atzeln im Burggraben hieran verhindert wurden. Unser vaterländischer Dichter Alois Henninger hat in seinen Sagen aus Nassau dieses Ereignis in einem Gedichte schön bearbeitet. Auf den übrigen 4 Türmen mußten die Walsdorfer Bürger abwechselnd die Wache thun. — Das Kloster war ein dreistöckiges, steinernes Gebäude, etwa 20 m lang und 10 m tief und stand an derselben Stelle, wo das heutige Schulhaus steht. In der vorderen und hinteren Front führten 2 Kreuzgewölbe zu der Kapelle, die sich in der Mitte des Hauses befand. Die Kapelle hatte 3 Altäre. In der Mitte stand der wertvolle Hochaltar mit schöner Malerei und Schnitzwerk, dem heiligen Martinus von Tours geweiht. Dieser prächtige Altar wurde nach Abbruch des Klosters lange Zeit in der Kirche zu Walsdorf aufbewahrt und leider in den dreißiger Jahren für eine Kleinigkeit verkauft. Ein sehr wertvolles Marienbild wurde in die Kirche zu Würges verkauft. Noch vor wenigen Jahren schenkte der Kirchenvorstand dem bekannten Altertumsforscher, verstorbenen Landgerichtsrat Düssell zu Wiesbaden ein prächtiges Christusbild. Aus Dankbarkeit vermachte dieser testamentarisch der hiesigen Kirchengemeinde 8000 Mk. zur Verschönerung der Kirche. — Rings um das Kloster herum lag der Friedhof, ein „Memento mori“ für alle, die ein- und ausgingen. Viele Nonnen erhielten einen Gedenkstein, welche teils auf dem Friedhof, teils im Kloster aufgestellt wurden. Diese sind später meistens zu Treppensteinen verwendet worden. Noch heute gewahrt man hie und da Bruchstücke davon. So fand man die obere Hälfte des Grabsteins der Aebtin Margareta († 1596) vor der vorderen Kirchenthüre, auf welchem die Aebtin in ihrer Ordenstracht mit Tag und Datum ihres Todes ausgehauen ist. Das fehlende Stück hierzu entdeckte man in der Küche des Bäckers August Rühl als Treppenstein vor der Stubenthür. Unmittelbar vor dem vorderen Eingang ins Kloster stand eine Linde, unter welcher nach Klosters Ordnung stets Brot und Wein für die Bettler niedergestellt war. An den das Kloster umgebenden Friedhof reihten sich die Oekonomiegebäude: das Brauhaus, das Waschhaus und Backhaus. An die Oekonomiegebäude grenzten des Klosters Gärten und Ländereien, auf denen das heutige Walsdorf steht. —

Die Besitzungen des Klosters in der Zeit von 1355—1562 sind dieselben wie früher. Graf Adolf I. von Idstein, derselbe, welcher das Kloster mit Mauern und Wall umgeben ließ und Walesdorf zur Walstatt freite, erklärte die „Mule zu Morich“ 1359 zu einer Bannmühle und erteilte ihr das wichtige Privilegium, daß sämtliche Bürger von Walstatt und Widergis da mahlen lassen mußten. Aus Dankbarkeit für diese große Gnade trat das Kloster seinen Hof zu Bermbach mit allen Zehnten, Holzungen, Gefällen und Ländereien an den Grafen ab, womit

allerdings das Privilegium teuer bezahlt war. Später entstanden über dieses Bannrecht viele Prozesse. Der wichtigste ist der Streit zwischen der Escher- und Morchermühle, welcher von 1726—1740 dauerte und in dem selbst ausländische Universitäten ihr Gutachten abgeben mußten. Der Prozeß endete damit: der Müller Philipp Daniel Seyberth mußte sämtliche Prozeßkosten bezahlen, und sein Bannrecht wurde für ewige Zeiten aufgehoben. Die schweren Abgaben aber (16 Malter und 8 Simmern Korn) blieben auf der Mühle lasten zum Unglück für alle Besitzer. — Noch keinen sah ich glücklich enden! —

Neben der Morchermühle besaß das Kloster noch eine zweite Mühle in der Würgeser Gemarkung, die ebenfalls eine Bannmühle war und 1364 zum ersten Mal erwähnt wird. Auch sie teilt das Schicksal der Morchermühle und verliert 1740 ebenfalls ihr Bannrecht. — Die Walkmühle gehörte nicht zum Kloster. Sie wurde erst später durch die große Tuchmacherzunft, welche in Walsdorf bestand, gebaut. Hier wurden auch die Kleider des Landesfürsten verfertigt. — Neu hinzu kommt 1362 das Hofgut Fackenhoben, das heutige Henriettenthal bei Wörsdorf. Das Kloster verpachtet dasselbe wieder an Claus von Walebach und erhält als Pacht 9 Malter Korn, 100 Eier, 2 Gänse und 2 Schilling auf Martinstag. Im Jahre 1544 wird das Cisterzienserkloster Affholderbach (im Amte Nastätten), welches von Ruprecht V. von Nassau im Jahre 1222 gegründet worden war, dem Kloster Walsdorf inkorporiert. Als nächste Veranlassung zur Aufhebung wird zwar von dem Landesfürsten der Mangel an Ordenspersonen angegeben; aber dabei war das Kloster doch auch arg herabgekommen. Unter anderem wird als Ursache angegeben: „Der Vater und Ursula hatten viele Schulden gemacht." — „Haben die Klosterjungfrauen auf Fastnacht in des Paters Haus sich so mutwillig aufgeführt, daß sie des Paters Haus angesteckt und verbrannt haben und der Art noch vieles." — Der Reichtum des Klosters hatte sich in dieser Periode bedeutend vergrößert. Selbst weit entfernte Orte, wie Schmitten im Taunus, mußten ihm Pacht entrichten. —

Wenden wir uns nun zu der inneren Geschichte des Klosters, vor allem zu den Aebtinnen und den übrigen Jungfrauen, die diese heiligen Hallen bewohnt haben. Der Chor der Nonnen zählte, wenn er vollständig war, 25, von denen jede ihre eigne Zelle hatte. An der Spitze stand die Aebtin, unter ihr die Priorin, welche die inneren Angelegenheiten des Klosters zu leiten hatte. Zum Lesen der Messe war stets ein Benediktinermönch im Kloster anwesend. Sodann gab es noch des Klosters Kellner und Schaffner. Dieser hatte für die Erhebung der Zinsen, Zehnten und sonstigen Gefälle zu sorgen. Auch führte er die Aufsicht über das Gesinde und den Feldbau. — Von den Aebtinnen bis zur Einführung der Reformen werden uns nur 6 genannt. Die bedeutendste unter ihnen war Jakoba von Dailstein. Unter ihrer trefflichen Leitung gelangte das Kloster zur höchsten Blüte. Sie kam 1450 hier an und wird noch 1474 als Aebtin erwähnt. In dieser trüben Zeit, wo auch leider hinter so viele Klostermauern die Verderbnis des damaligen Zeitgeistes eingedrungen war, blühte dagegen unser Kloster herrlich empor und kam wegen seiner Frömmigkeit in solch hohen Ruf, daß sogar Kaiser Friedrich III. ihm in einem Schutz- und Schirmbrief vom Jahr 1471 sein besonderes Wohlgefallen aussprach und es für reichsunmittelbar erklärte, das in weltlichen Dingen niemand als seinem Kaiserlichen Kammergericht Rechenschaft schuldete. —

Die sechs Aebtinnen waren:

1. Elzbeth von Ryffenberg 1350;
2. Emmeline 1359;
3. Bingel Bucherse von Etchinstein 1430;
4. Agnes Wiederin 1436;
5. Jakoba von Dailstein 1450—1474;
6. Glada, Gräfin von Nassau-Saarbrücken 1552—1554.

Die ersten Samenkörner der Reformation streute hier aus der Kaplan Chuno von Kamberg, welcher den Gottesdienst in der hiesigen Stadt- und Klosterkirche zu versehen hatte. Die Nonnen wollten nichts von der neuen Lehre wissen und wandten sich beschwerdeführend an den Grafen Balthasar von Nassau-Idstein. Die Aebtin Margarete und die Priorin Anna waren seine Schwestern. Der Kaplan wurde fortgejagt, und an seine Stelle trat Eberhard, der Limburger Stiftsschulmeister. Trotzdem wurde im Jahre 1562 die Reformation durch Philipp den Jungherrn, Grafen von Idstein im Kloster endgiltig eingeführt. Ueber die Einführung der Reformation im hiesigen Kloster erzählt der Pfarrer Mechtel von Kamberg eine skandalöse Sackpfeifergeschichte, der auch vielleicht etwas Wahres zu Grunde liegt, die aber durch Uebertreibung oder Dichtung sehr entstellt zu sein scheint. Er erzählt, daß Graf Balthasar seine Schwester, die Aebtin, und das halbe Kloster auf die Fastnacht nach Idstein eingeladen habe. Am Abend spielte er seinen Gästen auf einer polnischen Sackpfeife selbst vor. Nachdem die Nonnen bis spät in die Nacht hinein getanzt hatten, gingen sie zur Ruhe. Der Graf ließ ihnen des Nachts statt der geistlichen Kleider weltliche hinlegen, welche sie am andern Morgen anziehen mußten und also nach Hause wanderten. Also wurde die weltliche Kleidung im Kloster eingeführt. — Daß diese Legende so nicht wahr sein kann, geht daraus hervor, daß Graf Balthasar 1568 als echt römischer Christ starb und Mechtel erst 1598 diese Geschichte in seiner Chronik erzählt. Wieviel Falsches und Erdichtetes sich in diesen 30 Jahren um den historischen Kern gesammelt hat, läßt sich nicht feststellen. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Weinmarktbuch der Stadt Kaub, 1544—1676.

4) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Es sei vorausgeschickt, daß wir, wenn von Kauber Weinen die Rede ist, nur Weißweine vor uns haben. Innerhalb dieser macht das Weinmarktbuch, wenn es nicht überhaupt von Wein spricht, einen Unterschied zwischen kaltem Wein, gefeuertem Wein und Würzwein; ersterer wird meist auch der gemeine Wein genannt. Unter kaltem oder gemeinem Wein haben wir den gewöhnlichen Wein, das Kellerprodukt an sich zu verstehen. Dieser Wein war aber nicht für jedermanns Zunge, zumal wir allen Grund zu der Annahme haben, daß die Güte sämtlicher Rheinweine in früheren Jahrhunderten weit hinter derjenigen von heute zurückstand. Es gab viele Käufer, namentlich in den Nordlanden, die den deutschen Wein feurig und würzig gleich den südlichen Produkten wünschten. Es mag sich dies aus den Zeiten vererbt haben, da die Kreuz- und Römerzüge den nordischen Kehlen das süße Getränk aus Italien und der Levante zuführten. Man hatte daher am Rheine eine Methode des „Feuerns" erfunden, deren Einzelheiten sich unserer Kenntnis entziehen. Nur soviel wissen wir, daß der Prozeß durch Kochen vor sich ging, und daß der Wein dann lieblich von Geruch und Geschmack wurde. Das war der „gefewerte" Wein.[1]) Der „Wirtzwein" (im Weinmarktbuch zuerst 1566 erwähnt) entstand dadurch, daß man dem Weine Gewürze zusetzte, die überhaupt in früherer Zeit eine viel größere Rolle als heute auch bei der Zubereitung von Speisen spielten. Der beliebteste durch jene Kunstmittel gewonnene Wein war der „Muskateller".

Eigentümlich ist es, daß, während an allen im Weinmarktbuche angeführten Orten von kaltem und gefeuertem Weine die Rede ist, der Markt in Würzwein allein auf Kaub beschränkt erscheint. Kaub war demnach, was die kurpfälzischen Weinorte betrifft, der einzige Ort, der Würzwein herstellte. Die Wichtigkeit der Thatsache findet ihren Belag darin, daß für den Würzwein allemal besondere Preise angesetzt und daß der Würzmarkt mitunter besonders geschlossen wurde.

Der gefeuerte Wein war in den allermeisten Fällen teuerer als der kalte oder gemeine Wein. Dagegen stand der Würzwein stets niedriger im Preise als letzterer.

Der so oft besprochene Unterschied von Franzwein und Hunzigwein ist in unserm Weinmarktbuche nicht gemacht worden, wenigstens nicht was Kaub und die Thäler angeht. Nur bei den Preisangaben von Aßmannshausen kommt der „Frenßen Weyn" zum Unterschiede vom „gemeyn Weyn" zu 1550, 51, 62 und 63 vor; zu 1562 wird bemerkt: „— haben sie zu Haßmannshausen die frenßen und gemeyne weyn under eynander geleßen." Nach den Darlegungen eines neueren Oenologen[2]) sind unter der Bezeichnung Franzwein bessere Sorten, unter Hunzigwein geringere, hier (Aßmannshausen) also die gemeinen zu verstehen gewesen. Für Kaub fiel der Unterschied fort; wir dürfen hier „gemein" als gleichbedeutend mit „kalt" setzen. Wenn wir allenfalls annehmen, daß die besseren Sorten zur Feuerung verwendet wurden, so scheint das die Behauptung von der Identität obiger Bezeichnungen erst recht zu beweisen.

Wir schließen unsere Ausführungen über das interessante Thema mit einer Tabelle der Kauber Weinpreise, wie sie sich nach den Angaben des Weinmarktbuches zusammenstellen läßt. Der aufmerksame Leser wird daraus durch Vergleich und Betrachtung noch mancherlei für sich entnehmen können. Es sei voraus bemerkt, daß zu den Jahren, wo bloß die Angabe „Weinmarkt", oder „Markt in den Weinen" erfolgte, die Preise in der zweiten Rubrik angeführt worden sind.

Jahr und Schlußtag	Gemeiner (kalter) Wein	Gefeuerter Wein	Gewürzter Wein
1544	52 G.		
1545 (6)	39 G.		
1546	24 G.		
1547 (8)	36 Hbg. 37 Lauter		
1548	36 G.		
1549	44 G.		
1550	35 G.		
1551	43 G. 4 A.		
1552 9.11.	23 G.		
1553	82 G.		
1554	36 G.		
1555	—	—	—
1556 27.10.	40 G.		
1557	45 G.		
1558	34 G. 18 A.		
1559	34 G. 21 A.		
1560	38 G. 6 A.		
1561	48 G. 18 A.		
1562	54 G. 4 A.		
1563	51 G.		
1564 27.11.	41 G.		
1565	64 G.		
1566 30.11.	40 G. 18 A.		35 G. 12 A.
1567 12.11.	89 G. 18 A.		
1568	41 G.		35 G. 12 A.
1569 21.10.	55 G. 6 A.		49 G.
1570 21.11.	55 G. 12 A.	56 G. 18 A.	50 G.
1571	67 G.	74 G. 12 A.	61 G.
1572 (3) 12. 1.	58 G.		51 G. 12 A.
1573	78 G.		71 G. 12 A.
1574	108 G. 12 A.		100 G.
1575 (6) 16. 1.	68 G.		55 G. 12 A.
1576	—	—	60 G. [28.1.77.][1])
1577	109 G.		91 G.
1578 22.12.	63 G.	74 G.	54 G.
1579 (80)	—	49 G.	40 G.
1580	72 G.		63 G.
1581	68 G. 12 A.	77 G.	60 G.
1582	60 G. 12 A.	72 G. 18 A.	51 G.
1583 (4) 11. 1.	52 G.	39 G.	
1584		38 G.	23 G.
1585 (6) 9. 5.		42 G.	21 G.
1586			60 G.
1587		93 G.	71 G.
1588		114 G. 6 A.	92 G.
1589	135 G.		112 G.
1590			93 G.
1591 (2) 1. 1.		93 G.	70 G.
1592	133 G.		100 G. 12 A.
1593			70 G. 12 A.
1594 29.10.		139 G.	123 G.

[1]) Diese eingeklammerten Daten bezeichnen die Sonderschließungen des Würzmarkts.

[1]) Außer Kaub machten in der Umgebung besonders Bacharach und Diebach in gefeuertem Wein; der letzte soll 1807 zu Refiert fabriziert worden sein.

[2]) A. Wilhelmj, Ann. d. Ver. f. nass. Altertumskunde XIV, S. 182 u. ff.

Jahr und Schlußtag	Gemeiner (kalter Wein)	Gefeuerter Wein	Gewürzter Wein
1595 16.11.		120 G.	85 G. [30.11.]
1596 11.11.		141 G.	120 G. [21.11.]
1597 10.11.		125 G.	96 G. [11.11.]
1598 22.12.		128 G.	100 G.
1599			60 G. [2.12.]
1600 (1) 14. 4.		60 G. 1 Ro.	44 G. [10. 5.]
1601 9.11.		111 G.	86 G. [15.11.]
1602 7.11.		139 G.	111 G. [5.12.]
1603 22.10.		112 G.	90 G. [4.12.]
1604 16.11.		84 G.	56 G. [25.11.]
1605 2.12.			50 G.
1606 11.11.		91 G.	66 G. [14.12.]
1607 8.11.	137 G.		110 G.
1608	—	—	—
1609		165 G.	140 G.
1610 6.12.		110 G.	78 G.
1611			62½ G.
1612			120 G.
1613 4.12.		131 G.	100 G.
1614 (5) 16.2.	104 G.		75 G.
1615 5.11.		162 G.	134 G.
1616 10.11.			134 G.
1617 30.11.			64 G.
1618 13.11.		126 G.	93 G.
1619(20) 17. 1.		104 G.	70 G.
1620 3.12.		123 G.	85 G.
1621 17.12.	66 Rth.		41 Rth.
1622 15.11.	117½ „		92 „
1623 9.11.		110 Rth.	84 „
1624 14.11.	74 „		42 „
1625 14.11.	104 „		80 „
1626 30.11.	95 „		72 „
1627 17.12.	78 „		57 „
1628 (9) 1. 1.		93 Rth.	63 „
1629 12.11.	110 „		80 „
1630 18.12.	65½ „		34 „
1631 2.12.	62½ „		33 „
1632 21.12.	75 „		51 „
1633 8.11.	70 „		52 „
1634	78 „		50 „
1635	78 „		53 „
1636 31.10.	88 „		57 „
1637 19.11.	100 „		50 „
1638 3.12.	92 „		48 „
1639	80 „		51 „
1640 14.12.	75½ „		48 „
1641 (2) 29. 1.	76 „		48 „
1642 (3) 9. 1.	77 „		48 „
1643	—	—	—
1644	—	—	—
1645	—	—	—
1646	—	—	—
1647	—	—	—
1648 17.11.	(69 Rth.)[1]		45 Rth.
1649 16.11.			42 „ 18 A.
1650 15.11.	78 „		55½ „
1651 14.11.			69 „
1652 12.11.	(70 „)		45 „
1653 18.11.		(78 Rth.)	48 „
1654 11.12.		(85 „	52½ „
1655 16.11.	(67 „)		42 „
1656 19.11.	(84 „)		53 „
1657 13.11.	(62 „)		40½ „
1658 (9) 21. 1.	(64 Rth.)		48 Rth.
1659 18.11.	(73 „)		42 „
1660 6.12.	(75 „)		40 „
1661 10.12.	(61 „)		33 „
1662 12.12.	(61 „)		48 „
1663 4.10.	90 „		120 G.
1664	—	—	—
1665 4.12.			30 Rth.
1666			30 „
1667			36 „
1668			36 „
1669	42 Rth.	50 Rth.	30 „
1670	57 „	66 „	
1671		48 „	
1672			30 „
1673			42 „
1674			72 „
1675 22.10.			120 G.
1676 20.11.	72 „	78 Rth.	

[1] Diese eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Preise des Thälermarkts, die auch für Kaub galten.

Das Bolongarische Gebäude zu Höchst.

2) Von K. Meusch. (Schluß.)

Der bisher „Trutz Frankfurt“ genannte Bau führte von nun an den Namen Bolongarisches Gebäude oder — wie der Volksmund kurz sagt — „Bolongaro“. Die Gebäulichkeiten dienten seit jener Zeit als herrschaftliche und Arbeiter-Wohnungen, wie auch zur Anlage von Fabriken, Weinhandlungen, Kellereien, Geschäfts- und Bureauräumen. Das einstige Schloß wird heute von etwa 20 Firmenschildern — geziert. Die einst so prächtige katholische Hauskapelle, welche später eine Reihe von Jahren der evangelischen Gemeinde bis zur Erbauung der evangelischen Kirche als Betsaal gedient hat, war in den letzten Jahren nicht allein als Möbelmagazin eingerichtet, sondern diente sogar eine Zeitlang als Schreinerwerkstätte. Heute befindet sich darin ein Friseurgeschäft und ein Gemüseladen. Dadurch, daß man in der Mitte des hohen Raumes noch eine Decke einzog, hat man darin auch einen zweiten Stock mit Wohnräumen geschaffen. Die oben erwähnte Inschrift über der Eingangsthüre ist jetzt beseitigt.

Im Jahre 1861 kaufte ein anderes industrielles Genie, Friedrich Sonntag, das Bolongarische Gebäude und richtete darin ein Gas- und Wasserwerk ein; auch gab er dem halbverfallenen Gebäude durch äußere und innere Renovation sein früheres Aussehen wieder. Nach einiger Zeit ging der Bau in den Besitz seines Schwagers Krause über, von dem ihn das Deutsche Wasserwerk, eine Aktiengesellschaft, an sich brachte. Der Teil des Gebäudes, in dem sich die Fabrikräume des Deutschen Wasserwerks befanden, ist jetzt im Besitze der Maschinen- und Armaturenfabrik vorm. H. Breuer u. Comp., welche die Räumlichkeiten wieder an eine ganze Reihe von Geschäftsleuten vermietet hat. Seit 1. April 1901 befindet sich darin auch das Bezirkskommando und das Haupt-Meldeamt Höchst. — Der Hauptbau ist in den letzten Jahren,

nachdem er längere Zeit zum größten Teile im Besitze des Herrn Pfarrers Lohoff, jetzt in Rödelheim, war, getrennt verkauft worden. Den größeren Teil desselben, den Mittelbau, in welchem sich auch das städtische Baubureau befindet, besitzt Herr Weinhändler Eckl.

Vieles von der alten Herrlichkeit ist im Laufe der Zeit aus dem prächtigen Hause, das wegen seiner schönen Lage die Residenz eines Fürsten sein konnte, jetzt aber gleichsam eine große Mietskaserne ist, verschwunden. Einiges dagegen ist noch erhalten. Wie geschmackvoll und stilgerecht die innere Ausstattung der verschiedenen Räume dereinst gewesen sein muß, schließen wir daraus, daß in einzelnen Zimmern heute noch die an den Decken und Wänden angebrachten Stuckatur-Arbeiten genau mit den Holzschnitzereien an den Thür- und Fensterbekleidungen harmonieren. Ein sehr wertvolles Bild aus der Kapelle, den heiligen Antonius darstellend, wurde von der Familie Bolongaro-Crevenna der katholischen Kirche zu Soden geschenkt. Ein anderes Gemälde, die Kreuzigung Christi darstellend, bildet jetzt eine Zierde des Hochaltars der evangelischen Kirche zu Höchst. Ebenso haben die überlebensgroßen Statuen der vier Evangelisten durch die Güte des Herrn Eckl in derselben Kirche einen würdigen Platz gefunden.

Den verschiedensten Zwecken hat das Gebäude schon gedient und manchen interessanten und berühmten Gästen Unterkunft geboten. Während der Revolutionszeit, als eine Menge Franzosen, die sogenannten Emigranten, Frankreich verließ, um in Deutschland eine neue Heimat zu suchen, fand im Juli 1792 die Prinzessin Louise de Condé mit Gefolge im Bolongarischen Gebäude für einige Zeit Aufnahme. Bald danach, während der Belagerung von Mainz, machten die alliierten deutschen Truppen das Gebäude zu einem Lazarette.

Als am 30. und 31. Oktober 1813 Napoleon I. mit dem etwa 70 000 Mann starken Reste seiner Truppen bei Hanau geschlagen worden war und die Trümmer der großen Armee zu einer Feldschlacht nicht mehr fähig waren, da suchten dieselben Mainz in wilder Flucht zu erreichen. Die Hauptmasse der französischen Armee, richtiger tausend und abertausend elende, wund- und nervenfieberkranke, erbarmungswürdige Menschen, marschierte über Höchst. Die Brücke über die Nidda hatte General Preval am 29. Oktober zerstören lassen. Am 31. Oktober gegen 4 Uhr nachmittags erschien zu Höchst ein Kurier mit einem eigenhändig geschriebenen Befehl Napoleons, daß die Niedbrücke bei Strafe des Totschießens binnen wenigen Stunden wieder hergestellt werden müsse. Noch gegen Abend erschien die Avantgarde und die Kavallerie in Stärke von 6000 Mann vor Höchst. Der kommandierende General Sebastiani stieg im Bolongarischen Hause ab und requirierte 2000 Rationen Fourage und 2000 Portionen Brot, Fleisch und Wein. Die Not in der Stadt stieg aufs höchste; denn die durch das Wasser der Nidda gesetzten und in die Stadt eingedrungenen Kavalleristen quartierten sich auf eigne Faust ein, erbrachen Häuser und Scheunen auf der Suche nach Lebensmitteln und mißhandelten die Einwohner. Alle unteren Stockwerke der Häuser wurden zu Pferdeställen gemacht, die Nebenstraßen wurden Biwaks mit Biwaksfeuern. In den Häusern selbst führten Generale, Stabs- und Subaltern-Offiziere mit ihren eignen, vor Hunger verzweifelten und wütenden Soldaten einen kleinen Krieg. Erst gegen Mitternacht vom 31. Oktober auf den 1. November war die Brücke über die Nidda, an der man trotz des strömenden Regens mit Aufgebot aller Kräfte gearbeitet hatte, und welche ausschließlich für die Kavallerie und Artillerie bestimmt war, wiederhergestellt. Für die Infanterie wurden auf der Wörthspitze zwei Notbrücken errichtet. Das nötige Material wurde auf Bauplätzen, und wo man es sonst fand, genommen, sogar die Nebengebäude des Bolongarischen Hauses und ein Haus in Ried wurden abgedeckt. Gegen 3 Uhr früh am 1. November fing die Infanterie an, durch die Stadt zu ziehen. Die Plünderungen und Verwüstungen in der Stadt waren schrecklich. Unter diesen Greueln nahm Napoleon I. in der Nacht vom 1. auf den 2. November hier im Bolongarischen Hause Quartier. Nach dem Berichte des Amtsmanns, Hofgerichtsrat Lambov, war der Kaiser sehr niedergeschlagen und ergrimmt. Er trug einen braunen, langen Ueberrock und einen Hut mit der Kokarde. Hier im Bolongarischen Gebäude schrieb der stolze Korse seinen letzten Tagesbefehl auf deutschem Boden. Von der Altane dieses herrschaftlichen Hauses betrachtete der geschlagene Feldherr kalt und berechnend seine Truppen, die ein Bild des Elends zum Erbarmen boten. Selbst die Anwesenheit des Kaisers schützte die Stadt nicht vor Plünderungen. Die zu ganzen Bataillonen aufgestellten Schutzwachen hieben und schossen unter die Wütenden, konnten aber die Hungernden und Durstenden nicht bezwingen. Das geraubte Vieh wurde in den Häusern oder auf den Straßen geschlachtet, gebraten und verschlungen. Fünfmal brach in dieser Nacht in der Stadt Feuer aus, ohne jedoch großen Schaden zu thun. Am 2. November verließ Napoleon die Stadt und floh in die Festung Mainz. Ihm nach drängte die fliehende Armee, so breit die Straßen waren. Der Durchzug der französischen Truppen dauerte bis zum 3. November morgens 5 Uhr. Kaum graute der Tag, so setzten ihnen auch schon Teile der alliierten Truppen nach.

Am 17. November zog Marschall Blücher, von Königstein kommend, in Höchst ein und verlegte dorthin sein Hauptquartier. Er nahm in denselben Räumen des Bolongarischen Hauses Wohnung, die kurz vorher der flüchtende Napoleon inne gehabt hatte. Diese Verlegung des Blücherschen Hauptquartiers nach Höchst erregte in dem Städtchen keinen geringen Schrecken. Dasselbe hatte während des ganzen Jahres furchtbar gelitten, sodaß, wie der Amtmann Lambov berichtet, „alle Nahrungsmittel aufgezehrt waren". Dazu kam nun noch das große Hauptquartier Blüchers, welches über 100 Offiziere aller Grade mit über 700 Pferden zum ständigen Aufenthalte brachte. Sofort begab sich daher der Gemeinderat zu dem eben eingetroffenen Feldmarschall, um ihn um Schonung des ausgesogenen Ortes zu bitten. Blücher antwortete nach dem Amtsberichte, „er wolle täglich Tafel für 26 bis 30 Personen, doch nicht von dem armen Städtchen Höchst, nicht von dem ebenso

ausgeplünderten Amtsbezirke, sondern in der Eigenschaft des kommandierenden Hauptgenerals im Herzogtum durch Konkurrenz des ganzen Landes". So fand denn die Verpflegung seines Stabes auf Landeskosten statt; sonstige Zuwendungen nahm er nicht an. Als der Minister von Marschall zum 25. November Blücher seinen Besuch anmeldete und ihm nach damaliger Gepflogenheit 200 Flaschen Wein von den besten Sorten aus den Schloßkellern zu Wiesbaden und Weilburg zuschickte, nahm Blücher, wie ein Amtsbericht meldet, dieselben „in seinem damaligen Unwillen" nicht an. Noch im Oktober 1814 standen die noch nicht geöffneten Kisten in dem Hausflur des Bolongarischen Gebäudes. Hier hatte Blücher die in Nr. 12 des 1. Jahrgang der „Nassovia" erwähnte Zusammenkunft mit seinem ehemaligen Waffengefährten, dem Pfarrer Cretzschmar aus Sulzbach, der ihm, als Blücher noch Adjutant des Generals von Belling war, in einem sehr heißen Treffen das Leben gerettet hatte. Aus dem Bolongarischen Gebäude zu Höchst erließ Blücher sowohl die General-, wie auch die Spezialdispositionen zum denkwürdigen Rheinübergang der Schlesischen Armee bei Kaub in der Neujahrsnacht 1814. Sie tragen das Datum des 26. Dezember 1813. Ueber den Abzug Blüchers von Höchst weichen die Nachrichten ab. In einem Begleitschreiben, mit welchem diese Dispositionen den Generalen mitgeteilt wurden, schreibt Blücher, er werde sein Hauptquartier am 29. Dezember nach Frankfurt verlegen. Allein nach der ausdrücklichen Angabe in einem Berichte des mehrfach erwähnten Amtsmanns Lambon zu Höchst, sowie der Verpflegungsrechnungen steht fest, daß Blücher mit seinem ganzen Hauptquartier am Nachmittage des 27. Dezember nach Frankfurt übersiedelte.

So hat sich denn im Bolongarischen Gebäude zu Höchst ein bedeutsames Stück vaterländischer Geschichte abgespielt; um so mehr muß es der Geschichts- und Altertumsfreund bedauern, daß ein Stück nach dem andern von diesem interessanten Bauwerke verfällt. Sehr zu beklagen ist, daß vor einigen Jahrzehnten der damalige Gemeinderat der Stadt von einer kleinlichen Kirchturms-Politik befangen war und den prächtigen Bau, der damals für wenig Geld zum Verkauf stand, nicht für die Stadt ankaufte. In demselben war Raum genug für sämtliche Schulen und auch für ein den heutigen Verhältnissen entsprechendes Rathaus. Dadurch wäre der Bau in seinem Ganzen besser erhalten und eine Zierde der Stadt geblieben, statt daß wie jetzt ein Stück nach dem andern abgebröckelt wird.

Dornburg.

5) **Von Emilie Escherich.** (4. Fortsetzung.)

Einen Augenblick schien es, als versage ihr der Atem; da aber sah sie auf den Junker — und sie sprach frisch weg, als sei ihr mit einemmal der Mut gekommen: „Es ist ganz wie er gesagt; er hat mich nicht rauben, sondern vielmehr mich schützen wollen vor seinen Gesellen, und es ist auch gar nicht gegen meinen Willen geschehen, daß er mich zu sich aufs Roß hob, sondern vielmehr mit meiner vollen Zustimmung."

Herr Wallberg stieß das Gerichtsschwert in die Scheide. „So ist der Junker ohne Schuld und frei!"

Aber da schrie es von allen Seiten auf ihn ein: „Ist er auch nicht des Jungfernraubes schuldig, so mag er doch als Geisel behalten werden für den Schaden, den uns seine Freundschaft gethan. Auslösen sollen sie ihn, und recht hoch schatzen wollen wir den jungen Herrenvogel!"

Herr Wallberg runzelte die Brauen; das Ausnützen solcher Gelegenheit widersprach seinen Ansichten von allgemeinem Anstand, aber er sah ein, daß er allein gegen seine Gesamtmitbürger nichts ausrichten konnte; so wollte er Zeit gewinnen. Darum sprach er mit Entschlossenheit: „Es sei! Junker Rupert von Ellar bleibt in unserer Haft, bis sein Geschlecht ihn auslöst, und zwar will ich ihn auf meinem eigenen Hofe herbergen, wenn er mir in die Hand gelobt, die Schwelle des ihm angewiesenen Gemaches nicht überschreiten zu wollen, bevor ich ihm selber das Thor geöffnet."

Des waren alle, auch der Junker einverstanden, und als der letztere das Gelöbnis abgelegt, drängten alle aus dem Saal. Herr Wallberg winkte Rupert zu sich: „Kommet mit mir!", und er schritt neben ihm her, nicht wie ein Kerkermeister, sondern wie einer, der sich auf das Wort des andern verläßt.

Den Männern voraus war Hildegard nach ihrem Hofe geeilt. Bis die Herren ankamen, hatte sie bereits dafür gesorgt, daß der Junker eine Gaststube für sich bereit fand, auch frische Wäsche, Kleider, Wasser und Verbandzeug waren hergerichtet, und nachdem Rupert sich gereinigt und umgekleidet, kam sie selber, seine Wunden kunstgerecht zu verbinden.

Die Frauen des dreizehnten Jahrhunderts wußten zwar weniger von fremden Sprachen, Geometrie, Astronomie als die heutigen; aber im praktischen Leben, zumal vom Kochen verstanden sie mehr, und im Samariterdienst waren sie geübt wie ein alter Chirurgus; und war auch damals jene wunderliche Sitte noch nicht eingerissen, die die jetzige Frau vor Berührung des Mannes zurückschrecken läßt, auch in Fällen, wo er ihrer Hilfe bedarf. Man dachte einfacher, natürlicher, und man unterlegte keine andern Motive, weil keine da waren.

Auch Hildegard dachte in diesem Augenblick an nichts Anderes als an das ihr zustehende Geschäft, während sie sich mit kundigem Blick über des Junkers wund geschlagenen Kopf beugte. Sie gewahrte auch in ihrem Eifer gar nicht, was für ein Gesicht Rupert machte; erst als er plötzlich nach ihren Handgelenken griff, sie daran festzuhalten, sah sie erschreckt nach ihm: „Hab ich euch weh gethan?"

Er lächelte ein wenig: „Nein, nicht deshalb! Denn wenn es auch so gewesen wäre, so hätte ich euch doch

nicht darum unterbrochen, und es sollte mir auf ein bißchen wehthun nicht ankommen; — aber, ich bin nicht wert, daß ihr euch so viel Mühe um mich macht, zum mindesten hab ichs nicht um euch verdient."

Hildegard aber machte sich sanft los: „Darüber lasset euch nun nur kein graues Haar wachsen. Ich hab' euch seinerzeit euern wohlverdienten Denkzettel für euere Thorheit gegeben, und damit ist's vorbei! Heut' aber habet ihr mir einen Dienst geleistet, und übel ist euch dafür gelohnt worden. Da müsset ihr euch schon gefallen lassen, daß ich gut zu machen strebe, soviel als möglich", und sie pflasterte wieder an seinen Wunden weiter, unbekümmert um seinen Widerspruch, und zuletzt ließ er sich's gefallen; war es ihm doch ein ganz wunderselig' Gefühl, so unmittelbar unter ihren Händen zu sein.

„Nun leget euch aufs Bett," sagte sie, als sie endlich fertig geworden, „ich will euch nachher Wein und Nachtkost heraufsenden." Und sie wandte sich zum Gehen.

Er aber haschte nach ihrer Hand und drückte ehrerbietig seine Lippen darauf. „Ich hab euch so viel, so viel zu danken!"

Da schüttelte sie den Kopf, entzog ihm ihre Finger und glitt eilig aus dem Gemach.

Am andern Tag aber kam sie wieder, des Junkers Wunden frisch zu verbinden; dabei erzählte sie ihm, daß gestern noch ein reitender Bote mit einem Brief des Burgmeisters an den Molsberger Herrn abgegangen, darin die Forderung enthalten war, das Lösegeld zu senden.

Der Junker nickte trübselig: „Mir hätt's nicht also geeilt, ich wollt', ich müßte noch lange so sitzen und warten."

Jungfräulein Hildegard lächelte: „Sie werden sich wohl nicht so sehr sputen, daß euch die Rast zu kurz erscheinen mag." — —

Am nächsten Tag waren Hildegards Augen nachdenklich. „Es ist Antwort gekommen von den ritterlichen Herrn. Es will keiner zahlen, aber in hellem Haufen wollen sie heranziehen, die Stadt einschließen und von allen Seiten berennen." Sie lachte verächtlich. „Unsere Thore sind fest und widerstehen dem Sturmbock; Brandpfeile haften nicht im Steingefüg' unserer Außenmauer, und an Aushungern oder Wassergraben ist nicht zu denken, denn ein unterirdischer Gang führt von unserm Hof ins Freie weit draußen vor dem Thor, und weiß niemand davon als der Vater und ich und unser alter Knecht Konrad, der uns ergeben ist auf Leben und Tod. Darum ist auch jeder Verrat ausgeschlossen. Dabei ist der Gang breit genug, ein großes Weinfaß herein zu rollen.

Der Junker lachte: „Narren sind meine Gesellen; aber sie werden schon wieder umkehren, wenn sie sich die Gelegenheit erst ruhig betrachtet haben."

Aber Mitte November, als des Junker Rupert Kopf bereits wieder heil war, kamen die verbündeten Edelherren mit ihren Knechten wirklich angezogen; schlugen rings um Dornburg Lager und begannen es regelrecht einzuschließen.

Von da wurden die Berichte Hildegards, die sie dem Junker machte, länger und inhaltsreicher als zuvor. Den einen Tag hatten die Angreifer am Ostthor zu stürmen begonnen. Aber die noch aus der Römerzeit herstammenden eisernen Panzerplatten, mit denen das Thor nach außen verschlagen war, widerstanden allen Angriffen. Ein andermal suchten sie die Stadt von der Westseite zu berennen; mit Werg umwickelte, pechgetränkte Pfeile warfen sie brennend wider die Mauer. Aber an den alten Römersteinen prallten diese machtlos ab, und darüber weg zu kommen, hinderte die Höhe. Von der Handhabung des griechischen Feuers wußten sie offenbar nichts. Mit dem Sturmbock und der Steinschleuder arbeiteten sie zwar um so kräftiger, hatten aber ebenso geringen Erfolg wie das erstemal. Und dabei gossen ihnen die Dornburger aus dem rings oben auf der Stadtmauer hinführenden Wehrgang siedendes Wasser und glühendes Pech auf den Kopf.

Das alles erzählte Hildegard ausführlich dem Junker, und sie lachte dabei und freute sich.

Er aber hob die Arme, als wolle er seine Kraft prüfen: „Und dabei da sitzen und sich nicht rühren dürfen, während die andern in lustigem Kampfe stehen; es ist zum Tollwerden!" Hildegard zeigte ihre Zähne: „Ist euch euer Schwur leid und wollet ihr zu den Eurigen überspringen?"

Er machte eine abwehrende Bewegung: „Mir ist nicht sehnsüchtig zu Mut, von hier fort zu kommen; im Gegenteil" — und er sah mit seltsam blitzenden Augen nach ihr —; „aber besser mit dem Feind Schulter an Schulter kämpfen, als thatlos versitzen."

Hildegard lachte wieder, und es klang leise und verführerisch: „Ist euch so kampflustig zu Sinn, so stehen schlimme Tage in Aussicht; wie lange noch werdet ihr euch gedulden müssen! Noch sind die Vorräte in der Stadt nicht aufgezehrt, und werden sie's erst sein, so wird für Ersatz gesorgt werden. Also können die Belagerer niemals auf unsere Uebergabe zählen. Sie werden müde werden zuletzt und abziehen und für euch noch das Lösegeld schicken müssen."

Jetzt lachte auch er: „Und wenn sie's nicht thun?"

„Dann bleibt ihr bei uns für immer; oder meinet ihr die Sehnsucht nach draußen nicht überwinden zu können?" fügte sie schelmisch hinzu.

Geschwind haschte er nach ihren Händen: „Ich meine, daß ihr mich längst herinnen festgebunden!"

Sie aber rang sich los und lauschte horchend hinaus: „Hört ihr? wie sie schreien und johlen. Sie sind schon wieder aneinander, und ich muß sehen, wie es geht."

In der drauffolgenden Nacht hatte doch ein Brandpfeil die Mauer überflogen und in einer strohgedeckten Scheuer gezündet; aber die Dornburger hatten Wasser und Hände genug, die Flammen zu verwerfen; und der erste rote Feuerschein, der Herrn Rupert vom Lager sprengte, erlosch schier eben so schnell, als er aufgeflackert.

Nicht lange danach gingen die Vorräte der einzelnen Bürger zu Ende. Der eine hatte seine letzte Kuh geschlachtet, der andere seine Mehltruhe

geleert, und die Mienen der bisher so siegesbewußten Männer wurden nachdenklicher und düsterer, und als endlich der finstere Gast, der Hunger, an ihre Thüren pochte, da wurden die mißmutigen gar unzufrieden, und da sie sich selber keine Schuld beimessen wollten, so wälzten sie wenigstens solche auf ihren Burgmeister, und schreiend und kreischend zogen sie vor Herrn Wallbergs Hof: „Der Burgmeister soll helfen! Wär' er nicht gewesen, hätten wir den Ellarer Junker zu aller Anfang erschlagen; da wär' alles anders geworden. Nun soll er uns retten. Wir wollen nicht Hungers sterben um seinetwillen!"

Herr Wallberg stand, als sie anrückten, in seinem Gemach, strich sich mit der nervigen Faust den langen Bart und nickte verächtlich vor sich hin. Seit zwanzig Jahren stehe ich ihnen als ihr Meister vor, und ist keiner, der mir auch nur eine Ungerechtigkeit vorwerfen könnte! Immer nur hab' ich sie von Thorheiten abgehalten! Die Hand könnt' mich jucken, dem Feind die Thore zu öffnen. Mein Schade wär's nicht, ich hab' ja den Ellarer Junker wohlgeborgen unter meinem Dach, und wert wäre die ganze undankbare Brut schon nichts Besseres. Aber ich will ihnen noch einmal helfen; denn es ist ja meine Pflicht." Und er schritt hinunter.

Auf der obersten Staffel der Freitreppe, die zum Marktplatz führte, blieb er stehen, die Klagen der Bürger anzuhören.

„Was begehrt ihr?" fragte er mit weithin schallender Stimme.

Da drängten sie sich herzu und tobten und schrieen alle durcheinander: „Brot!" „Fleisch!" „Wein!" und einer, die Lederkappe mit hochstehender Hahnenfeder schief aufs linke Ohr gerückt, überschrie alle andern: „Meine Scheuer ist in Flammen aufgegangen, ich will nicht verhungern um euertwillen!"

Herr Arnulf Wallberg wartete, bis sich die ersten Wogen der Erregung gelegt hatten, dann fragte er mit überlegener Ruhe: „Ist das alles?" und wie ihm die dutzend und aber dutzend Köpfe drunten verdutzt ins Gesicht starrten, winkte er höhnisch: „Geht in meine Scheunen und holet euch Korn, und in meinen Keller und holet euch Wein, und so ihr Gelüsten habet nach Fleisch, meine Ställe stehen euch offen. Mein Eigen wird nicht erschöpft werden, und wenn die ganze Ritterschaft der Christenheit vor den Thoren läge!"

Da schrieen die Bürger hurra und heisa, warfen ihre Mützen in die Luft und rannten nach Herrn Wallbergs Futterkammern. Er selber aber trat in sein Haus zurück und drückte die schwere Eichenbohlenthüre zu, daß die Kälte nicht allzu stark eindrang; denn von den modernen Heizanlagen hatte man zu selber Zeit noch keine Ahnung. Statt des Fensterglases zog man ausgespannte Därme oder Pergamentblätter über die Rahmen, die bei unfreundlichem Wetter so dunkel machten, daß selbst am Mittag eine Kienfackel im eisernen Wandring brannte. Den Ofen aber ersetzte eine offene Kohlenpfanne, über der man die Hände wärmte, während der davon ausströmende Rauch in eine in den Kamin führende Oeffnung entwich. Kurz, das Dasein war nicht ganz so bequem und behaglich wie jetzt, aber die Menschen waren infolge dessen stärker und gesünder; sie hatten, indem sie sich des Lebens Notdurft in harter Arbeit und Mühe sichern mußten, keine Zeit, um ihre Nerven zu entdecken, und das wog gewissermaßen die Errungenschaften der Gegenwart auf.

Als Hildegard dann eine Stunde später bei dem Junker eintrat, fand sie ihn zornsprühend: „Solch eine elende Schwefelbande! solche Pfeffersäcke! Erst schreien sie euerm Vater solange die Ohren voll, bis er mich hier handfestet, und nun ich endlos dasitze, ist's ihnen wieder nicht recht, und sie toben wider den Herrn Burgmeister. 's ist nicht auszudenken solche Dummheiten und Unverschämtheiten! Ich hab' nur die Geduld eueres Vaters bewundert."

Hildegard zuckte geringschätzig die Achseln: „Habet ihr anderes erwartet vom Gedörn der Dornburger Rose? Spitz und scharf sind ihre Stacheln; ihr habet doch selber gefühlt, wie sie euch ins Fleisch gerissen, und noch jetzt hält sie euch angespießt an ihrem Dorn."

Ein träumerischer Zug spielte um seinen Mund: „Ich sehe nur die Rose; ein süßes Licht liegt über ihr, Balsam träuft von ihren Blättern, und honigsüßer Duft berauscht mich."

Hildegard lächelte: „Ein Sonnengoldseher seid ihr in dunkler Nacht, und mit rosigem Schimmer umgebet ihr die Blume, die doch nur weiß und bleich ist, wie die Leichen der erschlagenen Römer, daraus sie aufgesprießt."

Seine Augen flammten heiß zu ihr hinüber: „Vor mir steht sie im Tau funkelnder Morgenröte, wie sie mir zum erstenmale entgegen geblüht" —; seine Stimme stockte. — Dann plötzlich schlug er die Hände vors Gesicht und warf sich in den Lehnstuhl am Fenster: „Meine Rose!" stammelte er, „meine süße, liebe Rose!"

Hildegard stand einen Augenblick unschlüssig neben ihm. Er that ihr so leid, und sie hätte ihm so gern ein herzlich' Wort gesagt; aber die Zeiten waren doch nicht danach, an süßes Minnespiel zu denken. So strich sie ihm sanft übers Haar: „Ihr sollet nicht traurig sein, Junker; auch die Rosen werden wieder blühen!" Und leise, als ob ein harter Schritt ihn verletzen könne, verließ sie das Gemach.

So verstrich Woche um Woche, langsam, gleichmäßig. Die Tage wurden kürzer, die Kälte machte sich schärfer bemerkbar. Und dann fiel eines Tages der Schnee und breitete sein weißes Linnen über Felder und Wiesen, streute den Bäumen Zuckerstaub auf die Zweige und stülpte den Giebeln und Türmen Dornburgs silberne Helme auf die ehrwürdigen Häupter.

Da begannen die Belagerer allmählich die Geduld zu verlieren. In den leichten Linnenzelten war längst kein Aufenthalt mehr; zwar hatten sie diese mit Pelzen und Tierhäuten wohl verhängt, aber der Wind pfiff doch erbärmlich durch die Spalten, und die Feuchtigkeit drang erstarrend vom Boden herauf.

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Ordnung und Form eines Judeneides.

Mitgeteilt von August Korf.

In No. 10 der „Nassovia" von 1901 wurden wir mit der nassau-usingischen Judenordnung von 1732 bekannt gemacht. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, auch eine kurmainzische Ordnung vom Jahre 1613 bezüglich der Vereidigung von Juden kennen zu lernen. Im Stadtarchiv zu Oberursel ist eine solche in Abschrift noch erhalten, deren Inhalt hier im nachfolgenden wiedergegeben werden möge.

Ordnung undt form eines Juden aydts. So Einem Juden Ein aydt auferlegt wird, soll Er zuvor, ehe Er den aydt thut, vor Händen und vor Augen haben ein Buch, darin die gebott Gottes, die dem Moysi auf dem Berg Sinai von Gott geschrieben, gegeben seind, und mag man darauff den Juden bereden und beschweren mit den nachfolgenden Worten.

Anrede ahn den Juden oder Rabiner, so Einer zu haben. Judt Ich beschwere dich bey dem Einigen lebendigen und Allmächtigen Gott, Schöpffer des Himmels und des Erdreichs, und aller Ding, und bei seinem Torach und gesetz, das Er gab seinem Knecht Moysi, auf dem Berg Sinai, daß du wollest warlich sagen, und verfahrn, ob dieß gegenwertig Buch seye das Buch, darauf Ein Judt einem Christen oder einem Juden, einen rechten gebührlichen aydt thun und vollführen möge und soll.

Sodan der Judt oder Rabiner auff solche beschwehrung bekennet und saget, daß Es dasselbige Buch seye, so mag Ihm der Christ, der den aydt von ihm erfordert, oder ahn seiner statt, der ihm den aydt giebt, fürhalten und vorleßen, diese nachfolgende frag und Vermahnung, nehmlich

Judt, ich verkündte dir wahrhaftiglich, daß Wir Christen anbetten den Einigen Allmächtigen und lebendigen Gott, der Himmel und Erden und alle Ding geschaffen hat, und daß wir außerhalb des keinen anderen Gott haben, ehren noch anbetten; daß sage Ich dir darumb und auß der ursach, daß du nicht meynest, daß du wehrest entschuldiget vor Gott eines falschen aydts, indem, daß du meinest und halten mögest, daß Wir Christen eines unrechten glaubens wehren und frembde götter anbetten, daß doch nit ist, und darum sintemahl daß die Nesie oder haubtleuthe des Volcks Israel schuldig gewesen seind zu halten, das so sie geschworen hetten den männern Beßan, die doch dienten den frembden göttern, vielmehr bist du schuldig, Unß Christen alß denen die da anbetten Einen lebendigen und Allmächtigen Gott, zu schweren und zu halten, einen wahrhafften und unbetrieglichen aydt

Darumb Judt frag Ich dich, ob du daß glaubest, daß einer schändet und lästeet den Allmächtigen Gott, indem er so schwehret einen falschen ohnwahrhafftigen aydt, oder den würcklich abgeschworenen aydt brechen und nit halten thut. So spreche der Judt Ja.

Spricht der Christ, Judt Ich frage dich ferner, ob du auß wohlbedachtem Muth, und ohne alle arglist und betrieglichkeit den Einigen lebendigen und Allmächtigen Gott wollest anruffen, zu einem Zeugen der Wahrheit, daß du diesen aydt, so dir aufferlegt, und jetzt abschwehren wilst, geteewlich und ohne arglist oder betrieglichkeit wahrhaftig halten, solchen in keinerley weiß brechen, oder dargegen thun wollest: So spreche der Judt Ja.

So daß alles beschehen ist, so solle der Judt seine rechte Handt bis ahn die Knorren legen in das vorgemelte Buch, und nehmlich auff die worthe des gesetzes und gebotts gottes, welche worth und gebott in hebrättch also lauten: Losissa Aschen, Adonay eloecha laschoff kilo jenagge Adonay es Aascher issa es schemo laschoff; Zu teutsch, nicht erhebe den Nahmen des Herrn deines Gottes unnützlich, dan nit wirdt onschuldig und ungestrafft lassen der Herr den, der da erhebt seinen Nahmen unnützlich;

Alßdan und darauff, und ehe der Judt den Eydt volnführet, soll der Judt dem Christen, dem er den aydt thun soll, oder ahn seiner statt, dem, der ihm den aydt auffgiebt diese wort nachsprechen.

Adonay ewiger Allmächtiger Gott ein Herr über alle Melachim ein Einiger Gott meiner Vätter, der du unß die heilige Torach gegeben hast, ich ruffe dich und deinen heiligen Nahmen Adonay und deine Allmächtigkeit an, daß du mir helffest bestättigen meinen aydt den ich jetzo thun soll und will, und wo ich unrecht oder betrüglich schweren oder auch diesen aydt brechen und nicht halten werde, so seye ich beraubt aller gnaden des ewigen Gotteß und mir werden aufferlegt alle die straffen und flüch, die Gott den verfluchten Juden auferlegt hat, und mein seel und Leib haben auch nicht mehres einige theil ahn der Versprechung, die unß Gott gethan hat, und ich solle auch nicht theil haben ahm Messia, noch ahm versprochenem Erdreich des heiligen seeligen Landes. Ich verspreche auch und bezeuche das bey dem ewigen Gott Adonay, daß ich nit will begehren, bitten, oder auffnehmen einige Erclärung, Außlegung, Abnehmung oder Vergebung von keinem Juden noch anderen Menschen, wo ich diesen meinen aydt so ich jetzt thun werde, breche und nicht halte, oder einigen Menschen damit betriege. Amen.

Darnach so schwehre der Judt und spreche dem Christen nach diesen Aydt.

Adonay, Ein Schöpffer der Himmel und des Erdtreichs, und aller Dinge, auch mein und der Menschen, die hier stehen, ich rufe dich ahn durch deinen heiligen nahmen auff diese Zeit zu der Wahrheit, alß daß ich diejenige Uhrphede, welche ich heut dato schrifftlich von mir geben und mit diesem meinem jüdischen aydt beschwehren werde in allen puncten und Clauseln, wie solche mir clar und deutlich ist vorgelesen worden, und ich unterschrieben, ohnverbrüchlich halten, dargegen im geringsten nicht thun oder handeln, nach Schaffen gethan zu werden, ohne alle gefährt und arglist, also bitte ich mir auch Adonay zu helffen, und zu bestättigen diese wahrheit, wo ich aber gegen diesen meinen aydt thun, handeln oder solchen in einige wege brechen, oder einige betrüglichkeit darunter gebrauchen werde, so seye ich Heram verflucht ewiglich, und daß mich übergehe und verzehre das Feuer, das zu Sodom und Gomorra über ging, und alle die flüche, die ahn der Torach gescheieben stehen und daß mir auch der wahre Gott, der Laub und Graß und alle Ding geschaffen hat, nimmermehr zu Hülffe, noch zu statten komme in Einigen meinen Sachen und Nöthen, wo ich aber diesen meinen abgelegten Jüdischen Ayd und dadurch bestettigte von mir gestellte Urphede getreulich und ohnverbrüchlich halten, dargegen weder thun noch handeln werde, also helffe mir der wahre Gott Adonay. —

Eine Eidesformel, welche 1721 in Oberursel in Anwendung gebracht wurde, hat im Eingange folgenden Wortlaut: „Adonay Ein Schöpfer der Himmel undt des Erdreichß und aller Ding auch mein und der Menschen die hier stehen, ich ruffe dich ahn durch deinen heiligen Nahmen auff diese Zeit zu der Wahrheit daß wie mir hier jetzo vorgeleßen und vorgehalten auch aufferlegt worden, des hohen Ertzstiff.s Lande auff Ewig verwießen zu sein, undt was dabey und darunter weiteres Enthalten daß ich deme also wolle nachleben ohne alle gefährde arglist undt Verbörglichkeit, also bitte ich mir auch Adonay zu helfen 2c. 2c." —

Nach dieser Ordnung, welche mit der in Frankfurt gebräuchlichen, 1613 dortselbst gedruckten im allgemeinen übereinstimmt, wurde im Oberamte Königstein bei erforderlichen Vereidigungen von Juden verfahren, und noch 1721 hatte sie hier Gültigkeit.

G. S. **Aus der Schulchronik von Selters (Oberlahnkreis).** Die Nachrichten über die Schule zu Selters beginnen mit dem Jahre 1708. In diesem Jahre schloß die dasige Gemeinde einen „Akkord" mit einem gewissen Johann Henrich Walther, worin sich derselbe verbindlich machte, die Selterser Schule gegen folgende Besoldungsstücke zu übernehmen:

1. Von einem Kinde, welches in die Schule geht, empfängt der Lehrer 54 Kr.
2. Jeder Gemeindsmann giebt ihm 1½ Simmer Korn.
3. Ein halber Morgen Wießwachs auf dem sogenannten „Sauwasen".

4. Von einer Leiche ein Laib Brot.
5. Von einer Kindtaufe gleichfalls ein Laib Brot.
6. Von einer Hochzeit eine Brautsuppe nebst Zugehör.

Von der Dienstführung dieses Schullehrers Walther ist wenig bekannt; auch scheint derselbe nur sehr kurze Zeit hier gewesen zu sein.

Länger bekleidete das hiesige Schulamt der Schullehrer Theophilus Metzler, über welchen jedoch gleichfalls alle näheren Nachrichten fehlen und von dem die Ueberlieferung nur das Eine zu rühmen weiß, daß er in der damals sehr üblichen Strumpfstrickerkunst große Fertigkeit besessen habe. Dieser Theophilus Metzler starb in den Jahren 1736—40, und auf ihn folgte sein Sohn Johann Kasimir Metzler, über dessen Dienstführung schon gewissere Nachrichten vorhanden sind.

Er unterrichtete im Lesen, Schreiben und besonders auch im Rechnen, worin er vorzüglich geschickt gewesen sein soll; doch war die hiesige Schule damals sehr klein und soll mehrmals nur 6 bis 7 Kinder gezählt haben.

Die Tradition sagt übrigens von diesem Schullehrer Metzler, daß er ein sehr kluger, erfahrener Mann gewesen sei, welcher sich in jeder Angelegenheit, besonders durch seine treffende Reden, zu helfen gewußt habe. So wird unter anderem berichtet, daß der damalige Superintendent, welcher den Schullehrer im Verdacht gehabt habe, als hielte er seine Schule nicht ordentlich, unvermutet dieselbe betreten und zu ihm gesagt habe: „Das war Ihm ein Glück, daß er in seiner Schule war, denn sie hielten auf Ihn". Worauf Metzler ganz kaltblütig geantwortet habe: „Wenn der Herr weiß, daß Diebe in sein Haus steigen wollen, so bewacht er dasselbe."

In Ansehung seiner Besoldung blieb es im ganzen bei obigem Akkord; nur ging die Veränderung vor, daß der Gehalt an Korn in ein Fixum von $6^1/_2$ Achtel verwandelt wurde, wozu jeder Gemeindsmann seinen Teil zu liefern hatte, auch kam zu der Schulwiese noch ein Acker hinzu.

Die Schule wurde unter diesem wie unter den früheren Lehrern in einem kleinen, armseligen Häuschen gehalten, worin das Wohnzimmer des Lehrers zugleich als Unterrichtsstube diente.

Metzler starb im Jahre 1778, und durch ein Dekret der Fürstlichen Regierung zu Weilburg vom 2. September des nämlichen Jahres erhielt die hiesige Schulstelle Johann Sebastian Fischer, geboren zu Weilmünster den 27. November 1750, wo sein Vater Mädchen-Schullehrer war. Nach einem von demselben im Jahre 1780 aufgestellten Verzeichnisse bestand die Schule damals aus elf Knaben und zwei Mädchen, welche Fischer auf die damals gewöhnliche Weise, jedoch nicht ohne Sorgfalt und Strenge, unterrichtete. Den Sommer hindurch gingen Lehrer und Kinder den Feldgeschäften nach, und nur in den Wintermonaten von Michaelis bis Ostern wurde Schule gehalten. Seit 1800 fing indessen die Schule an, beträchtlich stärker zu werden, da sich schon über 20 Kinder darin fanden, bis sie in den Jahren 1815 und 16 auf 30 und mehrere heranwuchs. An Besoldung erhielt Fischer außer demjenigen, was seine Vorgänger erhalten hatten, noch fünfzehn Gulden Zulage aus dem geistlichen Stifte zu Weilburg, bis im Jahre 1817 in dieser, wie in jeder anderen Hinsicht eine neue Ordnung der Dinge erfolgte.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** — Die Maifestspiele beginnen, wie projektiert, am 11. Mai; der Sterbefall im königlichen Hause hat keinerlei Aenderungen in den Anordnungen hervorgerufen. — Zu den festlichen Tagen hat die Intendantur wie bei früheren Gelegenheiten ein schön illustriertes Festbuch herausgegeben, das in allen Buchhandlungen für 1,50 Mark käuflich ist. Einleitung und Schluß sind von G. von Hülsen selbst verfaßt. Erstere bringt die Rechtfertigung der Aufnahme der „Armide" von Gluck ins Repertoire und ihrer textlich-musikalischen Um- bezw. Ausgestaltung. Die kurze, aber präzise, durchgeistigte und alles sagende Abhandlung zeigt, daß der Verfasser die Bedeutung Glucks, des deutschen Opernreformators, innig erfaßt hat, und somit können wir völliges Zutrauen haben, daß Herr von Hülsen, dessen schwungvolle, poetische Sprache auch aus seinem Elaborat spricht, die Textumdichtungen in formgerechter und den Tonweisen entsprechender Art vorgenommen hat. Professor Schlar hat ähnlich wie im „Oberon" die Motive des Komponisten zu den Umdichtungen der „Armide" pietätvoll und feinsinnig verwandt, und somit haben wir alle Ursache zu hoffen, daß ein musikalisch-dramatisches Tonwerk von monumentaler Größe verjüngt erstehen wird. Daß die großartige Ausstattung der „Armide" auch den äußeren Effekt bringen und damit den des Ganzen erhöhen wird, das verraten uns die prächtigen Illustrationen des Buches. Die vier übrigen Bühnenwerke werden in ähnlicher innerer und äußerer Neugestaltung in Szene gehen. Wir gedenken in Nr. 11 den Festspielen eine besondere Abhandlung zu widmen.

Der Verlag von L. Klement in Frankfurt a. M. hat eine hübsche Festspielpostkarte, welche die verkleinerte Abbildung des Festprogramm-Plakats (Zeichnung von F. Nitzsche): Königliches Theater und Repertoire zeigt, in den Handel gebracht.

---

* **Neuwied und seine Umgebung.** Von Dr. Ph. Wirtgen. Neubearbeitet von R. Blenke. 374 S. Neuwied, Heusers Verlag (Louis Heuser). — Neuwied, das freundliche Rheinstädtchen, die Gründung und Residenz der mit unserm nassauischen Herrscherhause eng verbundenen Grafen und Fürsten zu Wied, feiert 1903 den 250 Jahrestag seines Bestehens. Aus diesem Grunde dürfte die vorliegende Arbeit eines geborenen Neuwieders, die von einem lange Jahre dort Ansässigen pietätvoll bearbeitet und ergänzt wurde, eine willkommene Festgabe sein. Nicht allein für die Neuwieder und Wiedischen überhaupt, sondern auch für die Leser der „Nassovia". Denn die Grafschaft Wied mit ihren blau-weiß-roten Grenzpfählen grenzte nicht nur an die blau-orangen von Nassau, sondern ein gut Stück Nassau ist heute noch standesherrschaftlich wiedisch. Und die wiedische Geschichte ergänzt die nassauische seit tausend Jahren in sehr vielen Stücken. Das Buch hat vier Hauptteile: 1. Das Koblenz-Neuwieder Becken, 2. die Stadt Neuwied, 3. das fürstliche Haus Wied, 4. die Umgebung Neuwieds. Zahlreiche schöne Illustrationen und eine hochfeine technische Ausstattung machen den Band zu einer sehr repräsentablen Erscheinung.

* **Familie Breyer.** Eine Burentragödie. Von W. Florschütz. 57 S. Wiesbaden, G. Quiel. — Der Verfasser hat sich bereits durch eine Sammlung frohsinnig-gemütvoller Dichtungen vorteilhaft bekannt gemacht. Die vorliegende dramatische Arbeit behandelt, wie der Zusatz zum Titel besagt, ein Motiv aus der Blut- und Greuelgeschichte des Burenkriegs. Ein englischer Offizier, als Photograph verkappt, spioniert vor dem Kriege eine Gegend in Transvaal aus und erwirbt das Vertrauen einer wackeren Burenfamilie. Entlarvt, flüchtet er, kehrt im Kriege als Offizier mit einer Bande Mordbrenner zurück und rächt sich durch die Verwüstung der Farm; er wird von der Tochter des Hauses lahm geschossen und liefert diese dafür den Soldaten aus. Das unglückliche Mädchen wird Krankenschwester; im Spital findet sie den Todfeind wieder, vermag aber den anfangs gehegten Rachegedanken nicht auszuführen, wendet sich vielmehr gegen sich selbst, um ihr entehrtes Leben zu zerstören. Die Handlung ist gut aufgebaut, die Charaktere sind treffend gezeichnet; das Ganze atmet tiefes Mitgefühl mit dem wackeren leidenden Volke.

Königin Wilhelmina der Niederlande, schon längere Zeit schwer erkrankt, schwebte in der vergangenen Woche in großer Lebensgefahr, die sie aber mit Gottes Hilfe glücklich überstand. Möge auch fernerhin ein günstiges Schicksal über der von ihrem Volke und weit über die Landesgrenzen hinaus verehrten Fürstin, der letzten Nassau-Oranierin walten.

Prinz Georg von Preußen †. Eine der sympathischsten Zollerngestalten, Prinz Georg von Preußen, ist am 2. Mai aus dem Leben geschieden. Geboren am 12. 2. 1826 als Sohn des Prinzen Friedrich, eines Neffen König Friedrich Wilhelms III., war sein ganzes Leben nicht dem Waffendienste, sondern der Wissenschaft und Kunst geweiht. Sehr poesiebegabt, verfaßte er unter dem Pseudonym G. Conrad eine Anzahl Dramen, die außer in Berlin namentlich in Wiesbaden ehrende Aufnahme fanden, wenn sie auch keine Repertoirestücke wurden. Ems und Wiesbaden besuchte der Prinz häufig, ersteres fünfzig Jahre lang regelmäßig alljährlich; dem neuen Theater zu Wiesbaden war er ein freundlicher Gönner. Gern weilte er auch auf dem von seinem Vater wiedererbauten und nach innen und außen zu einem Schmuckkästchen verwandelten Schlößchen Rheinstein, das nach seines Bruders Alexander Tode ihm allein

zugefallen war. Dort wurde er auch, der letzte der alten Zollerngeneration, um den kein Weib und Kind trauert, — denn er war wie sein Bruder unvermählt — am 9. Mai an der Seite der Eltern seinem Wunsche gemäß still und ohne Gepränge beigesetzt. An allen Orten seines früheren Aufenthalts wird man den gütigen Spender vermissen.

Der Kaiser hat der evangelischen Hauptkirche zu Wiesbaden 7000 Mark für zwei gemalte Fenster gestiftet.

Auf Antrag des Abgeordneten Landrat Berg hat der nassauische Kommunallandtag beschlossen, die rechtsseitige Rheinstraße von Rüdesheim bis Oberlahnstein durchaus chausseemäßig auszubauen. Das wird für das Nassauer Land von ungeheuerem Vorteil sein. Was eine durchgeführte Rheinstraße für den Verkehr bedeutet, das zeigt die linksseitige Karl-Napoleon-Chaussee. In der Zeit der Straßenbahnen, Fahrräder und Automobile beginnt die Landstraße ihren früheren hohen Wert wiederzuerlangen.

Die elektrische Straßenbahn Wiesbaden—Schierstein—Biebrich geht nunmehr, nach der endlich erfolgten Uebereinkunft der beiden Erbauer, „Süddeutsche Eisenbahngesellschaft“ und „Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft“, mit den betreffenden Gemeinden und untereinander, ihrer Verwirklichung entgegen.

Am 4. Mai ist zu den evangelischen Kirchen zu Niederwalluf und Gonzenheim der Grundstein gelegt worden.

In Wiesbaden ist kürzlich die erste obligatorische Kaufmännische Fortbildungsschule in Nassau und zwar für beide Geschlechter eröffnet worden.

Auf der Lieblingsheide bei Wallmerod sind mehrere vorgeschichtliche Gräber aufgedeckt worden. Unser Mitarbeiter Herr Postverwalter Benner schreibt uns, daß deren Alter höher als das der Neuhäuseler sei. Wir werden später Näheres darüber veröffentlichen.

Auch bei Idstein und bei der Hünerkirche sind alte Grabstätten bloßgelegt worden; es dauern die Arbeiten daselbst noch fort.

Ems erhält ein neues Amtsgerichtsgebäude.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. Mai.

1008. König Heinrich II. überläßt dem Erzbischof Willigis von Mainz das königliche Eigentum zu Aschenbrunnen (Eschborn) im Niddagau, in Rudolfs Grafschaft, das jener dem Sankt Stephansstifte zuwendete.

1236 Kaiser Friedrich II. der Staufer feiert das Pfingstfest in seiner curtis regia Wiesbaden. Die Stadt war damals noch königlich; erst während des Zwischenreichs (nach 1255) kam sie an die Grafen von Nassau.

23. Mai.

1630. Dr. Johann Irlen, von Siegen gebürtig, wird Professor der Theologie, Inspektor und erster Pfarrer in Herborn. Seit 1622 schon war er außerordentliches Mitglied der theologischen Fakultät gewesen. Er verlor 1635 durch die Pest seine Frau und Kinder, verfiel in Schwermut, gab 1639 seine Stellen in Herborn auf und zog 1641 nach Siegen. Hier wurde er 1645 Inspektor und erster Pfarrer und starb 1653 in hohem Alter.

1677. Graf Johannes zu Nassau-Idstein stirbt. Geboren am 24. 11. 1603 als Sohn des Grafen Ludwig von Gesamt-Nassau, erhielt er bei den Teilungen von 1629 und 1651 die Herrschaften Idstein und Wiesbaden. Er hatte 24 Kinder; doch überlebte ihn von den Söhnen nur Georg August, mit dem die Linie ausstarb.

28. Mai.

1523. Graf Ludwig von Nassau-Weilburg stirbt. Er war um 1466 als Sohn des Grafen Johann geboren und regierte seit 1492. Merkwürdiger Weise ließ er selbst sich in seinem Vetter, dem Grafen Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken, einen Kurator setzen (1499), dem er die Regierung überließ. Geistesgestört ist Ludwig nie gewesen.

1637. In Gröningen stirbt Anton Matthäus J. u. D. Er war 1564 zu Frankenberg in Hessen geboren und hatte von 1594 bis 1606 in Herborn und von da bis 1625 in Marburg und endlich in Gröningen als Professor der Rechte gestanden. Er war ein fruchtbarer juridischer Schriftsteller und hat vier Söhne als Professoren des Rechts und der Medizin hinterlassen.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

D. S. in W. Die „Nassovia“ erscheint bekanntlich jährlich 24 mal, also nicht alle 14 Tage, sondern monatlich 2 mal. Das besagt, daß, da das Jahr 52 Wochen hat, 4 Wochen lang keine Nummer ausgegeben wird. Diese 4 Wochen verteilen sich aber auf die 4 Quartale. So kommt es, daß in jedem Quartal 1 mal statt 2 Wochen 3 vergehen müssen, bis die neue Nummer erscheint.

Dr. R. W. in D. Wir können nicht alle bloßen Versetzungen von Pfarrern, Lehrern, Richtern, Forstbeamten 2c. in den Personalien bringen. Dann würden wir p. Quartal eine halbe Nummer füllen müssen. Ist mit der Versetzung eine Beförderung verbunden, dann wird sie angeführt. Auch die Dekorierungen müssen Raummangels halber unerwähnt bleiben.

H. R. in S. Leider zu dem Zwecke zu spät eingesandt, auch in der Form mehrfach anfechtbar.

H. K. in B Besten Dank für Zusendung.

Redaktionsschluß: 10. Mai.



№ 11. | Wiesbaden, den 1. Juni 1902. | 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Gisela Brömser von Rüdesheim.

1.

Hans Brömser liegt in bitterster Not
In türkischem Kerker, vom Tode bedroht.

Er betet zu Gott: „Herr, machst du mich frei,
Ein Kloster dir gegründet sei.

Und wer zuerst aus meinem Haus
Bei meiner Heimkehr schreitet heraus,

Er trete zuerst ins Kloster ein.
Herr Gott, erhör' mich! — so soll es sein." —

Und fern am Rhein zur selbigen Stund'
Da fleht eines Mägdleins blühender Mund:

„Wie hast du mir, Herr, so bange gemacht!
Ich sah in Ketten den Vater heut' Nacht.

O führ' ihn gerettet zur Heimat zurück!
O laß ihn begründen der Tochter Glück!

Wir pflegen seiner, liebend vereint." —
Sie sinkt in die Kissen und weint und weint. — —

2.

Nach Rüdesheim, wie ein Held geehrt,
Hans Brömser, der Weidliche, wiederkehrt.

Er schaut seiner Väter geschmücktes Haus;
Bang schlägt sein Herz: „Wer tritt heraus?"

Und sieh', Jung-Gisela, hoch vor Lust
Aufjauchzend, wirft sich ihm an die Brust.

„O großer Gott, war das deine Wahl!"
Den Ritter durchfährt's wie schneidender Stahl.

Er wankt zum festlichen Saal hinein, —
Er weiht sie in sein Gelöbnis ein.

Doch Gisela schüttelt der Locken Gold:
„Das hat Gott nie und nimmer gewollt.

Herrn Otto vom Rheinstein bin ich verlobt;
Meine Treu' sei auf Leben und Tod erprobt.

Und bleibst du dabei, — und muß es denn sein" — —
Vom Söller ein Sprung —: da umfing sie der Rhein.

3.

Der alte Rhein mit dem fröhlichen Mund,
Er küßt die kranken Herzen gesund.

Er flößt ihnen neuen Lebensmut ein,
Der freundliche, hoffnungsgrüne Rhein. —

Der Rhein seinen Mantel um Gisela schlug
Und sanft zum anderen Ufer sie trug.

Herr Otto selber war's, der sie fand,
Behutsam gebettet auf silbernem Sand.

Er rief sie ins lachende Leben zurück,
Er hielt in den Armen sein wonnigstes Glück.

„Dem Schicksal bieten wir wacker Trutz;
Dich leit' ich noch heut' in höheren Schutz

Nach Elfeld hinüber, zum Bischof Johann.
Folgst du mir, Geliebte, und traust mir? Sag an!

Und fügst du dich seinem Spruche fein still?"
Und Gisela schluchzt: „Geliebter, ich will."

4.

Notgottes, das Kloster, steht schmuck und fein.
Es läuten die Glocken; man weiht es ein.

Erzbischof Johannes mit Mitra und Stab,
Jung-Gisela führt er zur Schwelle hinab.

Mit der Maid beschreitet er segnend das Haus
Und führt sie, sich wendend, — wieder hinaus.

„Hans Brömser, die Stiftung aus trüber Zeit,
Der Tochter Eintritt hat sie geweiht.

Dein Wort ist gelöst, du heldischer Mann.
Nun Otto vom Rheinstein, tritt du heran!

Ihr liebt euch in Treue, die nimmer trügt;
Gott hat euch fürs Leben zusammengefügt.

So leg' ich denn bindend Hand in Hand;
Hans Brömser, nun segne das Eheband."

Da jubelt der Menge Beifall laut,
Als Bischof Johann die Glückseligen traut.

C. Spielmann.

Kloster Walsdorf.

3) Von G. Becht. (2. Fortsetzung.)

Da nun trotz der Reformation eine große Unordnung im Kloster eingerissen war, so verwandelte Graf Ludwig von Idstein im Jahre 1608 das Kloster in ein adliges Fräuleinstift zum Zwecke der Erziehung und Ausbildung von jungen, adligen Damen und führte eine neue Klosterordnung ein. Namentlich war der Graf sehr aufgebracht über die weltliche Kleidung der Jungfrauen und bestimmte daher: „Die Kleidung soll, da schwarz zu sehr schmutzt, dunkelbraun sein. Seidene Kleider dürfen nicht getragen, auch nicht nach der Mode changiert werden, auch sollen sie nicht halbnackend gehen, wie heutigen Tags unter Frauenzimmern gebräuchlich, sondern also, daß man an solchen nichts sehen könnte, als das Gesicht und die Hände". Graf Ludwig tritt überhaupt sehr entschieden auf. Die Jungfrauen machen saure Gesichter dazu, und am 19. Juli 1608 protestiert die Aebtin Maria von Klingelbach gewaltig gegen die neue Klosterordnung. Sie schreibt dem Oberamtmann Johannes Meinhard von Leyen nach Idstein, die Klosterordnung sei zu schwer, sie wolle eine andere aufsetzen. Darauf erwidert ihr der Oberamtmann, daß nicht sie, sondern der Graf die Obrigkeit des Klosters sei, und sie nur die Verwalterin, die zu gehorchen habe. — Auf die Klosterordnung näher einzugehen, verbietet der Raum. Nur in einigen Sätzen will ich das Wichtigste daraus erwähnen. Es durfte keine andere Religion eingeführt oder geübt werden, „als welche bisher nach unserer wohlseligen Vettern und Vorfahren der anders wohl eingeführten christlichen Reformation in offener Uebung gewesen und noch ist." Der Gottesdienst im Kloster wurde dem Pfarrer Philipp Fellius in Walsdorf übertragen. Der Konvent bestand aus der Aebtin und höchstens 8 Jungfrauen. In denselben konnten nur hohe, adlige Standes-Jungfrauen aufgenommen werden. Sie mußten das 18. Lebensjahr erreicht haben. Bei ihrer Aufnahme mußten sie dem Kloster 200 Gulden hinterlegen, welche ihnen bei ihrer etwaigen Verheiratung zurückgegeben wurden. „Mit Kleidung, Bettung, Kleinodien und anderem zu ihrem Leib Gehörigen hatten sie sich selbst zu versehen." Es konnten auch andere Mägdlein (Scholmägtlein) aufgenommen werden. Diese wurden im Beten, Lesen, Schreiben, auch Rechnen unterrichtet. „Auch sollen sie zu Hausarbeiten, als Spinnen, Nähen, Stricken, Würken, Klopfchen — oder Schnürschlagen, Weben, Destillieren, im Haus mit Leinwand, Gartearbeit, Käs- und Buttermachen umzugehen und dergleichen Hausgeschäft auferzogen werden." Für diese Scholmägtlein mußten die Eltern dem Kloster jährlich 20 Gulden vergüten.

Jeder Konventsjungfrau wurden zwei Aemter, ein geistliches und ein weltliches, übertragen. Geistliche Aemter waren:

1. die Les-Meisterin,
2. Schulmeisterin,
3. Diaconissa so die Almosen austeilen,
4. Catechesin.

Weltliche Aemter waren:

1. die Kellnerin,
2. Küchenmeisterin,
3. die der Scheiben zu warten,
4. etliche, die die Kinder spinnen, nähen und dergleichen Arbeit lernen,
5. etliche, die zu Gartenwerk und anderer Hausarbeit anführen und unterweisen,
6. auch mag unsere Aebtin unter den Konventsjungfrauen haben, die sonderlich auf dieselben warten, wie wohl sie derselben auch ins gemeine bedient und gewärtig sein sollen.

Dieses adlige Fräuleinstift hätte für unsre Gemeinde, ja für unsre ganze engere Heimat von dem größten Segen werden können, wenn nicht bald nach Einführung dieser neuen Klosterordnung der unheilvolle Dreißigjährige Krieg hereingebrochen wäre, der mit seinen endlosen Schrecknissen Jammer und Elend über Walsdorf und sein Kloster brachte, wodurch der Untergang des letzteren besiegelt wurde. —

Nachdem im Anfange dieses Krieges, ehe Gustav Adolf deutschen Boden betrat, die Macht der Protestanten so sehr gesunken war, dachte der Kaiser daran, die katholische Religion wieder allgemein in den deutschen Landen einzuführen. Die Klöster füllten sich wieder mit Mönchen und Nonnen. Auch Walsdorf sollte wieder zum Katholizismus zurückgeführt werden. Anno 1629 ernannte der Kaiser eine Generalkommission, welche ihren Sitz in Mainz hatte. Diese sollte nun die Restitution und Reformation der Klöster energisch betreiben. Walsdorf lag diesem Sitz der Kommission am nächsten, und so wurde hier der Anfang gemacht. Am 19. Mai 1629 morgens 7 Uhr erscheint der Pastor von Kamberg, samt einem Trierer Schultheiß, zwei Schöffen und einem Soldaten im Kloster Walsdorf. Bald darauf macht auch der triersche Feldwebel Anstalten, Soldaten ins Kloster zu legen, damit nichts ein- und ausgehe. Darüber beschwert sich die Aebtin beim Grafen von Idstein und bittet ihn um Schutz. Diese ersten Versuche werden energisch zurückgewiesen, indem man darthut, daß der Graf das Kloster gar nicht eingezogen, vielmehr Jungfrauen darin belassen habe, die neu eingeführte Religion aber eine im Religionsfrieden approbierte sei. Außerdem gehöre das Kloster nicht zur Trierer Herrschaft, und der Pastor und Schultheiß von Kamberg hätten sich gar nicht um

dasselbe zu kümmern. Im folgenden Jahre wird der Kampf aber ernstlich begonnen. Der Graf Johann von Idstein wird durch Schreiben der Generalkommission vom 1. Juli 1630 auf den 5. Juli d. J. morgens 8 Uhr persönlich nach Mainz in die Domherrnstube vorgeladen, um sich wegen des Klosters Klarenthal bei Wiesbaden, welches ihm durch Erbschaft zugefallen war, zu verantworten. Walsdorf wird in dem Schreiben nicht genannt, ist aber nichtsdestoweniger gemeint. Der Graf erscheint nicht selbst, sondern schickt, was ihm zugestanden worden war, seinen Oberamtmann Dr. Raimundus hin. Dieser stützt seine Rechtfertigung darauf, daß Klarenthal kein Kloster, sondern nur ein Spital für arme Leute, also ein Werk barmherziger Liebe, und Walsdorf ein Jungfrauenkloster geblieben sei. „Wenn's aber um der Religion willen zu thun sei, weshalb man die Kommissaren aussende, so solle man doch beide Religionen, welche im Religionsfrieden begriffen seien, im Kloster passieren lassen. Es möge sich dann eine jede zu der Religion akkomodieren, die ihr gefällig sei." Obwohl die Kommission gegen diese Verteidigung nichts einzuwenden hatte, wurde doch am 6. Juli in Klarenthal und am 7. in Walsdorf die Restitution eingeführt. Am 8. Juli erschienen im hiesigen Kloster etliche Subdelegierte der Kaiserlichen Kommission und erklärten, sie seien beauftragt, das Kloster einzuziehen und zur katholischen Religion zurückzuführen.

Die Güter des Klosters wurden denn auch eingezogen; aber die Nonnen mit ihrer Aebtin Anna Erika von Liebenstein an der Spitze weigerten sich standhaft, den katholischen Glauben anzunehmen. Da wird nun die Mainzer Generalkommission unterm 7. August 1630 von Regensburg aus beauftragt, den hiesigen Klosterjungfrauen zu eröffnen, daß sie zur katholischen Religion zurückkehren sollten und in diesem Falle im Kloster bleiben könnten, im andern Falle aber dasselbe verlassen müßten. Sie sollten sich bis Martini entscheiden. Unterdessen war Gustav Adolf mit seinem Heer in Deutschland gelandet und drang siegreich vor. Dies machte die Mainzer Herren etwas nachgiebiger, und die Nonnen blieben nach wie vor bei ihrem evangelischen Glauben im Kloster und wankten und wichen nicht, bis erst Hunger und Kummer, Pestilenz und Seuche sie aus demselben vertrieben. —

Während des Dreißigjährigen Krieges hatte der Flecken und das Kloster Walsdorf unsägliche Drangsale und grenzenlose Schrecken von den rohen Kriegshorden zu erdulden. Der damalige Graf Johannes von Idstein, ein Freund des Schwedenkönigs, wurde nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Nördlingen vom Kaiser Ferdinand II. von Land und Thron entsetzt und mußte zwölf Jahre lang in der Verbannung leben. Während dieser Zeit wurde sein verwaistes Land mit Exekutionen und Einquartierungen furchtbar geplagt und war allen Schindereien des Feindes erbarmungslos ausgesetzt. Unser Walsdorf, dicht an der Heerstraße gelegen und hinter seinen Mauern gute Quartiere bietend, trug an dieser Last des Landes seinen guten Anteil. Hier wurde stets das Hauptquartier aufgeschlagen. Schweden und Kroaten, Spanier und Wallonen, Braunschweiger und Sachsen und alle möglichen Kriegsvölker haben hier in den Burgmauern gehaust, und was der eine übrig ließ, nahm der andere hinweg.

Im Winter 1623 bricht zum erstenmal die Pest aus, die „spanische Krankheit" genannt, und rafft viele Menschen hinweg. Ganze Familien sterben aus. Einem frommen Ehepaar, Daniel und Marie Becker, sterben sämtliche Kinder. Sie schenken ihr stattliches Haus der Gemeinde, welche es zum Schulhaus verwendet. Noch bis heute ist dieses Haus erhalten geblieben und wird „die alte Schule" genannt. Anno 1626 überfallen plötzlich kaiserliche Truppen unter Führung des Oberstleutnants Grafen von Freysing unsern Flecken, übersteigen die Mauern und setzen sich fest bis in die Mitte des folgenden Jahres. Sie drangsalieren die Leute aufs äußerste und nehmen ihnen alles hinweg. Kaum sind diese edlen Streiter für Religion und Recht abgezogen, da bricht von neuem die Pest aus, stärker als zuvor.

Auch im Kloster hält sie ihren todbringenden Einzug. Viele Nonnen fliehen nach Kirberg, wo die Seuche noch nicht aufgetreten war und auch nicht hinkam. Die zurückgebliebenen Nonnen und unter ihnen die Aebtin Dorothea Katharina von Nordeck zur Rabenau sterben. Das Kloster ist ausgestorben und verwaist. Anno 1628 kehren die beiden Nonnen Magdalena von Bernstein und Anna Ottilie von Flörsheim von Kirberg wieder zurück. Kaum sind sie im Kloster, da bricht neues Unheil herein. Kaiserliche Truppen überschwemmen abermals unsre Gegend und treiben es nicht besser als ihre Vorgänger. Ganz Walsdorf liegt voller Soldaten. Vor der Rohheit dieser traurigen Helden müssen auch die letzten Nonnen flüchten und irren lange Zeit ziellos in der Umgegend umher. Zum zweitenmale ist das Kloster verwaist und verlassen. Nach Abzug dieser rohen Horden kehren die beiden Nonnen auf Bitten ihres Landesherrn ins Kloster zurück. Wie lange sie noch darin gelebt haben, ob noch andere Jungfrauen hinzugekommen sind, darüber wird uns nichts mehr berichtet. Anno 1631 rücken Schweden in Walsdorf ein. Es mag ein interessanter Anblick gewesen sein, als diese durch die Thore einzogen, unter ihnen auch die kleinen, mutigen Lappländer in ihren Renntierfellen mit dem Bogen auf dem Rücken. Wie verwundert mögen diese Söhne der kalten Zone in unserm Goldenen Grunde umgeschaut haben, wo damals noch, wie namentlich in Walsdorf, viel Wein gezogen wurde. Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen halten Spanier ihren Einzug in unsre Mauern. Der schrecklichste Tag aber im ganzen Kriege war der, als die Baiern 1645 Walsdorf plünderten und brandschatzten. An 133 Gebäude, darunter das Kloster, wurden ein Raub der Flammen.

(Schluß folgt.)

Schloß Molsberg und seine Besitzer III.

1) Von J. Benner.

Das Stammhaus der Herren von Walderdorff ist, nach Stramberg, das bei Driedorf gelegene jetzige Dörfchen Wallendorf. Diese Annahme scheint auch richtig zu sein, denn in alten Urkunden kommt die Schreibweise „Wallendorf", „Waldorf" und „Walderdorf" für das adlige Geschlecht öfters vor. Ferner war das letztere schon frühzeitig in der Umgebung von Beilstein und Dillenburg, vornehmlich aber im Kirchspiel Driedorf ansässig und erhielt von den Grafen von Nassau und von Diez Güter und Zehnten zu Rodenberg, Heisterberg und anderen Orten im Kirchspiel Driedorf, sowie Manngelder zu Beilstein und Driedorf. Infolge der Reformation zogen die Herren von Walderdorff in die Gegend um Limburg, wo sie von den vorhin genannten Grafen von Nassau und Diez ebenfalls Lehen besaßen, so einen Burgsitz zu Diez, und Grundgüter zu Alten-Weilnau. Von den Eppsteinern trugen sie zu Lehen Manngelder aus der Kellerei Eppstein und den Hof zu Hoben (Hofen) bei Runkel, von dem Kurfürsten zu Trier wegen Molsberg Ländereien und Gärten zu Diez.

In einem Verzeichnis der vom Erzbischof Johann von Trier 12?? seinem Erzstift erworbenen Güter kommt ein Gottfried von Waldorf vor. Einen Gottfried von Walderdorf finden wir dagegen in Urkunden von 1296 und 1315. In letzterem Jahre erhalten Gottfried und seine Gemahlin, Frau Paze, ein Lehen von Gerhard von Greifenstein, bestehend in dem Zehnten von Walderdorf (Wallendorf) und anderen Orten in dieser Gegend. Die Frau Paze, auch mit dem Taufnamen Schatz öfters erwähnt, war aus dem Geschlechte derer von Villmar. Ihr Vater war Wilderich, Ritter von Villmar, und seit dieser Zeit ist der Vorname Wilderich bei den Walderdorff gebräuchlich. Mit diesem Gottfried, der als Edelknecht bezeichnet wird, beginnt die ordentliche Stammreihe seines Geschlechtes; es werden zunächst erwähnt: Wilderich I., Wilderich II. und Wilderich III. Letzterer wurde mit seinem Bruder Gottfried in eine Fehde mit dem Grafen Otto II. von Nassau-Dillenburg verwickelt, von deren Veranlassung und weiteren Umständen keine Nachricht vorhanden ist. Man weiß nur, daß der Graf Otto in einem zwischen dem 6. Dezember 1350 und 25. Januar 1351 — nach Arnoldi in 1352 — vorgefallenen Gefecht erschlagen, und sein Tod hauptsächlich den Gebrüdern von Walderdorff beigemessen worden ist, obgleich sie an dem Gegenstande der Fehde nicht interessiert waren. In dem Vergleich mit des Grafen Witwe und Söhnen vom 1. Dezember 1352 mußten die Walderdorff auf die von Nassau zu Lehen getragenen Manngelder und andere Forderungen verzichten, die Gefangenen ohne Lösegeld freigeben, ihre Güter und Zehnten im Nassauischen den Hinterbliebenen des Grafen lehnbar machen und ihnen außerdem vier andere Vasallen stellen. Aus dem Jahre 1358 wird ein Konrad von Walderdorff als Erzpriester zu Wetzlar und im Jahre 1380 ein Dietrich von Walderdorff als Stiftsdechant in Diez erwähnt. In 1390 zogen die von Walderdorff mit den Grafen von Wittgenstein abermals gegen die Grafen zu Nassau-Dillenburg, bei welcher Fehde aber die letzteren Sieger blieben. Aus 1453 wird berichtet, daß die Familie Wilderichs von Walderdorff wahrscheinlich Wilderichs III., dessen Hausehre Frau Liebmundis eine geborene Hilchen von Lorch war, als eine der vornehmsten Familien in Limburg galt, in der der hl. Johannes von Capistran verkehrte, und welche von diesem Heiligen in die Gemeinschaft aller guten Werke des Franziskanerordens aufgenommen wurde. Ein Bruder dieses Wilderich war 1461 Kartäuser Mönch in U. L. Frauen Berg bei Straßburg.

Wilderich V., dessen Bruder Deutschordenskomtur in Koblenz war und von dasigen Bürgern erschlagen wurde, hinterließ u. a. Wilderich VI., welcher im Jahre 1478 den entsetzten Erzbischof von Köln, den Pfalzgrafen Ruprecht, aufgefangen und an dessen glücklichen Nebenbuhler, den Landgrafen Hermann von Hessen, ausgeliefert haben soll. In 1508 finden wir einen Wilderich als Praebendar in Bleidenstadt, der 1542 Dechant daselbst ist, 1529 Pastor in Mainz zu St. Alban gewesen war und nachher das Benefizium in Kloppenheim erhielt.

Wilderich VII., Sohn des Wilderich VI., gestorben 1563, hatte 11 Kinder, darunter Johann, Philipp, Elisabeth, 1546 Aebtin in Kloster Thron bei Usingen, und Anna, Aebtin zu Engelthal in der Wetterau. Anna wurde von einer der ihr untergebenen Klosterfrauen erstochen. Johann, geb. 1495, war 1517 Amtmann zu Weilnau, später kurtrierischer Rat und Amtmann zu Diez und Villmar und hinterließ die Söhne Wilderich VIII. und Gottfried. Ersterer war Ritter des hl. Grabes, welcher Auszeichnung er sich in einer Pilgerfahrt nach dem hl. Grabe verdient hatte, Rittmeister und kurmainzischer Rat und Amtmann zu Bischofsheim an der Tauber und übernahm von seinem Schwiegervater, Sebastian Rüd von Kollenberg, das wichtige Gut Eibigheim unweit Boxberg, welches aber, da er seine beiden Kinder überlebte, nach seinem Tode an seinen Neffen Wilderich IX. kam, dessen Nachkommenschaft daher als die Eibigheimer Linie bezeichnet wird. — Eine Tochter des vorhin genannten Johann und seiner Ehefrau Anna von Stockheim trat 1545 in das Kloster Marienthal und verzichtete auf ihr Vermögen durch folgendes Instrument: „Geschehen sind diese Dinge zu Meintz in der Behausung zum Guttenbergk genannt, 1545 im Beisein und mit Bewilligung des Vaters Johann von Walderdorff und seiner (zweiten) edlen und tugendhaften Frauen Anna von Helmstadt im Beisein des Notarius Benedicte von Reiffenberg, Valentin Nagelschmidts Bürger in Meintz, Jergen im Felde und Wilhelm Schmidt von Dietz, Layen Trierer Bistums." Johann mußte für die Aufnahme seiner Tochter in das Kloster 125 Fl. Mainzer Währung zahlen, „so 24 Albus auf einen Fl. gerechnet werden." „Ferner zur Weihelung 8 Ellen weißes und 8 Ellen schwarzes Tuch, dann auch zu der „Hochzeit" oder Einsegnung und ersten Angangs in den Orden mit Kleinodien und Kleidern zu der Notdurft sie ehrlich

und wie sich solches gebührt, versehen und bekleiden. Aber was zu jeder auf solcher Hochzeit geschenkt würde, soll nichts destominder uns Aebtissin und Konvent zustehen. Dagegen übernimmt der Konvent die Kosten der Hochzeit." Hochzeit wird hier der Eintritt in das Kloster genannt, da die Eintretende sich sinnbildlich mit dem göttlichen Bräutigam vermählt. In dem Instrument war noch weiter bedungen, daß, wenn Margareta, so hieß die ins Kloster eintretende Tochter Johanns, ihre Eltern und Geschwister überleben und letztere ohne Leibeserben sein sollten, dem Konvent noch 400 Fl. zu zahlen seien.

Eine Liebmuth von Walderdorff heiratete 1535 Philipp Wolf von Sponheim, Amtmann zu Bacharach. In 1538 erscheint Philipp von Walderdorff als Eidam des Dietrich von Diez, 1550 eine Margareta als Ehefrau des Johann von Buseck, Hauptmann in Frankfurt a. M. Margaretas Schwester, Gutta von Walderdorff, war an Blasius Lewen von Steinfurt verheiratet. In 1551 war Theodor von Walderdorff Kleriker in Arnstein, 1611 ein Johann Ludwig, Domherr zu Worms und Kanonikus in Wimpfen und sein Bruder Konrad Amtmann in Montabaur.

Wilderich IX., welcher zwölf Geschwister hatte, darunter Johann Kaspar, ein Deutschordenskomtur in Marburg, war in erster Ehe mit Marie Lucie von Rosenbach verheiratet. Aus dieser Ehe ging Johann Adam hervor, welcher kaiserlicher Obrist-Lieutenant, fürstlich würzburgischer Rat und Amtmann zu Zartberg wurde und 1635 Maria Susanna Echter von Mespelbrunn heiratete. Ein Sohn dieses Johann Adam, Johann Werner, resignierte seine Dompräbende zu Würzburg und starb als Obrist-Lieutenant und Amtmann in Zartberg, ohne Kinder aus seiner Ehe mit Maria Christiana Lukretia von Frankenstein zu hinterlassen. Anno 1672 stirbt ein Friedrich Gottfried von Walderdorff, Obristforstmeister zu Starkenburg, welcher dem Hospital in Mainz ein Vermächtnis hinterließ und die Hospitalkirche in stand setzen ließ. Er ist wahrscheinlich in Bensheim beigesetzt.

Philipp von Walderdorff, der schon erwähnte Sohn Wilderichs VII., ist der Gründer der jüngeren Linie, welche noch besteht, während die von seinem Bruder Johann begründete ältere Linie 1704 ausgestorben ist. Er war in Limburg ansässig und starb den 10. Juli 1556, nachdem er in der Ehe mit Eva von Diez ein Vater von 13 Kindern geworden war. Sein Sohn Wilhelm, geb. 1542, sah in der Ehe mit Dorothea Frey von Dern ebenfalls eine zahlreiche Nachkommenschaft, darunter Johann Peter, kurtrierischer Rat und Amtmann zu Montabaur, geb. 24. Oktober 1575, gest. 1635 in Molsberg, der auch die Anwartschaft auf der Herren von Isenburg fuldaische Lehen erwarb. Er war mit Maria Magdalena Greiffenklau zu Vollraths verheiratet und hinterließ 16 Kinder. Bei der Hochzeit des Johann Peter erfahren wir die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse, welche der begonnene Dreißigjährige Krieg hinterließ. Es war alles so teuer, daß die Familie von Walderdorff die Hochzeitskosten allein nicht bestreiten konnte. Ein Bruder der Braut, welcher Domprobst in Mainz war, befürwortete zwar das Verlangen des Vaters des Bräutigams, wonach die Familie Greiffenklau vier Fuder Wein und vierhundert Gulden beisteuern sollte, aber der alte Dietrich von Greiffenklau gab nach vielen Erinnerungen nur drei Ohm und 200 Gulden. Maria Magdalena verzichtete gegen Auszahlung von 2000 Reichsthaler auf die väterliche und mütterliche Erbfälle, welcher Verzicht jedoch später — 1629 — von der Juristen-Fakultät in Marburg für nichtig erklärt wurde. Zur Erhaltung so naher Verwandtschaft und Verhütung unnötigen Streites und Weiterung erbot sich dann der Bruder Heinrich von Greiffenklau, Amtmann zu Steinheim seiner Schwester ein silbervergüldetes Trinkgeschirr, ein Fuder Wein und 200 Reichsthaler aus der Verlassenschaft des hochw. Herrn Georg Friedrich, Erzbischof und Kurfürst zu Mainz folgen zu lassen. Der Morgen Weinberg kostete damals 150 Fl.

Unter den 16 Kindern Johann Peters sind besonders zu erwähnen: Lothar, Wilderich, Georg Friedrich, Johann Philipp, Emmerich Friedrich. Lothar resignierte seine Dompräbende zu Trier, um in den Kapuzinerorden einzutreten. Wilderich wurde Domherr zu Mainz und Würzburg, Dompropst zu Speier, Generalvikar und Geheimrat zu Mainz, in welcher Eigenschaft er bei der Wahl Kaiser Leopolds I. 1658 als Zeuge in das Wahlkonklave aufgenommen und auch der Deputation zugeteilt wurde, welche dem Erwählten die Krone Karls des Großen zu überbringen hatte. Als Kaiserlicher Geheimrat und Reichsvizekanzler in des Reiches kläglichsten Zeiten hat er, wie Stramberg erwähnt, mit Würde und Umsicht eine Last getragen, die jedem andern erdrückend schien; nur einer, Gualdo Priorato, erhebe gegen ihn den Vorwurf, daß er in seiner hohen Stellung den Interessen des Kurfürsten von Mainz blindlings ergeben geblieben sei. Anno 1669 wurde dieser Wilderich Fürstbischof von Wien, wo er 1670 nach Austreibung der Juden deren Synagoge zu Ehren des hl. Markgrafen Leopold weihte und so gewissermaßen als Gründer der Leopoldstadt anzusehen ist. Den Erzherzog Joseph, den nachmaligen Kaiser taufte er 1678, wurde aber bald darauf kränklich, starb im Jahre 1680 und ist in St. Stephan in Wien beigesetzt. Ihm und seiner Familie wurde vom Kaiser Leopold das Freiherrndiplom unter Vereinigung des Nieder-Isenburgischen Wappens mit dem Walderdorffschen verliehen.

Wilderichs große Wohltätigkeit zeigte sich noch nach seinem Tode; seinem Kammerdiener hinterließ er 3000 Fl., und sämtliche Bedienten erhielten noch ein weiteres Jahr die volle Besoldung. Zahlreich sind seine Vermächtnisse, darunter auch in der Heimat des Fürstbischofs. Aus seinem Nachlasse wurde das Walderdorffsche Haus in Limburg erbaut. — Von den reichen Einkünften der hohen Geistlichkeit jener Zeit, in der ein und dieselbe Person mehrere geistliche Aemter innehaben konnte, seien hier die Vorräte erwähnt, welche der Wiener Fürstbischof Wilderich von Walderdorff als Domherr zu Mainz und Würzburg an diesen Orten hatte. In 1678 bestand sein Vorrat bei dem Domstift in Mainz a) aus 65 Malter Korn zum Preise von 1 Rthlr. das Malter, b) an Wein 5 Fuder 2 Ohm Hochheimer, Lorcher, Binger und Geisenheimer 1672er Gewächs, 1 Fuder 2 Ohm Laubenheimer 1674er, 4 Fuder Binger, Niederheimbacher und Geisenheimer 1676er, 8 Fuder 4

Ohm Laubenheimer, Hochheimer und Geisenheimer 1677er. Der Preis war vom geringsten bis zum höchsten Wein 6, 8 bis 10 Reichsthaler für die Ohm. An Geld brachte das Amt in Mainz 600 Rthlr. außerdem ein. Würzburg brachte einen Vorrat von 322 Malter 3½ Metzen Korn, 88 Malter 2 Metzen Weizen, 181 Malter 5½ Metzen Hafer, 5½ Metzen Erbsen. Das Malter Korn 1 Königsthaler, das Malter Weizen 2 Guldenthaler, das Malter Hafer 33 Batzen. c) an Wein 56 Fuder 10¹/₄ Eimer 2 Maß 1677er, 9 Fuder 1671er, 15 Fuder 8³/₄ Eimer ¹/₄ Maß 1676er. Der Eimer 1677er Most wurde berechnet mit 1 bis 2 Königsthalern, der Eimer 1676er mit 3 bis 6 Königsthalern, der Eimer 1671er 5 Königsthaler. An Geld brachte Würzburg außerdem noch 893 Königsthaler 13 Batzen 1 Kopfstück. Unter „Vorräten" ist hier zweifellos der jährliche Ertrag der Pfründe zu verstehen; die Abgaben wurden damals zumeist in Getreide und Wein geleistet.

(Schluß folgt.)

Die Wiesbadener Maifestspiele.

Von Dr. E. Spielmann.

Die schönen Tage sind vorüber; wir blicken auf sie zurück aus der Erinnerung, und die Eindrücke beginnen sich zu ordnen und zu klären. Es ist uns nun verstattet, unsern verehrten Lesern eine wenn auch gedrängte Gesamtdarstellung der glanzvollen Vorgänge zu bieten, die vor dem Schicksal der so vorzüglich geschriebenen Artikel der Tagespresse, gelesen und vergessen zu werden, bewahrt bleiben wird. —

Der Kaiser kam am 10. Mai nachmittags in seiner nassauischen Residenz an, die sich in den herrlichsten Natur- und Kunstschmuck gekleidet hatte und von Tausenden und Abertausenden von Fremden belebt war. „Kosmopolis" zeigte das bunte Gewimmel und rauschende Geflute diesmal in noch verstärkterem Maße als früher. Am Abende desselben Tages wohnte der Monarch der Generalprobe der „Armide" von Gluck bei und sah sich den neuen Foyer an. Mit Sonntag, den 11., brachen dann die Tage des Festes an.

Die offizielle Feier begann mit der Eröffnung und Besichtigung des neuen Foyers, wozu Herr von Hülsen die Spitzen der staatlichen Behörden, den Magistrat und die Stadtverordneten sowie andere höhere städtische Beamte, eine Anzahl Theaterleiter, Künstler, Schriftsteller, Berichterstatter und Freunde, über 100 an der Zahl, geladen hatte. Die Einladung war ebenso liebenswürdig wie verbindlich-kategorisch; Absagen gab's nicht —, aber wer hätte denn auch absagen wollen! Waren wir nicht alle lange schon von brennender Neugier erfüllt, uns das neue Schmuckkästchen von innen anzusehen! Der Schreiber dieses hatte sich trotzdem absichtlich von aller Vorbesichtigung zurückgehalten, um die Wirkung des Ganzen auch sofort ganz zu erfahren. Und er erfuhr sie gleich den anderen.

Der neue Foyer ist ein Anbau am Hoftheater auf dessen Ostseite. Die Erbauer des letzteren hatten seinerzeit gewähnt, das Vestibül könne zugleich als Aufenthaltsraum in den Pausen dienen. Das war ein Irrtum; schon bald zeigte sich der Raum als viel zu klein, und der stets steigende Besuch des Theaters erheischte gebieterisch eine Aenderung. Herr von Hülsen trat deshalb mit dem Wunsche an die Stadtbehörde heran, Abhilfe des Mißstandes zu schaffen und zwar durch Errichtung eines besonderen Baues, da alle anderen Versuche zur Lösung der Angelegenheit unausführbar erscheinen mußten. Magistrat und Stadtverordnete erwiesen sich nicht engherzig; sie bewilligten 600000 Mark. Stadtbaumeister Baurat Felix Genzmer erhielt den Auftrag, zu bauen, und er entledigte sich dessen in zehn Monaten aufs großartigste.

Der Anbau präsentiert sich äußerlich einfach in geläutertem Barockstil, wie ihn Genzmer bevorzugt. Außerordentlich fein schmiegt er sich dem Renaissance-Monumentalbau des Theaters an. Er enthält außer dem Foyer einen Malersaal, eine Uebungsbühne, ein Dekorationsmagazin, die Inspektorwohnung und einige Verwaltungsräume. Betrete nun der verehrte Leser mit mir den Foyer vom Parkett aus. Ein Meer von Lichtglanz umflutet uns. Der 400 qm große Raum bildet ein abgerundetes Oblongum, von einer mächtigen Kuppel überwölbt, in deren Zentrum eine gewaltige Kristallfacettenschale, von schwerer Bronze gerahmt, das blendende Licht der in ihr angebrachten elektrischen Lämpchen nach unten strahlt, so daß wir beim Eintritt glauben, der Sonnenschein bilde das Oberlicht. Rund um die Kuppel reihen sich die Deckengemälde, eigentlich ein einziges, das durch goldene Lorbeergewinde in sieben Abteilungen gegliedert wird. Die Beglückung und Veredelung der Menschheit durch die Kunst ist das Motiv, das unser einheimischer Meister — wir betonen dies mit besonderer Genugtuung — Kaspar Kögler in Szenen, der Antike entnommen, künstlerisch ausgeführt hat; er hat statt seiner sonstigen hellen diesmal die dunklere Malweise mit kräftigen, satten Farben gewählt, die in angenehmem Gegensatze zu dem weiß gehaltenen Rokokostuckwerke steht. Die Wände des Foyers sind dreifach gegliedert. Der Parterreraum zeigt abwechselnd Bogen und Füllungen, letztere von rotfleckigem, nassauischem Marmor. Die Galerie des ersten Ranges wird gebildet von grünen, marmorierten Stucksäulen, die Balustraden, teilweise vorspringend, zeigen verschiedenfarbige Marmorsäulchen; die Bogen sind mit reichem altgoldfarbenen Seidendamaststoff drapiert; allegorische, prächtig modellierte, nackte, überlebensgroße Frauengestalten blicken von der Höhe hernieder. Droben hoch an der Kuppel zeigen sich die kleinen Bogenöffnungen, aus denen die Besucher des zweiten Ranges herniederlugen. Die Verbindung zwischen Parkett und erstem Rang stellt eine doppelte mächtige, aber feingeschwungene Marmortreppe her, die beiderseits auf Postamenten schwer vergoldete Kandelaber zeigt. Ueber dem Aufgang an der Wand wölbt sich, gefällig aufstrebend, ein roter Baldachin mit der Königskrone, und darüber spreitet der preußische Königsadler seine schwarzen Fittiche: wieder ein seltsamer, aber angenehmer Kontrast zu dem blendenden Weiß und Gold ringsum. Gegenüber zeigt sich das Stadtwappen, und ein gewaltiger Spiegel aus dickem facettierten Glas erweckt die schöne Illusion, daß sich das Prachtinnere dort noch weiter fortsetze. Die Detailschilderung würde uns zu weit führen, und das Entzücken beim Anblick von Gold-, Spiegel-, buntem und weißem Farbenglanz, von Verzierungen, Emblemen, Amoretten und Putten kann doch nur der Beschauer empfinden. Aber das darf uns der geehrte Leser wohl glauben, trotz aller Reichhaltigkeit der Ornamentik erscheint das Ganze nicht überladen, vielmehr in den Details harmonisch abgestimmt, in seinem Gesamteindruck überwältigend. So war auch der Ausspruch des Kaisers, als er zuerst den Raum betrat: „So 'was haben wir aber in Berlin nicht." Die Originalität und Genialität Genzmers im Finden und Schaffen — man denke: innen Rokoko, außen Barock und das Ganze anlehnend an Renaissance ohne Disharmonie, vielmehr in so formenschöner Anpassung — hat sich wieder einmal, diesmal in höchster Potenz bewährt. Da müssen auch der Nörgler und Neider Stimmen schweigen.

Das Parterre enthält dem Aufgang zum ersten Range gegenüber das Büffet für kalte Speisen, rechts ein Eß- und links ein Rauch- und Lesezimmerchen. Auch die Einweihung des Büffets wurde vorgenommen. Herr von Hülsen gab den Geladenen ein opulentes Champagner-Frühstück; — er ist immer „ganz", also auch im Einweihen. Im Verlaufe des Frühstücks, während dessen er den liebenswürdigen Gastgeber machte, brachte er das Kaiserhoch und gleich dahinter, in feiner Galanterie der Bauherrin Wiesbaden und des Baumeisters

Genzmer freundlich gedenkend, den Toast auf die Gäste aus, während Oberbürgermeister Dr. von Ibell den jüngsten Ehrenbürger der Stadt und trefflichen Intendanten feierte. Herr Regierungspräsident Dr. Wentzel ließ darauf in allerhöchstem Auftrage einen Ordensregen niedergehen. Eine allgemeine Fidelitas entwickelte sich, und mit dankbarem Herzen für alles Gebotene ging schließlich ein jeder vergnügt nach Hause.

I. Armide. Am Abend waren Hunderte von Augen und Ohren auf die Aufführung des Haupt- und Glanzwerkes der diesjährigen Festspiele gerichtet. Christoph von Gluck kann, wie auch v. Hülsen bemerkt, in gewisser Beziehung der Richard Wagner des 18. Jahrhunderts, sicher aber der Vater der deutschen Oper genannt werden. Dem „Lirum-Larum der damaligen Tonkünsteleien", dem zusammenhangslosen Vortrage von Arien und Rezitativen, dem banalen und süßlichen Inhalte der Musik wie des Textes gegenüber vertrat er den Grundsatz: dramatisch-musikalische Einheit und psychologische Vertiefung. Freilich wurde der Komponist betreffs der „Armide" jenem Grundsatze insofern untreu, als er das alte französische Libretto Quinaults, verdeutscht von Voß, einen Text von schwülstiger Form und seichtem Inhalte annahm, — eine Konzession, die er dem Zeitgeschmack machte. Die Hülsensche Absicht, die „Armide" wieder zu beleben, mußte daher vor allem die Umdichtung des Textes als Notwendigkeit erscheinen lassen. Und nun zeigte sich v. Hülsens dichterische Begabung als glückliche Helferin, und zugleich half sein psychologisches Empfinden, die Ausgestaltung verinnerlichen. Aus der Armide des französischen Librettos, die fast aller sympathischen Züge ihres Urbilds in der Schöpfung des genialen Cinquecentisten Tasso, dem „Befreiten Jerusalem", entkleidet ist, wird bei Hülsen eine Idealgestalt, die für Glauben und Vaterland kämpft und sogar um derenwillen mit der allgewaltigen Liebe ringt. Und als sie endlich doch der Macht der Liebe erliegt, da findet sie nicht wie im alten Texte Befriedigung in des Geliebten Armen und Entschuldigung für den Abfall von Allah und ihrem Volke, sondern sie muß die Strafe für diesen Abfall erleiden und an ihrer eigenen Schuld zugrunde gehen. Das ist Hülsens Auffassung, die aus schwungvollen, formgerechten Versen zu uns spricht.

Die Gluckische Oper ist aus fünf Akten in drei zusammengezogen worden. Armide, die Nichte des türkischen Emirs Hidroat von Damaskus, bietet ihre mächtigen Zauber- und Verführungskünste auf, um die christlichen Kreuzritter, die ihre Heimat und ihren Glauben bedrohen, zu verderben. Es gelingt ihr nicht; namentlich ist ihr der löwenkühne Ritter Rinald entgegen. Als dieser nun von den Seinen wegen eines Zwistes ausgestoßen wird, lockt sie ihn in ihren Zaubergarten und will ihn töten. Aber beim Anblick des Schlafenden wandelt sich ihr Inneres. Da entführt sie den Feind in die Ferne, beschwört die Furien, daß sie Haß in ihr Herz lenken. Aber die Liebe ist und bleibt stärker; aus dem finsteren Reiche der Unterwelt schwebt Armide zu Rinald nach den seligen Gefilden der Atlantis, wo beide, gewissermaßen losgelöst von allem Irdischen, nur sich und ihrer Liebe leben. Aber das Verhängnis naht. Die Gefährten Rinalds, die seiner wieder begehren, entreißen ihn unter Hinweis auf Christi Kreuz, dem er sich gelobt hatte, den Armen der schönen Sünderin. Armide, die ihr Alles hingegeben, geopfert hat und sich schließlich verlassen sieht, spricht einen furchtbaren Fluch aus, der alle Pracht um sie her vertilgt und sie selbst tötet.

Die Textumdichtung bedingte umfängliche Veränderungen in der Komposition. Da hat sich denn v. Hülsens musikalischer Adlatus, Professor Schlar, wieder trefflich bewährt: er hat seinen poetischen Mitarbeiter verstanden und hat Gluck möglichst wenig beeinträchtigt. Eine doppelt schwere Aufgabe; aber Schlar hat sie mit feinem Gefühl gelöst. Die Ouverture, die dem umgestalteten Werke nicht mehr recht lag, ist fortgefallen und durch ein Vorspiel nach Gluckschen Motiven ersetzt worden; die Rezitation wurde durch eine einheitlich durchgeführte Musik ersetzt, die sich ebenfalls streng an Gluck hält, und Zwischenspiele wurden eingelegt, die vielleicht hie und da etwas zu gedehnt erschienen. So charakterisieren wir in kurzem die musikalische Neubearbeitung.

Unterstützt wurde die doppelte innere Umgestaltung der Oper durch die äußere Wirkung von Dekoration und Gewandung und den ganzen Aufwand einer geläuterten Bühnentechnik, wie das die Herren Raupp und Schick so wohl verstehen. Die Verwandlungen innerhalb der drei Akte fanden stets bei offener Szene statt. So ging die düstere neblige Felsenschlucht im Antilibanon bei Damaskus in den Verführungspfad und dann in den prächtigen Zaubergarten der Armide über, worauf der Weg durch die Luft folgte. Die Felsengrotte auf Atlantis verwandelte sich in ein Inferno von Dantischer Anschaulichkeit, in dem sich die grünschillernden Schlangenleiber und schwarzen Teufelsflügel der Furien unheimlich bewegten, bis schließlich auch von da wieder der Weg zum Lichte empor, zum Rosengarten gefunden wurde. So ging schließlich der strahlende Palast der schönen Zauberin unter, und es dehnte sich die trostlose Stätte der Verwüstung aus, den entseelten Körper Armidens inmitten ihrer. Die Naturtreue des sarazenischen Milieus, die namentlich in der Palastszene gleich anfangs zur Geltung kam, in Gewandung, Waffen und Dekorationen war bis ins Detail verblüffend gewahrt.

Es wurde vorzüglich gespielt. Unsere Diva, Frau Leffler-Burckard, zeigte sich in der Titelrolle wieder einmal hochdramatisch-gewaltig und zugleich gefühlsinnig in den lyrischen Partieen. Das großartige Anpassungsvermögen der Künstlerin bei sich stets gleichbleibender vortrefflicher Leistung stellt sie über alle ihre Vorgängerinnen. Ihr Partner Herr Kalisch (Rinald) hatte bei seinen „Schlummerrollen" nicht Gelegenheit genug, aus sich herauszugehen; aber was er brachte, war tadellos; geradezu herrlich war das Liebesduett Rinalds mit Armide zu nennen. Hervorragend war auch Frl. Tomschick (Furie des Hasses); ein solcher klangvoller, umfassender Alt hat uns seither immer gefehlt. Herr Schwegler (Hidroat) schien etwas belegte Stimme zu haben, war aber trotzdem kraftvoll wie immer. Herr Winkel (Aront) gab den geschlagenen Feldherrn in Sang und Spiel würdig; die Herren Müller und Klarmüller (Ritter Ubald und Sueno) machten aus ihren Nebenrollen Glanzleistungen im kleinen. Von gewaltiger Wirkung war die Szene der Zurückführung des Abtrünnigen durch das lichtstrahlende Kreuz in Bouillons Schilde. Schließlich hätten wir auch die treffliche Wiedergabe der beiden Priesterinnen durch Frl. Kaufmann (Sidonie) und Frl. Robinson (Phenice), sowie der Najade durch Frl. Triebel zu erwähnen; Grazie und beste Leistung fielen hier zusammen. Ueberhaupt wirkten ja auch in allen Nebenrollen nur Hauptkräfte. Die Chöre thaten wacker ihre Schuldigkeit, und das Orchester fügte sich prächtig in das Zusammenspiel ein. Geradezu erschütternd wirkte die musikalische Darstellung der Gefühlsstürme in der Brust der schweigenden, verlassenen Armide.

Bei der zweiten Aufführung am 13. Mai sang Frl. Plaichinger von der Berliner Hofoper die „Armide". Auch dieser Künstlerin wollen wir volles Lob spenden; nur gefiel uns Frau Leffler besser. Diesmal war Herr Schwegler wieder ganz bei Stimme. Die dritte Vorstellung am 19. Mai mit teilweise anderer Besetzung reihte sich den ersten würdig an.

II. „Der Kaufmann von Venedig". Des großen Briten tragikomisches venezianisches Renaissancegemälde, das uns neben „Romeo und Julia" von allen seinen Dramen über italienische Stoffe am meisten anspricht, ging als einziges gesprochenes Werk der Festspielzeit am 12. Mai über die Bühne. Die Vorführung des Inhalts können wir uns versagen. Die Inszenierung war dank der Thätigkeit unseres begabten Oberregisseurs Herrn Köchy vortrefflich und das Zusammenspiel ausgezeichnet. Alles atmete den Geist, der im 16. Jahrhunderte die stolze Lagunenstadt durchwehte; namentlich die Massenszenen wirkten durch ihre Lebendigkeit und Anschaulichkeit mächtig, natürlich unterstützt durch die Pracht und realistische Treue der Kostüme und Dekorationen. Der Markusplatz und die Lagunenstraße, der mit herrlichen Wandgemälden geschmückte Saal in Belmont und der mondbeglänzte prächtige Park daselbst; der Ratssaal mit seinem reizvollen Interieurs: all das machte Stimmung. Herr Leffler spielte den Titelhelden mit der ruhigen Würde, wie sie einem vom Schicksale bald begünstigten, bald geschlagenen Edelmenschen wohl ansteht. Frau Haudrich-Willig darf die Rolle der Porzia, die geistige Hoheit und Gelahrtheit mit inniger weiblicher und rein menschlicher Empfindung paart, zu ihren Glanzdarstellungen rechnen. Den Shylock gab Herr Grube, Oberregisseur des Berliner Hoftheaters, in Maske und Spiel den Absichten Shakespeares gemäß als den Kakodämon, als „den schlechten, aber doch großen Kerl", wie der Kaiser nachher sagte. Die Figur der Nerissa bleibt

wie geschaffen für Frl. Arnstädt, für die überhaupt eine ganz neue, eine besondere Salonkokettenrolle eingerichtet zu sein scheint. Den Bassanio mimte Herr Malcher, unseres Erachtens indes nicht hervorragender als der leider uns verlassende treffliche Herr Bach, den er ersetzen soll. Herr Zollin verkörperte den Marokkaner wohl etwas zu wild, Herr Ballentin den Aragonesen stutzerhaft angemessen der Art des edeln Caballero de la Mancha. Die Jessica des Frl. Doppelbauer und der Lorenzo des Herrn Bach waren sehr entsprechend, und die beiden Gobbo (Herren Andriano und Schreiner) wirkten urkomisch. Der blühende Chorus der jungen Signori — wir haben nun eine erkleckliche Anzahl davon —, auch die Vertreter der Nebenrollen, Senatus populusque Venetianus u. s. w. sollen gebührend erwähnt werden.

III. „Die lustigen Weiber von Windsor“. Nicolais herrliches Tonopus, aufgeführt am 14. und 17. Mai, lehnt sich an das vorige Werk Shakespeares an; hat es doch Shakespeare entnommenen Text. Wir haben uns des Näheren darüber bereits bei der ersten Aufführung im vorigen Jahre ausgelassen. Die Besetzung der Rollen war im allgemeinen dieselbe. Frl. Kaufmann war als Frau Fluth entzückend in Erscheinung, Sang und Spiel; jammerschade, daß wir bald auf das glockenreine Getriller unserer Bühnennachtigall verzichten müssen. Herr Schwegler hatte als dicker Ritter Sir John Falstaff Gelegenheit, durch seines Basses Grundgewalt ebenso wie durch seine äußere Komik und seinen inneren Humor zu wirken. Die Leistung des Herrn Müller als temperamentvoller Fluth war die alte, durchgeistigt und gediegen. Auch Herr Ruffeni als Reich erfreute durch exakten Sang und — wie immer vortreffliches Spiel. Die beiden Stutzer Dr. Cajus und Junker Spärlich (Herren Engelmann und Henke) füllten ihre komischen Rollen wieder sehr ansprechend aus. Herr Klarmüller (Fenton) erfreute durch den Wohllaut und die Lieblichkeit seines Organs; auch sein Spiel ist gerundeter geworden. Neu waren uns Frl. Tomschik als Frau Reich und Frl. Triebel als Anna; die Ansicht, daß wir in beiden wertvolle Vertreterinnen des Alt- und Soubrettenfaches zu begrüßen haben, ist uns durch diese Darbietungen zur Ueberzeugung geworden. Chor und Orchester thaten ihre Schuldigkeit vollauf und der Bühnenzauber desgleichen. Wir lebten und webten in old merry England

IV. „Der schwarze Domino“. Wie das letzte Mal, so hatte sich auch heuer ein Auber'sches Spielopernchen in das Programm der Festspiele eingeschmuggelt. Es ist sehr nett, auch einmal ein bißchen gefällig französisch zu kommen. Das Werkchen, am 16. und 18. Mai aufgeführt, wies die meisten Gäste auf: Frau Wedekind (Angela) und Herrn Anthes (Massarena) von der Hofoper in Dresden, Herrn Nebe (Lord Elfort) von der Hofoper in Berlin und Herrn Adam (Gil-Perez) von der Hofoper in Darmstadt. Im Mittelpunkte des Interesses stand natürlich die Vertreterin der Titelrolle, eine von Deutschlands berühmtesten Sopranistinnen, als welche sie denn auch kam, sah und siegte. Von den männlichen Gästen war besonders Herr Nebe zu erwähnen, dessen Wiedergabe spleeniger Engländer unübertroffen bleibt. Die Leistung des Herrn Anthes war gleichfalls vortrefflich, in Spiel und Sang fein abgetönt; aber die des Herrn Adam wollte uns nicht höher erscheinen als die frühere des Herrn Ruffeni. Frl. Triebel (Brigitte), Frl. Tomschik bezw. Schwarz (Claudia), Frl. Robinson (Ursula), Herr Henke (Juliano) erzielten sämtlich in Sang und Spiel harmonische Wirkung. Ein treffliches Zusammenwirken ergab sich im Chor der Kavaliere und dem der Stiftsdamen. Die leichte, gefällige Orchestermusik that das Ihre dazu; das Szenarium glänzte durch die Pracht der Interieurs, und so konnte auch dieses Werk vor dem Auditorium wohlgefällig bestehen.

V. Oberon. Der letzte, doch wahrlich nicht der geringste, der ewig junge und stets verjüngende Schwanengesang des unsterblichen Meisters in der pietätvoll verklärten Wiesbadener Form — wie hätte er unter den Tonwerken diesmal wohl fehlen dürfen! Wir sahen ihn wie in den Glanztagen vor zwei Jahren; wir freuten uns seiner wirkungsvollen Zauberpracht, seiner herrlichen Tongewalt, seines blühenden Poesiereichtums, seines psychologischen Kernes; wir erbauten uns an diesem unvergleichlichen Künstlerensemble der Kalisch und Leffler-Burckard (Hüon und Rezia), der Henke und Brodmann (Scherasmin und Fatime), der Robinson (Oberon) und Kaufmann (Meermädchen), der Leffler (Karl der Große) und Schreiner (Harun Arraschid) der Haubrich-Wiltig (Roschana) und Aßmann (Babekhan) samt den Nebensternen, wie sie heißen und wie sie da glänzten. Alle waren sie diesmal von den Unsern genommen. Denn wir vermögen es nun, und das erhebt uns. Es genügt uns auch diese Namensnennung statt einer neuen Besprechung. Denn die Pflicht des gerechten Kritikers ist es, große Leistungen als solche im ganzen aufzufassen und unwesentliche Mängel nicht zu berühren, will er nicht als Gerngroß und doch Kleingeist und somit als lächerlich erscheinen.

Es war eine Stimme vom hohen Protektor der Spiele bis zum letzten „Olympier“: Alles ist brillant verlaufen. Der Beifall kam mitunter bei offener Szene zum elementaren Durchbruch. Er galt dem rastlos thätigen Intendanten, der alle seine Seelennerven gespannt hatte und eifrig mit und unter seinen Gehilfen webte und wirkte. Er galt diesen Gehilfen selbst, den Köchy, Dornewaß, Schlar, Stolz, Raupp, Schick, Balbo und wie sie alle heißen, die im Eifer einander überboten. Er galt den Künstlern auf der Bühne und im Orchesterraum, die sich bestrebten, die Ideen der großen Meister und die Intentionen ihres künstlerisch hochbegabten Chefs zu ihren eigenen zu machen und treuestmöglich zu verkörpern. Dankerfüllt blickte überdies das Publikum zu dem auf, dessen Munifizenz allein es möglich gemacht hatte, all das Gesehene und Gehörte zu genießen. Eine kunstliebende Dame begeisterten die Festspiele derart, daß sie dem Kaiser eine hohe Summe zu Kunstzwecken zur Verfügung stellte.

Auf den Monarchen selbst machten die Wiesbadener Maitage den vortrefflichsten Eindruck. Stets hatte er Gäste bei sich, die er ins Theater führte, so u. a. den Großherzog von Hessen und den ehrwürdigen König von Schweden und Norwegen. Er machte fleißig Ausritte in unsere schöne Umgebung, hielt eine größere Parade über die Garnison von Wiesbaden und Homburg und die Unteroffizierschüler von Biebrich ab, besuchte von ihm mit Freundschaft beehrte Personen und war stets heiter. Auch erschien er im Repräsentationssaale des Rathauses und trug sich als erster in das „Goldene Buch“ der Stadt ein. Das Wetter war wenig freundlich, aber bei alledem doch nicht so, daß es die Veranstaltungen gestört hätte.

Somit kann die Hauptstadt des Nassauer Landes mit den heurigen Maitagen zufrieden sein und mit ihr das Land selbst; denn der Kaiser hat offen geäußert, es freue ihn, daß ihn die Nassauer immer so warmherzig empfingen. Diese Warmherzigkeit kommt aber daher, daß der Kaiser auch dem Volke giebt, was ihm gebührt, daß er unsere Vergangenheit achtet und ehrt und gestattet, daß wir uns innerhalb des preußischen und deutschen Vaterlandes als Nassauer fühlen dürfen. Denn aus der Liebe zur engeren Heimat sprießt die Liebe zu König und Kaiser, zu Staat und Reich.

Dornburg.

6) Von Emilie Escherich. (5. Fortsetzung.)

Krankheit und Unzufriedenheit war beim Troß ausgebrochen, und noch immer erschien keine Aussicht auf Erfolg. Darum hatten die Ritter schier einen ganzen Tag im Zelt des Molsbergers zusammen gesessen und geratschlagt, was zu thun, und zuletzt waren sie zu dem reiflich erwogenen Entschluß

gekommen, abzuziehen, wenn bis zum Weihnachtsfeste keine bestimmte Hoffnung auf Erfüllung ihrer Absicht eingetreten sei.

Das aber erkundete Herr Wallbergs alter Knecht Konrad, der im dunklen Dienerkleid ohne Abzeichen wieder einmal durch den geheimen Gang in die Nachbarschaft geschlüpft war, um Mundvorrat ganz unter der Hand und ohne ahnen zu lassen für wen zu kaufen. In Limburg saß er in einer Schenke mit einem molsbergischen Reiter zusammen beim Gerstensaft, und der letztere verriet dabei ahnungslos sein Geheimnis. „Es ist unseres Bleibens nimmer bei dem scharfen Winterfrost vor der Stadt; heim müssen wir, bevor das alte Jahr sich endet," sagte er in dem Brustton der Ueberzeugung, und so ist es denn beschlossen worden, einstimmig beschlossen, daß, wenn bis zum Heiligen Abend keine Aenderung eingetreten, wir den andern Tag abziehen. Uh! wie freu ich mich wieder auf meine warme Ecke im Burgstall. Ist es doch ein elendig' Leben und Treiben auf dem Blachfelde, zumal wir noch nicht einmal einen richtigen Feind zu Gesicht bekommen haben. Ein miserabler Feldzug so 'was!" Und zornwütig goß er den Rest seines Bieres hinab, als könne er damit allen Aerger und Verdruß verspülen.

Der alte Konrad erhob sich steifbeinig und klopfte dem mißmutigen Kriegsmann auf die Schulter: „Ja, ja! ihr habt ganz recht, ganz recht! es ist nichts mit diesen Kleinfehden und Winkelstreitereien. Da ist's ein ganz anderes, in einer wirklichen Feldschlacht dem Gegner Aug' in Aug'. Ich lob' mir den Kampf, wo die Speere sausen, die Armbrüste klappen und schwirren und Helm und Kettenhemd klingt unterm Keulenschlag des Dreinhauenden, oder gleichbehäbige Friedensruhe beim Rauchschinken oder andern Herrlichkeiten aus Küche und Speisekammer.

Der Molsberger Reiter hatte sich unterdes aufs Pferd geschwungen. „Kommt ihr noch ein Stück Weges mit?"

Konrad aber verbiß geschickt ein Lachen: „Mein Weg geht nach der andern Seite. Ich hab' Wein und Korn nach Weilburg zu frachten und muß mich sputen. Also gute Nacht und glücklichen Abzug, oder besser gesagt: frohe Heimkehr!" Mit knallender Peitsche trieb er seinen Proviantzug nach der angegebenen Richtung, um erst bei völlig eingebrochener Nacht vom Wege ab und dem Dornburger Wald zuzulenken, wo der stollenartige Schacht des unterirdischen Ganges ausmündete.

Am nächsten Morgen stand er seinem Herrn gegenüber: „Sie ziehen am Christtage ab," sagte er mit dem Daumen über die Achsel deutend; „sie haben's genug. Es ist ihnen zu kalt vor unseren Thoren, und ich verdenk's ihnen nicht; denn nichts weniger als lustbar ist, so im Schnee vor der Pforte zu liegen, unterdes der Gegner sich's drinnen bei vollen Schüsseln und Töpfen wohl sein läßt. Blitz blau Feuer, ich zög' auch ab in ihrer Lage!"

Herr Wallberg strich sich ruhig den Bart und ließ nicht merken, ob er sich freute oder nicht. „Es ist gut", sagte er gemessen, „wenn ihnen die Dornburg zu dornig geworden. Ich halt' sie nicht, und der Weg nach ihren Burgen steht ihnen allzeit offen. Aber der Ellarer Junker bleibt bei uns, bis sie ihn auslösen; ich will doch sehen, wer zuletzt in dem Fall nachgiebt." Dann hob er sich gelassen von dem Stuhl, darauf er gesessen: „Und nun, Kunz, geh' aufs Rathaus, zieh' die Glocke und laß' die Bürger mit Schelle und Aufruf hinbescheiden, daß ich ihnen den Abzug der Ritter vermelde."

Konrad nickte: „Werd' den Auftrag schon ausrichten; freue mich sogar auf die dummen Gesichter, wenn sie nicht begreifen können, woher ihr's wißt; aber ich werd' mich hüten, ihnen unser Geheimnis in die Hälse zu werfen. — Ueber die Mauer ist's geflogen, werd' ich sagen; — das Heergespenst hat's herüber geschrieen, oder der Mauerkauz, der zur Nachtzeit sieht, hat's gebracht!"

„Bist doch ein kostbarer Kerl, Kunz!" rief Herr Wallberg, indem er ihm einen derben Schlag auf die Schulter gab, „bist wirklich ein ganz kostbarer Kerl!"

Konrad lächelte geschmeichelt: „Vielen Dank für die Anerkennung, geht aber dasselbe Lob auf euch zurück; denn: wie der Herr, so der Knecht, besagt das alte Sprichwort. Und vorab paßt es auf den Fall; denn so lang als euer Geschlecht hier auf dem Hof sitzt, geht die Reihe meiner Vorväter zurück; keinen anderen waren sie je hörig als nur den Wallbergen, und unser Stolz ist dies gewesen alle Zeit."

Herr Arnulf schüttelte dem Alten die Hand: „Ja, ja, wir haben immer treu zusammen gehalten und wollen's hoffentlich auch in Zukunft also halten!"

„Bis zum letzten Blutstropfen!" —

Vom Rathausturm klang die kleine Glocke in die mittägige Winterluft hinaus: „Bim, bim! — bim, bim!"

Der Schnee knirschte unter den gemessenen Fußtritten der von allen Seiten herbeischreitenden Männer, und die Sonne blitzte hell und spiegelte sich in den bunten Glasfeldern der Domfensterrose, daß es den Zusammenströmenden die Augen blendete, recht als wolle sie sich lustig machen über die, so um ihretwillen den endlos langen und unerquicklichen Streit führten.

Herr Arnulf Wallberg war der letzte, der in den Saal trat. Wie ein Sieger, der in seiner Sache Recht behalten, stieg er zu seinem Sitz empor: „Ich hab' euch eine Mitteilung zu machen, liebwerte Freunde!" sagte er ernst und kühl, indeß es verächtlich um seine Mundwinkel zuckte. „Die Ritter wollen abziehen!"

Mit offenem Munde starrten seine Zuhörer ihn an. Dann ging es wie Sturm durch den Saal: „Sie wollen heim! Es hat ihnen zu lange gedauert! Wir sind sie los! Sind ihre Eisenköpfe doch weich geworden!" Aber plötzlich schrie einer mitten aus der Versammlung heraus: „Woher wißt ihr's, Burgmeister?"

Herr Wallberg zog die Augenbrauen zusammen: „Genug, daß ich's weiß, und daß die Kunde sicher ist; — woher sie kommt, mag euch gleichgiltig sein!"

Ein leises Murmeln antwortete ihm; ein eigentliches Murren war's nicht, aber doch ein Zeichen beginnender Unzufriedenheit. Nur der vorhin gefragt, hob wieder laut die Stimme: „Warum soll **uns** der Quell, daraus **ihr** schöpfet, verborgen bleiben?"

Der Burgmeister preßte die Faust auf den Tisch: „Es ist manches gut zu wissen für den einen und kann's der andere doch nicht vertragen."

Da schob sich der mit der Lederkappe und der Hahnenfeder drauf, der schon vor Wochen das große Wort geführt hatte, ganz nahe zu Herrn Wallbergs Stuhl. „Meinet ihr einen besseren Magen zu haben als wir, weil ihr auf dem Burgmeistersessel sitzet und wir herunten stehen?"

Herr Wallberg war aufgesprungen: „Zum mindesten gehört ein guter Magen dazu, euch und euere Gedanken und Meinungen und Ansichten anzuhören und auszuhalten!"

„Das Wort wird euch gereuen!" drohte der andere, und wieder lief ein Gemurmel durch den Saal, und es war diesmal schon lauter und kecker; ja es klangen sogar einzelne Worte: „Ueberhebung!", „Stolz!", „Hochmut!" vernehmlich hindurch.

Aber Herr Wallberg war nicht der Mann, sich solches bieten zu lassen. Nur mit dem Zeigefinger klopfte er auf den Tisch, während der stählerne Blick seines Auges in der Runde flog. Da wagte keiner mehr zu murren, da schwiegen sie alle still und beugten sich seiner Uebermacht.

„Wer hat eine Klage?" klang jetzt seine Stimme hart wie Eisen über die Köpfe seiner Widersacher hin. Aber es kam keine Antwort. „So wollen wir denn geduldig die wenigen Tage, die uns noch von Weihnachten trennen, abwarten und zufrieden sein, daß wir mit so geringem Schaden aus der Gefahr hervorgegangen und uns des anbrechenden Jahres mit fröhlichem Herzen erfreuen können."

Jetzt klangen Ausrufe der Zustimmung aus der Bürgerschaft heraus; nur der mit der Lederkappe drängte noch einmal gegen die Schranke vor: „Und mit dem Ellarer Junker, was soll's mit dem?"

„Der bleibt da, bis das Lösegeld kommt!" entgegnete Herr Wallberg.

Aber der andere war des nicht zufrieden: „Solange der Junker Rupert in unsern Mauern atmet, wird kein Fried' werden!" schrie er mit großem Nachdruck.

„So wollet ihr ihn laufen lassen?" fragte der Burgmeister erstaunt.

„Laufen lassen? Nein, natürlich nicht; aber atmen lassen auch nicht!" Er beschrieb mit der Hand einen Strich um den Hals. „Schnupp! Herunter mit dem ärgerlichen Schädel!"

„Aber wir können doch nicht ohne Grund", — wollte Wallberg einwerfen.

Aber die andern ließen ihn nicht ausreden: „Sollen wir vielleicht ihn oder die Seinen noch um einen Grund bitten! Ist die ganze, jahrelange Streiterei noch nicht Grund genug, die ganze verfluchte Sippschaft um einen Kopf kürzer zu machen! Herunter mit dem Herrenschopf! Wenn uns schon kein Nutzen aus ihm erwachsen soll, wollen wir wenigstens unsern Schaden an ihm büßen. Hei! das soll eine lustige Henkersmahlzeit geben, und es sollen die Herren Ritter in den Blutrosen ihres eigenen Geschlechtes, die wir ihnen ausrichten, ihre Wappenschilde reinwaschen von dem Schimpf, den sie sich selber angethan und unserer Domrose."

Herr Arnulf wollte schwichtigen: „Ihr werdet doch nicht" — .

Aber da war nichts mehr zu wollen; der ganze jahrelang aufgespeicherte Haß, der sich in Herz und Hirn der gesamten Bürgerschaft festgesetzt, war lebendig geworden, von dem einen Wort, das gezündet hatte wie der Blitz, der in die vollgepfropfte Strohscheuer fällt.

Und nun wogte und wallte alles durcheinander: „Wenn die Ritter fort sind, soll sein Blut fließen!" — „Respekt sollen die Junker vor uns bekommen und die Nachbarschaft ein abschreckend' Beispiel!" — „Der Nachrichter will auch leben!" — „Für so fürnehmen Malefikanten hat unser Armsünderglöcklein noch nicht gebimbelt!" — „Die Raben sollen einmal ein Herrenfressen haben!"

Herr Wallberg hob noch einmal seine Stimme, aber er drang nur schwer durch den tosenden Aufruhr: „Wenn dies euer ausgesprochener Wille ist, so möget ihr es auch verantworten! — Ich nehm's nicht auf mich. In der Stunde aber, da ihr euern Willen gegen den meinen setzet, — da möget ihr euch auch einen andern Burgmeister küren; ich hab' das Amt satt!"

Betreten sah der eine den andern an; nur der mit der Lederkappe zuckte geringschätzig die Achseln: „Das möget ihr halten, wie ihr wollt; den Gefangenen aber liefert ihr uns aus und zwar besser sogleich!"

Herr Wallbergs Augen blitzten wie stechende Schwerter: „Das werd' ich nicht thun! In meinem Hof hab' ich ihn auf seinen Eid hin geherbergt, und es hat niemand von euch etwas dagegen einzuwenden gehabt. Auf meinem Hof werd' ich ihn behalten bis zum Ende so oder so."

Diese mit großem Nachdruck gesprochenen Worte thaten ihre Wirkung. Ein zustimmend' Murmeln ging durch den Saal. „Behaltet ihn, aber bürget mit eurem Blut und Leben dafür, daß er nicht entkommt!"

Da schlug Herr Wallberg mit dem Knauf seines Schwertes auf den Tisch, daß es vom Gebälk widerdröhnte: „Ich bürge!" —

Als Herr Arnulf seinen Hof betrat, lag es auf seiner Stirn wie ein ausbrechend' Gewitter. Blau waren die Adern an seinen Schläfen angelaufen, und die Hand, mit der er die güldene Burgmeisterkette abriß und zusammt dem dranhängenden Stadtsigill auf den Tisch warf, zitterte im Zorn.

„Das also ist das Ende und der Dank für meine vieljährige Mühe!" lachte er gellend, dann schwang er eine auf dem Tisch stehende Schelle und rief nach seiner Tochter.

Die kam, ganz erschrocken ob dem fremden Ausdruck seiner Augen.

„Setz' dich in den Lehnstuhl," sagte er mit heiserer Stimme, „ich hab' dir was zu erzählen;" er selber aber durchmaß mit großen Schritten den Raum von der Thüre zum Fenster und wieder zurück. Dann erst begann er zu sprechen und verschwieg nichts.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Khn. **Altes Denkmal.** Wenn man von Waldernbach (Oberlahnkreis) seinen Weg nach dem 4 km entfernten Lahr lenkt, gewahrt man mitten im Walde, fast dicht an der Straße ein einfaches steinernes Kreuz, an dem schon mancher Wanderer achtlos vorübergegangen ist. Es stammt aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges und giebt uns Kunde von dem gewaltsamen Tode eines Waldernbacher Bürgers. Die Inschrift lautet: „Jesus Maria Joseph. Im Jahre 1759 den 28. May ist der ehrsamme Wilhelm keyl von Waldermbach seines alters 55 Jahr unter frantzösischer Marquetenters händen auf diessem platz todes verfallen gott verleyhe dermahlen allen abgestorbenen die Ewige Ruhe. Dieß Kreutz lest die witwe anna Maria und ihre drey kinder auf stellen und wollen einen jeden frommen christen erinner zu einem an bächtigen gebät vor seine seel. gott behith euch lieben christen all vor diesem todes fall."

F. G.-A. **Witterungsverhältnisse im Taunus.** Von einem gelegentlichen Mitarbeiter wurde dem Frankfurter Generalanzeiger eine interessante Statistik übersandt, welche sich mit den Witterungsverhältnissen im Taunus beschäftigt. Die meteorologischen Beobachtungen am Großen Feldberg in den letzten 10 Jahren 1892—1901 ergeben, tabellarisch zusammengestellt, ein sehr fesselndes Bild. Wir lassen die Statistik folgen; sie ist in Oberreiferberg aufgenommen und bedarf keines speziellen Kommentars

Jahre	Tage mit				Niederschläge mm	Gewitter	Sturm
	Frost	Schnee	Regen	Nebel			
1892	118	53	96	107	525	23	13
1893	94	38	92	79	584	19	5
1894	75	30	128	127	719	32	7
1895	82	51	186	145	676	19	3
1896	100	59	123	177	778	23	8
1897	90	50	138	118	872	33	18
1898	64	44	114	214	752	25	5
1899	90	37	128	165	553	41	10
1900	105	53	137	198	650	44	4
1901	117	54	96	168	676	49	8
Im ganzen	985	469	1188	1498	6785	308	81
durchschnittlich	94	47	119	150	679	31	8

Jahr	Letzter Frost	Letzter Schnee	Erster Frost	Erster Schnee	Erstes Gewitter	Letztes Gewitter
1892	18. April	30. Mai	12. Okt.	20. Okt.	27. März	1. Okt.
1893	19. März	19. März	24. Sept.	14. Okt	21. Jan.	21. Sept.
1894	27. Mai	29. Mai	16. Dez.	29 Sept.	13. März	25. Sept.
1895	19. Mai	19. Mai	10. Okt.	23. Okt.	31. Mai	14. Sept.
1896	26. Mai	25 April	27. Dez.	5. Novbr.	23. März	21. Sept.
1897	14. Mai	14. Mai	11. Okt.	11. Okt.	19. März	29. Nvbr.
1898	13. April	15. Mai	2. Sept.	8. Dez.	20. April	5. Sept.
1899	24. April	4. Mai	5. Okt.	24. Sept.	14 April	28. Okt.
1900	20. Mai	19. Mai	4. Okt.	8. Okt.	9. April	26. Okt.
1901	19. Mai	27. April	19. Sept.	14. Nvbr.	27. Jan	6. Okt.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Den Bericht über die Festspiele haben unsere geehrten Leser in einem besonderen Aufsatze gefunden.

Herr von Hülsen bleibt in Wiesbaden. Das ist die erfreuliche Nachricht, die der Kaiser bei seinem Abschiede dem Oberbürgermeister der Stadt mitteilte. „Allen Gerüchten zum Trotz" bemerkte Se. Majestät. Wir haben nie daran geglaubt, daß H. von Hülsen seine hiesige Stellung, die ihm ein unabhängiges künstlerisches Walten gestattet und ein dankbares Publikum aus aller Welt zuführt, mit jener, in der sein hochsinniger Vater so manche Hemmnisse und Undankbarkeit seitens der Berliner erfuhr, freiwillig vertauschen, oder daß ihm von seinem kaiserlichen Freunde hierin irgend welcher Zwang auferlegt werden würde.

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** Segantini! Eine besonders weihevolle Stimmung umfängt uns, wenn wir im Zeichen dieses Namens den Kunstsalon Banger betreten. An der linken Längswand das berühmte „Zwei Mütter", daneben eine Hirtenszene, weiterhin die „Rückkehr in den Stall" —; wir stehen im Bann eines Großen der Kunst. Der erste Eindruck ist ein überwältigender. Man fühlt sich dieser trotzigen, ringenden Künstlernatur sogleich vertraut. Segantini fordert aber auch mit einer ungestümen Leidenschaftlichkeit, daß man ihn verstehe. Bei näherem Zusehen finden wir in der hiesigen Ausstellung manche Lücken, die uns das Verständnis der künstlerischen Entwicklung des Meisters manchmal erschweren. Aber das will nicht viel besagen; sprechen doch die einzelnen Werke eine so große und beredte Sprache, daß man alles Fehlende und Vorhandene neben ihnen vergißt. „Ich denke niemals daran, die anderen zu übertrumpfen, sondern nur, mich selbst zu übertreffen", sagte der Meister einmal. Dieser Satz ist auch wirklich sein Leitmotiv. Seine Technik giebt uns Rätsel auf. Von der frühen Manier des weichen, duftigen, meist dünnen Farbenauftrags geht er plötzlich zum schärfsten Impressionismus über; während er dem Pleinairismus gegenüber seine Neigung zum Helldunkel bewahrt. So sehen wir ihn auf rein technischem Gebiete einem Umschwung unterworfen, dem zweifellos auch eine tiefe psychische Wandlung in des Künstlers Wesen parallel lief. (Einen analogen Vorgang bietet uns die Kunstgeschichte in dem niederländischen Meister Barthel Bruyn.) Von der Besprechung der einzelnen Gemälde der umfangreichen Serie müssen wir hier absehen. Wir wenden uns zu der gegenüberliegenden Längswand, von der uns Christiansens Dekorationskunst entgegenleuchtet. Merkwürdig, daß die ganze Darmstädter Gruppe nicht über das Dekorative hinauskommt! Hier ist der sonst so wünschenswerte Anschluß der Malerei an die Architektur bis zu knechtischer Unterwerfung übertrieben worden. So wirken auch Christiansens Landschaften wie sein „Porträt" nur als stilvolle Gelegenheitsdichtungen. Besondere Anerkennung verdient eine Landschaft von Buttersack; hier zeigt sich ein Maßhalten der künstlerischen Mittel, das wir in seinen früheren Arbeiten oft vermißten. Weniger günstig ist diesmal Ubbelohde vertreten; obwohl seine „Hessische Landschaft" neben einer gewissen Trockenheit doch auch viel fein Beobachtetes bietet. Völcker ist für die „landschaftlichen Kollegen" ein gefährlicher Nachbar. Neben seinem „Hochwasser" sieht alles andere matt und stumpf aus. Das macht die wunderbare Leuchtkraft, die er seinen Farben zu geben weiß. Das Bild sagt — im Gegensatz zu Christiansens Produktionen — wie Wirkungen erzielt werden sollen. Von Interesse sind auch verschiedene Zeichnungen und Radierungen von Greiner; doch scheint die Freude am Akt eine so überwiegende zu sein, daß es manchmal auf Kosten des seelischen Ausdrucks geht; die eigentlichen Aktstudien, wie Nr. 40 u. 48, sind daher das Vollendetste.

Im Nassauischen Kunstverein ist ebenfalls ein Segantini: „Hirtenbild", ein frühes Werk des Meisters ausgestellt Es bietet alle Vorzüge des ersten Stiles des Künstlers, den weichen, flockigen an Millet erinnernden Ton, die dünne Farbengebung, die träumerische Verklärung der einfachen Scene. Von Bauer ist eine „Rubenskopie" und „Kleopatra" ausgestellt. Letztere weist erfreuliche Fortschritte gegen frühere Arbeiten auf.

---

* **Burg Ehrenstein.** Eine Sage vom Niederwald, von Eduard Loof. 156 S. Dresden, E. Pierson. — Warum der Dichter die Burg Ehrenstein und nicht Ehrenfels genannt hat, ist uns nicht recht verständlich. In die Sage ist jene vom „blinden Schütz von Fürsteneck" geschickt verflochten und den Zwecken der Dichtung dienstbar gemacht. Die letztere spielt zur Zeit der Kämpfe der Ritter von Geist und Schwert; die gewaltige Heldengestalt Franz von Sickingens schaut gebietend herein. Der junge Poet hat entschieden große Begabung. Seine Verse, meist trochäische Vierfüßler, fließen leicht und glatt dahin, die Reime sind ungezwungen und wohllautend, die Verve der Diktion ist überall bemerkbar; auch die Naturmalerei und Stimmungsschilderung ist frisch und gefühlswarm. Freunde von Rheinsang und Ritterherrlichkeit verfehlen wir nicht, auf dieses Produkt edler Empfindung hinzuweisen.

* **Lenau als Naturdichter.** Litterarhistorische Abhandlung von Theodor Gesky. 58 S. Leipzig, O. Gracklauer. — Im August ist der 100. Geburtstag des unglück-

lichen tiefsinnigen und tiefinnigen österreichischen Dichters, dessen schwermütige Weisen oft die Saiten unseres Herzens klagend haben erklingen lassen. Unser Mitarbeiter, selbst ein poetisches Gemüt, hat in dem vorliegenden Werkchen, in dem er Lenau von dessen hervorstechendster Seite würdigt, jedem Freunde deutscher Dichtung eine wertvolle Gabe geboten. Mit tiefem Verständnis führt er uns an den herrlichsten Naturliedern Lenaus vorüber, läßt uns psychologische Blicke in deren Inneres thun, ohne die Gedichte zu zerpflücken und festigt und hebt die Bedeutung des Gefeierten durch stete Hinweise und Vergleiche auf Verwandtes in Gestalten und Erzeugnissen der Weltlitteratur. Den deutschen Lehrern und der deutschen Jugend namentlich sei das Büchlein empfohlen.

König Oskar von Schweden und Norwegen, gegenwärtig in Ems zur Kur, weilte bei Gelegenheit seines Besuchs des Kaisers kurze Zeit in Wiesbaden. Se. Majestät besuchte das Rathaus und besichtigte die dortigen Fürstenbilder, darunter besonders das seines Schwiegervaters, des Herzogs Wilhelm von Nassau, trug sich auch in das „Goldene Buch“ ein. Dann ließ sich der König die neue Höhere Mädchenschule zeigen, wohnte einer Zeichen- und einer Turnstunde bei und ließ Stadt und Bürgerschaft von ihm und im Namen seiner Gemahlin, unserer Prinzessin Sophie, freundlichst grüßen.

Die prinzlich hessischen Herrschaften haben nunmehr Schloß Friedrichshof bei Kronberg bezogen.

Die elektrische Straßenbahn Ehrenbreitstein-Niederlahnstein ist am 18. Mai eröffnet worden.

Nassauischer Geschichtskalender.

3. Juni.

1231. Graf Heinrich der Reiche von Nassau schenkt die Kirche in Herborn dem Deutschen Orden. Er trug sie von dem Landgrafen von Thüringen zu Afterlehn, der sie wiederum vom Reiche zu Lehn empfing. Der Kaiser und der Landgraf mußten darum in die Schenkung willigen. Dieser doppelte Lehnsnexus scheint auf ein hohes Alter der Kirche hinzudeuten.

1796. Der linke Flügel der Sambre- und Maasarmee unter General Kleber rückt von der Sieg aus über den Westerwald und leitet durch Vorpostengefechte das Treffen von Altenkirchen (am 4. VI.) ein. (Französische Revolutionskriege.)

8. Juni.

1604. Graf Ludwig zu Nassau-Saarbrücken gewährt einer Anzahl reformierter lothringischer Emigranten Niederlassung, Religionsausübung und Steuerfreiheit auf sechs Jahre. Sie nennen ihre neue Siedelung Ludwigsweiler, abgekürzt Ludweiler.

1795. Zu Dillenburg stirbt Katharine Helene Doerrien. Sie war eines Predigers im Hildesheimischen Tochter und kam mit dem großen Diplomatiker Anton Ulrich von Erath nach Nassau. Sie hat viel über weibliche Erziehung in deutscher und französischer Sprache geschrieben. Ihre Beschreibung der im Nassau-Oranischen wild wachsenden Pflanzen ist für die nassauische Naturgeschichte heute noch von großem Werte.

13. Juni.

1613. Jakob Christmann, Professor der hebräischen Sprache und seit 1592 der aristotelischen Philosophie in Heidelberg, stirbt. Er war 1554 zu Johannisberg im Rheingau geboren. Seine Schriften über die jüdische Zeitrechnung und das Kalenderwesen sind nicht ohne Wert.

1664. Graf Johann Ernst zu Nassau-Weilburg wird geboren. Er stand als Feldmarschall im Reichs- und kaiserlichen, dann eine Zeitlang als Großhofmeister in kurpfälzischem Dienste. Als Erneuerer und Erweiterer Weilburgs ist er bekannt. Er starb am 27. Februar 1719 zu Heidelberg. Im Weilburger Schloßgarten steht sein Denkmal.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. E. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß jedem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

Dr. W. S. in M. Der Ausdruck „Pisang“, den Sie auf dem Westerwalde gehört haben, stammt aus der Franzosenzeit. Der oranische Westerwald gehörte bekanntlich 1806—1813 zum Großherzogtum Berg, das bis 1808 Joachim Napoleon (Murat) und seitdem Napoleon selbst regierte. Pisang kommt von paysan (Bauer). So nannten die „gebildeten“ Franzosen die „ungehobelten“ Westerwälder. „Stoffel“ und „Staches“ (von Christoph und Eustachius) bedeutet im Volksmunde Aehnliches.

E. B. in R. Besten Dank. Wird verwertet.

Redaktionsschluß: 23. Mai.



№ 12. Wiesbaden, den 16. Juni 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Heimatsehnen.

Schon ist es Nacht, — schon hüllt ein tiefes Dunkel
Die Erde ein, und längst die Sonne schied.
Rings tiefe Stille — drüber Sterngefunkel —;
Verstummt ist auch der Nachtigallen Lied.

Nun ruht die Welt, und alle Wünsche schweigen,
Die Leidenschaft, die oft mein Herz erregt,
Und aus dem Dunkel Traumgestalten steigen.
Ich fühle mich im Innersten bewegt.

Vor meinen Blicken liegt die Heimat wieder,
Und mich begrüßt der alten Freunde Schar,
Zum Ohre klingen frohe Jugendlieder
Aus ferner Zeit, da ich so glücklich war.

Die lieben Eltern küssen mich aufs neue,
Der Bruder auch, die Schwestern, Hand in Hand;
Euch allen schlägt mein Herz in alter Treue,
Und dir, auch dir, mein teures Heimatland!

Ferdinand von Ebhardt.

Frühlingsnacht.

Die Sonne ruht
So warm und mild
Noch auf der Flut;
Es spiegelt sich so rein
Und klar ihr Bild
Im stillen See. —
Ein scheues Reh
Sonnt sich im Abendschein. —

Die Sonne küßte
Der Nixe bleichen Mund;
Als ob sie wüßte,
Daß sie nun scheiden müßte,
Taucht sie zum Grund
Und hält im Arm
Ihr Liebchen treu und warm,
In heißer Qual zum letztenmal.

Es dämmert sacht. —
Doch nur verstohlen
Auf leisen Sohlen
Wagt sich herbei die Nacht.
Nun weit und breit
Waldeinsamkeit! —
— — — — —
— — — — —

Sanft schlummernd liegt
Der See im süßen Traum;
Die Zweige wiegt
Nur noch ein Lindenbaum.
Mit duft'gen Blüten
Hat er ihn leis' bedeckt,
Als wollt' er ihn behüten,
Daß nichts den Schläfer weckt! —

O ruh' in Frieden! Bald
Kommt auch zum dunkeln Wald
Der helle Mondenschein
Und weckt die Nachtigall
Aus ihren Träumerei'n,
Daß sie mit holdem Schall
In zauberhaftem Glanze
Die Elfen lockt zum Tanze.

Theodor Gesky.

Schloß Molsberg und seine Besitzer III.

1) Von J. Benner.

Das Stammhaus der Herren von Walderdorff ist, nach Stramberg, das bei Driedorf gelegene jetzige Dörfchen Wallendorf. Diese Annahme scheint auch richtig zu sein, denn in alten Urkunden kommt die Schreibweise „Wallendorf", „Waldorf" und „Walderdorf" für das adlige Geschlecht öfters vor. Ferner war das letztere schon frühzeitig in der Umgebung von Beilstein und Dillenburg, vornehmlich aber im Kirchspiel Driedorf ansässig und erhielt von den Grafen von Nassau und von Diez Güter und Zehnten zu Rodenberg, Heisterberg und anderen Orten im Kirchspiel Driedorf, sowie Manngelder zu Beilstein und Driedorf. Infolge der Reformation zogen die Herren von Walderdorff in die Gegend um Limburg, wo sie von den vorhin genannten Grafen von Nassau und Diez ebenfalls Lehen besaßen, so einen Burgsitz zu Diez, und Grundgüter zu Alten-Weilnau. Von den Eppsteinern trugen sie zu Lehen Manngelder aus der Kellerei Eppstein und den Hof zu Hoben (Hofen) bei Runkel, von dem Kurfürsten zu Trier wegen Molsberg Ländereien und Gärten zu Diez.

In einem Verzeichnis der vom Erzbischof Johann von Trier 12?? seinem Erzstift erworbenen Güter kommt ein Gottfried von Waldorf vor. Einen Gottfried von Walderdorff finden wir dagegen in Urkunden von 1296 und 1315. In letzterem Jahre erhalten Gottfried und seine Gemahlin, Frau Paze, ein Lehen von Gerhard von Greifenstein, bestehend in dem Zehnten von Walderdorf (Wallendorf) und anderen Orten in dieser Gegend. Die Frau Paze, auch mit dem Taufnamen Schatz öfters erwähnt, war aus dem Geschlechte derer von Villmar. Ihr Vater war Wilderich, Ritter von Villmar, und seit dieser Zeit ist der Vorname Wilderich bei den Walderdorff gebräuchlich. Mit diesem Gottfried, der als Edelknecht bezeichnet wird, beginnt die ordentliche Stammreihe seines Geschlechtes; es werden zunächst erwähnt: Wilderich I., Wilderich II. und Wilderich III. Letzterer wurde mit seinem Bruder Gottfried in eine Fehde mit dem Grafen Otto II. von Nassau-Dillenburg verwickelt, von deren Veranlassung und weiteren Umständen keine Nachricht vorhanden ist. Man weiß nur, daß der Graf Otto in einem zwischen dem 6. Dezember 1350 und 25. Januar 1351 — nach Arnoldi in 1352 — vorgefallenen Gefecht erschlagen, und sein Tod hauptsächlich den Gebrüdern von Walderdorff beigemessen worden ist, obgleich sie an dem Gegenstande der Fehde nicht interessiert waren. In dem Vergleich mit des Grafen Witwe und Söhnen vom 4. Dezember 1352 mußten die Walderdorff auf die von Nassau zu Lehen getragenen Manngelder und andere Forderungen verzichten, die Gefangenen ohne Lösegeld freigeben, ihre Güter und Zehnten im Nassauischen den Hinterbliebenen des Grafen lehnbar machen und ihnen außerdem vier andere Vasallen stellen. Aus dem Jahre 1358 wird ein Konrad von Walderdorff als Erzpriester zu Wetzlar und im Jahre 1380 ein Dietrich von Walderdorff als Stiftsdechant in Diez erwähnt. In 1390 zogen die von Walderdorff mit den Grafen von Wittgenstein abermals gegen die Grafen zu Nassau-Dillenburg, bei welcher Fehde aber die letzteren Sieger blieben. Aus 1453 wird berichtet, daß die Familie Wilderichs von Walderdorff wahrscheinlich Wilderichs III., dessen Hausehre Frau Liebmundis eine geborene Hilchen von Lorch war, als eine der vornehmsten Familien in Limburg galt, in der der hl. Johannes von Capistran verkehrte, und welche von diesem Heiligen in die Gemeinschaft aller guten Werke des Franziskanerordens aufgenommen wurde. Ein Bruder dieses Wilderich war 1461 Kartäuser Mönch in U. L. Frauen Berg bei Straßburg.

Wilderich V., dessen Bruder Deutschordenskomtur in Koblenz war und von dasigen Bürgern erschlagen wurde, hinterließ u. a. Wilderich VI., welcher im Jahre 1478 den entsetzten Erzbischof von Köln, den Pfalzgrafen Ruprecht, aufgefangen und an dessen glücklichen Nebenbuhler, den Landgrafen Hermann von Hessen, ausgeliefert haben soll. In 1508 finden wir einen Wilderich als Praebendar in Bleidenstadt, der 1542 Dechant daselbst ist, 1529 Pastor in Mainz zu St. Alban gewesen war und nachher das Benefizium in Kloppenheim erhielt.

Wilderich VII., Sohn des Wilderich VI., gestorben 1563, hatte 14 Kinder, darunter Johann, Philipp, Elisabeth, 1546 Aebtin in Kloster Thron bei Usingen, und Anna, Aebtin zu Engelthal in der Wetterau. Anna wurde von einer der ihr untergebenen Klosterfrauen erstochen. Johann, geb. 1495, war 1517 Amtmann zu Weilnau, später kurtrierischer Rat und Amtmann zu Diez und Villmar und hinterließ die Söhne Wilderich VIII. und Gottfried. Ersterer war Ritter des hl. Grabes, welcher Auszeichnung er sich in einer Pilgerfahrt nach dem hl. Grabe verdient hatte, Rittmeister und kurmainzischer Rat und Amtmann zu Bischofsheim an der Tauber und übernahm von seinem Schwiegervater, Sebastian Rüd von Kollenberg, das wichtige Gut Eibigheim unweit Boxberg, welches aber, da er seine beiden Kinder überlebte, nach seinem Tode an seinen Neffen Wilderich IX. kam, dessen Nachkommenschaft daher als die Eibigheimer Linie bezeichnet wird. — Eine Tochter des vorhin genannten Johann und seiner Ehefrau Anna von Stockheim trat 1545 in das Kloster Marienthal und verzichtete auf ihr Vermögen durch folgendes Instrument: „Geschehen sind diese Dinge zu Meintz in der Behausung zum Guttenbergk genannt, 1545 im Beisein und mit Bewilligung des Vaters Johann von Walderdorff und seiner (zweiten) edlen und tugendhaften Frauen Anna von Helmstadt im Beisein des Notarius Benedicte von Reiffenberg, Valentin Nagelschmidts Bürger in Meintz, Jergen im Felde und Wilhelm Schmidt von Dietz, Laven Trierer Bistums." Johann mußte für die Aufnahme seiner Tochter in das Kloster 125 Fl. Mainzer Währung zahlen, „so 21 Albus auf einen Fl. gerechnet werden." „Ferner zur Weihelung 8 Ellen weißes und 8 Ellen schwarzes Tuch, dann auch zu der „Hochzeit" oder Einsegnung und ersten Angangs in den Orden mit Kleinodien und Kleidern zu der Notdurft sie ehrlich

und wie sich solches gebührt, versehen und bekleiden. Aber was zu jeder auf solcher Hochzeit geschenkt würde, soll nichts destominder uns Aebtissin und Konvent zustehen. Dagegen übernimmt der Konvent die Kosten der Hochzeit." Hochzeit wird hier der Eintritt in das Kloster genannt, da die Eintretende sich sinnbildlich mit dem göttlichen Bräutigam vermählt. In dem Instrument war noch weiter bedungen, daß, wenn Margareta, so hieß die ins Kloster eintretende Tochter Johanns, ihre Eltern und Geschwister überleben und letztere ohne Leibeserben sein sollten, dem Konvent noch 100 Fl. zu zahlen seien.

Eine Liebmuth von Walderdorff heiratete 1535 Philipp Wolf von Sponheim, Amtmann zu Bacharach. In 1538 erscheint Philipp von Walderdorff als Eidam des Dietrich von Diez, 1550 eine Margareta als Ehefrau des Johann von Buseck, Hauptmann in Frankfurt a. M. Margaretas Schwester, Gutta von Walderdorff, war an Blasius Lewen von Steinfurt verheiratet. In 1551 war Theodor von Walderdorff Kleriker in Arnstein, 1614 ein Johann Ludwig, Domherr zu Worms und Kanonikus in Wimpfen und sein Bruder Konrad Amtmann in Montabaur.

Wilderich IX., welcher zwölf Geschwister hatte, darunter Johann Kaspar, ein Deutschordenskontur in Marburg, war in erster Ehe mit Marie Lucie von Rosenbach verheiratet. Aus dieser Ehe ging Johann Adam hervor, welcher kaiserlicher Obrist-Lieutenant, fürstlich würzburgischer Rat und Amtmann zu Jartberg wurde und 1635 Maria Susanna Echter von Mespelbrunn heiratete. Ein Sohn dieses Johann Adam, Johann Werner, resignierte seine Dompräbende zu Würzburg und starb als Obrist-Lieutenant und Amtmann in Jartberg, ohne Kinder aus seiner Ehe mit Maria Christiana Lukretia von Frankenstein zu hinterlassen. Anno 1672 stirbt ein Friedrich Gottfried von Walderdorff, Obristforstmeister zu Starkenburg, welcher dem Hospital in Mainz ein Vermächtnis hinterließ und die Hospitalkirche in stand setzen ließ. Er ist wahrscheinlich in Bensheim beigesetzt.

Philipp von Walderdorff, der schon erwähnte Sohn Wilderichs VII., ist der Gründer der jüngeren Linie, welche noch besteht, während die von seinem Bruder Johann begründete ältere Linie 1704 ausgestorben ist. Er war in Limburg ansässig und starb den 10. Juli 1556, nachdem er in der Ehe mit Eva von Diez ein Vater von 13 Kindern geworden war. Sein Sohn Wilhelm, geb. 1542, sah in der Ehe mit Dorothea Frey von Dern ebenfalls eine zahlreiche Nachkommenschaft, darunter Johann Peter, kurtrierischer Rat und Amtmann zu Montabaur, geb. 24. Oktober 1575, gest. 1635 in Molsberg, der auch die Anwartschaft auf der Herren von Isenburg fuldaische Lehen erwarb. Er war mit Maria Magdalena Greiffenklau zu Vollraths verheiratet und hinterließ 16 Kinder. Bei der Hochzeit des Johann Peter erfahren wir die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse, welche der begonnene Dreißigjährige Krieg hinterließ. Es war alles so teuer, daß die Familie von Walderdorff die Hochzeitskosten allein nicht bestreiten konnte. Ein Bruder der Braut, welcher Domprobst in Mainz war, befürwortete zwar das Verlangen des Vaters des Bräutigams, wonach die Familie Greiffenklau vier Fuder Wein und vierhundert Gulden beisteuern sollte, aber der alte Dietrich von Greiffenklau gab nach vielen Erinnerungen nur drei Ohm und 200 Gulden. Maria Magdalena verzichtete gegen Auszahlung von 2000 Reichsthaler auf die väterliche und mütterliche Erbfälle, welcher Verzicht jedoch später — 1629 — von der Juristen-Fakultät in Marburg für nichtig erklärt wurde. Zur Erhaltung so naher Verwandtschaft und Verhütung unnötigen Streites und Weiterung erbot sich dann der Bruder Heinrich von Greiffenklau, Amtmann zu Steinheim, seiner Schwester ein silbervergüldetes Trinkgeschirr, ein Fuder Wein und 200 Reichsthaler aus der Verlassenschaft des hochw. Herrn Georg Friedrich, Erzbischof und Kurfürst zu Mainz folgen zu lassen. Der Morgen Weinberg kostete damals 150 Fl.

Unter den 16 Kindern Johann Peters sind besonders zu erwähnen: Lothar, Wilderich, Georg Friedrich, Johann Philipp, Emmerich Friedrich. Lothar resignierte seine Dompräbende zu Trier, um in den Kapuzinerorden einzutreten. Wilderich wurde Domherr zu Mainz und Würzburg, Dompropst zu Speier, Generalvikar und Geheimrat zu Mainz, in welcher Eigenschaft er bei der Wahl Kaiser Leopolds I. 1658 als Zeuge in das Wahlkonklave aufgenommen und auch der Deputation zugeteilt wurde, welche dem Erwählten die Krone Karls des Großen zu überbringen hatte. Als Kaiserlicher Geheimrat und Reichsvizekanzler in des Reiches kläglichsten Zeiten hat er, wie Stramberg erwähnt, mit Würde und Umsicht eine Last getragen, die jedem andern erdrückend schien; nur einer, Gualdo Priorato, erhebe gegen ihn den Vorwurf, daß er in seiner hohen Stellung den Interessen des Kurfürsten von Mainz blindlings ergeben geblieben sei. Anno 1669 wurde dieser Wilderich Fürstbischof von Wien, wo er 1670 nach Austreibung der Juden deren Synagoge zu Ehren des hl. Markgrafen Leopold weihte und so gewissermaßen als Gründer der Leopoldstadt anzusehen ist. Den Erzherzog Joseph, den nachmaligen Kaiser taufte er 1678, wurde aber bald darauf kränklich, starb im Jahre 1680 und ist in St. Stephan in Wien beigesetzt. Ihm und seiner Familie wurde vom Kaiser Leopold das Freiherrndiplom unter Vereinigung des Nieder-Isenburgischen Wappens mit dem Walderdorffischen verliehen.

Wilderichs große Wohlthätigkeit zeigte sich noch nach seinem Tode; seinem Kammerdiener hinterließ er 3000 Fl., und sämtliche Bedienten erhielten noch ein weiteres Jahr die volle Besoldung. Zahlreich sind seine Vermächtnisse, darunter auch in der Heimat des Fürstbischofs. Aus seinem Nachlasse wurde das Walderdorffische Haus in Limburg erbaut. — Von den reichen Einkünften der hohen Geistlichkeit jener Zeit, in der ein und dieselbe Person mehrere geistliche Aemter innehaben konnte, seien hier die Vorräte erwähnt, welche der Wiener Fürstbischof Wilderich von Walderdorff als Domherr zu Mainz und Würzburg an diesen Orten hatte. In 1678 bestand sein Vorrat bei dem Domstift in Mainz a) aus 65 Malter Korn zum Preise von 1 Rthlr. das Malter, b) an Wein 5 Fuder 2 Ohm Hochheimer, Lorcher, Binger und Geisenheimer 1672er Gewächs, 1 Fuder 2 Ohm Laubenheimer 1674er, 4 Fuder Binger, Niederheimbacher und Geisenheimer 1676er, 8 Fuder 4

Ohm Laubenheimer, Hochheimer und Geisenheimer 1677er. Der Preis war vom geringsten bis zum höchsten Wein 6, 8 bis 10 Reichsthaler für die Ohm. An Geld brachte das Amt in Mainz 600 Rthlr. außerdem ein. Würzburg brachte einen Vorrat von 322 Malter 3½ Metzen Korn, 88 Malter 2 Metzen Weizen, 181 Malter 5½ Metzen Hafer, 5½ Metzen Erbsen. Das Malter Korn 1 Königsthaler, das Malter Weizen 2 Guldenthaler, das Malter Hafer 33 Batzen. c) an Wein 56 Fuder 10 $^{1}/_{8}$ Eimer 2 Maß 1677er, 9 Fuder 1671er, 15 Fuder 8 $^{6}/_{8}$ Eimer $^{4}/_{4}$ Maß 1676er. Der Eimer 1677er Most wurde berechnet mit 1 bis 2 Königsthalern, der Eimer 1676er mit 3 bis 6 Königsthalern, der Eimer 1671er 5 Königsthaler. An Geld brachte Würzburg außerdem noch 893 Königsthaler 13 Batzen 1 Kopfstück. Unter „Vorräten" ist hier zweifellos der jährliche Ertrag der Pfründe zu verstehen; die Abgaben wurden damals zumeist in Getreide und Wein geleistet.

(Schluß folgt.)

Die Wiesbadener Maifestspiele.

Von Dr. C. Spielmann.

Die schönen Tage sind vorüber; wir blicken auf sie zurück aus der Erinnerung, und die Eindrücke beginnen sich zu ordnen und zu klären. Es ist uns nun verstattet, unsern verehrten Lesern eine wenn auch gedrängte Gesamtdarstellung der glanzvollen Vorgänge zu bieten, die vor dem Schicksal der so vorzüglich geschriebenen Artikel der Tagespresse, gelesen und vergessen zu werden, bewahrt bleiben wird. —

Der **Kaiser** kam am 10. Mai nachmittags in seiner nassauischen Residenz an, die sich in den herrlichsten Natur- und Kunstschmuck gekleidet hatte und von Tausenden und Abertausenden von Fremden belebt war. „Kosmopolis" zeigte das bunte Gewimmel und rauschende Geflute diesmal in noch verstärkterem Maße als früher. Am Abende desselben Tages wohnte der Monarch der Generalprobe der „Armide" von Gluck bei und sah sich den neuen Foyer an. Mit Sonntag, den 11., brachen dann die Tage des Festes an.

Die offizielle Feier begann mit der **Eröffnung und Besichtigung des neuen Foyers**, wozu Herr von Hülsen die Spitzen der staatlichen Behörden, den Magistrat und die Stadtverordneten sowie andere höhere städtische Beamte, eine Anzahl Theaterleiter, Künstler, Schriftsteller, Berichterstatter und Freunde, über 100 an der Zahl, geladen hatte. Die Einladung war ebenso liebenswürdig wie verbindlich-kategorisch; Absagen gab's nicht —, aber wer hätte denn auch absagen wollen! Waren wir nicht alle lange schon von brennender Neugier erfüllt, uns das neue Schmuckkästchen von innen anzusehen! Der Schreiber dieses hatte sich trotzdem absichtlich von aller Vorbesichtigung zurückgehalten, um die Wirkung des Ganzen auch sofort ganz zu erfahren. Und er erfuhr sie gleich den anderen.

Der **neue Foyer** ist ein Anbau am Hoftheater auf dessen Ostseite. Die Erbauer des letzteren hatten seinerzeit gewähnt, das Vestibül könne zugleich als Aufenthaltsraum in den Pausen dienen. Das war ein Irrtum; schon bald zeigte sich der Raum als viel zu klein, und der stets steigende Besuch des Theaters erheischte gebieterisch eine Aenderung. Herr von Hülsen trat deshalb mit dem Wunsche an die Stadtbehörde heran, Abhilfe des Mißstandes zu schaffen und zwar durch Errichtung eines besonderen Baues, da alle anderen Versuche zur Lösung der Angelegenheit unausführbar erscheinen mußten. Magistrat und Stadtverordnete erwiesen sich nicht engherzig; sie bewilligten 600000 Mark. Stadtbaumeister Baurat Felix **Genzmer** erhielt den Auftrag zu bauen, und er entledigte sich dessen in zehn Monaten aufs großartigste

Der Anbau präsentiert sich äußerlich einfach in geläutertem Barockstil, wie ihn Genzmer bevorzugt. Außerordentlich fein schmiegt er sich dem Renaissance-Monumentalbau des Theaters an. Er enthält außer dem Foyer einen Malersaal, eine Uebungsbühne, ein Dekorationsmagazin, die Inspektorwohnung und einige Verwaltungsräume. Betrete nun der verehrte Leser mit mir den Foyer vom Parkett aus. Ein Meer von Lichtglanz umflutet uns. Der 400 qm große Raum bildet ein abgerundetes Oblongum, von einer mächtigen Kuppel überwölbt, in deren Zentrum eine gewaltige Kristallfacettenschale, von schwerer Bronze gerahmt, das blendende Licht der in ihr angebrachten elektrischen Lämpchen nach unten strahlt, so daß wir beim Eintritt glauben, der Sonnenschein bilde das Oberlicht. Rund um die Kuppel reihen sich die Deckengemälde, eigentlich ein einziges, das durch goldene Lorbeergewinde in sieben Abteilungen gegliedert wird. Die Beglückung und Veredelung der Menschheit durch die Kunst ist das Motiv, das unser einheimischer Meister — wir betonen dies mit besonderer Genugtuung — Kaspar **Kögler** in Szenen, der Antike entnommen, künstlerisch ausgeführt hat; er hat statt seiner sonstigen hellen diesmal die dunklere Malweise mit kräftigen, satten Farben gewählt, die in angenehmem Gegensatze zu dem weiß gehaltenen Rokokostuckwerke steht. Die Wände des Foyers sind dreifach gegliedert. Der Parterreraum zeigt abwechselnd Bogen und Füllungen, letztere von rotfleckigem, nassauischem Marmor. Die Galerie des ersten Ranges wird gebildet von grünen, marmorierten Stucksäulen, die Balustraden, teilweise vorspringend, zeigen verschiedenfarbige Marmorsäulchen; die Bogen sind mit reichem altgoldfarbenen Seidendamaststoff drapiert; allegorische, prächtig modellierte, nackte, überlebensgroße Frauengestalten blicken von der Höhe hernieder. Droben hoch an der Kuppel zeigen sich die kleinen Bogenöffnungen, aus denen die Besucher des zweiten Ranges herniederlugen. Die Verbindung zwischen Parkett und erstem Rang stellt eine doppelte mächtige, aber feingeschwungene Marmortreppe her, die beiderseits auf Postamenten schwer vergoldete Kandelaber zeigt. Ueber dem Aufgang an der Wand wölbt sich, gefällig aufstrebend, ein roter Baldachin mit der Königskrone, und darüber spreitet der preußische Königsadler seine schwarzen Fittiche: wieder ein seltsamer, aber angenehmer Kontrast zu dem blendenden Weiß und Gold ringsum. Gegenüber zeigt sich das Stadtwappen, und ein gewaltiger Spiegel aus dickem facettierten Glas erweckt die schöne Illusion, daß sich das Prachtinnere dort noch weiter fortsetze. Die Detailschilderung würde uns zu weit führen, und das Entzücken beim Anblick von Gold-, Spiegel-, buntem und weißem Farbenglanz, von Verzierungen, Emblemen, Amoretten und Putten kann doch nur der Beschauer empfinden. Aber das darf uns der geehrte Leser wohl glauben, trotz aller Reichhaltigkeit der Ornamentik erscheint das Ganze nicht überladen, vielmehr in den Details harmonisch abgestimmt, in seinem Gesamteindruck überwältigend. So war auch der Ausspruch des Kaisers, als er zuerst den Raum betrat: „So 'was haben wir aber in Berlin nicht." Die Originalität und Genialität Genzmers im Finden und Schaffen — man denke: innen Rokoko, außen Barock und das Ganze anlehnend an Renaissance ohne Disharmonie, vielmehr in so formenschöner Anpassung — hat sich wieder einmal, diesmal in höchster Potenz bewährt. Da müssen auch der Nörgler und Neider Stimmen schweigen.

Das Parterre enthält dem Aufgang zum ersten Range gegenüber das Büffet für kalte Speisen, rechts ein Eß- und links ein Rauch- und Lesezimmerchen. Auch die Einweihung des Büffets wurde vorgenommen. Herr von Hülsen gab den Geladenen ein opulentes Champagner-Frühstück; — er ist immer „ganz", also auch im Einweihen. Im Verlaufe des Frühstücks, während dessen er den liebenswürdigen Gastgeber machte, brachte er das Kaiserhoch und gleich dahinter, in feiner Galanterie der Bauherrin Wiesbaden und des Baumeisters

Genzmer freundlich gedenkend, den Toast auf die Gäste aus, während Oberbürgermeister Dr. von Ibell den jüngsten Ehrenbürger der Stadt und trefflichen Intendanten feierte. Herr Regierungspräsident Dr. Wentzel ließ darauf in allerhöchstem Auftrage einen Ordenssegen niedergehen. Eine allgemeine Fidelitas entwickelte sich, und mit dankbarem Herzen für alles Gebotene ging schließlich ein jeder vergnügt nach Hause.

I. **Armide.** Am Abend waren Hunderte von Augen und Ohren auf die Aufführung des Haupt- und Glanzwerkes der diesjährigen Festspiele gerichtet. Christoph von Gluck kann, wie auch v. Hülsen bemerkt, in gewisser Beziehung der Richard Wagner des 18. Jahrhunderts, sicher aber der Vater der deutschen Oper genannt werden. Dem „Lirum-Larum der damaligen Tonkünsteleien“, dem zusammenhangslosen Vortrage von Arien und Rezitativen, dem banalen und süßlichen Inhalte der Musik wie des Textes gegenüber vertrat er den Grundsatz: dramatisch-musikalische Einheit und psychologische Vertiefung. Freilich wurde der Komponist betreffs der „Armide“ jenem Grundsatze insofern untreu, als er das alte französische Libretto Quinaults, verdeutscht von Voß, einen Text von schwülstiger Form und seichtem Inhalte annahm, — eine Konzession, die er dem Zeitgeschmack machte. Die Hülsensche Absicht, die „Armide“ wieder zu beleben, mußte daher vor allem die Umdichtung des Textes als Notwendigkeit erscheinen lassen. Und nun zeigte sich v. Hülsens dichterische Begabung als glückliche Helferin, und zugleich half sein psychologisches Empfinden, die Ausgestaltung verinnerlichen. Aus der Armide des französischen Librettos, die fast aller sympathischen Züge ihres Urbilds in der Schöpfung des genialen Cinquecentisten Tasso, dem „Befreiten Jerusalem“, entkleidet ist, wird bei Hülsen eine Idealgestalt, die für Glauben und Vaterland kämpft und sogar um derenwillen mit der allgewaltigen Liebe ringt. Und als sie endlich doch der Macht der Liebe erliegt, da findet sie nicht wie im alten Texte Befriedigung in des Geliebten Armen und Entschuldigung für den Abfall von Allah und ihrem Volke, sondern sie muß die Strafe für diesen Abfall erleiden und an ihrer eigenen Schuld zugrunde gehen. Das ist Hülsens Auffassung, die aus schwungvollen, formgerechten Versen zu uns spricht.

Die Gluckische Oper ist aus fünf Akten in drei zusammengezogen worden. Armide, die Nichte des türkischen Emirs Hidroat von Damaskus, bietet ihre mächtigen Zauber- und Verführungskünste auf, um die christlichen Kreuzritter, die ihre Heimat und ihren Glauben bedrohen, zu verderben. Es gelingt ihr nicht; namentlich ist ihr der löwenkühne Ritter Rinald entgegen. Als dieser nun von den Seinen wegen eines Zwistes ausgestoßen wird, lockt sie ihn in ihren Zaubergarten und will ihn töten. Aber beim Anblick des Schlafenden wandelt sich ihr Inneres. Da entführt sie den Feind in die Ferne, beschwört die Furien, daß sie Haß in ihr Herz senken. Aber die Liebe ist und bleibt stärker; aus dem finsteren Reiche der Unterwelt schwebt Armide zu Rinald nach den seligen Gefilden der Atlantis, wo beide, gewissermaßen losgelöst von allem Irdischen, nur sich und ihrer Liebe leben. Aber das Verhängnis naht. Die Gefährten Rinalds, die seiner wieder begehren, entreißen ihn unter Hinweis auf Christi Kreuz, dem er sich gelobt hatte, den Armen der schönen Sünderin. Armide, die ihr Alles hingegeben, geopfert hat und sich schließlich verlassen sieht, spricht einen furchtbaren Fluch aus, der alle Pracht um sie her vertilgt und sie selbst tötet.

Die Textumdichtung bedingte umfängliche Veränderungen in der Komposition. Da hat sich denn v. Hülsens musikalischer Adlatus, Professor **Schlar**, wieder trefflich bewährt: er hat seinen poetischen Mitarbeiter verstanden und hat Gluck möglichst wenig beeinträchtigt. Eine doppelt schwere Aufgabe; aber Schlar hat sie mit feinem Gefühl gelöst. Die Ouverture, die dem umgestalteten Werke nicht mehr recht lag, ist fortgefallen und durch ein Vorspiel nach Gluckschen Motiven ersetzt worden; die Rezitation wurde durch eine einheitlich durchgeführte Musik ersetzt, die sich ebenfalls streng an Gluck hält, und Zwischenspiele wurden eingelegt, die vielleicht hie und da etwas zu gedehnt erschienen. So charakterisieren wir in kurzem die musikalische Neubearbeitung.

Unterstützt wurde die doppelte innere Umgestaltung der Oper durch die äußere Wirkung von Dekoration und Gewandung und den ganzen Aufwand einer geläuterten Bühnentechnik, wie das die Herren **Raupp** und **Schick** so wohl verstehen. Die Verwandlungen innerhalb der drei Akte fanden stets bei offener Szene statt. So ging die düstere neblige Felsenschlucht im Antilibanon bei Damaskus in den Verführungspfad und dann in den prächtigen Zaubergarten der Armide über, worauf der Weg durch die Luft folgte. Die Felsengrotte auf Atlantis verwandelte sich in ein Inferno von Dantischer Anschaulichkeit, in dem sich die grünschillernden Schlangenleiber und schwarzen Teufelsflügel der Furien unheimlich bewegten, bis schließlich auch von da wieder der Weg zum Lichte empor, zum Rosengarten gefunden wurde. So ging schließlich der strahlende Palast der schönen Zauberin unter, und es dehnte sich die trostlose Stätte der Verwüstung aus, den entseelten Körper Armidens inmitten ihrer. Die Naturtreue des sarazenischen Milieus, die namentlich in der Palastszene gleich anfangs zur Geltung kam, in Gewandung, Waffen und Dekorationen war bis ins Detail verblüffend gewahrt.

Es wurde vorzüglich gespielt. Unsere Diva, Frau **Leffler-Burckard**, zeigte sich in der Titelrolle wieder einmal hochdramatisch-gewaltig und zugleich gefühlsinnig in den lyrischen Partieen. Das großartige Anpassungsvermögen der Künstlerin bei sich stets gleichbleibender vortrefflicher Leistung stellt sie über alle ihre Vorgängerinnen. Ihr Partner Herr **Kalisch** (Rinald) hatte bei seinen „Schlummerrollen“ nicht Gelegenheit genug, aus sich herauszugehen; aber was er brachte, war tadellos; geradezu herrlich war das Liebesduett Rinalds mit Armide zu nennen. Hervorragend war auch Frl. **Tomschik** (Furie des Hasses); ein solcher klangvoller, umfassender Alt hat uns seither immer gefehlt. Herr **Schwegler** (Hidroat) schien etwas belegte Stimme zu haben, war aber trotzdem kraftvoll wie immer. Herr **Winkel** (Aront) gab den geschlagenen Feldherrn in Sang und Spiel würdig; die Herren **Müller** und **Klarmüller** (Ritter Ubald und Sueno) machten aus ihren Nebenrollen Glanzleistungen im kleinen. Von gewaltiger Wirkung war die Szene der Zurückführung des Abtrünnigen durch das lichtstrahlende Kreuz in Bouillons Schilde. Schließlich hätten wir auch die treffliche Wiedergabe der beiden Priesterinnen durch Frl. **Kaufmann** (Sidonie) und Frl. **Robinson** (Phenice), sowie der Najade durch Frl. **Telebel** zu erwähnen; Grazie und beste Leistung fielen hier zusammen. Ueberhaupt wirkten ja auch in allen Nebenrollen nur Hauptkräfte. Die **Chöre** thaten wacker ihre Schuldigkeit, und das **Orchester** fügte sich prächtig in das Zusammenspiel ein. Geradezu erschütternd wirkte die musikalische Darstellung der Gefühlsstürme in der Brust der schweigenden, verlassenen Armide.

Bei der zweiten Aufführung am 13. Mai sang Frl. **Plaichinger** von der Berliner Hofoper die „Armide“. Auch dieser Künstlerin wollen wir volles Lob spenden; nur gefiel uns Frau Leffler besser. Diesmal war Herr Schwegler wieder ganz bei Stimme. Die dritte Vorstellung am 19. Mai mit teilweise anderer Besetzung reihte sich den ersten würdig an.

II. **„Der Kaufmann von Venedig“.** Des großen Briten tragikomisches venezianisches Renaissancegemälde, das uns neben „Romeo und Julia“ von allen seinen Dramen über italienische Stoffe am meisten anspricht, ging als einziges gesprochenes Werk der Festspielzeit am 12. Mai über die Bühne. Die Vorführung des Inhalts können wir uns versagen. Die Inszenierung war dank der Thätigkeit unseres begabten Oberregisseurs Herrn **Köchy** vortrefflich und das Zusammenspiel ausgezeichnet. Alles atmete den Geist, der im 16. Jahrhunderte die stolze Lagunenstadt durchwehte; namentlich die Massenszenen wirkten durch ihre Lebendigkeit und Anschaulichkeit mächtig, natürlich unterstützt durch die Pracht und realistische Treue der Kostüme und Dekorationen. Der Markusplatz und die Lagunenstraße, der mit herrlichen Wandgemälden geschmückte Saal in Belmont und der mondbeglänzte prächtige Park daselbst; der Ratssaal mit seinem reizvollen Interieurs: all das machte Stimmung. Herr **Leffler** spielte den Titelhelden mit der ruhigen Würde, wie sie einem vom Schicksale bald begünstigten, bald geschlagenen Edelmenschen wohl ansteht. Frau **Haubrich-Willig** darf die Rolle der Porzia, die geistige Hoheit und Gelahrtheit mit inniger weiblicher und rein menschlicher Empfindung paart, zu ihren Glanzdarstellungen rechnen. Den Shylock gab Herr **Grube**, Oberregisseur des Berliner Hoftheaters, in Maske und Spiel den Absichten Shakespeares gemäß als den Kakodämon, als „den schlechten, aber doch großen Kerl“, wie der Kaiser nachher sagte. Die Figur der Nerissa bleibt

wie geschaffen für Frl. Arnstädt, für die überhaupt eine ganz neue, eine besondere Salonkokettenrolle eingerichtet zu sein scheint. Den Bassanio mimte Herr Malcher, unseres Erachtens indes nicht hervorragender als der leider uns verlassende treffliche Herr Bach, den er ersetzen soll. Herr Zollin verkörperte den Marokkaner wohl etwas zu wild, Herr Ballentin den Aragonesen stutzerhaft angemessen der Art des edeln Caballero de la Mancha. Die Jessica des Frl. Doppelbauer und der Lorenzo des Herrn Bach waren sehr entsprechend, und die beiden Gobbo (Herren Andriano und Schreiner) wirkten urkomisch. Der blühende Chorus der jungen Signori — wir haben nun eine erkleckliche Anzahl davon —, auch die Vertreter der Nebenrollen, Senatus populusque Venetianus u. s. w. sollen gebührend erwähnt werden.

III. „Die lustigen Weiber von Windsor". Nicolais herrliches Tonopus, aufgeführt am 14. und 17. Mai, lehnt sich an das vorige Werk Shakespeares an: hat es doch Shakespeare entnommenen Text. Wir haben uns des Näheren darüber bereits bei der ersten Aufführung im vorigen Jahre ausgelassen. Die Besetzung der Rollen war im allgemeinen dieselbe. Frl. Kaufmann war als Frau Fluth entzückend in Erscheinung, Sang und Spiel; jammerschade, daß wir bald auf das glockenreine Getriller unserer Bühnennachtigall verzichten müssen. Herr Schwegler hatte als dicker Ritter Sir John Falstaff Gelegenheit, durch seines Basses Grundgewalt ebenso wie durch seine äußere Komik und seinen inneren Humor zu wirken. Die Leistung des Herrn Müller als temperamentvoller Fluth war die alte, durchgeistigt und gediegen. Auch Herr Ruffeni als Reich erfreute durch exakten Sang und — wie immer vortreffliches Spiel. Die beiden Stutzer Dr. Cajus und Junker Spärlich (Herren Engelmann und Henke) füllten ihre komischen Rollen wieder sehr ansprechend aus. Herr Klarmüller (Fenton) erfreute durch den Wohllaut und die Lieblichkeit seines Organs; auch sein Spiel ist gerundeter geworden. Neu waren uns Frl. Tomschick als Frau Reich und Frl. Triedel als Anna; die Ansicht, daß wir in beiden wertvolle Vertreterinnen des Alt- und Soubrettenfaches zu begrüßen haben, ist uns durch diese Darbietungen zur Ueberzeugung geworden. Chor und Orchester thaten ihre Schuldigkeit vollauf und der Bühnenzauber desgleichen. Wir lebten und webten in old merry England

IV. „Der schwarze Domino". Wie das letzte Mal, so hatte sich auch heuer ein Auber'sches Spieloperchen in das Programm der Festspiele eingeschmuggelt. Es ist sehr nett, auch einmal ein bißchen gefällig französisch zu kommen. Das Werkchen, am 16. und 18. Mai aufgeführt, wies die meisten Gäste auf: Frau Wedekind (Angela) und Herrn Anthes (Massarena) von der Hofoper in Dresden, Herrn Nebe (Lord Elfort) von der Hofoper in Berlin und Herrn Adam (Gil-Perez) von der Hofoper in Darmstadt. Im Mittelpunkte des Interesses stand natürlich die Vertreterin der Titelrolle, eine von Deutschlands berühmtesten Sopranistinnen, als welche sie denn auch kam, sah und siegte. Von den männlichen Gästen war besonders Herr Nebe zu erwähnen, dessen Wiedergabe spleeniger Engländer unübertroffen bleibt. Die Leistung des Herrn Anthes war gleichfalls vortrefflich, in Spiel und Sang fein abgetönt; aber die des Herrn Adam wollte uns nicht höher erscheinen als die frühere des Herrn Ruffeni. Frl. Triebel (Brigitte), Frl. Tomschik bezw. Schwarz (Claudia), Frl. Robinson (Ursula), Herr Henke (Juliano) erzielten sämtlich in Sang und Spiel harmonische Wirkung. Ein treffliches Zusammenwirken ergab sich im Chor der Kavaliere und dem der Stiftsdamen. Die leichte, gefällige Orchestermusik that das Ihre dazu; das Szenarium glänzte durch die Pracht der Interieurs, und so konnte auch dieses Werk vor dem Auditorium wohlgefällig bestehen.

V. Oberon. Der letzte, doch wahrlich nicht der geringste, der ewig junge und stets verjüngende Schwanengesang des unsterblichen Meisters in der pietätvoll verklärten Wiesbadener Form — wie hätte er unter den Tonwerken diesmal wohl fehlen dürfen! Wir sahen ihn wie in den Glanztagen vor zwei Jahren; wir freuten uns seiner wirkungsvollen Zauberpracht, seiner herrlichen Tongewalt, seines blühenden Poesiereichtums, seines psychologischen Kernes; wir erbauten uns an diesem unvergleichlichen Künstlerensemble der Kalisch und Leffler-Burckard (Hüon und Rezia), der Henke und Brodmann (Scherasmin und Fatime), der Robinson (Oberon) und Kaufmann (Meermädchen), der Leffler (Karl der Große) und Schreiner (Harun Arraschid) der Haubrich-Willig (Roschana) und Aßmann (Babekhan) samt den Nebensternen, wie sie heißen und wie sie da glänzten. Alle waren sie diesmal von den Unsern genommen. Denn wir vermögen es nun, und das erhebt uns. Es genügt uns auch diese Namensnennung statt einer neuen Besprechung. Denn die Pflicht des gerechten Kritikers ist es, große Leistungen als solche im ganzen aufzufassen und unwesentliche Mängel nicht zu berühren, will er nicht als Gernegroß und doch Kleingeist und somit als lächerlich erscheinen.

Es war eine Stimme vom hohen Protektor der Spiele bis zum letzten „Olympier": Alles ist brillant verlaufen. Der Beifall kam mitunter bei offener Szene zum elementaren Durchbruch. Er galt dem rastlos thätigen Intendanten, der alle seine Seelennerven gespannt hatte und eifrig mit und unter seinen Gehilfen webte und wirkte. Er galt diesen Gehilfen selbst, den Köchy, Dornewaß, Schlar, Stolz, Raupp, Schick, Balbo und wie sie alle heißen, die im Eifer einander überboten. Er galt den Künstlern auf der Bühne und im Orchesterraum, die sich bestrebten, die Ideen der großen Meister und die Intentionen ihres künstlerisch hochbegabten Chefs zu ihren eigenen zu machen und treuestmöglich zu verkörpern. Dankerfüllt blickte überdies das Publikum zu dem auf, dessen Munifizenz allein es möglich gemacht hatte, all das Gesehene und Gehörte zu genießen. Eine kunstliebende Dame begeisterten die Festspiele derart, daß sie dem Kaiser eine hohe Summe zu Kunstzwecken zur Verfügung stellte.

Auf den Monarchen selbst machten die Wiesbadener Maitage den vortrefflichsten Eindruck. Stets hatte er Gäste bei sich, die er ins Theater führte, so u. a. den Großherzog von Hessen und den ehrwürdigen König von Schweden und Norwegen. Er machte fleißig Ausritte in unsere schöne Umgebung, hielt eine größere Parade über die Garnison von Wiesbaden und Homburg und die Unteroffizierschüler von Biebrich ab, besuchte von ihm mit Freundschaft beehrte Personen und war stets heiter. Auch erschien er im Repräsentationssaale des Rathauses und trug sich als erster in das „Goldene Buch" der Stadt ein. Das Wetter war wenig freundlich, aber bei alledem doch nicht so, daß es die Veranstaltungen gestört hätte.

Somit kann die Hauptstadt des Nassauer Landes mit den heurigen Maitagen zufrieden sein und mit ihr das Land selbst; denn der Kaiser hat offen geäußert, es freue ihn, daß ihn die Nassauer immer so warmherzig empfingen. Diese Warmherzigkeit kommt aber daher, daß der Kaiser auch dem Volke giebt, was ihm gebührt, daß er unsere Vergangenheit achtet und ehrt und gestattet, daß wir uns innerhalb des preußischen und deutschen Vaterlandes als Nassauer fühlen dürfen. Denn aus der Liebe zur engeren Heimat sprießt die Liebe zu König und Kaiser, zu Staat und Reich.

Dornburg.

6) Von Emilie Escherich. (5. Fortsetzung.)

Krankheit und Unzufriedenheit war beim Troß ausgebrochen, und noch immer erschien keine Aussicht auf Erfolg. Darum hatten die Ritter schier einen ganzen Tag im Zelt des Molsbergers zusammen gesessen und geratschlagt, was zu thun, und zuletzt waren sie zu dem reiflich erwogenen Entschluß

gekommen, abzuziehen, wenn bis zum Weihnachtsfeste keine bestimmte Hoffnung auf Erfüllung ihrer Absicht eingetreten sei.

Das aber erkundete Herr Wallbergs alter Knecht Konrad, der im dunklen Dienerkleid ohne Abzeichen wieder einmal durch den geheimen Gang in die Nachbarschaft geschlüpft war, um Mundvorrat ganz unter der Hand und ohne ahnen zu lassen für wen zu kaufen. Zu Limburg saß er in einer Schenke mit einem molsbergischen Reiter zusammen beim Gerstensaft, und der letztere verriet dabei ahnungslos sein Geheimnis. „Es ist unseres Bleibens nimmer bei dem scharfen Winterfrost vor der Stadt; heim müssen wir, bevor das alte Jahr sich endet," sagte er in dem Brustton der Ueberzeugung, und so ist es denn beschlossen worden, einstimmig beschlossen, daß, wenn bis zum Heiligen Abend keine Aenderung eingetreten, wir den andern Tag abziehen. Uh! wie freu ich mich wieder auf meine warme Ecke im Burgstall. Ist es doch ein elendig' Leben und Treiben auf dem Blachfelde, zumal wir noch nicht einmal einen richtigen Feind zu Gesicht bekommen haben. Ein miserabler Feldzug so 'was!" Und zornwütig goß er den Rest seines Bieres hinab, als könne er damit allen Aerger und Verdruß verspülen.

Der alte Konrad erhob sich steifbeinig und klopfte dem mißmutigen Kriegsmann auf die Schulter: „Ja, ja! ihr habt ganz recht, ganz recht! es ist nichts mit diesen Kleinfehden und Winkelstreitereien. Da ist's ein ganz anderes, in einer wirklichen Feldschlacht dem Gegner Aug' in Aug'. Ich lob' mir den Kampf, wo die Speere sausen, die Armbrüste klappen und schwirren und Helm und Kettenhemd klingt unterm Keulenschlag des Dreinhauenden, oder gleichbehäbige Friedensruhe beim Rauchschinken oder andern Herrlichkeiten aus Küche und Speisekammer.

Der Molsberger Reiter hatte sich unterdes aufs Pferd geschwungen. „Kommt ihr noch ein Stück Weges mit?"

Konrad aber verbiß geschickt ein Lachen: „Mein Weg geht nach der andern Seite. Ich hab' Wein und Korn nach Weilburg zu frachten und muß mich sputen. Also gute Nacht und glücklichen Abzug, oder besser gesagt: frohe Heimkehr!" Mit knallender Peitsche trieb er seinen Proviantzug nach der angegebenen Richtung, um erst bei völlig eingebrochener Nacht vom Wege ab und dem Dornburger Wald zuzulenken, wo der stollenartige Schacht des unterirdischen Ganges ausmündete.

Am nächsten Morgen stand er seinem Herrn gegenüber: „Sie ziehen am Christtage ab," sagte er mit dem Daumen über die Achsel deutend; „sie haben's genug. Es ist ihnen zu kalt vor unseren Thoren, und ich verdenk's ihnen nicht; denn nichts weniger als lustbar ist, so im Schnee vor der Pforte zu liegen, unterdes der Gegner sich's drinnen bei vollen Schüsseln und Töpfen wohl sein läßt. Blitz blau Feuer, ich zög' auch ab in ihrer Lage!"

Herr Wallberg strich sich ruhig den Bart und ließ nicht merken, ob er sich freute oder nicht. „Es ist gut", sagte er gemessen, „wenn ihnen die Dornburg zu dornig geworden. Ich halt' sie nicht, und der Weg nach ihren Burgen steht ihnen allzeit offen. Aber der Ellarer Junker bleibt bei uns, bis sie ihn auslösen; ich will doch sehen, wer zuletzt in dem Fall nachgiebt." Dann hob er sich gelassen von dem Stuhl, darauf er gesessen: „Und nun, Kunz, geh' aufs Rathaus, zieh' die Glocke und laß' die Bürger mit Schelle und Aufruf hinbescheiden, daß ich ihnen den Abzug der Ritter vermelde."

Konrad nickte: „Werd' den Auftrag schon ausrichten; freue mich sogar auf die dummen Gesichter, wenn sie nicht begreifen können, woher ihr's wißt; aber ich werd' mich hüten, ihnen unser Geheimnis in die Hälse zu werfen. — Ueber die Mauer ist's geflogen, werd' ich sagen; — das Heergespenst hat's herüber geschrieen, oder der Mauerkauz, der zur Nachtzeit sieht, hat's gebracht!"

„Bist doch ein kostbarer Kerl, Kunz!" rief Herr Wallberg, indem er ihm einen derben Schlag auf die Schulter gab, „bist wirklich ein ganz kostbarer Kerl!"

Konrad lächelte geschmeichelt: „Vielen Dank für die Anerkennung, geht aber dasselbe Lob auf euch zurück; denn: wie der Herr, so der Knecht, besagt das alte Sprichwort. Und vorab paßt es auf den Fall; denn so lang als euer Geschlecht hier auf dem Hof sitzt, geht die Reihe meiner Vorväter zurück; keinen anderen waren sie je hörig als nur den Wallbergen, und unser Stolz ist dies gewesen alle Zeit."

Herr Arnulf schüttelte dem Alten die Hand: „Ja, ja, wir haben immer treu zusammen gehalten und wollen's hoffentlich auch in Zukunft also halten!"

„Bis zum letzten Blutstropfen!" —

Vom Rathausturm klang die kleine Glocke in die mittägige Winterluft hinaus: „Bim, bim! — bim, bim!"

Der Schnee knirschte unter den gemessenen Fußtritten der von allen Seiten herbeischreitenden Männer, und die Sonne blitzte hell und spiegelte sich in den bunten Glasfeldern der Domfensterrose, daß es den Zusammenströmenden die Augen blendete, recht als wolle sie sich lustig machen über die, so um ihretwillen den endlos langen und unerquicklichen Streit führten.

Herr Arnulf Wallberg war der letzte, der in den Saal trat. Wie ein Sieger, der in seiner Sache Recht behalten, stieg er zu seinem Sitz empor: „Ich hab' euch eine Mitteilung zu machen, liebwerte Freunde!" sagte er ernst und kühl, indeß es verächtlich um seine Mundwinkel zuckte. „Die Ritter wollen abziehen!"

Mit offenem Munde starrten seine Zuhörer ihn an. Dann ging es wie Sturm durch den Saal: „Sie wollen heim! Es hat ihnen zu lange gedauert! Wir sind sie los! Sind ihre Eisenköpfe doch weich geworden!" Aber plötzlich schrie einer mitten aus der Versammlung heraus: „Woher wißt ihr's, Burgmeister?"

Herr Wallberg zog die Augenbrauen zusammen: „Genug, daß ich's weiß, und daß die Kunde sicher ist; — woher sie kommt, mag euch gleichgiltig sein!"

Ein leises Murmeln antwortete ihm; ein eigentliches Murren war's nicht, aber doch ein Zeichen beginnender Unzufriedenheit. Nur der vorhin gefragt, hob wieder laut die Stimme: „Warum soll **uns** der Quell, daraus **ihr** schöpfet, verborgen bleiben?"

Der Burgmeister preßte die Faust auf den Tisch: „Es ist manches gut zu wissen für den einen und kann's der andere doch nicht vertragen."

Da schob sich der mit der Lederkappe und der Hahnenfeder dran, der schon vor Wochen das große Wort geführt hatte, ganz nahe zu Herrn Wallbergs Stuhl, „Meinet ihr einen besseren Magen zu haben als wir, weil ihr auf dem Burgmeistersessel sitzet und wir herunten stehen?"

Herr Wallberg war aufgesprungen: „Zum mindesten gehört ein guter Magen dazu, euch und euere Gedanken und Meinungen und Ansichten anzuhören und auszuhalten!"

„Das Wort wird euch gereuen!" drohte der andere, und wieder lief ein Gemurmel durch den Saal, und es war diesmal schon lauter und kecker; ja es klangen sogar einzelne Worte: „Ueberhebung!", „Stolz!", „Hochmut!" vernehmlich hindurch.

Aber Herr Wallberg war nicht der Mann, sich solches bieten zu lassen. Nur mit dem Zeigefinger klopfte er auf den Tisch, während der stählerne Blick seines Auges in der Runde flog. Da wagte keiner mehr zu murren, da schwiegen sie alle still und beugten sich seiner Uebermacht.

„Wer hat eine Klage?" klang jetzt seine Stimme hart wie Eisen über die Köpfe seiner Widersacher hin. Aber es kam keine Antwort. „So wollen wir denn geduldig die wenigen Tage, die uns noch von Weihnachten trennen, abwarten und zufrieden sein, daß wir mit so geringem Schaden aus der Gefahr hervorgegangen und uns des anbrechenden Jahres mit fröhlichem Herzen erfreuen können."

Jetzt klangen Ausrufe der Zustimmung aus der Bürgerschaft heraus; nur der mit der Lederkappe drängte noch einmal gegen die Schranke vor: „Und mit dem Ellarer Junker, was soll's mit dem?"

„Der bleibt da, bis das Lösegeld kommt!" entgegnete Herr Wallberg.

Aber der andere war des nicht zufrieden: „Solange der Junker Rupert in unsern Mauern atmet, wird kein Fried' werden!" schrie er mit großem Nachdruck.

„So wollet ihr ihn laufen lassen?" fragte der Burgmeister erstaunt.

„Laufen lassen? Nein, natürlich nicht; aber atmen lassen auch nicht!" Er beschrieb mit der Hand einen Strich um den Hals. „Schwupp! Herunter mit dem ärgerlichen Schädel!"

„Aber wir können doch nicht ohne Grund", — wollte Wallberg einwerfen.

Aber die andern ließen ihn nicht ausreden: „Sollen wir vielleicht ihn oder die Seinen noch um einen Grund bitten! Ist die ganze, jahrelange Streiterei noch nicht Grund genug, die ganze verfluchte Sippschaft um einen Kopf kürzer zu machen! Herunter mit dem Herrenschopf! Wenn uns schon kein Nutzen aus ihm erwachsen soll, wollen wir wenigstens unsern Schaden an ihm büßen. Hei! das soll eine lustige Henkersmahlzeit geben, und es sollen die Herren Ritter in den Blutrosen ihres eigenen Geschlechtes, die wir ihnen ausrichten, ihre Wappenschilde reinwaschen von dem Schimpf, den sie sich selber angethan und unserer Domrose."

Herr Arnulf wollte schwichtigen: „Ihr werdet doch nicht" —.

Aber da war nichts mehr zu wollen; der ganze jahrelang aufgespeicherte Haß, der sich in Herz und Hirn der gesamten Bürgerschaft festgesetzt, war lebendig geworden, von dem einen Wort, das gezündet hatte wie der Blitz, der in die vollgepfropfte Strohscheuer fällt.

Und nun wogte und wallte alles durcheinander: „Wenn die Ritter fort sind, soll sein Blut fließen!" — „Respekt sollen die Junker vor uns bekommen und die Nachbarschaft ein abschreckend' Beispiel!" — „Der Nachrichter will auch leben!" — „Für so fürnehmen Malefikanten hat unser Armsünderglöcklein noch nicht gebimbelt!" — „Die Raben sollen einmal ein Herrenfressen haben!"

Herr Wallberg hob noch einmal seine Stimme, aber er drang nur schwer durch den tosenden Aufruhr: „Wenn dies euer ausgesprochener Wille ist, so möget ihr es auch verantworten! — Ich nehm's nicht auf mich. In der Stunde aber, da ihr euern Willen gegen den meinen setzet, — da möget ihr euch auch einen andern Burgmeister küren; ich hab' das Amt satt!"

Betreten sah der eine den andern an; nur der mit der Lederkappe zuckte geringschätzig die Achseln: „Das möget ihr halten, wie ihr wollt; den Gefangenen aber liefert ihr uns aus und zwar besser sogleich!"

Herr Wallbergs Augen blitzten wie stechende Schwerter: „Das werd' ich nicht thun! In meinem Hof hab' ich ihn auf seinen Eid hin geherbergt, und es hat niemand von euch etwas dagegen einzuwenden gehabt. Auf meinem Hof werd' ich ihn behalten bis zum Ende so oder so."

Diese mit großem Nachdruck gesprochenen Worte thaten ihre Wirkung. Ein zustimmend' Murmeln ging durch den Saal. „Behaltet ihn, aber bürget mit eurem Blut und Leben dafür, daß er nicht entkommt!"

Da schlug Herr Wallberg mit dem Knauf seines Schwertes auf den Tisch, daß es vom Gebälk widerdröhnte: „Ich bürge!" —

Als Herr Arnulf seinen Hof betrat, lag es auf seiner Stirn wie ein ausbrechend' Gewitter. Blau waren die Adern an seinen Schläfen angelaufen, und die Hand, mit der er die güldene Burgmeisterkette abriß und zusammt dem dranhängenden Stadtsigill auf den Tisch warf, zitterte im Zorn.

„Das also ist das Ende und der Dank für meine vieljährige Mühe!" lachte er gellend, dann schwang er eine auf dem Tisch stehende Schelle und rief nach seiner Tochter.

Die kam, ganz erschrocken ob dem fremden Ausdruck seiner Augen.

„Setz' dich in den Lehnstuhl," sagte er mit heiserer Stimme, „ich hab' dir was zu erzählen;" er selber aber durchmaß mit großen Schritten den Raum von der Thüre zum Fenster und wieder zurück. Dann erst begann er zu sprechen und verschwieg nichts.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Khn. **Altes Denkmal.** Wenn man von Waldernbach (Oberlahnkreis) seinen Weg nach dem 4 km entfernten Lahr lenkt, gewahrt man mitten im Walde, fast dicht an der Straße ein einfaches steinernes Kreuz, an dem schon mancher Wanderer achtlos vorübergegangen ist. Es stammt aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges und giebt uns Kunde von dem gewaltsamen Tode eines Waldernbacher Bürgers. Die Inschrift lautet: „Jesus Maria Joseph. Im Jahre 1759 den 28. Man ist der ehrsamme Wilhelm fenl von Waldermbach seines alters 55 Jahr unter frantzösischer Marquetenters händen auf diessem platz todes verfallen golt verleyhe dermahlen allen abgestorbenen die Ewige Ruhe. Dieß Kreutz lest die witwe anna Maria und ihre brey kinder auf stellen und wollen einen jeden frommen christen erinner zu einem an dächtigen gebät vor seine seel. gott behith euch lieben christen all vor diesem todes fall."

F. G.-A. **Witterungsverhältnisse im Taunus.** Von einem gelegentlichen Mitarbeiter wurde dem Frankfurter Generalanzeiger eine interessante Statistik übersandt, welche sich mit den Witterungsverhältnissen im Taunus beschäftigt. Die meteorologischen Beobachtungen am Großen Feldberg in den letzten 10 Jahren 1892—1901 ergeben, tabellarisch zusammengestellt, ein sehr fesselades Bild. Wir lassen die Statistik folgen; sie ist in Oberreifenberg aufgenommen und bedarf keines speziellen Kommentars

Jahre	Tage mit Frost	Schnee	Regen	Nebel	Niederschläge mm	Gewitter	Sturm
1892	118	53	96	107	525	23	13
1893	94	38	92	79	584	19	5
1894	75	30	128	127	719	32	7
1895	82	51	186	145	676	19	3
1896	100	59	123	177	778	23	8
1897	90	50	138	118	872	33	18
1898	64	44	114	214	752	25	5
1899	90	37	128	165	553	41	10
1900	105	53	137	198	650	44	4
1901	117	54	96	168	676	49	8
Im ganzen	985	469	1188	1498	6785	308	81
durchschnittlich	94	47	119	150	679	31	8

Jahr	Letzter Frost	Letzter Schnee	Erster Frost	Erster Schnee	Erstes Gewitter	Letztes Gewitter
1892	18. April	30. Mai	12. Okt.	20. Okt.	27. März	1. Okt.
1893	19. März	19. März	24. Sept.	14. Okt	21. Jan.	21. Sept.
1894	27. Mai	29. Mai	16. Dez.	29 Sept.	13. März	25. Sept.
1895	19. Mai	19. Mai	10. Okt.	23. Okt.	31. Mai	14. Sept.
1896	26. Mai	25 April	27. Dez.	5. Novbr.	23. März	21. Sept.
1897	14. Mai	14. Mai	11. Okt.	11. Okt.	19. März	29. Nvbr.
1898	13. April	15. Mai	2. Sept.	8. Dez.	20. April	5. Sept.
1899	24. April	4. Mai	5. Okt.	24. Sept.	14 April	28. Okt.
1900	20. Mai	19. Mai	4. Okt.	3. Okt.	9. April	26. Okt.
1901	19. Mai	27. April	19. Sept.	14. Nvbr.	27. Jan	6. Okt.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Den Bericht über die Festspiele haben unsere geehrten Leser in einem besonderen Aufsatze gefunden.

Herr von Hülsen bleibt in Wiesbaden. Das ist die erfreuliche Nachricht, die der Kaiser bei seinem Abschiede dem Oberbürgermeister der Stadt mitteilte. „Allen Gerüchten zum Trotz" bemerkte Se. Majestät. Wir haben nie daran geglaubt, daß H. von Hülsen seine hiesige Stellung, die ihm ein unabhängiges künstlerisches Walten gestattet und ein dankbares Publikum aus aller Welt zuführt, mit jener, in der sein hochsinniger Vater so manche Hemmnisse und Undankbarkeit seitens der Berliner erfuhr, freiwillig vertauschen, oder daß ihm von seinem kaiserlichen Freunde hierin irgend welcher Zwang auferlegt werden würde.

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** Segantini! Eine besonders weihevolle Stimmung umfängt uns, wenn wir im Zeichen dieses Namens den Kunstsalon Banger betreten. An der linken Längswand das berühmte „Zwei Mütter", daneben eine Hirtenszene, weiterhin die „Rückkehr in den Stall" —; wir stehen im Bann eines Großen der Kunst. Der erste Eindruck ist ein überwältigender. Man fühlt sich dieser trotzigen, ringenden Künstlernatur sogleich vertraut. Segantini fordert aber auch mit einer ungestümen Leidenschaftlichkeit, daß man ihn verstehe. Bei näherem Zusehen finden wir in der hiesigen Ausstellung manche Lücken, die uns das Verständnis der künstlerischen Entwicklung des Meisters manchmal erschweren. Aber das will nicht viel besagen; sprechen doch die einzelnen Werke eine so große und beredte Sprache, daß man alles Fehlende und Vorhandene neben ihnen vergißt. „Ich denke niemals daran, die anderen zu übertrumpfen, sondern nur, mich selbst zu übertreffen", sagte der Meister einmal. Dieser Satz ist auch wirklich sein Leitmotiv. Seine Technik giebt uns Rätsel auf. Von der frühen Manier des weichen, duftigen, meist dünnen Farbenauftrags geht er plötzlich zum schärfsten Impressionismus über; während er dem Pleinairismus gegenüber seine Neigung zum Helldunkel bewahrt. So sehen wir ihn auf rein technischem Gebiete einem Umschwung unterworfen, dem zweifellos auch eine tiefe psychische Wandlung in des Künstlers Wesen parallel lief. (Einen analogen Vorgang bietet uns die Kunstgeschichte in dem niederländischen Meister Barthel Bruyn.) Von der Besprechung der einzelnen Gemälde der umfangreichen Serie müssen wir hier absehen. Wir wenden uns zu der gegenüberliegenden Längswand, von der uns Christiansens Dekorationskunst entgegenleuchtet. Merkwürdig, daß die ganze Darmstädter Gruppe nicht über das Dekorative hinauskommt! Hier ist der sonst so wünschenswerte Anschluß der Malerei an die Architektur bis zu knechtischer Unterwerfung übertrieben worden. So wirken auch Christiansens Landschaften wie sein „Porträt" nur als stilvolle Gelegenheitsdichtungen. Besondere Anerkennung verdient eine Landschaft von Buttersack; hier zeigt sich ein Maßhalten der künstlerischen Mittel, das wir in seinen früheren Arbeiten oft vermißten. Weniger günstig ist diesmal Ubbelohde vertreten; obwohl seine „Hessische Landschaft" neben einer gewissen Trockenheit doch auch viel fein Beobachtetes bietet. Völcker ist für die „landschaftlichen Kollegen" ein gefährlicher Nachbar. Neben seinem „Hochwasser" sieht alles andere matt und stumpf aus. Das macht die wunderbare Leuchtkraft, die er seinen Farben zu geben weiß. Das Bild sagt — im Gegensatz zu Christiansens Produktionen — wie Wirkungen erzielt werden sollen. Von Interesse sind auch verschiedene Zeichnungen und Radierungen von Greiner; doch scheint die Freude am Akt eine so überwiegende zu sein, daß es manchmal auf Kosten des seelischen Ausdrucks geht; die eigentlichen Aktstudien, wie Nr. 40 u. 48, sind daher das Vollendetste.

Im Nassauischen Kunstverein ist ebenfalls ein Segantini: „Hirtenbild", ein frühes Werk des Meisters ausgestellt Es bietet alle Vorzüge des ersten Stiles des Künstlers, den weichen, flockigen an Millet erinnernden Ton, die dünne Farbengebung, die träumerische Verklärung der einfachen Scene. Von Bauer ist eine „Rubenskopie" und „Kleopatra" ausgestellt. Letztere weist erfreuliche Fortschritte gegen frühere Arbeiten auf.

* **Burg Ehrenstein.** Eine Sage vom Niederwald, von Eduard Loof. 156 S. Dresden, E. Pierson. — Warum der Dichter die Burg Ehrenstein und nicht Ehrenfels genannt hat, ist uns nicht recht verständlich. In die Sage ist jene vom „blinden Schütz von Fürsteneck" geschickt verflochten und den Zwecken der Dichtung dienstbar gemacht. Die letztere spielt zur Zeit der Kämpfe der Ritter von Geist und Schwert; die gewaltige Heldengestalt Franz von Sickingens schaut gebietend herein. Der junge Poet hat entschieden große Begabung. Seine Verse, meist trochäische Vierfüßler, fließen leicht und glatt dahin, die Reime sind ungezwungen und wohllautend, die Verve der Diktion ist überall bemerkbar; auch die Naturmalerei und Stimmungsschilderung ist frisch und gefühlswarm. Freunde von Rheinsang und Ritterherrlichkeit verfehlen wir nicht, auf dieses Produkt edler Empfindung hinzuweisen.

* **Lenau als Naturdichter.** Litterarhistorische Abhandlung von Theodor Gesky. 58 S. Leipzig, O. Gracklauer. — Im August ist der 100. Geburtstag des unglück-

lichen tiefsinnigen und tiefsinnigen österreichischen Dichters, dessen schwermütige Weisen oft die Saiten unseres Herzens klagend haben erklingen lassen. Unser Mitarbeiter, selbst ein poetisches Gemüt, hat in dem vorliegenden Werkchen, in dem er Lenau von dessen hervorstechendster Seite würdigt, jedem Freunde deutscher Dichtung eine wertvolle Gabe geboten. Mit tiefem Verständnis führt er uns an den herrlichsten Naturliedern Lenaus vorüber, läßt uns psychologische Blicke in deren Inneres thun, ohne die Gedichte zu zerpflücken und festigt und hebt die Bedeutung des Gefeierten durch stete Hinweise und Vergleiche auf Verwandtes in Gestalten und Erzeugnissen der Weltlitteratur. Den deutschen Lehrern und der deutschen Jugend namentlich sei das Büchlein empfohlen.

König Oskar von Schweden und Norwegen, gegenwärtig in Ems zur Kur, weilte bei Gelegenheit seines Besuchs des Kaisers kurze Zeit in Wiesbaden. Se. Majestät besuchte das Rathaus und besichtigte die dortigen Fürstenbilder, darunter besonders das seines Schwiegervaters, des Herzogs Wilhelm von Nassau, trug sich auch in das „Goldene Buch“ ein. Dann ließ sich der König die neue Höhere Mädchenschule zeigen, wohnte einer Zeichen- und einer Turnstunde bei und ließ Stadt und Bürgerschaft von ihm und im Namen seiner Gemahlin, unserer Prinzessin Sophie, freundlichst grüßen.

Die prinzlich hessischen Herrschaften haben nunmehr Schloß Friedrichshof bei Kronberg bezogen.

Die elektrische Straßenbahn Ehrenbreitstein-Niederlahnstein ist am 18. Mai eröffnet worden.

Nassauischer Geschichtskalender.

3. Juni.

1231. Graf Heinrich der Reiche von Nassau schenkt die Kirche in Herborn dem Deutschen Orden. Er trug sie von dem Landgrafen von Thüringen zu Afterlehn, der sie wiederum vom Reiche zu Lehn empfing. Der Kaiser und der Landgraf mußten darum in die Schenkung willigen. Dieser doppelte Lehnsnexus scheint auf ein hohes Alter der Kirche hinzudeuten.

1796. Der linke Flügel der Sambre- und Maasarmee unter General Kleber rückt von der Sieg aus über den Westerwald und leitet durch Vorpostengefechte das Treffen von Altenkirchen (am 4. VI.) ein. (Französische Revolutionskriege.)

8. Juni.

1604. Graf Ludwig zu Nassau-Saarbrücken gewährt einer Anzahl reformierter lothringischer Emigranten Niederlassung, Religionsausübung und Steuerfreiheit auf sechs Jahre. Sie nennen ihre neue Siedelung Ludwigsweiler, abgekürzt Ludweiler.

1795. Zu Dillenburg stirbt Katharine Helene Doerrien. Sie war eines Predigers im Hildesheimischen Tochter und kam mit dem großen Diplomatiker Anton Ulrich von Erath nach Nassau. Sie hat viel über weibliche Erziehung in deutscher und französischer Sprache geschrieben. Ihre Beschreibung der im Nassau-Oranischen wild wachsenden Pflanzen ist für die nassauische Naturgeschichte heute noch von großem Werte.

13. Juni.

1613. Jakob Christmann, Professor der hebräischen Sprache und seit 1592 der aristotelischen Philosophie in Heidelberg, stirbt. Er war 1554 zu Johannisberg im Rheingau geboren. Seine Schriften über die jüdische Zeitrechnung und das Kalenderwesen sind nicht ohne Wert.

1664. Graf Johann Ernst zu Nassau-Weilburg wird geboren. Er stand als Feldmarschall im Reichs- und kaiserlichen, dann eine Zeitlang als Großhofmeister in kurpfälzischem Dienste. Als Erneuerer und Erweiterer Weilburgs ist er bekannt. Er starb am 27. Februar 1719 zu Heidelberg. Im Weilburger Schloßgarten steht sein Denkmal.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an den erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. E. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß jedem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

Dr. W. E. in M. Der Ausdruck „Pisang“, den Sie auf dem Westerwalde gehört haben, stammt aus der Franzosenzeit. Der oranische Westerwald gehörte bekanntlich 1806—1813 zum Großherzogtum Berg, das bis 1808 Joachim Napoleon (Murat) und seitdem Napoleon selbst regierte. Pisang kommt von paysan (Bauer). So nannten die „gebildeten“ Franzosen die „ungehobelten“ Westerwälder. „Stoffel“ und „Staches“ (von Christoph und Eustachius) bedeutet im Volksmunde Aehnliches.

E. B. in N. Besten Dank. Wird verwertet.

Redaktionsschluß: 23. Mai.



№ 12. Wiesbaden, den 16. Juni 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Heimatsehnen.

Schon ist es Nacht, — schon hüllt ein tiefes Dunkel
Die Erde ein, und längst die Sonne schied.
Rings tiefe Stille — drüber Sterngefunkel —;
Verstummt ist auch der Nachtigallen Lied.

Nun ruht die Welt, und alle Wünsche schweigen,
Die Leidenschaft, die oft mein Herz erregt,
Und aus dem Dunkel Traumgestalten steigen.
Ich fühle mich im Innersten bewegt.

Vor meinen Blicken liegt die Heimat wieder,
Und mich begrüßt der alten Freunde Schar,
Zum Ohre klingen frohe Jugendlieder
Aus ferner Zeit, da ich so glücklich war.

Die lieben Eltern küssen mich aufs neue,
Der Bruder auch, die Schwestern, Hand in Hand;
Euch allen schlägt mein Herz in alter Treue,
Und dir, auch dir, mein teures Heimatland!

Ferdinand von Ebhardt.

Frühlingsnacht.

Die Sonne ruht
So warm und mild
Noch auf der Flut;
Es spiegelt sich so rein
Und klar ihr Bild
Im stillen See. —
Ein scheues Reh
Sonnt sich im Abendschein. —

Die Sonne küßte
Der Nixe bleichen Mund;
Als ob sie wüßte,
Daß sie nun scheiden müßte,
Taucht sie zum Grund
Und hält im Arm
Ihr Liebchen treu und warm,
In heißer Qual zum letztenmal.

Es dämmert sacht. —
Doch nur verstohlen
Auf leisen Sohlen
Wagt sich herbei die Nacht.
Nun weit und breit
Waldeinsamkeit! —
— — — — —
— — — — —

Sanft schlummernd liegt
Der See im süßen Traum;
Die Zweige wiegt
Nur noch ein Lindenbaum.
Mit duft'gen Blüten
Hat er ihn leis' bedeckt,
Als wollt' er ihn behüten,
Daß nichts den Schläfer weckt! —

O ruh' in Frieden! Bald
Kommt auch zum dunkeln Wald
Der helle Mondenschein
Und weckt die Nachtigall
Aus ihren Träumerei'n,
Daß sie mit holdem Schall
In zauberhaftem Glanze
Die Elfen lockt zum Tanze.

Theodor Gesky.

Das nassauische Feldgericht.

1)

Von Dr. C. Spielmann.

Mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Reichsgesetzbuchs im Schlußjahre des vergangenen Jahrhunderts, am 1. Januar 1900, ist eine alte, unserem Nassauer Lande eigentümliche Rechtseinrichtung, ein Rest der ursprünglichen germanischen Gemeindeselbstverwaltung zum langsamen Hinsterben verurteilt worden. Alle Anstrengungen, die durch zwei Jahrtausende im allgemeinen und durch viele Jahrhunderte für Nassau im besonderen bewährte Institution unserem Ländchen zu erhalten, haben nichts geholfen. Dem Prinzip der Rechtseinheit im Reiche mußte das vortreffliche Partikularrecht geopfert werden. Nunmehr stehen wir am Grabe des nassauischen Feldgerichts und können ihm nur tief trauernd einen ehrenden Nachruf widmen.

Es ist schon angedeutet worden, daß die Feldgerichtsbehörde einer uralt germanischen rechtlich-administrativen Einrichtung entsprungen ist, derjenigen, die man vor zweitausend Jahren bereits unter dem Namen „Märker" kannte. Mark bedeutet Zeichen, — übertragen: gesetztes Zeichen, Grenze; merken heißt ursprünglich Zeichen setzen, begrenzen, — übertragen: achten, beachten. Die Feldmark war seit der Zeit, da die Verteilung Altgermaniens in Gaue und Hunderte stattfand, den Gaubewohnern etwas Heiliges; die Grenzsteine waren unseren Vorfahren nicht minder ehrwürdig als einst den Kanaanitern und Hebräern die Masseben, den Griechen die Hermen und den Römern die Miliensäulen. Daher die öftere feierliche Begehung der Grenze oder Mark — Grenzmark, wie späterer Pleonasmus sagte — durch Schultheiß, Schöffen und womöglich die ganze Gemeinde. Daher auch die schwere, mitunter grausame Strafe für den Verletzer oder Versetzer des Marksteines. Unter den Schöffen befanden sich die obenerwähnten „Märker", d. h. diejenigen, die auf die Wahrung der Integrität der Feldmark besonders acht haben mußten.

Die Gerichtsbarkeit, die streitige wie die freiwillige, wurde Jahrhunderte hindurch von dem Schöffengerichte der Freien auf ungebotenen Dingtagen an der allen bekannten Dingstätte ausgeübt. Als die erstere Art der Rechtshandlungen an die Landesherren überzugehen anfing, die sich meist aus den Gauvorstehern entwickelt hatten, da blieb die freiwillige Gerichtsbarkeit nach wie vor Sache der Freien. Die vielgenannten Femgerichte sind ursprünglich nichts anderes als — um den modern-nassauischen Namen vorauszunehmen — mittelalterliche Feldgerichte gewesen. Sie haben sich erst allmählich zu politischen Gerichten aus-, und nachdem sie ihre Rolle gespielt hatten, wieder zu Feldgerichten zurückgebildet.

Also mit der Beschränkung der Gemeinfreiheit blieb die Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit als Recht des Schöffenstuhls der landsässig, d. h. einem Herrn unterthan gewordenen Bevölkerung [1]. Wenn auch der Landesherr den Stadt- oder Dorfschultheißen einsetzte und ihm seinen Amtmann überordnete, so griff er doch kaum in die freiwillige Gerichtsbarkeit ein, ebensowenig wie er der Gemeinde das Recht absprach, die — allerdings von ihm zu bestätigenden — Schöffen selbst zu wählen. So trat Jahrhunderte lang keine Aenderung in der alten Einrichtung ein; sie trug sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Als man anfing, gerichtliche und geschichtliche Vorgänge im Gemeindeleben aufzuschreiben, als überhaupt das schriftliche Verfahren an die Stelle des alten mündlichen trat, da war eines der wichtigsten „Protokolle" das der feierlichen Gemarkungsbegehung.[2] Das älteste, das sich im Wiesbadener Stadtarchiv befindet, stammt aus dem Jahre 1515; schon aus ihm ist der Verlauf in seinen Einzelheiten ersichtlich. Ausführlicher noch schildern diesen die Protokolle der Folgezeit, und wir behalten uns vor, hier oder anderwärts noch näher auf den interessanten Vorgang zurückzukommen.

Der Umstand, daß zu der Zeit der Naturalwirtschaft und auch in der Uebergangsperiode von jener zur Geldwirtschaft, die sich teilweise bis ins 17. Jahrhundert erstreckte, die Handhabung der freiwilligen Gerichtsbarkeit eine verhältnismäßig leichte war, — da namentlich Verkäufe wenig vorkamen — bewirkte, daß man für diese letzteren Vorgänge keine besondere Behörde aus dem Schöffenstuhl ausschied. Anders wurde das nach dem Großen Kriege, wo durch die Vernichtung ganzer Teile oder gar der gesamten Einwohnerschaft der Gemarkung die Besitz- und Rechtsverhältnisse völlig verwirrt worden waren, und wo der Zuzug fremder Siedler den Rest der alten Bevölkerung auf die Behauptung seines wirklichen oder vermeintlichen Eigentums oder Besitztitels eifersüchtig machte. Man darf sich hierbei die Wiederherstellung der popularen und kulturellen Verhältnisse nicht zu schleunig denken. Die Stadt Wiesbaden hatte 1630, also vor den schweren Schicksalsschlägen des Großen Krieges, ca. 130 Bürger, d. i. etwa 700 Einwohner; 1730, also hundert Jahre später, ca. 300 Bürger, d. i. etwa 1700 Einwohner; 1750 ca. 500 Bürger, d. i. etwa 2200 Einwohner. Die Zunahme zwischen 1730 und 1750 betrug also

[1] Wir nehmen von jetzt ab auf nassauische Verhältnisse Bezug.

[2] Die Begehungen sollten alljährlich stattfinden; sie wurden aber oft mehrere Jahre hintereinander ausgesetzt.

500 Seelen, was nur durch ganz bedeutende Einwanderung von außen zu erklären ist. Und in der That ist in jener Zeit der größte Teil der heute als Alteingesessene („Virreder", Betteidsen) bezeichneten Familien zugezogen.[1])

Um diese Zeit hat sich auch in Wiesbaden die Sondereinrichtung des Feldgerichts aus dem Schöffenstuhle oder, wie dieser seit längerem hieß, dem Stadtgerichte, herausgebildet. Einesteils die Vermehrung der Bevölkerung an sich und die damit verbundene Häufung der Geschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, anderenteils die durch Zuzug der Fremden („Haargeloffenen") im besonderen notwendig erfolgenden Käufe und Verkäufe in liegenden Gütern verlangten eine eigene Behörde.

Da finden wir nun in den Akten des Wiesbadener Stadtarchivs das Gemarkungsbegängnis von 1721 von „Schultheißen (Ober- und Unterschultheißen), Schöpfen und Gemeinen Vorstehern sambt einer großen Anzahl der Bürgerschafft und Schuhl Knaben" ausgeführt. Als aber 1747 die Gemeinde Bierstadt ein solches Begängnis veranstaltete, wurden von Wiesbaden aus der Stadtschultheiß, vier Feldgeschworene[2]) und drei Gemeindevorsteher als Mitbegänger abgeordnet. Anno 1769 werden Schultheißen, Gerichtsverwandte (Schöffen) Feldgericht und Vorsteher genannt, und die Feldgerichtsmitglieder zugleich als Gerichtsverwandte, d. h. Schöffen bezeichnet. Damit ist der Beweis geliefert, daß zu Wiesbaden etwa um 1740 das Feldgericht sich aus dem Stadtgericht zu einer besonderen Behörde zur Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit herausgebildet hat. Die Sache hat sich gewissermaßen intern und unter stillschweigender Einwilligung des Landesherrn, des Fürsten Karl von Nassau-Usingen, entwickelt.[3])

Die förmliche Organisation der freiwilligen Gerichtsbarkeit in Nassau-Usingen erfolgte durch die „Kontrakten- und Konfirmationsordnung" des Fürsten Karl vom 21. März 1774. Diese Ordnung umfaßte vier Abschnitte: 1) Von Kauf- und Tauschkontrakten, 2) von Pfandverschreibungen und gerichtlichen Obligationen, 3) von Güterübergaben der Eltern an ihre Kinder wie auch contractibus vitalitiis und Schenkungen unter den Lebendigen, 4) von den Konfirmations-, Expeditions- und Gerichtsgebühren. Es wurde für jeden Ort die Anlegung eines Kontraktenprotokolls und eines neuen Hypothekenbuchs verfügt; letzteres sowie auch die Kaufbriefe und Obligationen sollten nach einem bestimmten Schema geführt, bezw. ausgestellt werden. Der Geschäftsgang wurde genau geregelt und vereinfacht. Bei allen Auflassungen mußten Ehemann und Ehefrau erscheinen, und beide mußten unterschreiben. Die Rechtsgeschäfte versahen fortab herrschaftliche Beamte und zwar im Oberamte Wiesbaden der Oberamtsassessor oder -sekretär, im Oberamte Idstein der Landoberschultheiß, im Amte Usingen der Stadtsekretär, in den Aemtern Wehen und Burgschwalbach der Amtmann. Den Stadtgerichten zu Wiesbaden und Idstein blieb jedoch die Expedition und Konfirmation der Kaufbriefe und Obligationen wie bisher unter Beachtung der neuen Bestimmungen überlassen. Damit war den Ortsgerichten auf dem Lande die Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit vollständig untersagt.

Fürst Karl Wilhelm, Karls Sohn, bewahrte der Stadt Wiesbaden, dem Sitze seiner Regierung, besonderes Wohlwollen. Bald nach seinem Regierungsantritte, 1775, erteilte er dem Stadtgerichte zu Wiesbaden die Berechtigung, den Titel „Stadtrat" zu führen und den Mitgliedern, sich „Ratsfreunde" zu nennen. Neben dem Stadtrate tritt seitdem das Feldgericht als besonders organisierte, aus Ratsfreunden und zugezogenen Bürgern bestehende Behörde auf.[4])

Nach einem Menschenalter gestalteten sich die politischen Verhältnisse in Nassau gänzlich um. Die beiden Gebiete von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, jedes durch Säkularisation und Mediatisation bedeutend vergrößert, wurden zu einem gemeinsam regierten Herzogtum Nassau vereinigt, 1806. Die Folgezeit veränderte den Besitzstand mannigfach; erst 1816 war der Territorialumfang endgiltig festgelegt. Dieses Jahr bedeutet demnach das Hauptjahr der Reformen für die innere Organisation des neuen Staates.

Am 1. und 5. Juni 1816 erschienen die Edikte über die Amts-, sowie die Gemeinde- und Ortsverwaltung im Herzogtume Nassau, die mit einem Schlage alle bisherigen Zustände veränderten. Die Gemeinden verloren ihre bisher behauptete Selbstgerichtsbarkeit, die an den herzoglichen Amtmann überging, und ihre Selbstverwaltung wurde unter schärfere Staatskontrolle gestellt. Das Stadtgericht ging ein; an seine Stelle trat der von der Regierung ernannte herzogliche Schultheiß, unter dessen Aufsicht von der Bürgerschaft die vom Amte zu bestätigenden Gemeindevorsteher als beratende Verwaltungsbehörde gewählt wurden. Neben den Gemeindevorstehern wurde die Einrichtung des Feldgerichts beibehalten, über welches der § 8 des Edikts vom 5. Juni folgendes bestimmte:

„Ein Feldgericht, das aus dem Schultheiß und Gerichtsschöffen besteht, welche in den Städten und größeren Ortschaften das Prädikat: Stadt- oder Gemeinderat und Ratsherrn annehmen. Nach der Größe der Bevölkerung und Gemarkung sollen in jeder Gemeinde 2 bis 8 angestellt werden; ihre Anstellung ist lebenslänglich; im Erledigungsfalle schlägt die Gemeinde, in den Städten jedoch der Stadtvorstand unter der Leitung des Schultheißen durch Stimmenmehrheit drei aus der vermögenden Klasse ihrer Mitbürger vor, aus welchen das Amt einen zum Feldgerichtsschöffen, oder die Landesre-

[1]) Ungefähr das Nämliche kann — auch im folgenden — für Idstein gelten.

[2]) Die Bezeichnung „Feldgeschworene" kommt schon früher vor, wird aber nicht auf besondere selbständige Beamte des Gerichts, bezw. der Verwaltung angewandt.

[3]) Auf dem Lande war die Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit von alters her Sache des Schöffenstuhls und diesem verblieben.

[4]) Die „Kontraktenverordnung" galt, wohlgemerkt, nur für Nassau-Usingen; in Nassau-Weilburg bestanden die alten Verhältnisse (s. vorige Fußnote) fort.

gierung zum Ratsherrn ernennt und das Amt ihn verpflichtet, oder wenn keiner hinreichend geeigenschaftet sein sollte, eine neue Wahl anordnen. Der Schultheiß dirigiert die Geschäfte des Feldgerichts; es führt die Aufsicht auf die Gemarkungsgrenzen, so wie auf die der Privatgüterstücke; es setzt die Grenzsteine, mißt die Güterstücke mit der Rute, da, wo es auf besondere Genauigkeit nicht ankommt, führt die Hypotheken-, Stock- und Lagerbücher[1]) unter seiner solidarischen Verantwortlichkeit, verschafft sich genau Kenntnis von der Qualität aller Güter im Gemeindebezirk und ist, wenn nicht die Interessenten durch wechselweise Uebereinkunft andere Taxatoren wählen, die Behörde zur Schätzung sowohl der Güter, als anderer zur Landwirtschaft gehörigen Gegenstände, z. B. Vieh, Früchte, Feldschaden, Ackergerätschaften u. a., und es führt die Mitaufsicht auf Emporbringung der Landeskultur und Viehzucht. Als Belohnung für diese Geschäfte erhalten der Stadtrat oder das Feldgericht die in der Instruktion zu bestimmenden Gebühren".

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Lagerbücher gab es schon früh; das älteste erhaltene der Stadt Wiesbaden im Stadtarchiv ist aus dem Jahre 1640.

Schloß Walsberg und seine Besitzer III.

2) Von J. Benner. (Schluß.)

Zum Andenken an diesen Fürstbischof Wilderich stiftet sein Bruder Emmerich Friedrich, Reichshofrat in Wien, 1685 der dasigen Stephans-Domkirche noch 4000 Fl., während er 1683 mit seinem Bruder Johann Philipp für Anniversarien auf den 4. September, den Todestag des Fürstbischofs, für dessen Seelenruhe 2000 Fl. gestiftet hatte. — An kirchlichen und gemeinnützigen Stiftungen wurde von den Walderdorffs überhaupt sehr viel geleistet. An dieser Stelle sei nur noch erwähnt, daß 1686 Wilhelm Reinhard dem Franziskanerkloster zu Limburg zum Bau des Kirchturms 400 Reichsthaler vermachte, und 1712 erhielt dasselbe Kloster von der Familie von Walderdorff eine Meßstiftung von 2500 Fl., welches Kapital später der nassauischen Domäne zugeflossen sein wird.

Der unter den 16 Kindern des Johann Peter von Walderdorff erwähnte Johann Philipp, geboren 28. März 1620, wurde Domdechant zu Trier und Dompropst zu Speier und starb 1689. Er stiftete der Domkirche zu Trier den prachtvollen goldenen und mit Edelsteinen besetzten Kelch, dessen Anschaffungskosten sich auf 1600 Reichsthaler beliefen. Sein Bruder Georg Friedrich, der Ordnung nach der sechste Sohn Johann Peters, geb. am 18. September 1618, wurde in der ersten Ehe mit Johanna Elisabeth Frey von Dern der Vater von Karl Lothar, welcher sich mit Anna Katharina Elisabeth von Kesselstadt vermählte und kurtrierischer Geheimrat wurde. Er starb im Jahre 1722.

Im Jahre 1664 erlosch die Linie Isenburg-Grenzau. Dieselbe hatte ein Lehen des Bistums Fulda innegehabt, welches nunmehr der Familie Walderdorff zustand. Die Grafen von Wied bestritten jedoch diese Berechtigung und machten selbst Anspruch darauf. Der Streit wurde durch einen Vergleich beendet, in welchem den Grafen von Wied und den Freiherren von Walderdorff das Schloß und der Flecken Isenburg und das Kirchspiel Maischeid als gemeinschaftlicher Besitz zugesprochen wurde; für den Fall des Abgangs des Mannesstammes in der einen Familie fiel die Nachfolge dem Mannesstamme der anderen Familie zu. Von diesem Vorbehalt wäre, wie wir weiter unten sehen werden, beinahe Gebrauch gemacht worden; denn trotz des reichen Kindersegens der Familie von Walderdorff war diese dem Aussterben nahe.

Der vorhin erwähnte Karl Lothar hinterließ dreizehn Kinder, von welchen Philipp Wilhelm Fürstabt zu Fulda und Johann Philipp Kurfürst zu Trier wurde. Ersterer, Ordensmann und daselbst Adalbert genannt, war geboren am 29. August 1697 und besaß, ehe noch die Abtei Fulda zum Bistum erhoben worden, die davon abhängige Propstei Blankenau. Auf Ableben des Fürstbischofs Amandus von Buseck wurde er am 17. Januar an dessen Stelle zum Fürstbischof gewählt und am 19. Juni 1757 in der Domkirche in Fulda geweiht. Vielfach beunruhigt durch die Wechselfälle des Siebenjährigen Krieges ist er am 17. September 1759 in Fulda verstorben. Ueber Johann Philipp, welcher als zweitletzter Kurfürst von Trier der Landesherr eines großen Teiles des späteren Herzogtums Nassau war, bringen wir einen besonderen Aufsatz. Der Sohn Lothar Wilhelm folgte dem Karl Lothar als Stammherr. Er wurde kurmainzischer Geheimrat und Obrist von der Leibgarde und war vermählt mit Anna Philippine, Gräfin von Stadion, aus welcher Ehe sechs Kinder entsprossen. Von letztern hatten sich drei Söhne dem geistlichen Stande gewidmet, während der vierte, Karl Anton, den Stamm fortsetzen sollte. Dieser k. k. Kämmerer, Amtmann zu Montabaur, Erbkämmerer des Hochstifts Fulda, starb jedoch plötzlich, und somit wäre die Familie im Mannesstamme ausgestorben, da außer den vier Söhnen nur noch zwei Töchter vorhanden waren. Auf das Drängen der Verwandten und Freunde der Familie und nach jahrelangen Verhandlungen mit Rom trat der Bruder Franz Philipp, welcher bereits Subdiakon war, aus dem geistlichen Stande aus und vermählte sich am 15. Oktober 1793 mit Mauritia von Freyberg. Den damaligen Verhältnissen entsprechend, befand sich Franz Philipp trotz der noch nicht vollständigen geistlichen Weihen in den Stellen als Domherr zu Mainz und Trier, als Propst zu Limburg und Kanonikus zu Mainz. Wie schon angedeutet, dauerten die Verhandlungen mit Rom wegen Dispens zum Eintritt Franz Philipps in den Ehestand mehrere Jahre. Wenngleich die Subdiakonsweihe prinzipiell noch kein Hindernis ist,

aus dem geistlichen Stande auszutreten, so wurde die Genehmigung doch nur ungern und nur in Anbetracht besonderer Umstände erteilt. Dabei wurde in Betracht gezogen, daß es sich einmal um die Erhaltung des verdienstvollen Geschlechtes von Walderdorff handelte, und dann daß beim Aussterben dieser Familie die mit Wied gemeinschaftliche Herrschaft Isenburg-Maischeid an das evangelische Haus Wied gekommen wäre, was viele Streitigkeiten verursacht hätte wegen der Patronatsberechtigung u. a. — Es muß hier hervorgehoben werden, daß Franz Philipp nicht aus freiem Willen den Schritt that. Lange Zeit schwankte er in seinem Entschlusse, und es ist fraglich, ob es so weit gekommen wäre, wenn nicht ein Ereignis den Schwankenden plötzlich vor eine Alternative gestellt hätte. Um diese Zeit starb nämlich ein Onkel Franz Philipps, ein Graf von Kesselstadt, welcher Domkapitular in Trier war. Diesem im Amte zu folgen, war Franz Philipp berechtigt, allein dazu war das Diakonat, die höhere geistliche Weihe, nötig, nach deren Vollzug es kein Entrinnen aus dem geistlichen Stande gab. Es mußte also ein plötzlicher Entschluß gefaßt werden, welcher zu Gunsten der Familie ausfiel. Ebenfalls muß hervorgehoben werden, daß in Rom die Verhandlungen mit großer Gewissenhaftigkeit von einer der vornehmsten Kongregationen der Kardinäle geführt wurden. Die Genehmigung erteilte Papst Pius VI. unterm 13. Februar 1792. Während der Verhandlungen wurde von den Anwälten der Familie von Walderdorff auch die Frage aufgeworfen, ob Franz Philipp nicht resignieren könne ohne die päpstliche Genehmigung, da Franz Philipp zum Kanonikus zu Mainz gewählt worden war, zu einer Zeit, als kein Papst regierte. Die Berufung auf den Emser Kongreß wurde aber als nicht stichhaltig bezeichnet, weil dessen Beschlüsse weder von Rom noch von der Reichsregierung anerkannt worden waren.

Man kann es begreifen, daß die Familie ihren Stamm fortzusetzen wünschte, wenn man die rührende Sorgfalt erfährt, welche die Mutter Franz Philipps, welche frühzeitig Witwe ward, in den damaligen schweren Zeiten entfaltete, um ihren Kindern eine gediegene, standesgemäße Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung geben zu lassen.

Mit bewunderungswürdigem Mute schlug sie sich durch und scheute nicht das Opfer der Demütigungen, um bei ihren Verwandten Anleihen zu entnehmen zum Unterhalte ihrer Söhne, während deren Studienzeit. Bei der Verleihung der Dompräbende in Trier an ihren Sohn Philipp Franz Nepomuk erfahren wir auch die Bedingungen für eine solche Anwartschaft, für die acht Ahnen adeliger Geburt auch mütterlicherseits gefordert wurden. Es waren dies für die Mutter des Präbendar, die Geschlechter Stadion, Sickingen, Ostein, Stromberg, Umstadt-Wambold, Meisch zu Brünn, Hoheneck und Eltz. Väterlicherseits werden folgende acht Ahnen aufgeführt: Walderdorff, Kesselstadt, Dehrn oder Dern, Greiffenklau, Orsbeck, Derfels, Metternich und Leyen. Es sind das die Namen der Frauen von den Geschlechtern Walderdorff und Stadion: also die Großmutter des Philipp Franz Nepomuk mütterlicherseits war eine geb. v. Sickingen, die Urgroßmutter eine geb. v. Ostein u. s. w., die Großmutter väterlicherseits eine geb. von Kesselstadt, die Urgroßmutter eine geb. v. Dern u. s. w.

Zum Verständnis damaliger Verhältnisse sei noch erwähnt, daß im Jahre 1730 bei einer Teilung das freiherrlich von Walderdorffsche Fideikommißsilber an zwei Juden in Frankfurt a. M., Nathan Moses Goldschmidt und Amschel Hertz, verkauft, das weiße die Mark für 10 Reichsthaler 25 Kreuzer, das vergoldete für 10 Reichsthaler 67½ Kreuzer. Es waren 316 Mark 11 Loth 2 Quint weißes Silber zu 3255 Reichsthaler 16 Kreuzern und 126 Mark 15 Loth 3½ Quint vergoldetes vorhanden, woraus 1365 Reichsthaler erlöst wurden.

Philipp Franz Nepomuk wurde Nachfolger seines Onkels, des Kurfürsten Johann Philipp, in der Propstei zu St. Paulin bei Trier und durch Wahl vom 30. Mai 1776 Domdechant und 24. April 1781 Dompropst in Trier. Als Domkapitular in Speier wurde er am 22. April 1797 von seinen Kollegen, die sich wegen der französischen Okkupation nach Bruchsal geflüchtet hatten, zum Fürstbischof von Speier und gefürsteten Propst zu Weißenburg erwählt. Er hob für den ganzen Umfang des Hochstifts die Leibeigenschaft auf, mußte aber vor dem Andrang der französischen Heere fliehen und blieb über zwei Jahre seinem Fürstensitze fern. Nachdem durch den Friedensvertrag von Lunéville der auf der linken Rheinseite belegene Teil des Hochstifts an Frankreich gekommen und im Jahre 1802 der übrige Teil an Baden gegeben war, lebte er in stiller Einsamkeit auf seinem Sommerschlößchen bei Waghäusel, welches ihm nebst der Hälfte des Residenzschlosses zu Bruchsal und einem Leibgeding von 42 000 Fl. von Baden zugesichert worden war, nur noch mit dem g e i s t l i c h e n Regiment seines Sprengels beschäftigt. Am 21. April 1810 starb er in Bruchsal und wurde in der Fürstengruft zu St. Peter daselbst beigesetzt. Dieser Kurfürst hatte in seinem Testament bestimmt, daß im Falle des Erlöschens des von walderdorffschen Mannesstammes die Gemeinden Isenburg, Maischeid und Molsberg sein Vermögen, das vorerst seinen Verwandten zufiel, jede Gemeinde zu $^1/_3$ erhalten sollten. Einstweilen sollten diese Gemeinden aber am Sterbetage des Testators aus dessen Nachlassenschaft 200 Fl. jährlich ausgezahlt und an den jeweiligen Aeltesten des Ortes verabreicht werden. Jede Gemeinde erhielt ferner jährlich 100 Fl. zur Verbesserung der Schule und zur Unterstützung armer Kinder. Ueber ersteren Punkt kam es oft zu Differenzen in den Gemeinden, weshalb die drei Gemeinden jede mit 15 000 Fl. abgefunden wurden. In dem Testament war noch bestimmt, daß, falls der betreffende Aelteste der Gemeinde sich eines Kriminalverbrechens schuldig gemacht habe, er von dem Genusse der 200 Fl. ausgeschlossen werden solle, während seine unschuldigen Angehörigen daran teilnehmen durften.

Friedrich Christoph, ebenfalls ein Sohn Lothar Wilhelms und Bruder des vorigen, wurde Domherr zu Würzburg, Bamberg und Eichstätt, Propst zu Wächterswinkel, Fürstlich Bambergischer Geheimrat und Hofkammerpräsident.

Kehren wir wieder zurück zu jenem aus dem geistlichen Stande ausgetretenen und zum Fortsetzen der Familie bestimmten Franz Philipp. Von ihm

berichtet noch Stramberg, daß er jener Domherr gewesen sei, der durch rasches Einschreiten die Absichten des Kurfürsten Friedrich Karl von Mainz um eine Koadjuturwahl und alle diplomatischen Künste des preußischen Gesandten, des Freiherrn von Stein, verhinderte. Unerschrocken, selbständig, ehrliebend wie bei dieser Gelegenheit habe sich Franz Philipp, der inzwischen, am 20. Juli 1767, das Grafendiplom erhalten hatte, in seinem ganzen Lebenslauf bewährt und dadurch eine seltene Verehrung, auch in entfernten Kreisen gewonnen.

Nach den Freiheitskriegen war allenthalben große Not entstanden, welche durch verschiedene Mißernten noch vermehrt wurde. In dieser höchst traurigen und geldarmen Zeit zeigte sich Franz Philipp ebenfalls als Herr der Situation. Mit einer empfindlichen Strenge ging er an die Herabsetzung des Haushaltsetats und fing bei sich immer zuerst an. Zur Bestreitung des Haushalts wurden nur noch jährlich 2160 Fl. bewilligt. Der Koch wurde abgeschafft und das weibliche Dienstpersonal sollte nur noch aus einer Köchin, einer Jungfer und einer Hausmagd bestehen. Die an den Freiherrn von Roggenbach verheiratete Gräfin Melanie, welche 2000 Fl. Apanage zu beziehen hatte, verzichtete auf 500 Fl., die Grafen Eduard und Rudolf erhielten nichts und mußten sich mit dem Nötigen begnügen aus dem Fideikommißvermögen ihres Onkels Fritz. Es wurden nur noch zwei Theaterlogenplätze für 140 Fl. gestattet, die übrigen Plätze wurden gekündigt; der ganze Etat verminderte sich auf 8000 Fl.

Später verfügte Franz Philipp, daß er den Ausgabeetat noch mehr beschränken wolle, wenn die Zeitverhältnisse es gebieten sollten, und er wolle der erste sein, der sich diesen Beschränkungen willig unterziehe. Er lebte zumeist in Mannheim als Geheimer Rat und hatte die Verwaltung seinem Sohne Karl Wilderich übertragen. Er starb im Jahre 1828.

Mit Franz Philipp schließt eine große Zeit für das Geschlecht der von Walderdorff. Seit einem halben Jahrtausend hat dieses Geschlecht im westlichen Deutschland eine hervorragende Rolle gespielt. Wer meine Schilderungen liest, wird auf den ersten Blick annehmen, die Herren von Walderdorff hätten nur der Kirche gedient. Dem ist jedoch nicht so: damals vereinigten die geistlichen Fürsten gleichzeitig die weltlichen Gewalten in sich. Und in diesen geistlich-weltlichen Regierungen hatten die von Walderdorff vielfach erbliche Sitze. Solche Anwartschaften bedingten aber auch, daß dies Geschlecht einen hohen Wert auf die Ausbildung seiner Mitglieder legte. So finden wir bei den Walderdorff stets eine ausgezeichnete wissenschaftliche Vorbildung.

Aus der Ehe Franz Philipps gingen hervor Karl Wilderich, nachmaliger nassauischer Staatsminister — über den wir ebenfalls einen besonderen Aufsatz bringen —, Eduard, Herr auf Hauzenstein und Küen bei Regensburg, k. k. Kämmerer, vermählt mit Leopoldine Gräfin von Oberndorf, welcher Ehe die Grafen Hugo und Adolf entsproßten, ferner Rudolf, Leutnant beim österreichischen Geniekorps, gestorben 1825 in Venedig, sowie Melanie, verheiratet an den Freiherrn von Roggenbach.

Karl Wilderich hinterließ die Söhne Wilderich, Eduard und Adolf. Ersterer wurde das Haupt der Familie, war verheiratet mit Ernestine Gräfin Erdödy von Monjorokik und Monoszlo und bairischer Kämmerer. Sein Sohn, Graf Franz, jetziger Majoratsherr, ist verheiratet mit Karoline Freiin von Hammerstein, einer Enkelin des bekannten Dichters Grafen von Stolberg. Graf Franz ist Offizier d. R. beim bairischen Chevauxlegers-Regiment. Von seinen vier Schwestern ist Melanie an den Grafen Spee und Klarisse an den Freiherrn von Brenken verheiratet.

Das Wappen des Gräflich von walderdorffschen Hauses ist: Schild geviert: 1 und 4 in Schwarz ein einwärts gekehrter, golden gekrönter, doppelt geschweifter Löwe, dessen obere Hälfte, d. i. Kopf, Mähne und Vorderpranken rot, und die untere silbern ist (Stammwappen), und 2 und 3 in Silber zwei rote Querbalken (Nieder-Jsenburg).

Die Gewerbeausstellung zu Montabaur.

1) Von J. Brumm.

Der Westerwald ist heute nicht mehr das, was er ehedem war. Schon seit Jahren ist er in das Zeichen des Verkehrs gerückt, und mächtig haben die Eisenbahnen, welche das Gebirge nach verschiedenen Richtungen hin durchqueren, zur Entwickelung und Hebung der Industrie beigetragen. Einen deutlichen Beweis hierfür giebt die seitens des Gewerbevereins zu Montabaur anläßlich seines fünfzigjährigen Bestehens und der gleichzeitig damit verbundenen 58. Generalversammlung der Gewerbevereine für Nassau eröffnete Gewerbeausstellung für den Unterwesterwaldkreis. Die Ausstellungsgebäude befinden sich an der allbekannten Koblenzer Straße, jener alten nassauischen Handelsstraße, welche die ehrwürdige Bischofsfeste Limburg mit der schönen Rheinstadt Koblenz verbindet und auch Montabaur berührt. Rechts von der Straße befindet sich das eigentliche Ausstellungsgebäude, eine mächtige, weit ausgedehnte Halle, deren Eingang durch zwei schlanke Türme hübsch flankiert erscheint und die in ihrem Innern die verschiedensten Industrieerzeugnisse des Westerwaldes in geschmackvoller Anordnung präsentiert. Links von der Straße steht das westerwälder Bauernhaus, in welchem ein Stück der „guten alten Zeit" verkörpert ist. Zeigt sich auf dieser Seite „manch köstliche Spur von vergangenem Leben", so haben wir auf der Jenseite „die rüstige, schaffende Neuzeit daneben". Man muß es den Montabaurern lassen: sie alle, die Hand an das Werk gelegt haben, um es zustande zu bringen, haben es meisterhaft verstanden, das Alte und Neue sinnig zu vereinen, damit

der Besucher der Ausstellung erkenne, welch gewaltiger Fortschritt zwischen dem Einst und Jetzt liegt.

Uns zog zunächst das erwähnte Bauernhaus an, nicht etwa deshalb, weil darin eine hübsche, stämmige Westerwälderin einen erfrischenden Rhein- und Moselwein kredenzt, sondern, weil das Altertümliche eben einen mächtigen Reiz für uns hat. Das Haus ist etwa 15 m lang und 10 bis 12 m breit, auf Basaltsteinen solid fundamentiert, aus unverwüstlichen eichenen Balken gezimmert, deren Gefache mit Lehm ausgeworfen sind. Das säuberlich ausgeführte Strohdach, dessen Wasserseite fast bis auf die Erde reicht, hat bekanntlich die gerade zur Jetztzeit hervorzuhebende Eigentümlichkeit und löbliche Eigenschaft, daß es unter ihm angenehm kühl ist, was wir beispielsweise beim Schiefer vermissen. Die Außenwände sind weiß getüncht, und alles Holzwerk ist stark geteert. An der Giebelseite, nach der Straße hin, hängt der Käsekorb, jener für die Landwirtschaft treibende Bevölkerung des Westerwaldes unentbehrliche Trockenapparat des schmackhaften westerwälder Handkäses. Daß die Erbauer des Hauses auch die alte Wahrheit kannten, die in dem Spruche: „Wer am Wege baut, muß sich meistern lassen", ausgedrückt ist, geht aus einer Inschrift auf der Giebelseite hervor, die da lautet:

„Wer do bauet on die Stroosen,
Der muß sich auch bekriebeln loosen!"

Als Trostwort fügt der Erbauer aber doch hinzu:

„Schwätzt Ihr, eich schweie stell
Un baue doch grod wei eich well."

Die Vorderfront des Hauses zeigt über dem Eingang den Sinnspruch:

„Das Alte ehrt, dem Neuen nicht wehrt."

Auch die Wand weist hier eine vielsagende Inschrift auf, die auf das zarte Geschlecht älteren Datums kein gutes Licht wirft. Zwei mit kräftigen Pinselstrichen gemalte Tauben über den Stubenfenstern tragen die Unterschrift:

„Wenn diese Vögel fort thun fliegen,
Hören die alten Weiber auf zu lügen."

Nachdem wir uns bei dem Portier des Hauses — das ist allerdings eine moderne Einrichtung — eine Eintrittskarte gelöst haben, ist es uns verstattet, einzutreten. Die beigedruckten Worte unseres Passierscheines sind so originell, daß wir es uns nicht versagen können, sie hier wieder zu geben:

„Vor Drei Kreizer good Geld odder, wie mer heit zo Dag säht — Zähn Pfennig — hot dä Enhamer bei des Zeddels sich dä Engang zo demm Westerwällerhaus bei Montabaur erkaaft, on esses Ehm erlaabt, sich alles dreun zo begucke, awer nix metzenemme, außer demm halwe Schoppe, den Ae getronke on bezohlt hott."

Durch die gebrochene Thür sind wir in die reinliche Küche getreten, die durch ein über der Thüre angebrachtes Oberlicht spärlich erleuchtet wird. Auf dem altdeutschen Herd, der von einem weiten Rauchfang überdacht ist, ruht das erloschene Feuer, über welchem an der „Hehl" — es ist das eine besondere eiserne Vorrichtung — der rauchgeschwärzte Kochkessel frei schwebt. Auf der Brüstung des Rauchfangs stehen die zinnernen Schüsseln und Näpfe, die zu mancherlei Verwendungen im Haushalte bestimmt sind. Die massive eichene Schüsselbank ist mit irdenem Geschirr reichlich ausstaffiert. Besonders wertvoll ist der gleichfalls aus Eichenholz hergestellte, reich mit Schnitzarbeit versehene Küchenschrank, auf welchem auch eine Anzahl unentbehrlicher Küchengeräte einen lustigen Standort erhalten hat. Daß Butterfaß und andere bei der Milchwirtschaft unentbehrliche Geräte nicht fehlen, ist selbstverständlich.

Wahrhaft kostbar ist das an die Küche angeschlossene Wohnzimmer eingerichtet. Mitten darin steht ein altdeutscher Tisch mit Klappvorrichtung für eine notwendig werdende Vergrößerung bei festlichen Anlässen. Er ist für eine Kaffeevisite zugerichtet. Ein mächtiger kupferner Kessel enthält den dünnen Stoff, welcher aus gestoßenen Mohrrüben und gebranntem Korn hergestellt ist. Ein Kranz von sogenannten „Mäggesschälchen" umgiebt ihn. Hinter dem Tisch ist die Bankkiste aufgepflanzt, die als Kinderbett Verwendung findet. In einer sogenannten Lade, d. i. eine mächtige eichene Kiste, sind die Röcke und Mützen, die Hauben und Bänder aufbewahrt, die dem „Staat" dienen. Die Bettlade ist reichlich mit Schnitzarbeit versehen und mit dem Strohsack und einer leichten Decke gefüllt. Ein eigenartiges Instrument, eine Bettscheere — es sind drei um ein Scharnier bewegliche Bretter — wird hinter die Bettlade gesteckt, um ein Herausfallen des Schläfers zu verhindern. Ganz eigenartiger Konstruktion ist die vor dem Bett stehende Kinderwiege. Sie besteht aus einem feststehenden Gestell, in welchem sich eine Schaukel hin- und herbewegen läßt. Aeußerst praktisch. Ein sogenannter „Verlorener-Sohns-Ofen" dient als Heizvorrichtung. Spinnrad und Haspel fehlen nicht: sie sind bei dem ausgedehnten Flachbau, der auf dem Westerwald herrscht, unentbehrliche Hausgeräte. Im alten Eckschränkchen sind die Familienpapiere und das etwaige Bargeld aufbewahrt, während man auf einem vorspringenden Brett des Durchzugs die Bibel, das Gesangbuch, ein Gebetbuch neben Kaffeemühle, Eichoriepäckchen und Feuerzeug antrifft. Ein Bergmannslicht, das über dem Tische am Eisendraht flammt, dient als Lichtverbreiter. Einige Heiligenbilder machen den primitiven Wandschmuck aus. Großvaters, vielleicht auch Urgroßvaters Sessel hinterm Ofen lädt zur behaglichen Ruhe ein. Wir lassen uns einen Augenblick nieder, um die beiden Instrumente zu betrachten, welche daneben stehen. Es sind aus Kirschbaumrinde gewickelte Schalmeien, Hirten- oder Nachtwächterhörner, welche auf den Beruf des Hausherrn schließen lassen. Beim Ausgang aus der Stube gewahrt unser Auge den Wochenkalender über der Stubenthüre.

Wir steigen nun die moderne Treppe hinauf und finden auf dem Vorflur das Brotreck, eine Vorrichtung, auf welcher das Brot lagert. Daneben steht in hoher Figur eine alte Schwarzwälder Uhr, welche sich in ihrem Ruhestande gefällt. In der angrenzenden Kammer sind Ansichten von Montabaur und der Umgebung usw. untergebracht. Als besonders wertvolle Funde treffen wir da verschiedene Sachen aus der Hallstattperiode, die bei den Ausgrabungen zu Neuhäusel gefunden wurden: Ringe, bronzierte Pfeile, Urnen u. a. m.

Inzwischen macht sich das Gefühl des Durstes bemerklich. Wir wenden uns deshalb in das Zim-

mer links von der Küche, in dem der halbe Schoppen mitgenommen werden muß. Es ist mit modernen Wirtschaftseinrichtungen versehen; doch schmücken die Wandgesimse alte wertvolle Krüge, Vasen und Kannen. Die Wandsprüche enthalten ein Lob des Nassauer Landes.

„Dot Nassau liebrt mer schon als Kend
E Lännche reich un wunnerschee,
Wie mer su leicht kaan zwattes fend,
Dos su bekännt is durch die siwe W.
Doch stimmt dot jetzt net,
Et hot aans miener.
Etzt merkt et Euch, saats iwerahl,
Domets aach wisse Euer Kinner
Dot achte is „dä Westerwaal." —

Wenden wir uns nach diesem Blick auf das Alte, kurz der Ausstellung des Neuen zu. In der weiten Halle haben die industriereichen Orte des Unterwesterwaldes, besonders des Kannenbäckerlandes gewetteifert, die Perlen ihrer Erzeugnisse der Oeffentlichkeit zu präsentieren. Wir sehen da Thonplatten, Glas- und Schamottewaren, sowie Erzeugnisse der einfachen und künstlerischen Töpferei, die unsere Bewunderung in hohem Maße erregen. Wachs-, Korkstopfen- und Farbenfabriken haben die Ausstellung beschickt. Maschinen aller Art, elektrische und Wasserleitungsanlagen sind in den verschiedensten Arten vertreten. Daneben stellt die Möbelindustrie eine stattliche Anzahl von Ausstellungsgegenständen. Alles fein, sehr fein! Ein Besuch ist sehr lohnend. Als Orte, die hauptsächlich vertreten sind, nennen wir: Grenzhausen, Höhr, Ransbach, Dernbach, Wirges, Hillscheid und Montabaur.

Möge die gesamte westerwälder Industrie, die schon so lebhaft floriert, immer mehr wachsen und gedeihen, zum Heil und Segen der biederen Westerwälder, die sich mit uns stolz die „alten Nassauer" nennen!

Kloster Walsdorf.

4) Von G. Becht. (Schluß.)

Von den Aebtinnen nach der Zeit der Reformation werden uns nur 5 genannt. Unter ihnen kommt das Kloster immer mehr in Verfall, besonders unter dem Regiment der Aebtin Dorothea, Katharina von Nordeck zur Rabenau. Diese war eine stolze, herrschsüchtige und verschwenderische Frau. Eine Ursula von Seelbach wurde 1617 wegen Kindesmord hingerichtet. Infolge der Drangsale des Dreißigjährigen Krieges hatte das Kloster an seinen Einkünften große Verluste zu erleiden; es mußte Schulden machen und kam in arge Bedrängnis. Das Schlimmste aber war, daß mit den Greueln des Krieges auch in das friedliche Kloster ein Geist der Entartung eingezogen war, wie er nie zuvor dasselbe erfüllt hatte. Die Aebtinnen von 1562 ab sind:

1. Margareta, geborene Gräfin von Nassau-Wiesbaden 1555—1596.
2. Maria von Klingelbach 1602—1611.
3. Dorothea, Katharina von Nordeck zur Rabenau 1611—1628.
4. Anna Erika von Liebenstein 1628—1630.
5. Anna Elisabeth von Liebenstein 1630—1634.

Walsdorf war am Ende des scheußlichen Dreißigjährigen Krieges nur noch ein Trümmerhaufen. Der stattliche Flecken war von 88 Bürgern auf 22 zusammengeschmolzen. Das Kloster war ausgestorben. Niemand dachte mehr daran, seine verwüsteten Mauern wieder aufzubauen. Da beschloß Fürst Georg August von Idstein das Kloster gänzlich aufzuheben und die Güter und Ländereien zu verkaufen. Den Erlös wollte er für das Wohl seines verarmten und heruntergekommenen Landes verwenden. Dem widersetzte sich der Superintendent Elbert zu Idstein mit aller Macht; aber es half nichts. Der Graf verkaufte 1691 das Bier- und Brauhaus an den Küfermeister Georg Daniel Hirthes für 156 Thaler, ferner am 31. Juli 1691 des Klosters Backhaus an den Küfer Ludwig Jeckel für 180 Gulden, am 28. März 1693 des Klosters Waschhaus an den Schreiner Philipp Zeiger für 150 Gulden. Ebenso wurden die Gärten um das Kloster verkauft und von den Walsdorfer Bürgern als Bauplätze benutzt. Die zum Kloster gehörigen großen Ländereien wurden verpachtet und sind erst in neuester Zeit, vor wenigen Jahren, unter dem Namen Klostergüter verkauft worden. Der Klosterbau, der im Krieg furchtbar gelitten hatte, wurde von den Walsdorfern als Backhaus und Rathaus, oft auch als Logis für arme Leute und von der Jugend als Tummelplatz benutzt.

Im Jahre 1823 wurde nach Dekret Herzoglicher Landes-Regierung vom 3. März der ganze Bau abgelegt und an seiner Stelle das gegenwärtige stattliche Schulhaus nebst Rathaus erbaut.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Fragst du nun, lieber Leser, was denn heute noch von der altertümlichen Pracht zu sehen ist, so muß ich dir leider antworten: Noch sehr wenig. Wie ich schon in der Einleitung erwähnte, ist der größte Turm noch ziemlich gut erhalten. Oben auf demselben wachsen allerlei Sträucher, darunter auch ein Stachelbeerstock, welcher alljährlich seine Früchte trägt. Seit jüngster Zeit wird der Turm zu Vermessungen benutzt. Neue Leitern sind angelegt worden, sodaß man jetzt bequem hinaufsteigen kann. Zahlreiche Kurfremde haben ihn denn auch in letzter Zeit bestiegen. Leider ist die Aussicht durch die umliegenden Höhenzüge nur eine beschränkte. Würde man aber auf den alten Turm noch ein Türmchen aus Eisen von 10 Metern Höhe errichten, so könnte man hinüberschauen zum Mensfelder Kopf, Lahnthal und weiter. Der Turm würde bedeutend an Zugkraft gewinnen. Um diesen Turm befindet

sich auch noch die alte Ringmauer und am äußersten Ende derselben einer der 4 andern Türme. Die beiden Thore und die Mauer am Damm sind abgelegt. Eine lange Reihe Scheunen bietet sich dadurch unsern Blicken dar. Sie machen auf den fremden Wanderer einen sonderbaren Eindruck. Verwundert mag sich der Unkundige fragen: Wie kann man nur ein Dorf mit alten Scheunen einfassen! Von den Klostergebäuden sind heute noch zu sehen das Brau- und Backhaus in der Nähe der Schule und auch der vorzügliche Wein- und Bierkeller. Nicht vergessen möchte ich, noch zu erwähnen das alte Mühlchen im Emsbachthal. Es klappert noch wie vor 700 Jahren. Wenngleich es auch nicht Korn zu Mehl uns mahlt, so mahlt es doch gelben Ocker. Weiter unten sehen wir noch die Walkmühle. Auch sie hat im Laufe der Jahrhunderte ihre Verwandlungen durchgemacht und ist jetzt eine Getreidemühle.

Das Kloster Walsdorf hat seine Aufgabe erfüllt; denn wir würden ungerecht sein, wollten wir verkennen, was es für den Goldenen Grund geleistet hat. Ganz abgesehen davon, daß seine ersten Insassen den christlichen Glauben in der Umgegend verbreiteten und so an sich die größte Kultur, nämlich die des Gemütes ausübten, so haben sich die späteren Bewohner nicht minder um die materielle Kultur verdient gemacht. Die Benediktinermönche waren in der älteren Zeit Jahrhunderte hindurch nicht nur selbst die eifrigsten Agrikultoren, sondern auch die vorzüglichsten Lehrer in diesem weltlichen Geschäfte, und die Nonnen setzten die Arbeit durch geeignete Kräfte fort. Dabei war die Herrschaft der geistlichen Leute nicht hart. Besonders die Leibeigenen — und dazu gehörten im Laufe der Zeit die umliegenden Bauern fast alle — empfanden die Abgaben und Lasten, die sie dem Kloster zu entrichten hatten, nicht drückend. Die vielen Feiertage, ganze und halbe, welche streng eingehalten wurden, bildeten für die armen Fröner eine wahre Wohlthat. Ausdrücklich wird uns das sanfte Joch der Walsdorfer Nonnen bezeugt; noch lange lief eine Reihe von Anekdoten im Volke um, von denen wohl die bekannteste jene ist, daß einst die Aebtin, der bei einem Spaziergange ein Frönerpaar aus gutem Herzen sein Vesperbrot anbot, zum Danke dafür so viele Aecker zehntfrei gab, als sie, weiter wandelnd und von dem Brote essend, berührte. Ist diese Sage auch nicht wörtlich zu nehmen, sie charakterisiert jedenfalls das patriarchalische Verhältnis der Nonnen zu ihren Untergebenen. Später mag manches anders geworden sein, und da auch kirchliche und politische Verhältnisse sich gänzlich geändert hatten, so war der Fortbestand der alten Einrichtung, so sehr man daran modelte und wandelte, dennoch ausgeschlossen.

Dornburg.

7) Von Emilie Escherich. (Schluß.)

Hildegard rang die Hände, als sie ganz unwartete Nachricht von dem blutgierigen Volksbeschluß vernahm. „Und was hast du dagegen gethan?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Mein Amt hab' ich ihnen vor die Füße geworfen; aber sie haben wenig danach gefragt, und es ist auch gut so! Eines nur ist schlimm: mit Leib und Leben hab' ich mich verbürgen müssen, daß der Junker nicht entweicht; — so sind mir die Hände gebunden. Darum sag' ich dir's. Weiberlist ist groß; sie wird ein Mittel erfinden, den zu Unrecht Verurteilten zu retten. Sei also klug und verständig! Ich aber darf nicht wissen, was du aussinnst; denn ich habe mein Wort gegeben, ihn zu halten und ich — will es nicht brechen. So mußt du allein handeln; denn du bist frei, wie die Feldlerche, die sich hoch über die Ackerfurche emporschwingt und den Regenwurm drunten verachtet, der ihr nicht folgen kann ins blaue Luftreich."

Hildegard hatte sinnend vor sich niedergesehen; dann richtete sie sich hoch empor und sprach entschlossen: „Ich will!" —

Wie sie nachher zu dem Gefangenen hinüber ging, zitterten ihr doch die Knie, und ihre rosigen Kinderhände zuckten: „Ich hab' schlimme Botschaft für euch!" kam es klanglos von ihren Lippen.

Rupert fuhr auf: „Soll ich fort?"

Sie schüttelte den Kopf. „Viel Schlimmeres!" sagte sie und berichtete, was sie vom Vater erfahren hatte.

Rupert lauschte ungläubig ihren Worten; wie sie den blutigen Beschluß kündete, unterbrach er sie: „Es kann ja nicht sein! Ich hab' ja den Dornburgern nichts zu leide gethan, und nun die Unseren abziehen, schicken sie sicher das Lösegeld für mich; das ist für den Stadsäckel zehnmal besser als mein Blut. Aus dem können die Bürger doch keine Münze schlagen. Ich kann's nicht glauben! Es wär' ja Wahnsinn!"

Aber Hildegard sah traurig vor sich nieder: „Und doch ist es so! Bedenket den jahrelangen Haß! Auch meinem Vater haben sie die Hände gebunden, daß er euch nicht retten kann; denn sein Leben hat er für das euere verpfändet. Darum kam ich, euch zur Flucht zu helfen. Ich will euch den unterirdischen Gang zeigen, der euch weit außerhalb der Stadt zu den Euern führt."

„Und ihr glaubet, daß ich mein Wort brechen und entweichen könnte, wie der Dieb in der Nacht? Geschworen hab' ich, zu bleiben, bis euer Vater selber mir die Thüre öffnet. Eidbrüchig wär' ich und ehrlos, wollt' ich dawider handeln. Und dann selbst, wenn ich auch dies auf mich nehmen wollte, — was wäre euer und eures Vaters Schicksal? Nein, nein — ich bleibe, mag kommen, was will! Das Schlimmste ist es nicht, sein Leben lassen zu müssen; zehnmal besser viel — mehr ist's als ehrlos zu handeln. Süß aber will mich bedünken, es hingeben zu dürfen für euch!" Mit trunkenen Blicken hing er an ihrem Antlitz.

Vor dem großen Opfer, das er so demütig bot, verflog in Hildegard alle thöricht mädchenhafte Scheu und Zurückhaltung. Selbstvergessen warf sie die Arme um seinen Hals und preßte ihren Kopf an seine Brust: „Ich will aber nicht, daß du stirbst für mich, — ich will, daß du für mich lebst"

Der Junker taumelte. Hatte er vorhin dem

Tode entgegengesehen, ohne mit der Wimper zu zucken, so machte ihn jetzt das nimmer erhoffte Glück schwindeln. „Hildegard — ihr — du — o meine wonnige — süße Rose!“ Die Thränen sprangen ihm aus den Augen.

Sie aber hob ihre Lippen zu den seinen empor: „Du Liebster, Bester, ich werd' ein Mittel finden, dich mir zu retten, und wenn die Welt drob aus den Fugen gehen sollte!“ —

Der Heilige Abend war angebrochen. Dornburg lag unter fußtiefem Schnee vergraben. Draußen von der Stadt sauste der Sturm durch die Zelte der Belagerer, die sich eben zum Abzug fertig machten.

Bevor die Nacht zu Ende ging, wollten sie aufbrechen, um des Heilands Geburt bei der Frühmette des Christtages in der eigenen Heimstätte feiern zu können.

Die Tannen des nahen Waldes rauschten, und die kahlen Buchenzweige knarrten und knackten. Die Wellen der Elb aber murmelten und gluckften kaum vernehmlich unter der dicken Eisdecke; denn über sie hatte sich's gelegt, schwer und dicht, als sollten sie ersticken in der eisigen Umarmung.

Und genau solch eine eisige, undurchdringliche Rinde hatte sich auch um die Herzen der Menschen geschmiedet. Die klärenden Wonnen der Christnacht blieben ihnen verschlossen, und der Friede der Seele kehrte nicht bei ihnen ein, denn sie waren keines guten Willens, dachten vielmehr jeder nur an sich selber und an sein eigen' Wohl und Weh, und freuten sich, Rache nehmen zu können für alle jemals erlittene Unbill.

Als die frühe Nacht anzubrechen begann, schob sich im Wald ein Felsstück zur Seite, eine thürartige Oeffnung ward sichtbar, eine brennende Fackel wurde gelöscht und eine in Pelz und Decken gehüllte Gestalt trat hervor, die alsbald den Weg nach der gegen die Stadt führenden Landstraße einschlug.

Der Wind riß an den Gewändern der Vermummten, der Schnee fiel über ihren kleinen Füßen zusammen, daß sie kaum vorwärts zu kommen vermochte. Aber ein starker Wille hilft über alles Hindernis hinweg und thut Wunder, wenn es sein muß. — und Hildegard wollte, wollte mit aller Kraft ihrer Seele.

Der Uhu schrie, und die Wipfel ächzten; es war kein fröhlich' Wandern übers einsame Feld, aber Hildegard sah nach dem einzelnen Stern, der wundersam blitzend zwischen dunklem Gewölk über dem Städtlein lag wie eine Verheißung, wie das Auge dessen, der ihr lieb geworden war über alles und für den sie den Gang that durch Schneewildnis und schaurige Winternacht.

Als die Finsternis völlig eingebrochen war, traf die Jungfrau auf die ersten von den Belagerern aufgestellten Wachen.

„Führet mich zu Herrn Emmo von Ellar; ich hab' eine wichtige Botschaft für ihn!“ forderte sie eindringlich.

Da geleitete sie der alte Kriegsmann zu dem Gesuchten.

Herr Emmo von Ellar war minder jung, minder schmuck, minder träumerisch als sein Bruder Rupert, aber dafür von größerer Weltklugheit und Erfahrung als dieser. So schälte er denn bald aus dem verworrenen Bericht Hildegards das Thatsächliche heraus. Und bevor sie noch die Aufforderung an ihn gerichtet, den Bruder mit Gewalt zu entführen, hatte der Ritter bereits begriffen, daß das Schicksal der Stadt jetzt in seine Hände gegeben sei.

Entschlossen sprang er auf: „Harret einen Augenblick, so will ich euch folgen!“

Und dann kam er wieder, den Panzer umgeschnallt, das Schwert umgegürtet, und es lag ein scharf verschlossener Ausdruck um seine Lippen: „Rupert ist schwer, ich werd' ihn, wenn er sich widersetzt, nicht allein tragen können; ich werd' ein paar Knechte mitnehmen müssen.“

Hildegard verstand nicht seine wahre Meinung. „Haltet euch nicht zu lange auf!“ sprach sie wieder dringlich. „Während der Vater und alle Dornburger in der Christmette sind, muß es geschehen. Nicht früher, nicht später!“

„Wohl!“ stimmte Herr Emmo bei, „wir wollen uns ganz nach eurer Angabe richten.“

So führte sie den Ritter und etliche Knechte in den unterirdischen Stollen. Wie viele ein weniges später ihren Spuren folgten, sah sie nicht mehr. Sie hatte nur das Ziel vor Augen: Rupert's Rettung. Was sonst dran hängen mochte, daran dachte sie nicht.

Es ging gegen Mitternacht. Das dunkle Gewölk hatte sich verzogen. Uebers verschneite Land glitzerten Millionen goldener Sterne. Ein silbernes Flimmern ging über den tiefblauen Horizont. Die Dornburger Domglocken klangen feierlich über Stadt und Land. Drinnen im Dom aber sang der Klerus die Responsorien, während die Bürger mit ihren Frauen und Kindern die Kirchstühle füllten.

„Hodie Christus natus est!“

Wer von ihnen dachte heute an des Heilands Geburt! Nur daran gedachten sie, daß morgen einer das Leben lassen sollte, der ihnen widerwärtig.

„Hodie Christus natus est!“ klang es vom Chor zurück, da prasselte ein Steinhagel wider die bunte Fensterrose, und im nächsten Augenblicke flog mit den hereinfliegenden Glasscherben, die Thür vor dem einbrechenden Feinde auf.

Wie anstürzendes Hochwasser sprangen die Ritter in die wehrlose Bürgerschaft.

Wohl hielt der Pfarrherr das Kruzifix den Anstürmenden entgegen: „In nomine Domini!“

Wohl riß der Burgmeister dem heiligen Georg den Speer aus der Hand: „Ist es ehrlich, waffenlose Beter zu überfallen im Heiligtum des Herrn?“

Aber die Gegner hatten kein Erbarmen; da ward niedergestochen Mann, Weib und Kind, wie sie zu fassen waren. Nur wenige entkamen durch die Sakristeithüre, unter ihnen der Burgmeister, der sich mit seiner Heiligenlanze gewaltsam den Weg gebahnt hatte.

Schon waren die Stadtthore von innen aufgeschlagen, schon loderten da und dort Flammen aus den Firsten von den Brandfackeln, die die Troßknechte nach allen Seiten geworfen hatten.

In Junker Ruperts Gemach war es dunkel. Er selber saß, den Kopf auf die Arme vorgebeugt, das Gesicht ganz darin vergraben. Vor ihm auf den Knieen lag Hildegard.

Mit fliegendem Atem war sie zu ihm gestürzt und hatte ihm ihre That entgegengeschrieen und wie Herr Emmo sie getäuscht, verraten. „Hilf, rette! du bist

der Einzige, der es noch kann!“ jammerte sie mit schriller Stimme.

Da riß er sie in seine Arme empor und preßte sie an sich, als wolle er sie zerbrechen: „So sei Gott uns gnädig!“ und stürzte hinaus wie ein Wahnsinniger.

Im Hofe schlugen ihm schon die Flammen entgegen. Die Scheunen brannten, gegenüber das Rathaus, am untern Ende des Marktplatzes die Rosenschenke. Auch die Domtürme schwälten schon in vorbrechendem Rauch. Wimmern, Stöhnen und Ringen auf allen Seiten.

Da that Junker Rupert seinen Streitruf: „Hie Sankt Rupert und Ellars Stern! Her zu mir, wer zum Ellarer Feldbanner steht! Es soll kein Blut mehr fließen um meinetwegen!“ Und wirklich stand der Kampf einen Augenblick. Vielleicht, wäre dem Junker Zeit vergönnt gewesen, er hätte die Seinen sammeln, zum Abzug bewegen können; aber da sprang der in der Lederkappe mit einem Morgenstern wider ihn an. „Nieder mit dem Verfluchten!“ Die Eisenkeule sauste und traf. Lautlos sank Rupert nieder. Da war kein Zurückdämmen der Seinen mehr.

Als erster fiel der mit der Lederkappe; dann ging alles in Wirrsal unter. Tosend' Stürzen, Aufeinander losdreschend' Würgen, wimmernd' Aechzen, Brechen von Mauer und Gebälk und dazwischen die leis züngelnde, knisternde Flamme.

Auch Herr Arnulf Wallberg lag erschlagen und sein Knecht Konrad, Herr Emmo von Ellar und der von Motsberg und die Dornburger alle. Schnee- und Blutlachen deckten Straßen und Plätze, und über allem lohte die Flamme von Giebel zu Giebel springend, leckend, jubelnd, jauchzend, ein entfesseltes Element.

Nur Hildegard atmete noch auf dem grausigen Leichenfelde. Rupert zu folgen war sie auf den Marktplatz herunter geflogen, um — ihn fallen zu sehen. Da wirrten sich ihre Gedanken. „Fluch, Fluch über mich!“ gellte es in den Kampflärm. „Ich hab' die Stadt verraten! Ich hab' alle getötet, alle, alle! Fluch über mich!“

Lang noch klang ihr wahnsinniger Schrei übers Totenfeld, in das immer näher kommende Flammenmeer, bis er endlich in Brand und Rauch erstickte.

— — — — — — — — — — — — —

Am andern Tag war Dornburg bis auf die Umfassungsmauern verschwunden.

Jetzt ist Gras gewachsen über der Brandstätte, über den Leibern der Erschlagenen und den verkohlten Firsten, lang, Jahrhunderte lang, und die Lerche schwingt sich ins Blau empor, und die Sonne scheint darüber — als wäre nichts geschehen.

Miszellen.

J. B.-E. **Keine Glocken.** In der Schulchronik zu Okriftel befindet sich eine Notiz, welche sich auf die Drangsale des Ortes während des Dreißigjährigen Krieges bezieht. Sie lautet: „Als der Pfarrer Hermann Textor, welcher früher Pfarrer in Wallau war, hier seines Amtes waltete (1624 bis 1634), war Okriftel sehr verwüstet. Die Kirchenuhr und die Glocken waren durch die Spanier und Mainzer gen Mainz gebracht worden, und es mußte bis zum Jahre 1670 mit einem Horn in die Kirche geblasen werden.“

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Am 30. Mai neu einstudiert: Frauenkampf, Lustspiel in 3 Akten nach Scribe von Olfers und zum ersten Male: Die Verleumdung, Komödie in 3 Akten nach Scribe von v. Jagow. — Die beiden Stücke, Intriguenspiele, passen zusammen und waren auch von der Regie zu einander abgestimmt. Im ersten „kämpfen“ zwei schöne Frauen für einen vielbegehrten Mann; im zweiten heiratet ein Minister sein junges ihn verehrendes Mündel, allen Klatsch- und Tratschbasen, männlichen und weiblichen, zum Trotz. Mit diesem einen Satze dürfte der Inhalt beider Stücke hinreichend charakterisiert sein. Das Drum und Dran der Intriguen, die Verwirrungen und Entwirrungen, die leichte, pikante französische Causerie, die geschickte Scribesche Mache, all das zusammen ist wohl geeignet, im Verein mit der flotten Inszenierung und dem vortrefflichen Spiel dem Publikum einen amüsanten Abend zu bereiten. Die Herren Aßmann, Schwab und Ballentin, die Damen Haubrich-Willig und Arnstädt wären im ersten, die Herren Leffler, Bach, Wegener, Schreiner, Andriano und Gros, die Damen Edelmann, Doppelbauer und Santen im zweiten Stücke besonders lobend zu erwähnen. Die Ausstattung war hochfein. W.

* **Der Zeiten Wende.** Drama in einem Vorspiel und zwei Teilen von W. K. A. Nippold. Vorspiel und 1. Teil, 248 S. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn. — Nippolds Werk über Wilhelm III. von Oranien haben wir in Nr. 3 der „Nassovia“ von 1901 gewürdigt. Die Begeisterung für seinen Helden hat Nippold veranlaßt, die Hauptmomente von dessen Leben dramatisch einzukleiden. „Der Zeiten Wende“ hat er das Drama deshalb betitelt, weil mit dem Auftreten des großen Oraniers — wie es thatsächlich der Fall war — eine neue Epoche der Weltgeschichte begann: die Reaktion gegen den französisch bourbonischen Imperialismus und Absolutismus in politischer und religiöser Beziehung. Das Vorspiel führt uns in den Kerker im Haag, wo Wilhelm anstelle der gegen seinen Willen vom Volke gemordeten de Witts die Führung der Niederländer übernimmt. Dann setzt der I. Teil: „Oranien und Stuart“ ein. 1. Akt: Karls II. von England Hof, Verlobung Wilhelms mit Marie von York (1677); 2. Akt: Wilhelms III. von Oranien Hof, Nachricht von Karls Tode und Jakobs Thronbesteigung, Expedition Monmouths (1685); 3. Akt: Hafen von Helvoetsluis, Berufung Wilhelms auf den englischen Thron (1688); 4. Akt: Hof von Saint-Germain, Ankunft des flüchtigen Jakob Stuart und Wirkung der Erhebung Wilhelms auf Ludwig XIV. Es offenbart sich in dem Ganzen eine Fülle dramatischer Gestaltungskraft, die den Leser fesselt und elektrisiert; die Charakterisierung der einzelnen Personen ist eine ganz vorzügliche — Karl II., Ludwig XIV., Wilhelm, Marie, Shaftesbury, Liselotte von Orleans seien besonders hervorgehoben —; die Verse endlich sind glatt und fließend, und die Reime geben sich dem Dichter leicht und gefällig. Ein gewaltiges Drama der Zeitgeschichte zieht vor unseren Augen vorüber, manchem gewiß ausdrucksvoller, als wenn er tausend Seiten Weltgeschichte über dasselbe Thema läse. Ein ausgezeichnetes Buchdrama! Vielleicht schält der Dichter aus ihm späterhin unter Kürzung der Reden ein etwa 100 Seiten starkes Bühnenwerk heraus. Die Lektüre des vorliegenden Buches dürfte im Publikum dem Verständnisse des Dramas auf der Szene trefflich vorarbeiten.

* **Wanderung durch die nördliche Wetterau.** Von Dr. A. Roeschen. Illustriert, mit Plänen und Karte. 93 Seiten, Gießen, E. Roth. — Ein sehr trefflicher Führer durch das alte, merkwürdige Städtchen Butzbach, das sich so manchen mittelalterlichen Schmuck bewahrt hat, durch die noch in ihren Trümmern gewaltige Ruine Münzenberg, das imposante alte Kloster Arnsburg und am wetterauischen Limes entlang. Die Abhandlung über den Limes gehört zu

den besten übersichtlichen und kritischen, die über das Thema geschrieben wurden. Ueberhaupt hat der Verfasser sich löblichem eingehenden Studium hingegeben.

Königin Wilhelmina der Niederlande wird ihre Genesung auf dem schönen Schlosse Schaumbueg an der Lahn, dem Eigentum ihres Oheims, des Fürsten von Waldeck, erwarten. Wenn diese Nummer der „Nassovia" in die Hände der geehrten Leser gelangt, wird die verehrte Fürstin bereits auf ihrer Ahnen Schloß eingezogen sein. „Oranje boven! Leben und Gesundheit der Königin!"

General-Inspektor Bauer. Der preußische Generalmajor und Kommandeur der 3. Fußaetillerie-Brigade, Generalmajor Bauer, ist zum Inspektor der II. Fußartillerie-Inspektion ernannt worden. Bauer ist 1846 zu Marienfels bei Nastätten geboren und trat frühe in die nassauische Kadettenanstalt ein. Als Gymnasiast und Kadett erfreute er sich der besonderen Gunst des alten Generalleutnants Hergenhahn. Anno 1866 wurde er als Kadettenunteroffizier von Preußen übernommen und stieg 1868 zum Leutnant auf. Im Kriege von 1870/71 erwarb er das Eiserne Kreuz und wurde 1879 Hauptmann; Generalmajor war er seit 1900.

Söhnlein u. Cie. contra Moët-Chandon. Der in Nr. 7 der „Nassovia" von uns ausgesprochenen Vermutung, es handle sich bezüglich der Taufe der Kaiserjacht Meteor mit französischem Champagner um eine Mystifikation, scheint die Klage der französischea Sektfirma gegen die deutsche zu widersprechen Moët-Chanbau verlangen von Söhnlein u. Cie. die fabelhafte Summe von einer Million Mark wegen Schädigung ihres Renommees. Wundeebar! Dieselbe Forderung könnten Söhnlein u. Cie. auch on die Franzosen stellen. Dean der einzige Sachverständige, der den Streit entscheiden könnte, ob er nämlich deutschen oder französischen Champagner getrunken hat, der Hudson, besitzt schwerlich die Zunge des alten Biebricher Weinprobierers Koepp. Das Landgericht Wiesbaden zog sich fein aus der Sache; es vertagte sie nämtich „wegen ungenügender Vorbeeeitung" auf unbestimmte Zeit, d. h. wohl ad calendas graecas.

Am 25. Mai wurde die katholische Herz Jesu-Kirche zu Schlangenbad durch Bischof Dominikus von Limburg eingeweiht.

Die großen Gewölbe der Dillenburger Schloßruine sind kürzlich teilweise dem Besuche des Publikums zugänglich gemacht worden.

Der Schlaßgarten zu Usingen, dieses wunderhübsche, aber bisher vernachlässigte Fleckchen Erde, ist nunmehr in stand gesetzt und verschönt worden

Nassauischer Geschichtskalender.

18. Juni.

1164. Aebtin Elisabeth von Schönau, die heilige Elisabeth Nassaus, stirbt im Alter von 36 Jahren. Sie war reformatorisch in der Klosterzucht und schriftstellerisch thätig, scholastisch gelehrt, fromm und als Seherin bewundert. Ihre Schriften, die ihr Bruder Egbert, später Abt in Schönau, in bessere Form gegossen hat, waren im ganzen Mittelalter viel gelesen. Die Originalhandschrift der „Visionen" verwahrt die Landesbibliothek zu Wiesbaden.

1815. Schlacht bei Waterloo oder Belleallianee. An ihr nahmen bekanntlich unter dem General von Kruse die beiden nassauischen Regimenter und die oranischen Truppenteile mit höchsten Ehren teil. Erbprinz (später Herzog) Wilhelm wurde in der Schlacht verwundet; die beiden Regimenter verloren am 16. und 18. Juni 27 Offiziere und 1223 Mann.

23. Juni.

1590. Bernhard Textor wird von Driedoef, wo er erst seit April vorhergehenden Jahres als Pfarrer stand, zum dritten Professor der Theologie zu Herborn angeordnet. Aus Allendorf in Hessen gebürtig, hatte er schon von 1585 bis 1589 als Diakon in Herborn gestanden; 1594 ging er als Hofprediger, Stadtpfarrer und Inspektor nach Dillenburg und starb daselbst 1602. Er war auch Schriftsteller.

1640. Graf Heinrich Kasimie I. von Nassau-Diez stirbt an seiner vor Sankt Annenschanze erhaltenen Wunde. Als Sohn des Grafen Ernst Kasimir 1611 geboren, wurde er 1632 dessen Nachfolger als Statthalter in Friesland und Feldherr gegen die Spanier. Da er unvermählt starb, ging die Regierung an seinen Bruder Wilhelm Friedrich über.

28. Juni.

1577. Peter Paul Rubens wird zu Siegen, wo sein Vater, ein Schöffe von Antwerpen, wegen Vergehens mit der Prinzessin Anna von Oranien eingekerkert war, geboren. Er starb am 30. Mai 1640 zu Antwerpen.

1808. Der „Nassauische Landeskalender" wird obligatorisch in allen Haushaltungen des Herzogtums eingeführt und das Peivilegium des Drucks und Verlags dem Hofbuchhändler L. Schellenberg zu Wiesbaden übertragen.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beiteages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

B. W. in H. Freundlichen Dank für die Mitteilung.

H. K. in N. Als ungeeignet dankend abgelehnt.

W. S. in W. Vergleichen Sie, bitte „Nassovia" 1901, Nr. 3.

Dr. N. W. in M. Wir antworten Ihnen mündlich.

Redaktionsschluß: 6. Juni.



№ 13. Wiesbaden, den 1. Juli 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Sonnenwende.

Mit den letzten Lindenblüten
Ging der Frühling sacht zu Ende;
Wiesen, Wald und Felder feiern
Sonnenwende.

Leise wogt das Korn im Winde,
Sattes Grün prangt am Gelände;
Doch die Nachtigall verstummte —:
Sonnenwende.

So wie sich die Blätter drehen,
Geht die Jugend auch zu Ende.
Die Johannisfäden fliegen —:
Sonnenwende.

Bringt ein Glas dem toten Baldur,
Unsrer alten Lichtlegende,
Unsrer Ahnen Frühlingsglauben —:
Sonnenwende!

Und ein Glas den sonnigen Tagen
Die verrauscht! Allzu behende
Kam des eignen Herzens frühe
Sonnenwende.

Und ein Glas den langen Nächten,
Greisen Winters dunkler Spende!
Denn aus ihnen steigt die neue
Sonnenwende.

Und ein Glas den hellen Feuern!
Flammt empor, ihr heil'gen Brände!
Leuchtet tief in unsre Seelen!
Sonnenwende.

Feuer, Licht und Glut, o breitet
Ueber uns die Strahlenhände!
Nimm die Blüten, — gieb uns Aehren,
Sonnenwende!

Mela Escherich.

Die alten Zollstätten im Nassauer Lande.

1) Von F. Selbert.

Wanderungen und Streifzüge durchs Nassauer Ländchen sind allezeit reich lohnend. Wir treffen da einesteils auf Naturschönheiten jeglicher Art. Wir kommen durch liebliche Thalgründe, wie durch schluchtige Schweizer- und Jammerthäler. Wir haben eine Eppsteiner, eine Kroppacher und eine Wachhecke-Schweiz (Holzappeler Bann), dazu eine Birke-Wetterau (Bann Kleeberg). Wir streifen durch lachende Fruchtfelder, träumende Heidestrecken, düstere Wälder, wie über lichte Höhen mit herrlichen Aus- und Fernsichten. Vom Hornel (vulgo Mensfelder Kopf) überblickt man die Lahngegend, vom Zorner Bäumchen das Blaue Ländchen (Niedergrafschaft Katzenelnbogen). Vom Knoten bei Mengerskirchen sieht man die halbe, und vom Feldberg die ganze Welt. Feldberg und Salzburger Kopf lassen uns außerdem, wenn sie heiter gestimmt sind, prachtvolle Auf- und Untergänge der Sonne beobachten. Anderenteils treffen wir auch auf Gegenstände bescheidener Art, die aber gleichwohl des Interesses nicht entbehren. Da steht z. B. an der Landstraße einsam und zurückgezogen ein Haus, das uns auf den ersten Anblick befremdlich anmutet. Es ist eng und niedrig, von ältlicher Bauart und von der Dorfgemeinde, der es zugeteilt ist, 2—3 Kilometer entfernt. Sein Bewohner überblickt nach rechts und links einen Teil der Landstraße. Er unterhält, kraft eines dem Hause seit Jahrhunderten zustehenden Rechtes, eine Schenkwirtschaft. Die Leute nennen das Haus Einhaus (Zollhaus, Gebückshaus). Es ist eine von den vielen Zollstätten, mit denen unser Land einst ausgestattet war. Das Häuschen in seiner seltsamen Erscheinung, lädt's nicht zu einem Spaziergang in jene alte Zollzeit ein?

Da ist ferner ein sonniger, mit Kartoffeln, Saubohnen, Kürbissen und dergleichen Sommergewächsen bepflanzter Bergabhang. Die Leute nennen ihn Wingert oder Wingertsberg, weil er, obgleich in einer nichts weniger als warmen Landschaft gelegen, ehedem mit Weinreben besetzt war. Es ist ein gewesener Weinberg, der unsern Blick zurücklenkt in die Zeit, da der Weinbau in unsern Gauen ganz allgemein war, in die glückliche Zeit, da nach der Meinung eines alten „gedanklichen" Agrariers für jedes Menschenkind täglich ein Schoppen Wein wuchs. „Jetzt freilich", setzte er hinzu, „wächst nur Wein für die mit den dicken Leibern und unsereiner trinkt Branntwein, und den laß' ich mir gar nicht vermachen; ein Schluck Branntwein ist immer besser, wie kein Wein." An der Dill nennt man die alten Weingärten Weinmerke.

Zum dritten treffen wir auf Klippen und Höhlen, die von Wölfen erzählen, wie die Wolfsley bei Ebersbach, die Wolfsschlucht bei Eschenau, die Wolfslach in einem Bierstadter Felde und viele andere. Sie erinnern an die Zeit, da unsere Vorfahren von Wölfen übel geplagt und deshalb genötigt waren, durch Anlegen von Wolfsgruben, Wolfskauten, Wolfsgattern und dergleichen, und durch Aufstellen von Schlingen und Netzen, sowie durch Abhalten von Jagden das gefährliche Raubzeug wegzufangen und zu vertilgen. Endlich könnte man auch die vielen Landgräben, Lands- und Landwehrgräben, Gebücke und Wehrholze ꝛc., die sich nicht nur an den Grenzen von Herrschaften, sondern noch mehr an Grenzen von Dorfgemarkungen hinzogen, zusammenlesen und zusehen, aus was Ursachen, Zwecken und Beweggründen sie angelegt wurden. Für heute wollen wir jedoch der Einladung unseres Zollhäuschens folgen und einen Spaziergang unternehmen in die Geschichte des ehemaligen Zollwesens.

Da begegnet uns denn sogleich noch eine ganze Anzahl solcher Einzelhäuser, die einst der Zollerhebung gedient haben, so das Einhaus bei Möttau auf der Frankfurter, die Hünerkirche und das Zollhaus bei Mensfelden auf der Mainzer Straße, das Chausseehaus bei Wiesbaden und die Schanze bei Wambach, beide auf der Lahnstraße, ein Einhaus zwischen Hintermühlen und Rotzenhan, das Zollhaus bei Grenzau an der Straße Vallendar-Hachenburg, das Zollwirtshaus in Grenzhausen, das Zollhaus bei Oberlahnstein. Das Zollhäuschen an der Aarstraße unterhalb Mudershausens ist vor 10—15 Jahren abgebrannt. Ewig schade! Es war so niedlich. Auf der Schwelle stehend, konnte man bequem ans Dach greifen. Es war so zierlich. Durch kleine Schiebfensterchen blickte man auf die Landstraße. Dabei trieb es bis zuletzt wie alle seine Amtsgenossen eine Schenkwirtschaft, wenn auch nur in Bier und Branntwein; ein Schluck Bier oder Branntwein war eben doch immer besser, wie kein Wein.

Ferner sind nicht zu vergessen: der Zollstock am Wege von Langenschwalbach über Bärstadt an den Rhein; der Hof Zollgrund am Zollbach im Zollwald am Wege von Becheln nach Oberlahnstein; der Schneller (Schlagbaum) in einem ehemaligen, ebenfalls Schneller genannten Grasgarten vor dem Sonnenberger Thor in Wiesbaden; der Schlag in Bierstadt, am westlichen Ausgang des Dorfes; die Zollbude im Kreis Biedenkopf bei Weidenhausen, jetzt Kontrollplatz. Sie alle bezeichnen gewesene Zollstätten und Paßsperren. Bringt man den 3—4 Stunden breiten Landstreifen, der an Alt-Nassau im Süden, Westen und Norden grenzt und der einmal 10 Jahre lang, von 1806—1815, zu Nassau ge-

hörte, in Rechnung, so kommen noch einige der noch lebenden Zollzeugen hinzu, so das Zollhaus an der Straße von Neuwied nach Dierdorf, das Gebücks-häuschen bei Dierdorf und nicht weit davon am Wege von da nach Altenkirchen ein Zollhaus. Auch das Zollhaus auf der Höhe zwischen dem Freien und Hickengrunde im damals nassauischen Amte Burbach gehört hierher. — Die Zollhäuschen und Zollbänke innerhalb der Ortsberinge sind wohl alle abgelegt oder umgebaut, ihre Schlagbäume, Schneller, Zollschilder und Zollsäulen beseitigt, die Zollschreiber, Zollbereiter, Mautner und Douanen verstorben und vergessen. —

Bevor wir uns aber mit den Landzöllen des weiteren befassen, wollen wir erst die Wasserzölle auf dem Main und Rhein abfertigen. Den Zoll auf dem Main errichtete mit Bewilligung des Kaisers und unter Beihilfe des Grafen Johann von Nassau-Merenberg der Herzog Wenzeslaus von Böhmen im Jahre 1308 [1]). Unter Mainz wurde seit 1380 Höchst der Mittelpunkt eines ansehnlichen Reviers voll ergiebiger Main- und Landzölle. Als Diether von Isenburg seinen Kampf mit Adolf von Nassau um den Erzstuhl Mainz aufgab und Frieden schloß, leistete er Verzicht auf alle bischöflichen Rechte und Gefälle, nur nicht auf die zum Schlosse Höchst gehörenden Zölle zu Flörsheim, Hochheim, Erbenheim, Bierstadt, Naurod. Adolf versprach, dieselben Diethern bis zu seinem Tode zu lassen und ihn „dabei zu schützen und zu schuren, als ob es ihn selbst anginge". Frankfurt, den 30. Oktober 1463.

Mainz. Inwendig der Stadt Mainz war das Kaufen und Verkaufen der Rheingauer zollfrei; dafür waren sie schuldig, wenn die Stadt Not angehe, zwo Zinnen (Wehrvorrichtungen auf der Stadtmauer) mit zween gewappneten Mannen zu bestellen. Auswendig der Stadt waren die Rheingauer zollpflichtig.

Station Geisenheim. Der Ort hat seinen Namen, der ursprünglich Gisinheim lautete, angeblich von den nahen Gisen oder Rheininseln. Sehr frühe, vielleicht schon im 9. Jahrhundert, hatten hier die Rheingrafen vom Reich den sogenannten Pfefferzoll zu Lehn. Sie erhoben von jedem den Rhein auf- oder abfahrenden Schiffe ein Pfund Pfeffer.

Station Rüdesheim. Hoch oben auf dem Rüdesheimer Berg thront malerisch schön die Ruine Ehrenfels, zwischen 1208 und 1220 von Philipp von Bolanden erbaut. Hier legte Erzbischof Gerhard eigenmächtig einen Zoll an. König Albrecht überzog ihn deshalb 1301 mit Krieg und nahm Burg und Zoll ans Reich. Nicht für lange. Von 1411 bis 1547 war Nassau-Saarbrücken im Besitze dieses Zolles. Die Burg wurde im Dreißigjährigen Kriege sehr beschädigt; ihre Zerstörung aber geschah 1689 durch die Franzosen.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) So steht im Gudenus, und der sonst so kritische Vogel hat das (Beschr. d. Herz. Nassau, S. 861) ohne weiteres acceptiert, obwohl es weder 1308 einen Herzog (!) Wenzeslaus von Böhmen, noch einen Grafen Johann von Nassau-Merenberg gab. Zwei solcher Leute haben überhaupt nie gleichzeitig gelebt.

Das nassauische Feldgericht.

2) Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung)

Man sieht, die Regierung bemühte sich, durch Uebertragung des Titels „Stadt(Gemeinde)rat" und „Ratsherren" auf das Feldgericht und seine Mitglieder der städtischen Verwaltung ein wenig Balsam auf die Wunde zu legen, die sie ihr durch Entziehung uralter Rechte verursacht hatte. Denn auch das Feldgericht war, wie ersichtlich, keine selbständig wirkende Behörde mehr; die reelle Mitwirkung bei Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit war ihm vielmehr fast ganz entzogen. Es wurde in jedem Amte an die Spitze der Verwaltung der letzteren der herzogliche Landoberschultheiß — die Benennung wurde aus der alten Herrschaft Idstein übernommen — also ein Staatsbeamter gesetzt, der seinerseits dem Amtmann unterstellt war. Ferner wurde der Geschäftsgang der alten usingischen „Kontrakten-Ordnung" für das ganze Herzogtum zu Grunde gelegt. Alle Kauf- und Tauschkontrakte, Aufnahmen und Löschungen von Hypotheken, Güterübergaben von Eltern an die Kinder, Schenkungen unter Lebenden, Beurkundungen letzter Willensäußerungen, öffentlicher Versteigerungen von Mobilien und Immobilien konnten nur vor dem Landoberschultheißen oder durch ihn vorgenommen werden. Auch den Feldgerichten zu Wiesbaden und Idstein wurde ihre seitherige Befugnis, derartige Akte vorzunehmen, entzogen. Dem Landoberschultheiß unterstand außerdem die Verwaltung des Vermögens der Unmündigen, Entmündigten und Abwesenden, sowie der Gemeinden, Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten.

Diese Verhältnisse bestanden bis zum Jahre 1848. Die straffe Zentralisation der Verwaltung, die anfangs gewiß durchaus nötig war, um das aus so vielen und so verschiedenartigen Gebietsteilen zusammengesetzte Herzogtum zu einem Staate zusammenzuschweißen, machte sich im Laufe der Zeit an sehr vielen Orten als drückende Last und hemmende Fessel fühlbar. Die herzoglichen Schultheißen verfuhren meist bürokratisch, hatten vielfach kein Verständnis für Gemeindeinteressen, zumal sie lange nicht überall aus der Gemeinde selbst stammten. Denn mit dem patriarchalischen Verfahren der alten Fürsten, die fast immer einen der angesehensten Gemeindebürger zum Schultheißen setzten, hatte man im Interesse der Verschmelzung der Landesbevölkerung völlig gebrochen. Die Bewegung des Revolutionsjahres richtete sich daher in erster Linie gegen die herzoglichen Ortsverwaltungsbehörden. Durch das Gemeindeverwaltungsgesetz vom 12. Dezember 1848 wurde die Selbstverwaltung der Gemeinden

verkündet; an die Stelle des herzoglichen Schultheißen und der Gemeindevorsteher trat der von der Bürgerschaft gewählte Bürgermeister mit Gemeinderat und Bürgerausschuß. Der Bürgermeister wurde auch Vorsitzender des Feldgerichts, das durch das genannte Gesetz gleichfalls nach dem Prinzip der Selbstverwaltung neu konstituiert ward.

Das neue Gemeindeverwaltungsgesetz wurde unterm 26. Juli 1854 durch ein anderes, in manchen Teilen modifiziertes ersetzt. Bezüglich des Feldgerichts blieb es im allgemeinen bei den Bestimmungen von 1848, außer daß die Feldgerichtsschöffen, statt auf zehn Jahre vom Gemeinderat gewählt, fortab nach gutachtlichem Vorschlag der Gemeinde vom Amtmann auf lebenslänglich ernannt wurden. Die das Feldgericht betreffenden §§ 20—23 des letztgenannten Gesetzes lauten folgendermaßen:

„Neben dem Gemeinderat besteht in jeder Gemeinde ein Feldgericht, als die Lokalbehörde für die Mitwirkung bei der Verwaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit.

Das Feldgericht besteht aus dem Bürgermeister und drei bis neun Feldgerichtsschöffen, nach der Größe der Bevölkerung und der Gemarkung.

Die Feldgerichtsschöffen, deren Amt lebenslänglich dauert, sollen zur Klasse der vermögenden Guts- oder Häuserbesitzer gehören und sollen anerkannt redliche, der Gemarkung und Landwirtschaft kundige Männer sein. Sie werden von dem Amt nach gutachtlichem Vorschlage der Gemeinde, beziehungsweise des Bürgerausschusses und des Feldgerichts ernannt und verpflichtet. Bei jedem eintretenden Erledigungsfalle werden dem Amte zwei Personen von der Gemeinde, beziehungsweise dem Bürgerausschusse und zwei von dem Feldgerichte vorgeschlagen.[1])

Das Amt des Feldgerichtsschöffen dauert in der Regel lebenslänglich; doch steht dem Amte die Entlassung zu, gegen welchen Beschluß ein Rekurs an das Hofgericht und nicht weiter stattfindet.

Die Funktionen eines Gemeindevorstehers können mit denen eines Feldgerichtsschöffen verbunden werden.

Dem Feldgericht ist die Aufsicht über die Gemarkungsgrenzen und die Grenzen der Privatgüterstücke anvertraut. Es führt zu dem Behufe die vorhandenen Lagerbücher und sonstige zur Sicherung des Grundeigentums dienende Bücher; es nimmt die vorkommenden Vermessungen und Aussteinungen nach Maßgabe der desfallsigen näheren Bestimmungen vor; es führt das Hypothekenbuch und fertigt die zur Errichtung der Hypotheken, sowie bei dem Uebergange von Grundeigentum durch Kauf, Tausch ꝛc. vorgeschriebenen Auszüge und Atteste und sonstige Urkunden nach Maßgabe der desfallsigen Gesetze und Verordnungen aus; es hat in allen Fällen, wo die Interessenten nicht andere Taxatoren wählen, oder durch Gesetze andere Schätzer bestimmt sind, den Wert der Grundstücke sowohl als andere zur Landwirtschaft gehörigen Gegenstände, z. B. Vieh, Früchte, Ackergerätschaften ꝛc. abzuschätzen.

Die Art der Vollziehung, sowie die Gebühren für die einzelnen Verrichtungen, werden in der Instruktion bestimmt.

Einen Gehalt haben die Feldgerichtsschöffen nicht anzusprechen.

Der Bürgermeister leitet alle Geschäfte des Feldgerichts. Er erläßt mit dem Feldgerichte in Feldpolizeisachen unter Androhung bestimmter Strafen für den Uebertretungsfall, welche drei Gulden oder sechs Tage Arbeit nicht übersteigen dürfen, die erforderlichen Ge- und Verbote, welche den bestehenden Gesetzen, Verordnungen und Instruktionen nicht widersprechen, gegen welche, jedoch ohne Suspensiveffekt, Rekurs an die Verwaltungsbehörden statthaft ist.

Die Strafen werden von dem Bürgermeister angesetzt. Wird das erlassene Ge- und Verbot als gesetzwidrig annulliert, so sind damit von selbst auch die infolge desselben erkannten Strafen aufgehoben und ist die Sistirung der Beitreibung oder die Rückerstattung derselben zu verfügen.

Der Bürgermeister kann in Notfällen mit Zuziehung von vier Testamentszeugen Testamente aufnehmen. Er zeigt die Sterbfälle aller Personen an, welche eigentümliches Vermögen hinterlassen und bei deren Nachlassenschaft die Rechte von abwesenden, minderjährigen und bevormundeten Personen zur Sprache kommen. Er nimmt, wo dies von dem Beamten nicht selbst geschieht, die Versiegelung und Entsiegelung von Verlassenschaften vor. Er hat bei Inventarisationen und Erbteilungen nach den gesetzlichen Vorschriften mitzuwirken. Er zeigt die Fälle an, wo Vormundschaften und Kuratelen anzuordnen sind und schlägt mit dem Feldgericht den Vormund oder Kurator vor, hat auch bei der Begutachtung von Veräußerungen des Immobiliarvermögens dispositionsunfähiger Personen mitzuwirken. Er ist berechtigt und verpflichtet, Namensunterschriften von Angehörigen seiner Gemeinde zu beglaubigen, sowie auf Anstehen der Beteiligten die Eröffnung von einseitigen Willenserklärungen an Angehörige seiner Gemeinde nach Maßgabe der Bestimmungen der Verordnung vom 16. Juni 1841 vorzunehmen. Er besorgt in der Verordnung über Viehhändel die den Ortsvorgesetzten aufgetragenen Funktionen. Er nimmt die Versteigerungen vor, die nicht von den Landoberschultheißen zu vollziehen sind."

Inzwischen war durch das sogenannte Stockbuchgesetz vom 15. Mai 1851 verfügt worden, daß anstelle der alten Kontrakten-, Stock- u. a. Bücher einheitliche S t o c k b ü c h e r für jede Gemeinde im ganzen Lande eingeführt werden sollten. Diese mußten enthalten: die Beschreibung aller Immobilien der Gemarkung mit sämtlichen darauf haftenden Beschränkungen, Lasten und Pfandschaften. Auf zwei gegenüber stehenden Folioseiten befanden sich zu diesem Zwecke neun Kolumnen (Nummer des Stock- und Lagerbuchs, Flächengehalt, Steuerklasse und Kapital, Beschreibung, Erwerbungsart des Immobile, Eigentumsbeschränkungen und Lasten, Annuitäten, Pfandrechte [Betrag, Verpfändungs- und Löschungsdatum] und Abgang; — letztere Kolumne für das Abschreiben bestimmt). Einer jeden Person, die in der Gemarkung Liegenschaften besaß, wurde ein solches Doppelfolioblatt zuerteilt, und die

[1]) Aehnlich wie 1816.

Besitzer wurden im Buche alphabetisch geordnet. Zugleich fand eine Regulierung, bezw. Neuanlegung der Hypotheken- und Lagerbücher und später eine Neuaufnahme der Gemarkungskarten statt.

Durch die Instruktionen vom 31. Mai 1854 und 2. Januar 1863 wurden die Obliegenheiten des Landoberschultheißen und der Feldgerichte geregelt. Der erstere, der Staatsbeamte, hatte das Originalstockbuch zu führen und die Revision und Vergleichung des Duplikatstockbuchs, das der Bürgermeister führte, außerdem die Auszüge und Prüfung, die Aufnahme und Ausfertigung von Urkunden zu besorgen. Die Vornahme von Geschäften des Immobilienverkehrs konnte aber auch mit wenigen Ausnahmefällen vor den Bürgermeistern geschehen und geschah praktisch auch meist vor diesen. Die Bestätigung der vorgenommenen Akte erfolgte dann durch den Landoberschultheißen.

Dem Feldgerichte, das sich je nach Bedürfnis wöchentlich ein- oder mehrere Male im Amtslokale des Bürgermeisters versammelte, lag folgendes ob: 1. Die Beaufsichtigung des Grundeigentums in der bisherigen Weise — für die Vermessungen wurden Bezirksgeometer angestellt — und die Fortführung der Karten und Lagerbücher. 2. Die Mitwirkung bei der Beurkundung von Rechtsgeschäften über Immobilien und die Führung der darauf bezüglichen öffentlichen Bücher, also die Aufbewahrung der Stockbuchduplikate, der Hypotheken- und Lagerbücher und der Karten, ihre Fortführung, die Eintragungen, Auszüge, Löschungen, das Ab- und Zuschreiben wegen Steuerveränderungen, die Teilung und Vereinigung von Grundstücken, die Errichtung von Hypotheken, die Geschäfte betreffend Zession hypothekarischer Forderungsrechte, Löschung von Pfandrechten, Eigentumsvorbehalt, Löschung anderer eingetragener Rechte, Familienfideikommisse und Dienstbarkeiten, dazu die Mitwirkung bei Auspfändung von Immobilien. 3) Die Mitwirkung bei Anordnung von Vormündern und Kuratoren, insofern das Feldgericht solche Personen in Vorschlag zu bringen hatte, und zwar Kuratoren für einzelne Akte wie zur dauernden Verwaltung von Vermögen und Erbschaften und zur provisorischen bei Konkursprozessen. 4. Die Abschätzung von Liegenschaften und von Gegenständen, die zur Landwirtschaft gehören (feldgerichtliche Taxation), und endlich von Feldschäden, die auf Antrag der Beteiligten oder von Behörden erfolgt, und die zu jedem Zwecke neu vorzunehmen war. — Die Gebühren beliefen sich nicht hoch; für Auszüge, Atteste, Augenscheine, Eintragungen, Ab- und Zuschreiben, Gemarkungsbegehung waren zu nassauischer Zeit durchschnittlich zwei bis fünfzig Kreuzer angesetzt nur für Eintragung von Hypotheken über 1000 Gulden und für größeren Zeitaufwand war der Satz auf anderthalb Gulden bemessen. Die Gebühren wurden unter die Mitglieder verteilt.

Somit hatte sich die Verwaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit in Nassau zu einer sehr fortschrittlichen Einrichtung der kommunalen Selbstbestimmung entwickelt, um die unser Ländchen in — mit Ausnahme von Württemberg, wo ähnliche Verhältnisse bestanden — ganz Deutschland beneidet wurde. Sanguinische Hoffnungen bestanden vielfach, die nassauische Gesetzgebung hierüber würde in einem künftigen geeinten Deutschland grundlegend oder doch vorbildlich werden.

(Schluß folgt.)

Christ und Diel.

1)

Zwei nassauische Pomologen.

Von E. Flick.

Unsere schöne und fruchtbare Heimat Nassau hat sich schon seit Jahrhunderten einer gedeihlichen Obstkultur zu erfreuen und darf sich im Zusammenhang damit rühmen, auch Größen ersten Ranges auf dem Gebiete des Obstbaues und der Obstkunde besessen zu haben; Männer wie Christ und Diel, die durch ihre Baumschulen und Schriften nicht nur auf ihre nächste Umgebung, sondern weit über die engen Grenzen Nassaus hinaus anregend und fördernd zur Verbreitung und wissenschaftlichen Begründung des Obstbaues wesentlich beigetragen haben. Das sollte für alle Zeiten den jüngeren Geschlechtern ein Sporn bleiben, sich des Ruhmes ihrer Ahnen würdig zu erhalten. Denn durch Christ und Diel sind Hunderte von Obstsorten aller Gattungen und Arten zu den damals in Nassau schon bekannten und bewährten aus andern Gegenden noch eingeführt und in den Baumschulen zu Kronberg und Diez nicht nur gepflanzt, sondern auch auf die Beschaffenheit des Baumes und der Frucht im Hinblick auf Boden und Klima vergleichend geprüft und in den Werken dieser Schriftsteller beschrieben worden. Ja, der Ruf von Christ und Diel ging so weit, daß selbst noch 10—15 Jahre nach ihrem Tode Bestellungen aus Rußland und Amerika unter ihrer Adresse eingegangen sind.

Bevor wir uns aber anschicken, das Leben und Wirken der beiden Männer in diesen Blättern zu schildern, müssen wir einem ziemlich weit verbreiteten Irrtum der jüngeren Generation in Nassau begegnen, dem nämlich, daß der Obstbau in unserem engeren nassauischen Vaterlande erst mit der Wirksamkeit der Pomologen Christ und Diel begonnen habe. Nassau hatte schon, wie wir bereits oben sagten, vor deren Auftreten, wie solches ihre Schriften selbst bezeugen, einen ausgedehnten Obstbau. Ob Christ und Diel jemals zu jenen pomologischen Größen ihrer Zeit herangewachsen wären, wenn sie nicht das Material zu ihren Beobachtungen und Studien in den Obstpflanzungen ihrer Umgegend vorgefunden hätten? Bekanntlich ist noch niemand auf trocknem Lande zum Schwimmer, in baumlosen Gegenden keiner zum Pomologen geworden. Christ und Diel kamen mit ihrer Neigung für die Obstkunde

und den Obstbau auf Nassaus Boden in das rechte Fahrwasser und besaßen zugleich das Talent, jenes für sich und andere auszunützen.

Beide waren Zeitgenossen und entwickelten ihre pomologische Thätigkeit gegen Ende des vorvorigen und in den ersten 2—3 Dezennien des eben verflossenen Jahrhunderts, Christ zu Kronberg an der südlichen Abdachung des Taunusgebirges und der angrenzenden Mainebene bis zur Wetterau hin, Diel zu Diez im Lahn- und mittleren Rheingebiete. Jeder von ihnen beherrschte sonach einen besonderen Kreis: eine lokale Verteilung zweier Kräfte, wie sie in Absicht auf die Ausbeute des Stoffes kaum zweckmäßiger gedacht werden kann. Den nachfolgenden Mitteilungen liegen teils die Schriften dieser Männer, teils ungedruckte Aufzeichnungen von ihren Zeitgenossen zu Grunde.

1. Johann Ludwig Christ, geboren am 18. Oktober 1739 zu Oehringen in Württemberg und gestorben am 19. November 1813 als Oberpfarrer zu Kronberg a. Taunus, war der Sohn des gräflich hohenlohe-neuensteinschen Kastenverwalters und Amtsgegenschreibers Johann Georg Christ zu Oehringen. Hier kommt noch heute der Familienname Christ vor. Nähere Nachrichten über Christs Jugend- und Studienjahre fehlen; jedoch ist es mehr als wahrscheinlich, daß unser Pomolog seine Jugendzeit bis zur Reife für den Besuch der Akademie in seiner Geburtsstadt verlebt hat. Auf welcher Universität er seine Fachstudien gemacht und wie er später den Weg in seine amtliche Stellung gefunden hat, konnten wir leider nicht ermitteln. Zu Weihnachten 1776 finden wir ihn als evangelischen Pfarrer, verheiratet mit Marie Regina, geborene Prinz aus Stuttgart, zu Rodheim, unweit Homburg v. d. H. Das nahe dabei gelegene Pfarrdorf Holzhausen war damals noch keine selbständige Pfarrei, sondern bildete eine Filiale von Rodheim. Die alten Leute von Rodheim und Holzhausen wissen noch heute aus dem Munde ihrer Eltern, bezw. Großeltern zu erzählen, welche großen Verdienste ihr vormaliger Pfarrer Christ sich um Hebung der Landwirtschaft, insbesondere um die Obstbaum- und Bienenzucht erworben habe, und die Pfarrchronik von Holzhausen gedenkt dankbar der noch heute in diesem Orte segensreich wirkenden Stiftung, die Christ daselbst als sogenannten „Frei-Schul-Fonds" unter Mitwirkung des Kirchenvorstandes angeregt und begründet hat, und der, trotz der spärlichen Mittel, gegenwärtig ca. 10 000 Mark beträgt. Ursprünglich sollte der Fonds dazu dienen, die Kinder ärmerer Leute der Gemeinde Holzhausen von Entrichtung des Schul- und Holzgeldes zu befreien. Jetzt wird er mit dazu verwandt, den Gehalt der beiden evangelischen Lehrer zu Holzhausen zu verbessern. Gebildet wurde dieser Fonds aus freiwilligen Beiträgen, Legaten und den bei Kindtaufen, Trauungen, Abendmahlsfeiern, sowie Leichen-Gottesdiensten erhobenen Kollekten.

Die Pfarrchronik von Kronberg, dürftig an Nachrichten über Christ, hebt besonders dessen Verdienste als Pomolog hervor und setzt hinzu: „Sein Aeußeres war nicht das gewöhnliche eines Geistlichen. Man hätte ihn an Werktagen, in einen grünen Oberrock mit großen Knöpfen gekleidet, eher für einen Forstmann halten können."

Christ gehörte zu denjenigen seiner Berufsgenossen, die neben der Seelsorge auch noch ein offenes Auge und warmes Herz für die äußere Wohlfahrt ihrer Mitmenschen haben; dies hat er durch Wort, Schrift und Beispiel bewiesen. Man kennt und nennt ihn heutzutage nur noch als Pomologen und Bienenzüchter, weil seine zahlreichen Schriften über diese beiden Fächer die meisten Auflagen erlebt und ihren Wert damit am besten bewiesen haben.

Während seiner zehnjährigen pfarramtlichen Wirksamkeit (1776—1786) zu Rodheim-Holzhausen hatte er Gelegenheit, den damals noch sehr mangelhaften Betrieb der Landwirtschaft in jener Gegend kennen zu lernen. Die Mißstände auf diesem Gebiete konnten seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen und veranlaßten ihn zur Veröffentlichung verschiedener gemeinverständlicher Schriften über Landwirtschaft. Es sei, um zu zeigen, wie er auf diesem Felde zu Hause war, seine älteste Schrift ausgewählt: „Unterricht von der Landwirtschaft und der Verbesserung des Feldbaues", Frankfurt a. Main 1781. Das Buch erregte damals allgemeines Aufsehen. Seine Vorrede ist ein Musterstück von lebendiger Auffassung und faßlicher Darstellung. Um den Leser auf den Hauptinhalt des Buches vorzubereiten, wird hier empfohlen: genauere Kenntnis des Bodens, Verbesserung desselben durch Auffahren und Vermengen verschiedener Erdarten, gründlichere und fleißigere Bearbeitung (Lockerung) des Bodens, rationellere Fütterung und Pflege des Viehes, Abschaffung des Weidganges, Stallfütterung, Vermehrung, zweckmäßigere Behandlung und bessere Benützung des Düngers, Kultur der Weiden, Verteilung der Gemeindeweiden an die einzelnen Ortsbürger zur Benutzung als Ackerbau, Verbesserung der Wiesen, Ausdehnung des Feld-Futterbaues durch Klee, Luzerne, Esparsette, Wicken und Erbsen, Abschaffung der Brache, Aufhebung des Flurzwanges durch Aufgeben der Dreifelderwirtschaft, Einführung eines geeigneteren Fruchtwechsels unter Berücksichtigung von Fabrik- und Handelspflanzen, Ablösung des Zehnten, Einschränkung der Schäfereien, Ersatz des Schafweideganges durch Pferch- (Hürden-) und Stallfütterung der Schafe, und endlich Ablösung des Hut- und Weiderechts. Die Regenten, Regierungsbehörden und Großgrundbesitzer werden aufgefordert, der Landwirtschaft auf jedmögliche Weise durch gesetzliche Bestimmungen, Einrichtung von Musterwirtschaften ꝛc. Vorschub zu leisten, die Fronen aufzuheben und sich die Staaten Holland, Belgien und England in Bezug auf Ackerbau und Viehzucht als Muster dienen zu lassen.

Um die Bodenerschöpfung durch zu häufige Wiederkehr derselben Pflanze auf demselben Boden begreiflich zu machen, verweist der Verfasser auf die schon damals bekannte Thatsache, daß ein junger Obstbaum, in das Loch eines ausgegrabenen alten Baumes gepflanzt, nicht gedeiht; es sei vielmehr nötig, den Boden unter dem Loche im Herbste 6—8 Fuß (2—2½ Meter) tief auszuheben, den dadurch entstehenden Kessel über Winter offen zu lassen, die Wände des Loches und die ausgeworfene rohe Erde

dem Froste auszusetzen oder auch andere Erde beizufahren.

War der Mann mit solchen Ideen (im Jahre 1781) seinen Zeitgenossen nicht um eine gute Strecke voraus? Hat es nicht eines Menschenalters bedurft, um diese Vorschläge in Ausführung zu sehen? Ob alle, die sich heute Pomologen nennen, mit ihrem Wissen auf einer so breiten Grundlage fußen?

Christ, der nach dem Inhalte des obigen Buches, wie nach den litterarischen Citaten in demselben, in der landwirtschaftlichen Litteratur zu Hause war, verstand es auch für das Volk zu schreiben. Sein „Güldnes ABC-Buch für die Bauern", Frankfurt a. Main 1787, 2. Auflage 1795, und sein „Bienenkatechismus für das Landvolk", Frankfurt und Leipzig — von 1793 bis 1806 erlebte derselbe drei Auflagen —, sprechen hierfür.

Mit seiner Beförderung zum Oberpfarrer von Kronberg (1786) wurde dem fleißigen Schriftsteller ein neuer Gesichtskreis seiner Thätigkeit und ein neues Feld zur Bearbeitung eröffnet. Schon damals lagen Kronberg und seine Umgebung im Schatten ausgedehnter Obsthaine. Die Kirschen, Pflaumen, Mirabellen, Reineklauden, die Aepfel, Birnen, Nüsse, Mispeln und süßen Kastanien versorgten in reicher Menge die Obstmärkte der Nachbarstädte, in erster Reihe das nahe Frankfurt. Kronberger Dörrobst, Kronberger Kastanien und Kronberger Apfelwein waren schon damals berühmt, und ihr Versand ging weit über die gewöhnlichen Absatzgebiete des frischen Obstes hinaus. Pomolog Diehl giebt in der Vorrede seines Werkes: „Versuch einer systematischen Beschreibung in Deutschland vorhandener Kernobstsorten" von Kronberg an, daß es im Jahre 1800 für 70 000 Gulden (ca. 120 000 Mk.) Obst verkauft habe.

Zur Rekrutierung der älteren und zur Anlegung neuer Baumfelder und Alleen waren Baumschulen nötig, und wie das Kronberger Obst, so standen auch die verpflanzbaren Bäumchen aus den Kronberger Pflanzschulen in weitverbreitetem Rufe. An Absatz fehlte es nicht. Die Baumschulbesitzer fanden in der Anzucht junger Bäume ihre Rechnung. Auch der Oberpfarrer Christ fand es seinem wissenschaftlichen und pekuniären Interesse entsprechend, Baumschulen anzulegen. Die Flächen in der Nähe der Stadt, worauf Christ junge Bäume zog, dienen heute anderen Zwecken. Für die deutsche Pomologie aber sind Kronberg und seine Umgebung, zumal jene Flächen, die Christ gehörten, ein historisch interessanter Boden.

Wie viele Bäume und Edelreiser sind nicht von Kronberg aus nach allen Richtungen versandt worden? Waren doch die guten Baumschulen zu Christs Zeiten in vielen Gegenden noch eine Seltenheit, wie viel seltener die Baumschulen berühmter Pomologen! Wie weit sich Christs Versendungen von Bäumchen und Edelreisern in die Ferne erstreckten, mag eine Mitteilung bezeugen, welche in der Vorrede seines „Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre", Seite 15 also lautet: „Ich hatte das Vergnügen, sogar bis an die Grenzen von Europa meine Bäumchen fruchten zu wissen und unter andern, in das russische Gouvernement Saratow oder die Kalmuckische Tartarei, nicht weit von Astrakan, zu Asien gehörig, gegen 300 Sorten der edelsten Obstarten zu verpflanzen und die rühmlichen Bemühungen eines dasigen deutschen Freundes (Hofrat und Staatsphysikus des Gouvernements Saratow, Dr. Mayer, aus Hannover gebürtig) zu unterstützen. Auch ist die Nachricht eingelaufen, daß die dahin übersandten — obgleich in gefrorenem Moose als Eisklumpen mit der Post über Moskau angekommen und hernach in drei Fuß tiefen Gruben aufgetauten — Bäumchen und englischen Stachelbeeren zur Verwunderung angeschlagen seien und in vortrefflichem Wachstum stünden und sind deswegen für dieses Frühjahr (1798) abermals über 100 Sorten in Bäumchen, Reisern und Samen dahin zu schicken verlangt worden."

Die hauptsächlichsten Werke von Christ über Obstbau und was darauf Bezug hat, sind folgende:

1) „Handbuch der Obstbaumzucht und Obstlehre." In vier Auflagen, wovon die neueste nach dem Tode des Verfassers 1817 erschien.

2) „Von Pflanzung und Wartung der Obstbäume."

3) „Der Baumgärtner auf dem Dorfe." In 2 Auflagen. Frankfurt a. M. 1792 und 1800.

4) „Pomologisch-praktisches Handwörterbuch." Mit 5 Kupfertafeln. Leipzig 1802.

5) „Vollständige Pomologie." Frankfurt a. M. In 2 Bänden, wovon der erste (Kernobst) 1809, der zweite (Stein-, Schalen- und Beerenobst) 1812 erschien. Hierzu erschienen 50 Tafeln kolorierter Abbildungen.

6) „Beschreibung eines vorzüglichen Dörrofens mit cirkulierenden Rauchgängen." Mit 1 Kupfertafel, Frankfurt a. M. 1791.

7) „Die Krankheiten, Uebel und Feinde der Obstbäume." Frankfurt a. M. 1808.

In den zwei voluminösen Bänden der „Vollständigen Pomologie" gipfelt die Obstkunde des Verfassers. Es war seine letzte Arbeit. In der Widmung des zweiten Bandes, die dem damaligen Großherzog von Frankfurt, Fürsten Primas des Rheinbundes, Karl von Dalberg, galt, sprach er schon die Ahnung aus, daß dieses Buch „vielleicht sein Schwanengesang" sein werde. Im folgenden Jahre (1813) wurde der zwar 74 Jahre alte, aber bis dahin noch gesunde und für sein hohes Alter kräftige Mann ein Opfer des bösartigen Nervenfiebers (Fleckentyphus), das aus den Lazaretten französischer Soldaten in hiesige Gegend eingeschleppt worden war. Christ ist also bereits vor 88 Jahren heimgegangen. Seine zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, haben in nicht glänzenden Verhältnissen schon längst das Zeitliche gesegnet. Der Sohn starb (mente captus) als Junggeselle. Die Tochter war an den Baumschulbesitzer Bleichenbach in Kronberg verheiratet. Ein Sohn dieser Ehe studierte Theologie und berechtigte als Geistlicher zu den besten Hoffnungen, starb aber schon in jugendlichem Mannesalter, als Pfarrer in Singhofen bei Nassau a. d. Lahn. Auch die übrigen Augenzeugen von Christs Wirken und

Schaffen sind ihm im Tode nachgefolgt; aber im Munde der Kinder und Enkel seiner Pfarrgemeinde lebt er noch fort. Die dankbare Einwohnerschaft Kronbergs hat dem verehrten Pomologen, ihrem vormaligen Oberpfarrer Christ, dem evangelischen Pfarrhause gegenüber ein einfach-schönes Denkmal errichten lassen. Die Uebergabe desselben an die Stadt, verbunden mit einer erhebenden Gedächtnisfeier an den Entschlafenen, erfolgte am 22. November 1885. Bei dieser Gelegenheit ließ ein ungenannter Poet ein hübsches Gedicht vortragen, welches den Pfarrer Christ im Himmel schildert, wie er von oben herab der Feier zuschaut und spricht:

„Was man dort vollführt,
Das dacht' ich nicht zu sehen!
Bin wirklich d'rüber tief gerührt,
Muß offen es gestehen:
Längst für vergessen hielt ich mich;
Allein daraus erkenne ich —
Klar muß mir's ja dies offenbaren,
Daß mein Gedächtnis sie bewahren!"

Auf das Lob des hinzutretenden Himmelspförtners antwortet Christ in bescheidener Weise:

„Es war mein Wirken doch zu schlicht";
(Sprach Christ) „ich hab' im Grunde
Nicht mehr gethan als meine Pflicht;
Nur davon giebt es Kunde.
Denn wenn ich auch als Pomolog
Gewürz'ges, schönes Obst einst zog
Und drüber schrieb, um's zu verbreiten,
Ist's kaum als ein Verdienst zu deuten!"

Hätte Christ auch nur das Verdienst, zum rationellen Betriebe der Landwirtschaft und Bienenzucht, wie zum Obstbau angeregt, und aufgemuntert zu haben, so wäre das schon genug, sein Andenken in Ehren zu halten. Und dieses große Verdienst hat ihm noch niemand streitig gemacht. Dr. Diel selbst, der weder Landwirt noch Bienenzüchter war, gesteht Christs Bedeutung in Hinsicht auf den Obstbau voll und ganz zu.

(Schluß folgt.)

Geographische Charakterbilder aus Nassau XI.

Von K. Jacobi.

Geologie unserer Heimat 4.

Im Verfolg der Betrachtung in der Nummer 7 der „Nassovia" unternehmen wir von Runkel aus, dort wo die Lahn in das Limburger Becken eintritt, eine Wanderung dem Laufe des Flusses entlang. An der Stelle, wo der Schienenweg das Thal verläßt, um eine nach Norden vorspringende Landzunge in einem durch Schalstein führenden Tunnel zu durchqueren, wendet der Fluß seinen Lauf in einem großen nördlichen Bogen um die genannte Hügelzunge. In Rücksicht auf den Zweck unserer Wanderung haben wir ein geologisches Kartenblatt zur Hand. Daß die Entstehung der erwähnten Ausbuchtung des Lahnthales weit in die Tertiärzeit zurückreicht, beweisen die an dessen Rand in großer Verbreitung auftretenden Quarzgerölle. Das heutige Limburger Becken bezeichnet, wie schon früher einmal erwähnt, den Ort eines tertiären Süßwassersees, der durch eine südlich gerichtete Senke, die ebenfalls durch das Auftreten tertiärer Quarzgerölle geologisch scharf markiert ist, mit dem Mainzer Becken verbunden gewesen zu sein scheint. In dem geologischen Aufbau der Gegend finden wir außer dem Devon nur jüngere Ablagerungen, Tertiär, Diluvium und ganz verschwindende Alluvialbildungen, wie bei Runkel zwischen der Stadt und der Lahn. Von eruptivem Gestein findet sich bei Runkel und Schadeck der Diabas, der aber neben dem ebenfalls mächtig auftretenden Schalstein wegen des sehr zersetzten Zustandes beider Gesteine schwer abzugrenzen ist. In enger Verknüpfung mit dem Schalstein finden wir in großer Menge Thonschiefer, meist mild, weich, von gelber, brauner oder rötlicher Farbe. Das Kerkerbachthal ist in seinem unteren Teile in Thonschiefer eingeschnitten. In größerer Ausdehnung bemerken wir zwischen Steeden und Runkel Züge von Kieselschiefer, im Thonschiefer aufsitzend.

Ein charakteristisches Gepräge verleiht der ganzen Gegend der in den Thaleinschnitten vorzüglich erschlossene Stringocephalenkalk. Petrographisch betrachtet ist die bald grob, bald fein krystallinische Masse teils reiner Kalkstein, teils mehr oder weniger dolomitisch, d. h. mit kohlensaurer Magnesia verbunden. (Der Namen „Dolomit" ist dem Namen des französischen Geologen Dolomieu nachgebildet.) Die chemische Analyse einiger Kalk- und Dolomitvorkommen durch Professor Fresenius hatte folgendes Ergebnis:

	Kalkstein		Dolomit		
	Hadamar	Heckholzhausen	Hadamar	Dietkirchen	Steeden
Kohlens. Kalk	98,52	89,80	57,68	56,23	53,58
„ Magnesia	0,91	3,81	40,63	43,11	42,63
Thon (mech. beigemengt)	0,19	3,51	0,46	0,13	2,35

Die fehlenden Prozentteile bilden Eisenoxyd, Manganoxyd und Wasser.

Der Stringocephalenkalk tritt fast stets in massigen Bänken auf, ohne eigentliche Schichtung. An Versteinerungen ist er arm. Er erscheint in drei größeren Zügen:

1. die Vorkommen bei Dietkirchen, Dehrn und Steeden,
2. die südlich von Hadamar anstehenden Kalkmassen, von den ersteren getrennt durch das Schiefer- und Schalstein-Vorkommen bei Ahlbach,
3. das Vorkommen nördlich von Hadamar in der Richtung nach Oberzeuzheim, das dann unter dem Löß verschwindet, um nordwestlich von Heckholzhausen wieder zum Vorschein zu kommen.

Die Ausbreitung des Kalksteines hat in den letzten zwanzig Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen; davon zeugen die zahlreichen Ringöfen der Gegend, in denen der Kalk gebrannt wird, um dann zur Mörtelbereitung, hauptsächlich aber zur

Schwemmsteinfabrikation im Neuwieder Becken verwendet zu werden. Auf die Erz- und Phosphoritvorkommen soll hier nicht weiter eingegangen werden, da diese ihre Bedeutung verloren haben, teils weil die Lager abgebaut, teils weil das Material der auswärtigen Konkurrenz nicht gewachsen ist. Besonders stark entwickelt ist das Diluvium (älteres Schwemmland), das aus Schotter, Diluviallehm, Löß und basaltischen Geröllmassen besteht.

Der eigentliche Schotter setzt sich aus verwittertem Material des älteren Gebirges zusammen, dem aber zahlreiche tertiäre Quarzgerölle und hier und da Bruchstücke von Basalt beigemischt sind. Er bezeichnet den Anfang der Thalbildung und liegt stets unter dem Lehm oder Löß. Die Ablagerungen, in denen die Zersetzung des Basaltes nicht weiter vorgeschritten ist, in denen die wohlerhaltenen Bruchstücke des Gesteins also sehr hervortreten, bezeichnet man passend als Basaltschotter und basaltischen Lehm (die in den Lahnbogen sich erstreckende hügelige Erhebung).

Der durch die Verwitterung des Basaltes entstandene Lehmboden zeichnet sich in trockenen Jahren durch große Ertragfähigkeit aus. In nassen Jahren macht sich seine geringe Durchlässigkeit unangenehm bemerkbar, indem die Bodenbestellung durch Zusammenballen (der Landmann sagt durch „Klößigwerden") sehr erschwert wird. Auf dem Schotter liegt der Diluviallehm und Löß. Nur dieser führt Petrefakten, von denen die Konchylien größtenteils mit jetzt lebenden übereinstimmen.

Weit interessanter als die Hauptablagerung des Löß, des kalkigen Schlammes der Diluvialfluten, zeigen sich gleichzeitig entstandene, knochenführende Gebilde, wie in einem Seitenthälchen der Lahn bei Steeden.

Die Kalk- und Dolomitfelsen des Lahnthales umschließen nämlich an mehreren Stellen größere und kleinere Höhlen, in welchen fossile Knochen gefunden wurden, ganz besonders bei Steeden.

Kein Gestein ist zur Bildung von Spalten und Höhlen geeigneter, als Dolomit, wegen der rasch sich vollziehenden Verwitterung. Die pittoresken Felsen unterhalb Steedens, die nunmehr industrieller Ausbeutung zum Opfer gefallen sind, sowie die felsige Schlucht mit den bekannten Höhlen, im Volksmunde die „Steerer Lecher" genannt, denen man jetzt auch mit Bohrer und Hammer, Sprengpulver und Dynamit zu Leibe geht, zeichnen sich besonders aus.

Der von Obertiefenbach kommende und bei Steeden in die Lahn mündende Leerbach ist wasserarm, weil er unfern des Ortes Niedertiefenbach versinkt, ein Beweis von dem Vorhandensein unterirdischer Höhlen und Wasserläufe. Zwischen dieser Stelle und der Mündung befindet sich die genannte tiefe und enge Schlucht die der erodierenden Thätigkeit des Wassers ihr Dasein verdankt. An der linken Wand dieser Schlucht befinden sich die Höhlen „Wildhaus" und „Wildscheuer". Zwischen beiden führt eine jähe Böschung auf eine kleine Hochfläche den „Herrenplatz", der sich durch eine Steinumwallung auf allen Seiten als Wallburg darstellt. Die Höhlen dienten im französischen Revolutionskriege den Bewohnern als Zufluchtsort. Auf der rechten Seite der Schlucht liegt der sogenannte „Wilde Pütz" und auf der Thalsohle ein viereckiger Felsblock mit einer kopfgroßen Vertiefung, das „Wildkesselchen", „darin immer Wasser steht und nie versiegt." Am Ausgang der Schlucht entspringt aus den dort anstehenden Lößwänden eine Quelle, der „Wildbrunnen", dessen Wasser gar heilsam für die Augen sein soll. „Auf dem Herrenplatz," der eine prächtige Aussicht ins Lahnthal bis nach Schaumburg hin gewährt, „haben die Herren immer ihren Jagdtrunk gethan." So die Tradition der Bewohner. Gelegentlich gemachte Funde von Knochen und Resten von allerlei Geräten veranlaßten den Vorstand des Altertumsvereins, die Untersuchung der genannten Oertlichkeiten im Oktober 1874 und im Jahre 1882 ins Werk zu setzen.

Die beiden erwähnten Höhlen wurden ausgeräumt. Von großem Interesse waren die Wirbeltierreste, sowie menschliche Reste und Kunstprodukte, die sich in den mit Löß erfüllten Spalten des Gesteins fanden. Unter den Kunstprodukten ist besonders bemerkenswert ein ca. 40 cm. langer Dolch, der mit Strichen verziert und aus einem Elefantenstoßzahn hergestellt ist, sowie eine große Menge von Steinmessern. Sämtliche Fundstücke, die hier alle aufzuzählen nicht angängig ist, sind im Museum zu Wiesbaden aufbewahrt.

Das Drama auf Lahneck.

1)

Von C. Trog.

Motto: Was ist das beste Leben anders,
als ein Gang zum Grabe? —

Es ist dem Menschen bestimmt, einmal zu sterben. An dieser Wahrheit zweifelt niemand, jeder weiß, daß der Tod kein Alter, keinen Stand und kein Lebensverhältnis verschont, wie das auch das Drama auf der Burg Lahneck zeigt, wo er eine kaum aufgebrochene Menschenblüte knickte, während er an so manchem weltmüden Greise vorübergeht; wo er in einem überaus glücklichen Familienkreise die erwachsene Tochter aus dem Arme der Mutter, vom Herzen des Vaters nahm, während er doch an so manchem Hause vorbei wandelt, wo alle Tage Zank und Streit herrscht.

Anmerkung des Herausgebers. Der tragische Vorfall, der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts alle, die von ihm vernahmen — und er wurde in einer ganzen Reihe von Zeitungen erwähnt — tief erschütterte, ist merkwürdiger Weise heute fast ganz vergessen. Selbst an Ort und Stelle will man nicht mehr recht etwas davon wissen. Aber: Quod non est in actis, tamen est in mundo —; der Herausgeber erinnert sich aus seiner Jugendzeit des Er-

Der Mensch weiß, daß er einmal sterben muß, er weiß aber nicht, wie und wann und wo er stirbt, und das ist ihm eine große Wohlthat, aber auch eine Mahnung, die ihm der Wahrspruch des Grafen Johann von Nassau, des Stifters der Hohen Schule zu Herborn, in den Worten in die Seele stellt: „Wer stirbt, ehe er stirbt, der stirbt nicht, wenn er stirbt!"

„An des Lebens voller Blüte hängt des Menschen Seele fest,
Wie des Taues Perlentropfen in der Rose süßem Nest.
Aber wenn er auf die Erde mit den welken Blättern sinkt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in sich trinkt."

Unsere kleine Erzählung führt uns in das Jahr 1851 zurück. Die englische Familie William Dubb — Vater, Mutter und Tochter — war nach Deutschland gekommen und weilte in der Sonnenstraße unseres Vaterlandes, am Rhein. Dieses glückliche Menschen-Kleeblatt hatte vorübergehend in Koblenz sein Standquartier genommen und machte von da aus oft Fußtouren in die reizende Umgebung. Eine solche Fußtour wurde auch eines Tages nach dem schönen Lahnthale unternommen, und die kommende Nacht ward in einem Dorfwirtshause der Gegend verbracht. Früh am Morgen, als die Eltern noch ruhten, wanderte die junge Tochter mit ihrer Skizzenmappe, wie sie es zuvor so oft gethan, allein in den lachenden Frühlingstag hinaus, und — von diesem Gange ist sie nicht wieder zurückgekehrt.

Schwebenden Ganges und mit leuchtender Miene, bekleidet mit hellen, wallenden Gewändern, schritt die schöne Tochter Altenglands an jenem herrlichen Frühmorgen dahin, und ihre vor Entzücken strahlenden Augen ruhten auf der goldschimmernden Gegend voll rauschender Wälder und klingender Quellen, voll weihrauchduftender Wiesen und singender Vögel. Links und rechts am Wege blühten die Obstbäume, womit der Lahngau gesegnet ist. Ein linder Windhauch bestreute sie mit weißen und roten Blüten, wovon der Weg bereits bedeckt war. Hellauf sangen die Vögel in Wald und Wiesen und zirpten die Grillen in dem hohen Grase, dessen buntfarbige Blumen mit den Blüten der Bäume um die Wette dufteten. Dabei läuteten die Glocken der Kirchen und Kapellen in der Runde durch die leis webende Luft, und es wölbte sich der klarblaue Himmel über den Bergen, über Strom und Wald, über den Dörfern und Städten, daß dem Wanderer in all dieser Pracht die Welt als ein großer, heiliger Dom und das Rauschen der Lahn im Thal, die sich dort bei den beiden Lahnstein mit Vater Rhein vermählt, wie hehrer Orgelton erscheinen mußte.

So war es auch der jugendlichen Wandrerin zu Mute, deren Fuß aufwärts strebte zur Höhe hinauf, um von dort aus einen Ueberblick über die Gegend zu gewinnen. Und endlich stand sie droben: zu ihren Füßen lag, wie auf einer plastischen Karte aufgerollt, ein Paradies, und wie trunken blickte sie und verloren auf das schöne Landschaftsbild. Ueber den Strom von drüben grüßten die Zinnen der Königsburg Stolzenfels märchenhaft schön zu ihr herüber; drunten führte der Rhein seine breiten, silberglänzenden Wogen nordwärts, und über ihm stieg der Rauch der Dampfschiffschlote in die Lüfte. Dann traten viele Lahn- und Rheindörfer und -städtchen mit ihren Villen, Gehöften und Mühlen, mit ihren lieblichen Auen, Obst-, Wiesen-, Frucht- und Rebengeländen vor ihren Blick; überall bewegten sich frohe Menschen, lachend, scherzend, singend, Sträuße windend, oder wirkend und schaffend in emsigem Fleiß, was das Brot bringt. In der Seele des jungen Mädchens klang es wie ein Lobgesang, und über ihre Lippen flossen die Worte: „Herr, mein Gott, wie ist deine Erde so schön!" Ja, sie konnte sich nicht satt sehen an der Fülle dieses Wundergartes, den man gern das „Deutsche Nizza" nennt, und unwillkürlich sang sie leise dem Dichter die Liedworte nach:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld!"

Und über ihr, noch höher hinauf, standen im Sonnenglanze die Rudera der Burg Lahneck, welche Frau Sage mit einer Heldenmär umsponnen hat, worin sie zwölf edle Tempelritter gegen eine große Uebermacht kämpfen und mit dem Rufe in den Tod sinken läßt: „Wir sterben kühn und ergeben uns nicht!"

„Uns aber winkt das Heldenmal
Entgegen uns zum Gruße;
Noch grünt das holde Zauberthal
Wie einst an seinem Fuße.
Und wenn im Wald der Kuckuck ruft,
Maiglöckchen hauchen Blütenduft,
Dann rauscht wie Geisterklage
Um Burg und Berg die Sage."

Wir verlassen für kurze Zeit die jugendliche Wandrerin, die im Wonnegefühl eines reinen Naturgenusses nicht ahnte, daß ihr Morgengang durch dieses Paradies ein Gang zu ihrem frühen Grabe sei.

Wie bereits erwähnt, war Miß Idylia Dubb — dies ist ihr voller Name — am Morgen frühe mit ihrem Skizzenbuche ausgegangen, ohne den noch ruhenden Eltern zu sagen wohin sie gehen und wann sie zurückkehren wolle. Ein solches Schweifen und Streifen war Idylias Art; deshalb fiel ihr früher, zuvor nicht besprochener Ausgang den Eltern nicht weiter auf. Sie wußten, daß ihre Tochter nicht nur eine passionierte Naturfreundin, sondern auch eine leidenschaftliche Malerin war, die, fand sie eine schöne Landschaft, nicht ruhete, bis diese ihrer Mappe einverleibt war. Und mit wie vielen herrlich-interessanten Bildern konnte sie in dem paradiesischen Lahn- und Rheinwinkel ihr Skizzenbuch bereichern!

Die Eltern waren also in der Fliederlaube des Dorfwirtshauses so froh gemutet, wie ihr Kind draußen auf den Bergen; nichts trübte ihre Gemütsruhe und Gemütsheiterkeit; selbst als Idylia am Mittage nicht zurückkehrte, besorgten sie nichts. Doch als die Schatten des Abends niederdunkelten und die Tochter immer noch nicht zurück war, da warf die Sorge auch ihre Schatten in die Herzen von Vater

eignisses noch sehr genau, und der Herr Verfasser kann eine ganze Reihe Ohrenzeugen namhaft machen. Deshalb soll die Erzählung, die nach den Darstellungen in damaligen Blättern geschrieben ist — das Historische und die Tagebuchstellen sind wörtlich entnommen —, hier ihren Platz finden. Wenn einige Hyperkritikusse sich trotzdem hinein verbeißen wollen, so haben wir nichts dagegen.

und Mutter, und sie stellten, ängstlich geworden, Nachforschungen nach dem Verbleibe ihres Kindes an. Wie ein Lauffeuer lief die Kunde durch das Dorf, daß das schöne englische Fräulein, welches mit ihren Eltern im Wirtshause logierte, vermißt werde, vielleicht verirrt oder auch verunglückt sei. Die natürliche Gutmütigkeit der Dorfbewohner trieb alle an, welche gesunde Füße hatten, sich den wehklagenden Eltern zur Verfügung zu stellen, und so wurde Berg und Thal, Wald, Strom und Bach durchsucht, doch ohne Erfolg; von der Vermißten war auch nicht die geringste Spur gefunden.

Die Boten, welche noch täglich auf die Suche ausgeschickt wurden, hatten ihre Streife bis an den Fuß der Burg Lahneck, die damals noch eine Ruine war, ausgedehnt; aber keinem unter denselben fiel es ein, anzunehmen, daß das englische Fräulein die Ruine erstiegen oder erklettert haben könnte. So kam es, daß die Burgruine nicht untersucht wurde, und so kam es, daß alle Nachforschungen, alle ausgesetzten Belohnungen, alle Aufrufe in den öffentlichen Blättern sich als fruchtlos erwiesen. Nicht die leiseste Vermutung, wo die Vermißte geblieben, was ihr geschehen sein könnte, wurde gewonnen: es war, als habe die Erde das Mädchen verschlungen.

Was die beklagenswerten Eltern in jener Zeit des Verschwindens ihres Kindes gelitten haben, das kann man ihnen nachfühlen; aber ausdrücken und beschreiben läßt sich solch ein heißer Seelenschmerz, ein solches Herzweh nicht. In ihrer Prüfung, in ihrem Leid, konnte sie nur ein Stab stützen, der eine Stab, der niemals bricht, und von dem die Worte strahlen: „Seid stille und erkennt, daß ich der Herr bin!“ Und als dann das arme Elternpaar sich endlich in sein Schicksal fügen und ohne das geliebte Kind heimwärts ziehen mußte, da konnte ihm die mitfühlende Bevölkerung zum Abschiede nur den Trost mitgeben:

„Weine nicht,
Und sank auch in das kühle Grab
Ein Herz, das du geliebt, hinab,
Hörst du's durch Trauerweiden wehn?
Da rauscht es süß: „Auf Wiedersehn!“
Drum weine nicht!“

Wie das im Welttreiben so geht: noch Wochen und Monate lang wurde von der Bevölkerung das rätselhafte Verschwinden der Miß Idylia Dubb besprochen und diskutiert, dann blaßte die Erinnerung daran nach und nach ab, und nach Jahr und Tag war das unglückliche Mädchen und ihr etwaiges Schicksal vergessen. Aber die Zeit, die alles sieht und hört, vergißt nichts; sie bringt unfehlbar endlich alles an den Tag. Sie brachte auch Licht in das vorliegende Rätsel, und zwar durch einen Umstand, der zugleich den verhüllenden Vorhang aufrollte; sodaß das schreckliche Drama in allen seinen Phasen offenbar wurde.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Der Name „Strinz“. Die Neigung, den Ursprung von Worten, namentlich aber den unserer heimatlichen Orts- und Flußnamen zu erforschen, ist in der Jetztzeit wiederum stärker hervorgetreten. Hiervon legen die gelungenen Erklärungen z. B. von „Seeroden“, „Ueberhoben“, „Wellritz“ und „Kalamitz“ Zeugnis ab, und es steht zu hoffen, daß auf diesem Wege energisch weitergeschritten wird. Auch ich möchte an diesem Vorgehen in bescheidener Weise teilnehmen. Ich verkenne nicht, wie schwierig das Thema selbst für den gebildeten Laien ist, hat sich doch ein so anerkannter Forscher wie C. D. Vogel von Etymologieen ferngehalten, und der doch sehr belesene Joseph Kehrein enthält sich vielfach und absichtlich der Erklärung von Orts- und anderen Namen. Oft muß der Erklärer den strikten grammatischen Beweis schuldig bleiben; dafür aber kann er topographische und viele andere Hilfsmittel anwenden, um seine Meinung zu stützen, und wenn das alles sich logisch reimt, dann mag immerhin der Beweis für die richtige Auslegung erbracht sein.

Als ich vor Jahren anfing, mich mit den Ortsnamen der Umgegend von Wiesbaden zu beschäftigen, zog mich unter vielen andern der Name „Strinz“ an.

Daß Trinitatis und Margarethä nur kirchliche Bedeutung haben können, ist jedem ohne weiteres klar; — was aber bedeutet: Strinz? Obgleich ich viel im schönen Deutschen Reiche herumgekommen bin und auf die Namensunterschiede bei den einzelnen Stämmen geachtet hatte: dieser Name war mir etwas ganz Neues und Fremdes. Die mir zugänglichen Quellen schwiegen sich aus. Auch Arnold giebt in seinem Buche „Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme“ keine Erklärung, sondern nur eine durch ein Fragezeichen verstärkte Vermutung. Mir persönlich als Sprachforscher bezeichnete Herren vermochten ebenfalls keinen Aufschluß zu geben. Es ging also vielen Leuten wie mir. Es mag mir nun verstattet sein, im folgendem kurz die Erklärung von Strinz zu geben.

Zum früheren nassauischen Amte Wehen gehörig, erhebt sich ein Hochplateau, das weiterhin nördlich bis zur Lahn, westlich und südlich bis zur Aar und im Osten bis zum Wörsbache reicht. Es ist ungleich hoch und von vielen Thälern, aber wenigen zum Teil sehr alten Straßen durchzogen. Besonders charakteristisch für diesen Landstrich ist sein magerer, unergiebiger Boden und sein noch jetzt oft sehr rauhes Klima. Zur Zeit der Römer und im frühen Mittelalter mag das noch viel mehr der Fall gewesen sein und eine frühe Ansiedlung erschwert haben. Die alte Römerstraße über die Hünerkirche ging sicherlich durch dichten Wald, der nur für die Jagd und den Fischfang von Belang war. Westlich nun von dieser Straße, der späteren sogenannten „Mainzer Straße“, und nördlich vom Pfahlgraben liegen in Thälern desselben Baches die Dörfer Strinz-Margarethä und das wichtigere Strinz-Trinitatis. Als hier nebensächlich sei erwähnt, daß Strinz-Trinitatis, als Obirnstrinzige oder „ecclesia S. Trinitatis in superiori Stryntz“ urkundlich 1332 erwähnt wird, Strinz-Margarethä dagegen erst 1446. Diese Zahlen beweisen die späte Besiedlung. Die benachbarten Dörfer werden dagegen urkundlich bereits im 9. Jahrhundert erwähnt, so z. B. Kettenbach (vom Eigennamen Chetto) 875, Bauroд 888, Wallbach 888, Gersrod, Gerhardsrod 974. Der Name Strinz oder Strinzige, auf dessen Erläuterung es mir hier allein ankommt, haftet an dem Bache, an dessen Quellgewässern beide Orte liegen; wie denn fast alle Bachnamen ungleich älter sind, als die von menschlichen Niederlassungen. Wenn ein Bach solchen Namens auch erst in „Term. Blidenst.“ urkundlich im Jahre 812 erwähnt wird als Strincepha oder ad strincepham flumen, so ist doch der erste Teil des Namens uralt und althochdeutsch. Der zweite Teil, cpha ist nur eine andere Form für affa = Bach. Strinc ist gleich Strinz, strincepha also = Strinzerbach, wie man ihn wohl noch heute nennt. Das Wort Strinz mag wohl schon dem 5. oder 6. Jahrhunderte oder noch früheren angehören und bedeutet soviel wie öde, unbebaut, wüst. Wir haben gesehen, daß diese Bezeichnungen in der That auf das in Frage stehende Gelände anzuwenden sind. Das erklärt auch die

auffallende späte Besiedlung. Da der Bach gleichen Namens keineswegs, kocht oder schäumt — nicht mehr wenigstens als alle Waldbäche —, so erscheint mir ausgeschlossen „Strinz" etwa von dem althochdeutschen Verbum stranzen, strenzen, strinzen, soviel als groß thun, auch unruhig herumlaufen, abzuleiten. Auch würde ein solcher starker Bach eine viel frühere Besiedlung seiner Ufer herbeigeführt haben. Höchstens könnte man das Rauschen des dichten Waldes = Einöde auf strinzen beziehen. Mit Strinz ging es, wie mit vielen althochdeutschen Worten, — man verstand sie nach Jahrhunderten nicht mehr. So bildete man Hartwald oder (Lore-) Leiselsen. Strinz scheint im Mittelhochdeutschen sich nicht mehr haben halten zu können; an seiner Stelle trat das Wort „Triesch" auf, was ebenfalls ein wüstes, unbebautes Stück Land bezeichnet. So finden wir denn auch auf der Spezialkarte für das Herzogtum Nassau vom Jahre 1819 die Gemarkungs-Bezeichnung „Triesch" (auf dem Nierhahn), gleich nordöstlich von Strinz-Trinitatis. Für dieselbe Gegend also die gleiche, wenn auch lautlich doppelte Bezeichnung. Den Beweis glaube ich somit geführt zu haben: Strinz = wüst. J. Wagner-Wittenberg.

J. H. **Der Kirchensatz zu Kriftel.** Wie dieser von dem Stifte Frauenberg in Fulda dem Liebfrauen-Stifte „ad gradus" zu Mainz 1389 auf Kreuzerhöhungstag übertragen wurde, berichtet folgende Urkunde.

„Wir Conrad an dem Berge, Probst, Heinrich Dechan und der Convent gemeinlich in des Stiftes und Klosters zu unserer Frauen Berge bie Folde, sant Benedictus Ordinis, bekennen uffinlich in diesem Brieffe und tun kund allen Luten die yn ummer sehent odir forent lesen, daß wir mit rechtem Wissen, Willen und Rathe des ehrwürdigen Vater und Herrn Friederichs, Abtes und des Herr Karlv, Dechans, in unserm Capitel — um besunderen Liebe und Frundschaft, die wir han lange Zyt gehabt und noch han zu den erbaren Herrn dem Dechanten und dem Capitel des Stifts Unsero Frauen (Frauwen zu den Gredden B. Mariae V. ad gradus) zu Meutze, und auch um Dienst und Furdernisse, die sie uns getan han und noch tun mögen zu Zyten, han wir yn (ihnen) den Kirchensatz der Kirchen des Dorfes zu Crüftel by Hoveheim by demme Meine gelegen, mit wohlbedachtem Mude und Willechen gegeben immer ewiglich zu behaben crafte dieses Brieffes, mit allen Rechten, Friheiden, Gewonheiten und Zugehorde, als wir und unser Vorfaren denselben in Kirchsatz bisher gehabt von Alder herbracht han." .... „Zu mehren Sicherheit han wir Friedrich von Gottes Gnaden, unser Aptie groß Ingesiegel und wir Karl Dechan und des Kapitel unser Stifts und Capitels groß Ingesiegel durch bede Willen vorgenannten Conrad Probstis Heinrich Dechans .... an diesen Brieff gehencket, der gegeben wurd, da man zälte nach Christus Geburt Dreizehnhundert jar und nün und achtzig jar uff des heiligen Cruzestag, als es herhaben wart." —

Nach: Würdtwein, Dioec. Mog. II. Krft. Pfarr-Chronik, ges. Jos. Häuser, Mainz.

Hinsichtlich des Beinamens des mehrfach genannten Liebfrauenstiftes macht Häuser die Bemerkung, daß in Mainz mehrere solche bestanden, eine Unterscheidung also geboten war: „Maria Dahlheim" von Zahlbach, „Maria in Campis" (im Felde) auf der Höhe bei Weisenau, auch „Heilig Kreuz" genannt, „Maria in undis", da wo heute die Sankt Peterskirche steht, bekannter unter dem Namen „Unden Münster" verderbt auch: Uben oder Oden Münster. („In undis", in den Wellen = Ueberschwemmung, weil es, so nahe am Rhein gelegen, dieser ausgesetzt war.)

Die Rechtswirkung der angeführten Urkunde blieb so lange in Kraft, als Kurmainz bestand, also bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Unsere Koloratursängerin Frl. Hedwig Kaufmann war bekanntlich schon früher von der Berliner Hofoper engagiert worden. Herr von Hülsen hörte die junge Künstlerin, ließ sie gastieren und wußte es zu erreichen, daß sie von der hiesigen Bühne auf drei Jahre vorengagiert wurde. Nunmehr ist diese Zeit abgelaufen. Frl. Kaufmann verabschiedete sich am 20. Juni als „Rosine" in Rossinis klassischem „Barbier von Sevilla." Seit langem war es wieder einmal, daß auf dem Theaterzettel eine „Abschiedsvorstellung" offiziell angekündigt wurde. Die Vorzüge des prächtigen Organs, das jenachdem in sprühender Kraft oder zartem Schmelz stets in tadelloser Reinheit und Vollendung die herrlichsten Triller und elegantesten Läufe hinauf bis zur steilsten Höhe mit Leichtigkeit und Lieblichkeit wagen darf, es bewährte sich auch in der Abschiedsrolle wiederum vortrefflich. Gleich wirksam war das Spiel, das durch die gute Schule unserer Hofbühne ganz entschieden erst so vollkommen geworden ist. Auch die Vorzüge der äußeren Erscheinung der Künstlerin sind männiglich bekannt. Die Verehrer und Verehrerinnen der jungen Dame waren zahlreich erschienen, um ihre Ovationen darzubringen. Eine erste Kraft geht unserer Hofbühne mit der Scheidenden verloren.

Eine Serie von 4 Ansichtspostkarten vom neuen Theaterfoyer hat die Firma R. Bechtold & Co., Wiesbaden in den Handel gebracht. Die Ansichten, 2 äußere und 2 innere, sind feine Heliogravüren, in braunem, bezw. grauem Tone gehalten, trefflich ausgeführt und lassen die ganze Schönheit des neuen Baues vorzüglich erkennen.

M. E. **Kurhaus zu Wiesbaden.**

„Mit Sturmwind und Regen
Verschied der April;
Die Stürme sich legen,
Die Winde sind still" —

singt Baumbach. In diesem Jahre ging aber alles durcheinander. Aprilwetter hatten wir im März, Märzensonne im April, und im Mai — ach, du heiliger Petrus! — das Mailüftel war Wintersturm erster Güte geworden. „Einfach scheußlich!" sagte man und ließ sich die Wilhelmstraße hinabtreiben, um an der Rheinstraße mit von der Ringkirche Herabgewehten zusammenzurempeln und mit einem sauersüßen „Pardon!" und „Hundewetter!" zwischen den Zähnen sich weiterzukämpfen. Unser schöner Taunus sah traurig aus; das junge, zarte Buchenlaub erfror, und die Landschaft erhielt dadurch ein ganz verändertes, herbstliches Gepräge. Infolgedessen gab es in diesem wunderschönen Monat Mai wenig Frühlingsblumen und noch weniger — Frühlingsgedichte. Letzteres ein Trost, aber freilich ein schwacher Trost für verregnete Tage, Schnupfen und Rheumatismus. Anstandshalber fühlte sich nun der Juni verpflichtet, das Benehmen seines Vorgängers zu korrigieren und brachte uns ein ungleich besseres Wetter; aber ein bischen unbeständig sieht es doch noch immer aus. Und so finden wir denn, wenn wir die Programme des Kurhauses durchblättern, recht viel „Ausfälle" wegen ungünstiger Witterung. Das Frühlingsfest, ein illuminierter Abend und zwei Gartenfeste mußten geräuschlos aus dem Repertoire verschwinden. Aber zweimal gelang es Miß Polly doch, mit ihrem Riesenballon in die Höhe zu steigen und dort oben das Mailüfterl zu genießen. Für die ausgebliebenen Frühlingswunder entschädigte uns Herr Mennier-Selar mit einer Soiree ganz moderner Wunder (7. Mai). Für unsere sportslustige Jugend fand Mitte Mai auf der „Blumenwiese" ein Lawn Tennis-Turnier statt und für alt und jung zwei Rheinfahrten (22. Mai und 19. Juni). Musikdirektor Böttge kam mit seiner weltberühmten Kapelle des badischen Leib-Grenadier-Regiments (18. Juni), und zur Sonnenwende gab es den beliebten alljährlichen Rosenball. Die Wiesbadener Rosen halten Wort bei jedem Wetter. Und nun, kaum, daß die diesmal etwas lang anhaltenden Frühlingsstürme gewichen, kommt zum Quartalsschluß (27. Juni) das größte Bläserkorps des Kontinents „Cercle Instrumental", 110 Künstler; kurz und gut, man läuft in diesem Jahre stets Gefahr, — angeblasen zu werden.

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** Der Kunstsalon Banger bietet ein buntes Allerlei. Da werden wir zunächst durch den Italiener Minozzi an einen Größern erinnert, den wir vor kurzem hier gesehen. Der Einfluß Segantinis auf die italienische Kunst scheint ein sehr tiefgehender zu sein. Aber Minozzi ist doch, wenn auch kein Meister von großer Bedeutung, eine selbständige Natur. Es liegt viel lyrische Poesie und Liebenswürdigkeit in den genrehaften Stimmungsbildern wie „Notte di vento", „Cardi" oder „Tristezza". Wenden wir uns von ihm zu Hofmann; auch er ist ein Lyriker der Farbe, nicht der Stimmung. Die „Frühlingslandschaft" sucht ihresgleichen an feinsinniger Farbenzusammenstellung. Prächtig ist der jugendliche „Reiter", der sein Pferd in die Schwemme treibt

oder das „Tanzende Mädchen“. Es steckt eine fröhliche, reizvolle Seelenlosigkeit in diesen farbigen Plaudereien. Eine angenehme Ueberraschung bietet Seiler mit seiner „Atelierszene“, mit der er sich zum erstenmal über das Niveau der Familienjournalillustratoren erhebt. Kudierschky nähert sich in seinen Landschaften dem Stile der alten Frankfurter Schule. Rudiffers „Somnambüle“ (Skulptur) steht völlig auf dem Boden der Renaissance. Für den Humor, der in der herannahenden Sauregurkenzeit wohlzuthun beginnt, sorgt Strathmann. Das ist wirklich echter, kostbarer Humor; diese Typen der „Sieben Schwaben“, der „Dorfmusikanten“, des „Bacchantenzuges“ oder des „Spazierganges“ sind uns hundertmal bekannt und doch ewig neu. Glückliche Kunst, die alles Lächerliche so betachen kann! Zu erwähnen bleibt noch Stockhausen mit einem schönen „Akt“, Kossuth mit den Porträten zweier Hunde und einer augenkranken jungen Dame und eine schon früher ausgestellte Landschaft des vor kurzem verstorbenen Künstlers Emil Lugo.

Im Nassauischen Kunstverein sind Landschaften von Frobenius, Marks, Thomann, Rüdisühli und eine Anzahl großer humoristischer Kartons von Weinberger, lustige Tierszenen, wohlgeeignet, die Wände eines Ratskellers zu schmücken, ausgestellt. Sie sind die Nachfolger des ernsten Steinhausen, dessen Kollektion vor kurzem die Räume gefüllt. Es waren religiöse und landschaftliche Gemälde, in denen wir den Meister zum Teil nicht auf gewohnter Höhe fanden.

---

* **Nassau-oranische Korrespondenzen.** Herausgegeben von der Historischen Kommission für Nassau. II. Band. **Der Katzenelnbogische Erbfolgestreit** II. Von Dr. O. Meinardus. 377 S. Wiesbaden, J. F. Bergmann. — Die Anordnung in diesem Teile ist dieselbe wie im ersten, 1899 erschienenen: 1. Abteilung: Geschichtliche Darstellung der Ereignisse, 2. Abteilung: Briefe und Urkunden. Die Ausführungen der 1. Abteilung sind um so interessanter, als der Erbschaftsstreit sich eng mit den politisch-religiösen Ereignissen der Reformationszeit verflicht und auf diese ebenso einwirkt wie umgekehrt sie auf ihn. Nach dem Tode Heinrichs von N.-Dillenburg schien die Sache für Nassau weniger günstig; doch übertrug der Kaiser seine Gunst auf dessen Sohn Renatus und weiterhin auf den Erben des letzteren, Wilhelm, den berühmten „Schweiger“. Dessen Vater aber war eben der prozessierende Wilhelm von N.-Dillenburg, dem denn auch des Kaisers Unterstützung gegen das Versprechen der Hilfe wider Philipp von Hessen im Schmalkaldener Kriege zugesagt wurde. Mannigfach waren indes noch die Winkelzüge, die Intriguen und Kabalen, bis anno 1551 der Reichshofrat die beiden Grafschaften Katzenelnbogen Nassau rechtlich zusprach. Bevor aber die Exekution des Spruchs erfolgen konnte, bekam Philipp von Hessen durch den Passauer Vertrag wieder Oberwasser, und der politisch ohnmächtige Kaiser konnte Wilhelm von Nassau nicht mehr helfen. Hessen setzte eine Revision des Spruches durch; die beiderseitige Ermüdung und die Einwirkung der Reichsfürsten führte endlich den bekannten Frankfurter Vergleich von 1557 herbei. Danach blieben die katzenelnbogischen Kernlande bei Hessen; Nassau erhielt die Annere (ein Viertel der Grafschaft Diez, die Aemter Kamberg, Weilnau, Wehrheim, Ellar, Driedorf und halb Hadamar) sowie 600000 Gulden bar. Die Darstellung der verwickelten Angelegenheit ist klar und übersichtlich, treu und sachlich, frisch und lebendig; man merkt sofort, daß der Verfasser sich liebevollem, eingehendem Studium des ebenso reichen wie schwierigen Stoffes hingegeben hat und letzteren vollständig beherrscht. Die trefflich gesichtete und geordnete Korrespondenz bietet nicht nur der nassauischen Lokalforschung, sondern auch der allgemeinen zeitgenössischen, vor allem der deutschen Geschichte vieles Neue. Ein gutes Namen- und Sachregister erleichtert den Gebrauch des Buches außerordentlich. Zwei Jugendporträts Philipps des Großmütigen und Wilhelms von Oranien nach berühmten Originalen sind beigegeben. Alles in allem: eine Publikation, auf welche die historische Kommission stolz sein kann.

* **Die Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bezirks Wiesbaden.** Herausgegeben vom Bezirksverband des Reg.-Bezirks durch F. Luthmer. I. Band: **Der Rheingau.** 240 S. Frankfurt a. M. H. Keller (K.-V.). — Der Bezirksverband hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch Herausgabe eines mehrbändigen Sammelwerkes das Interesse der gebildeten Nassauer an den noch vorhandenen Resten einheimischer Bau- und Kunstdenkmäler zu erregen und wach zu erhalten. Der erste Band liegt vor. Ueber die Kompetenz des Herrn Bearbeiters konnte man von vornherein nicht strittig sein; aber das Werk bietet mehr, als wir erwarteten. Das ist keine abstrakte Darstellung, von Fachausdrücken strotzend, von Maßzahlen wimmelnd und von kunsthistorischem Ballast überladen; auch alles den gebildeten Laien so langweilende Spezialisieren und Detaillieren ist vermieden. Das Buch ist vielmehr ein Lese- und Anschauungsbuch. Der Verfasser nimmt uns gewissermaßen bei der Hand, führt uns von Ort zu Ort, zeigt uns die hervorragendsten typischen Vertreter der Bau- und Kunstwerke und giebt nach der historischen Einleitung die Beschreibung und Erklärung in allgemeinverständlicher Form. Die richtige Mitte zwischen rein wissenschaftlicher und naiv populärer Darstellungsweise ist glücklich getroffen. Eine Fülle vortrefflicher Illustrationen unterstützt die textlichen Erörterungen, ein gutes alphabetisches Verzeichnis das Nachschlagen. Die äußere Ausstattung ist sehr fein und macht das Buch zur Bibliothekzierde. Zwei Wünsche hegen wir indes für später: der Verfasser wolle eine anders bestimmte Reihenfolge, etwa in Form einer Wanderung einhalten (hier wäre u. E. die „Route“ von Walluf nach Lorch oder umgekehrt angebracht gewesen) und das Inhaltsverzeichnis nicht vergessen. Wir möchten dies Werk, das unsere Vergangenheit ehrt und gegen den Bezirksverband wie den Autor gleich dankbar stimmt, allen Gebildeten in die Hand drücken.

* **Daheim an der Lahn.** Ernstes und Heiteres. Von K. v. Ibell. 29 S. Diez, Ph. H. Meckel. — Die ersten, wir fügen hinzu, meist gelungenen Versuche eines aufstrebenden jungen Poetengemüts, dessen Familienname in Nassau einen guten Klang hat. Die warm empfundenen, frisch und flott vorgetragenen Gedichte, zum Teil in heimischer Mundart, erfreuen. Glückauf und weiter!

* **Photographieen vom Westerwalde.** Gießen, E. Roth. Eine Reihe von trefflichen Kabinettbildern liegt vor uns, welche, wenn wir die betreffenden Punkte nicht in natura gesehen hätten, uns unwiderstehlich anlocken würden, sie zu besuchen. Die Photographieen bilden ein schönes Andenken an jene Stätten. Schloß Friedewald, Partieen aus dem Nisterthale, Marienstatt, Hachenburg, Westerburg, Molsberg, Dornburg, Blasiuskapelle u. a. sind sämtlich gut aufgenommen.

Königin Wilhelmina scheint der Aufenthalt auf Schaumburg gut zu bekommen. I. M. erholt sich sichtlich, unternimmt Ausfahrten und Spaziergänge. Der Fremdenzufluß nach Schloß Schaumburg ist ein sehr großer.

Großherzogin Adelheid von Luxemburg weilt wieder wie alljährlich in Königstein, und auch ihr hoher Gemahl, unser früherer Landesherr soll demnächst dort eintreffen. Möge das verehrte hohe Paar sich recht lange des Genusses von Waldesduft und Höheluft erfreuen.

Die Biebricher Rheinbrücke. Die neue sogenannte strategische Brücke über den Rhein bei Biebrich macht bedeutende Fortschritte. Bekanntlich führt sie von der Amöneburg schräg südöstlich über die Petersau, deren Fort geschleift wird, nach Mainz hinüber. Zwischen der Au und dem rechten Ufer wird ein Pfeiler, im linken Stromarme werden deren zwei im Rheine errichtet; auf die Au kommen sieben zu stehen, von denen zwei Turm- und fünf Flutpfeiler sind. Der eine Pfeiler im linken Stromarme ist bereits fertig; von den Inselpfeilern sind ebenfalls schon zwei hergestellt; an allen übrigen wird eifrig gearbeitet. Das Material, aus dem sie erbaut werden, ist Granit und roter Sandstein, der aus dem Fichtelgebirge kommt. Die Länge der ganzen Brücke, die mit einem Gehwege versehen und die breiteste und längste Rheinbrücke sein wird, ist 850 Meter; die Spannbreite der Bogen ist verschieden: sie beträgt auf dem Lande (der Insel) je 39, im Wasser 94—116 Meter. Jeder Pfeiler im Strome kostet 300000 Mark, die Brücke 5 Millionen, die ganze Bahnführung einschließlich der Brücke 16 Millionen Mark. Die Erdbewegungen auf beiden Rheinseiten zur Dammaufführung sind in regem Gange. Am 1. 12. 1903 muß alles zur Legung der Schienen bereit sein; am 1. 4. 1904 soll die Eröffnung der Strecke stattfinden. Die ge-

samten Arbeiten werden von der Firma Holzmann u. Co. in Frankfurt ausgeführt; die Eisenteile liefert und montiert die Maschinenbaugesellschaft Strauberg in Gustavsburg.

Zum Neubau einer evangelischen Kirche in Ammenau hat der Kaiser 9000 Mark gestiftet.

Am 20. und 21. Juni hielt die „Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen" in Anwesenheit ihres Protektors, des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, ihre Festversammlung auf der Marksburg bei Braubach ab. Die Burg ist bekanntlich Eigentum der Vereinigung, die sie allmählich stil- und kunstgerecht wiederherstellen läßt. Das Fest verlief prächtig. Geh. Oberregierungsrat v. Bremen, der Vorsitzende, hielt die Begrüßungsrede, die Vorträge hatten die Professoren Dr. G. Voß-Berlin und F. Luthmer-Frankfurt a. M. übernommen, während Architekt B. Ebhardt den Führer durch die Burg machte. Im Anschlusse an die Feier sollten die Burgen Rheinfels, Gutenfels und Pfalz besucht werden.

Der Westerwaldklub hat heuer zum ersten Male einen gedruckten Verwaltungsbericht herausgegeben, aus dem wir mit Freuden ersehen, welche Mühe sich die 24 Vereine, die den Klub bilden, um Aufschließung und Verschönerung des Westerwaldes gegeben haben. Der Klub hat einen vorzüglichen Führer (3. Auflage) verfaßt, zu einer Reihe von Lokalführern Anregung gegeben, Wegzeichen und Wegtafeln angebracht, um Touristen und Sommerfrischler zu orientieren, hat auch weiter in Wort und Schrift es sich angelegen sein lassen, Propaganda zur Hebung von Verkehr und Wandel in seinem Wirkungsgebiete zu machen, den Zweigvereinen Beihilfen zu mancherlei Zwecken geleistet usw. Wir wünschen, daß all diese Bemühungen auch ferner gesegnet seien.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Aufruf.

Geschützt durch die machtvollen Schwingen des brandenburgisch-preußischen Aares leben wir in einer Zeit des Wohlstandes, wie sie Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht erlebt hat. Wie nun in Zeiten der Wohlhabenheit die einzelnen Familien sich gern ihrer Vorfahren erinnern und das Gedächtnis an dieselben durch Bilder und Bildsäulen festzuhalten suchen, so thut es unser ganzes großes Vaterland: wir leben in einer Zeit der Gedenktagsfeiern unserer großen Toten, wir leben in einer denkmalfrohen Zeit.

Da trifft es sich nun glücklich, daß auch unsere liebe Vaterstadt Dillenburg teilnimmt an dem allgemeinen Aufblühen in deutschen Landen, wie sie auch in der Lage ist, sich großer Söhne stolz zu rühmen.

Der Sinn für die eigene große Geschichte indes ist im deutschen Volke zu wenig entwickelt. Wäre dies nicht der Fall, es könnte nicht so viel Abtrünnige geben, auch nicht solche, die sich im Auslande geradezu schämen, Deutsche zu sein.

Was lernt das Kind, was der reifere Gymnasiast in der Schule von seiner Heimatsgeschichte; was weiß der Bürger viel von Wilhelm dem Verschwiegenen, von ihm, der eine Zeitlang der Angelpunkt der Weltgeschichte war! Fragt dahingegen den holländischen Bauern, fragt den Matrosen, fragt den Schiffsknecht, fragt sie alle, sie geben euch richtigen Bescheid auf die Frage, wie er ihr Land vom spanischen Joche befreite.

Die Vaterstadt des großen Toten hat ja gewissermaßen schon die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn erfüllt; doch nur in weihevollen Stunden erinnert uns der hochragende „Wilhelmsturm" an den großen Oranier.

Damit nun unser berühmter Ahne auch wirklich unter uns weile, damit er in unsere Herzen eintrete, ist es nötig, daß wir ihn, wie er leibte und lebte, tagtäglich vor uns sehen, ihm, um ihn mit Stolz den Fremden zeigen zu können, auf dem belebtesten Platze im Herzen der Stadt Dillenburg ein Denkmal errichten.

Am 16. April 1933 werden es 400 Jahre, daß Wilhelm der Verschwiegene der Welt geschenkt wurde, ein Tag, so recht gemacht, um ihn durch Enthüllung eines Denkmals würdig zu begehen. Gerade in Dillenburg hat es nie an uneigennützigen Leuten gefehlt, die für das gemeine Beste in der edelsten Weise gesorgt haben; sie werden uns auch hierbei nicht im Stiche lassen. Und Holland, das reiche Land, wird sich sicher der Gelegenheit, aufs neue seine Dankbarkeit zu beweisen, nicht entziehen. Aber auch des Wohlwollens unserer regierenden Kreise können wir im vorhinein sicher sein; rollt doch auch in den Adern Seiner Majestät unseres erhabenen Kaisers oranisches, Dillenburger Blut.

Die Aussichten für das Gelingen des Werkes sind also günstig, die Zeit drängt noch nicht. Also auf, Hand angelegt, damit das zu errichtende Denkmal der Welt beweise, wie wir unsere großen Toten zu ehren wissen! Auf, damit in unserer Jugend das Gefühl für Deutschlands große Vergangenheit lebendig erhalten bleibe, auf, damit auch dem Bürger das Gefühl von seines Vaterlandes Größe überkomme, und schließlich auf, damit auch unsere liebe Vaterstadt sich eines neuen einzigen Schmuckes erfreue!

A. Kayßer aus Dillenburg.

In Anbetracht, daß zu Siegen dem berühmten Großneffen Wilhelms des Schweigers, Johann Moritz, Graf von Nassau-Siegen, dem „Americanus", ein Denkmal errichtet werden soll, hielten wir die Veröffentlichung des obigen Aufrufs für angebracht. Gewiß braucht man bei regem Bemühen gar nicht mit der Enthüllung bis 1933 zu warten. Die Dillenburger müßten allerdings die Sache in die Hand nehmen; der Herausgeber würde sie an seinem Teil in ihren Bestrebungen gern unterstützen.

Nassauische Personalien.

II. Quartal 1902.

Ernennungen u. a.: Oberpostdir.-Sekretär Zaar, Düsseldorf, a. Postinspektor n. Wiesbaden. Postkassierer Lemp, Konstanz, a. d. Telegr.-Amt Wiesbaden. Schulkandidat J. Altmann z. Lehrer i. Obergladbach. Gymn.-Lehrer Hofmann, Höchst, z. Oberlehrer. Schulkandidat J. Abel z. Lehrer in Friedrichsthal, A. Klein z. Lehrer i. Wernborn, Vogte z. Lehrer in Hambach, Veith z. Lehrer in Nauheim b. Limburg, A. Becker z. Lehrer in Dotzheim, Frankenbach z. Lehrer i. Wehlerod, Blentge z. Lehrer in Astert, Glauber z. Lehrer i. Weisel. Reg.-Assessor v. Aschoff, Wiesbaden, z. komm. Landrat in Melsungen. Major v. Madai v. Inf.-Regt. 166 z. Kommandeur d. Landw.-Bezirks Oberlahnstein. Hauptmann v. Westphal v. Inf.-Regt. 58 z. Kommandeur der Unteroff.-Vorschule Weilburg. Oberleutnant d. R. Heyn z. Hauptmann, Leutnant d. R. Mondel z. Oberleutnant. Ass.-Arzt d. R. Dr. Anthes, Oberlahnstein, z. Oberarzt, Unt.-Arzt d. R. Dr. Wolff, Wiesbaden, z. Ass.-Arzt. Major u. Bat.-Komm. Frhr. v. Zedlitz-Neukirch v. Füs.-Regt. 80 a. Obstlt. z. 116. Inf.-Regt. Major Frhr. v. Ende v. Inf.-Regt. 68 z. Bat.-Komm. i. Füs.-Regt. 80. Ger.-Referendar Dr. Zais, Wiesbaden, z. Assessor. Ger.-Assessor Dr. Keutner, Wiesbaden, z. Hilfsrichter a. Landgericht Frankfurt. Kaplan Leber, Sachsenhausen, z. Expositus in Lierbach, Dr. Hilfrich, Frankfurt, z. Regens a. Konvikt Hadamar; Hellbach, Obertiefenbach, z. Pfarrverwalter in Kransberg; Groß, Sachsenhausen, z. Benefiziat in Kamberg. Regens Dr. Kunst v. Konvikt Hadamar z. Subregens a. Priester-Seminar Limburg. Sem.-Mus.-Lehrer E. Wolfram, Dillenburg, z. Kgl. Musikdirektor. Reg.-Assessor Dr. v. Conta, Oppeln, a. s. n. Wiesbaden. Kreisbauinspektor Böttcher, Pillkallen, a. s. n. Langenschwalbach. Reg.-Ziv.-Supernumerar Engel, Wiesbaden, a. s. nach Dar-es-Salaam. Eis.-Betr.-Inspektor Barzen, Wiesbaden, a. s. n. Frankfurt, Stromeyer, Berlin, a. s. n. Wiesbaden. Kgl. Kellerkontrolleur Weiß, Eberbach, z. Kellervogt. Weinbergsvögte Kremer, Rüdesheim, Semmler, Hattenheim, Ballmann, Hochheim, Weber, Neuhof, z. Obervögten. Aufs.-Beamte Windolf, Aßmannshausen, und Diefenhardt, Rauenthal, z. Weinbergsvögten. Rentner E. Bartling, Wiesbaden, z. Kgl. Kommerzienrat. Landrat G. v. Hertzberg, Wernigerode, z. Landrat d. Landkreises Wiesbaden. Pfarrkandidat Haas, Nassau, a. Staatsvikar i. d. Dienst d. luth. Gemeinde Frankfurt a. M. Frühmesser Wingender, Rüdesheim, z. Pfarrer i. Weilbach. Gen.-Major v. Freudenberg, Ludwigsburg, z. Kommandeur d. 27. Division in Ulm. Oberpostdir.-Sekretär Dreisbach, Köln, als Postinspektor n. Limburg. Postkassierer Kesting, Wiesbaden, z. Postinspektor. Ob.-Postassistenten Adolf,

Braunfels, und Becker, Selters (W.), z. Postverwaltern. Pfarrvikar A. Frick, Arnoldshain, z. Pfarrer. Schulkandidat Schmidt, Hofheim, z. Lehrer in Ehlhalten, K. Dietz, Windecken, z. prov. Lehrer in Wambach. Pfarrvikar G. Schmidt, Naurod, a. Pfarrer a. Paulinenstift Wiesbaden; L. Emme, Niedertiefenbach, z. Pfarrer. Mag.-Assessor Dr. E. Scholz, Frankfurt, z. Mag.-Beigeordneten i. Wiesbaden. Kammerherr u. Intendant G. v. Hülsen, Wiesbaden, z. Ehrenbürger der Stadt. Landesbankrat Keßler, Wiesbaden, z. Direktor d. Nass. Landesbank. Geh. Medizinalrat Prof. Dr. v. Leyden, Berlin, zum Ehrenbürger der Stadt Wiesbaden. Kurdirektor Schwenck, Nassau z. Gräfl. v. d. Gröbenschen Rentmeister das. Pfarrer A. Wolf, Diez, z. Direktor der Liebfrauenkirche in Frankfurt. Ger.-Assessor Wolf, Hochheim, a. Hilfsrichter n. Braubach. Ger.-Assessor H. Reusch, Sankt Goarshausen, z. Mitglied d. Landesbankdirektion Wiesbaden. Forst-Assessor Quint, Köln, z. Oberförster n. Rennerod. Oberstleutnant b. Stabe des Inf.-Regts. 88 Mathy z. Oberst u. Reg.-Kommandeur. Major Hardt v. Inf.-Regt. 87 z. Oberstleutnant. Oberleutnant zur Nedden i. Füs.-Regt. 80 zum Hauptmann. Fähnrich Cramer i. Feld-Art.-Regt. 63 z. Leutnant. Pfarrverwalter Bäß, Holzappel, Salz, Bleidenstadt, Dr. Steyer, Hachenburg, Wagner, Elsoff, Koadjutor Weinbach, Münster i. T., z. Pfarrern. Frl. M. Enfinger, Rauenthal, a. Lehrerin in Mengerskirchen. Referendar P. Pohl. Bergisch-Gladbach, z. Bürgermeister in Geisenheim. Evg. Gef.-Geistlicher Ph. Goetze, Wronke, a. f. n. Preungesheim. Ger.-Assessoren Reutner und Dr. Schleger, Wiesbaden, z. Hilfsrichtern nach Neuwied, bezw. Frankfurt a. M. Frl. M. Reuter, Schierstein, a. Lehrerin in Sossenheim. Ger.-Assessor v. Roeßler, Wiesbaden, z. Hilfsrichter in Neuwied. Rechtsanwalt Hamacher, Idstein, z. Notar. Rechtskandidaten Frhr. v. Gagern u. Jessel z. Referendaren. Institutsvorsteher Dr. Proescholdt, Friedrichsdorf, z. Professor. Schulkandidat Weil, Münster OL., a. Lehrer i. Aull. Schulkandidat G. Kaltenhäuser, Niederjosbach, z. Lehrer i. Daisbach. Reg.-Rat v. Keudell a. Japan a. d. Regierung z. Wiesbaden zurück. Forstassessor Breitenbauch, Koblenz, a. d. Regierung z. Wiesbaden. Ger.-Assessor Dr. H. Schulze, Langenschwalbach, z. Amtsrichter in Bentzendorf (Sachsen). Schulkandidat Röhrig, Oberjosbach, z. Lehrer das. Staatsanwaltschaftsrat Dr. Hagemann, Limburg, z. 1. Staatsanwalt i. Graudenz. Amtsrichter Buß, Ehringshausen, z. Landrichter in Düsseldorf. Ger.-Schreiber Sekretär Schepp, Daaden, a. f. nach Diez. Archiv-Hilfsarbeiter Dr. A. Eggers, Wiesbaden, a. d. Staatsarchiv Schleswig. Ger.-Assessor Schwab, Wiesbaden, a. Hilfsrichter n. Rennerod, Spies, Rüdesheim, a. f. n. Eltville, Dr. Friedemann, Wiesbaden, a. f. a. d. Landger. das., Dr. Lezius, Braunfels, a. f. n. Rüdesheim. Kat.-Landmesser W. Hofmann, Wiesbaden, z. Kat.-Kontrolleur i. Barth (Pommern). Dr Dr. med. Albrecht, Wiesbaden, Büsgen, Weilburg, Thewalt, Königstein, Neuschäfer, Steinbrücken, Stein, Ehringshausen, Ruppersberg, Herborn, zu Sanitätsräten. Ger.-Aktuar Schmetz, Frankfurt a. M., als Sekretär n. Katzenelnbogen. Ger.-Aktuar Wiegand, Königstein, z. Sekretär. Ger.-Aktuar Jung, Wallau, als Sekretär n. Kamberg. Ger.-Assessor Körner, Wiesbaden, a. Hilfsrichter n. Langenschwalbach. Oberarzt d. Heilanstalt Weilmünster Dr. Lancius-Beninger z. Direktor das. Ger.-Assessor Heuser, Frankfurt, a. Hilfsarbeiter d. Staatsanwaltschaft n. Wiesbaden. Landrat v. Schenk, Hanau, z. Polizeipräsident in Wiesbaden. Forstassessor de Grahl als komm. Oberförster n. Langenschwalbach. Reg.-Assessor v. Gelbern, Rüdesheim, a. d. Reg. z. Bromberg. Schulkandidat J. Maas, Eddersheim, z. Lehrer in Sossenheim. Ger.-Referendar v. Heemskerck, Wiesbaden, z. Assessor. Amtsger.-Rat Orthelius, Wiesbaden, a. Hilfsrichter a. d. Landgericht das. Ger.-Assessor Dr. v. Rößler, Wiesbaden, als Hilfsrichter a. d. Amtsgericht das. Hilfsarbeiter b. d. Landesdirektion R. Neuhoff, Wiesbaden, z. Sekretär. Rechtskandidaten Neuß und Mencke, Wiesbaden, zu Referendaren i. Hochheim, bezw. Eltville. Ger.-Assessor Gräber, Wiesbaden, a. Hilfsrichter n. Rüdesheim, Barth, Neuwied a. f. n. Hochheim. Ger.-Referendar Güth, Wiesbaden, z. Pol.-Rat i. Stettin. Oberförster Lubeseder, Süderholz, a. f. n. Battenberg. Major u. Bez.-Kommandeur Hasse, Ger.-Assessor. Pol.-Assessor Rumpf, Wiesbaden, z. komm. Kesten, a. f. n. Limburg. Schulkandidat Lehr, Steinborn, a. Schulverwalter i. Eppstein. Franz Anton Brentano, Winkel, der ital. Adel als „von Brentano" zuerkannt.

Jubiläen u. a.: März: 30. Lehrer Link u. Speyer, Wiesbaden, 25 Jahre Organisten a. d. Bonifatiuskirche. — April: 1. Lehrer Schmidt, Lohrheim, 25 J. a. Orte. — Landbriefträger K. Schmidt, Weilmünster, 25 J. i. D. — 11. P. Parbel I., Ransbach, 60 Jahre Waldarbeiter. — 12. Dr. med. G. Hilf, Lorch, 40 J. Doktor. — 15. Lehrer H. Bausch, Biebrich, 25 J. a. Orte. — 16. Hauptlehrer Hof, Weilmünster, 25 J. i. D. u. a. Orte. — 19. Bürgermeister Debus, Zorn, 25 J. i. Amte. — Mai: 1. Schulrat F. Kiesel, Schildberg, (fr. Leiter d. Präp.-Schule Herborn), 40 J. i. D. — Mag.-Sekretäre Held, Heuser u. Stoll, Wiesbaden, 25 J. i. D. — 10. Bür.-Assistent W. Hochschild, Wiesbaden, 25 J. i. städt. D. — Wwe. Mench, Würges, 91 J. alt. — 15. Benefiziat u. Schulinspektor a. D. A. Klau, Kamberg, 50 J. Priester. — Schulvorsteherin E. Ferbers, Eltfeld, 25 J. a. f. — Philippine Breithaupt, Marienfels, 40 J. i. D. b. H. Bauer. — 17. Pfarrer Fabricius, Griesheim, 25 J. Schulinspektor. 25. Ludwig Ernst, Idstein, 50 J. bei Landauer-Donner das. — 31. Maschinenmeister A. Kohlmann, 25 J. i. d. Buchdruckerei Zimmet, Wiesbaden. — Arbeiter Ph. Zammert 25 J. b. Dyckerhoff u. S., Biebrich. — Juni: 6. Ger.-Diener H. Jünger, Altenkirchen, 50 J. i. D. — 29. Pfarrer Kunz, Nassau, Wehler, Marienrachdorf, Diefenbach, Haintchen, 25 J. Priester.

Pensionierungen. Hauptmann d. Landw.-Infanterie Wesener, Wiesbaden, Abschied bewilligt. Stationsverwalter Eisel, Eltfeld (s. 1879 das.). Stadtältester J. B. Wagemann, Wiesbaden, h. s. Amt niedergelegt (s. 1860 i. städt. Rate). Gräfl. v. d. Gröbenscher Rentmeister Beyer, Nassau. Hauptmann z. D. Philgus, Bez.-Offizier, Gießen, f. Stell. a. Auf. enthoben. Ev. Gef.-Geistlicher Ph. Reuß, Preungesheim. Direktor d. Licht- u. Wasserwerke, K. Muchall, Wiesbaden. Lehrer Siebenhaar, Biebrich, 40 Dienstjahre. Lehrer Ph. Korn, Flörsheim, 44 Dienstjahre (34 a. Orte). Lehrer Löhr, Dietkirchen, 46 Dienstjahre (29 a. O.). Oberleutnant d. Res. Thomae, v. Füs.-Regt. 80, Elberfeld, Abschied bewilligt. Hauptlehrer Schmidt, St. Goarshausen, 44 Dienstjahre (26 a. O.). Mag.-Sekretär A. Gerth, Wiesbaden. Lehrer Winkel, Diedenbergen, 50 Dienstjahre (34 a. O.). Forstmeister Steinmetz, Battenberg. Oberstleutnant und Bez.-Kommandeur Rytt, Limburg.

Todesfälle. März: 11. Exgouverneur d. Staates Illinois, J. P. Altgeld, Chicago, (geb. 1847 z. Selters). — 20. Lehrerin Frl. Dille, Langenschwalbach. — 31. Redakteur a. D. d. „Rheinischen Kurier", J. Lahm, Wiesbaden (geb. 1835 in Bonn). — Reichs- und Landtagsabgeordneter Dr. iur. E. Lieber, Kamberg (geb. das. 16. 11. 1838). — April: 3. Oberstleutnant a. D. A. Sartorius, Wiesbaden (geb. 1843). — 11. Kirchenrechner a. D. J. Kaempfer, Hahnstätten (geb. 1817). — 14. Stadtrechner Ph. Zimmermann, Hofheim. — 20. Amtsgerichtsrat a. D. Ph. d'Avis, Ehrenbürger v. Niederlahnstein (geb. 1827). — 23. Rechnungsrat a. D. Reuber, Usingen, (geb. 1830). — 25. Kanzleivorsteher d. Landesdirektion F. Reist, Wiesbaden (geb. 1842). — 26. Generalmajor z. D. J. v. Kleinschmidt, Wiesbaden (geb. 1825). — 29. Amtsgerichtsrat a. D. K. Otto, Wiesbaden (geb. 1827). — Mai: 7. Landesbibliothekar a. D. Dr. iur. H. Schalk, Wiesbaden (geb. 1828). — 11. Barmh. Schwester Fides, Wiesbaden (geb. 1842), 37 J. im Orden. — 13. Dr. med. W. Frech, Wiesbaden, z. Taormina (geb. 1849). — Wilhelm Freiherr Marschall v. Bieberstein, Cherrey Springs, Texas (geb. z. Wiesbaden 29. 8. 1822). — 16. Vollziehungsbeamter a. D. F. Grosch, Wiesbaden (geboren 1835). — 20. Maler K. Schäffer, Kronberg. (geboren 1821). — 29. Leutnant a. D. C. Lossen, Sulzheim (geb. 1835 i. Nassau). — 30. Kreisphysikus z. D. San.-Rat Dr. P. Hommerich, Marburg (geb. z. Ransbach 1833). — Juni: 8. Sem.-Oberlehrer K. Schüßler, Dillenburg (geb. 1833). — 14. Pfarrer a. D. L. Kleinschmidt, Bärstadt (geb. 1828). — 15. Landrentmeister K. Schneider, Wiesbaden (geb. 1838). — 16. Postverwalter a. D. A. Minor, Holzhausen a. d. H. (geb. 1847). — 17. Freifrau Th. v. Knoop, geb. Frerichs, Wiesbaden (geb. 1825). — 22. Kat.-Inspektor Steuerrat W. Probst, Wiesbaden (geb. 1836).

Nassauischer Geschichtskalender.

3. Juli

1511. Gräfin Veronika von Nassau-Weilburg, Witwe des Grafen Philipp II. († 1492) und dessen zweite Gemahlin, stirbt. Sie war eine geborene Gräfin von Sayn-Wittgenstein und seit 1477 vermählt.

1538. Georg Emmel, Kanonikus am Georgenstift zu Limburg, stirbt. Er war 38 Jahre lang Priester gewesen und gehört zu den Fortsetzern der bekannten Limburger Chronik.

8. Juli.

1627. Zacharias Rosenbach wird Rektor der Hohen Schule zu Herborn. Er war am 16. Februar 1595 zu Butzbach geboren, stand seit 1623 als Professor der Medizin in Herborn und war nebenbei Leibarzt in Dillenburg. Mit seinen Kenntnissen in der Medizin verband er auch die tiefsten und ausgebreitetsten philologischen. Die orientalische Litteratur fand an ihm einen großen Verehrer, und er war der erste, der in Herborn die arabische Sprache lehrte. Für die nassauische Naturgeschichte sind seine Quatuor indices physici, Herborn 1626, noch jetzt von Wert. Er starb 1638.

1828. Fürstin Karoline von Wied-Runkel stirbt zu Wiesbaden. Sie war am 14. 2. 1770 geboren, Tochter des Fürsten Karl von Nassau-Weilburg und vermählte sich am 4. 9. 1787 mit dem Grafen, sp. Fürsten Karl Ludwig zu Wied-Runkel. Sie war kinderlos und seit 1824 verwitwet.

13. Juli.

1453. Gottfried, Herr zu Eppstein und seine Gemahlin Agnes von Runkel verkaufen ein Viertel der Grafschaft Diez, wie sie zu den Burgen Diez, Dern, Ardeck, Kamberg, Altweilnau und Ellar, und der Esterau, wie sie zu der Burg Laurenburg, sowie des Landes das zur Löhnburg gehörte, und der 6 westerwälder Kirchspiele an Graf Philipp von Katzenelnbogen erblich für 30000 Gulden. Hierdurch ist Katzenelnbogen und nachher Hessen in den Mitbesitz von Diez gekommen und darin bis 1557 geblieben.

1861. Maria Anna, Prinzessin von Portugal-Braganza, fünfte Tochter des Prinzen Miguel und seiner Gemahlin Adelheid, geb. Prinzessin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, wird geboren. Sie vermählte sich am 21. Juni 1893 mit Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg.

Anmerkung. In Nr. 12, S. 143 Sp. 1 Z. 4 muß es statt Vetleichen: Vetterchen heißen, — S. 146 Sp. 2 Z. 23 ist zu lesen: Karl Wilderich hinterließ aus erster Ehe vier Söhne, Wilderich, Eduard, Franz und Richard, und eine Tochter Melanie, welche an den Freiherrn von Bongart verheiratet war. Der zweiten Ehe Karl Wilderichs waren zwei Töchter entsprossen. Graf Wilderich wurde das Haupt der Familie u. s. w.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. C. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

K. E. in F. a. M. Besten Dank. Wird gebracht; nur bitten wir um etwas Geduld.

H. H. in **M.** Wird mit einigen Aenderungen und Verschiebungen, mit denen Sie sich ja einverstanden erklären, im IV. Quartal kommen. Besten Gruß.

E. F. in **E.** Dankend erhalten. Kommt im IV. Quartal.

E. T. in **M.** Die Vorbeugung ist, wie Sie sehen, erfolgt.

F. v. E. in **G.** Wir werden Ihnen schreiben. Einstweilen freundlichen Gruß.

H. K. in **B.** Demnächst Näheres.

Redaktionsschluß: 27. Juni.



№ 14. Wiesbaden, den 16. Juli 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Die Winzerin.

Ein Liedlein will ich euch singen
Von Lieb' und grüngoldenem Wein;
Laßt es in die Ferne erklingen
Entlang dem brausenden Rhein. —

Bei Kaub, noch heut' ich es sehe,
Da glänzt in Abendrotglut
Ein Hüttchen und schaut von der Höhe
Hinab in die grünliche Flut.

Drin wohnt' in vergangenen Zeiten
Ein Mägdlein so minnig und hold;
Ihr Wuchs so schlank wie Weiden,
Ihr Herz so edel wie Gold.

Eine duftige Ros' im Erblühen,
Bezaubernd, herzig und schön.
Es zog mich, ich konnt' nicht entfliehen,
Hinauf zu den sonnigen Höh'n.

Hab' oft dort oben gesessen —
Tief unten glänzte der Rhein —,
Vertrank dann, selig vergessen,
Die Welt und die Sorgen im Wein.

Einst saß ich so traumverloren
Bei ihr bis zur sinkenden Nacht,
Hab' treue Lieb' ihr geschworen;
Da hat sie so schelmisch gelacht.

„Siehst du dort die rauschenden Wogen,
Die spritzende Gischt und den Schaum?
So ist deine Lieb' schnell verflogen;
Sie ist nur ein Märchen, ein Traum.

Wie die Rose, die herrlich erblühet,
Gleich welkt, sobald man sie bricht,
Wie der Himmel feurig verglühet
Beim scheidenden Sonnenlicht,

Und wie mit dem rosigen Scheine
Verschwindet des Tages Pracht,
So verlischt auch die Liebe, die deine
Zu mir. Leb' wohl, — gute Nacht!"

Wilhelm Dienstbach.

Die alten Zollstätten im Nassauer Lande.

2) Von F. Seibert. (1. Fortsetzung)

Gutenfels. Diese auf der Bergspitze zu Häupten Kaubs schön gelegene Burg ist wahrscheinlich im 12. Jahrhundert von den Grafen von Nürings erbaut worden. Schon 1257 erhoben hier die Herren von Frankenstein einen Zoll, der 1277 mit dem Städtlein an Pfalz kam. Am 6. Mai 1292 erhielt der Burgmann von Gutenfels, Adolf von Nassau, die Nachricht, daß er zum König erwählt sei. Der Raum, in dem sich Adolf gerade befand, erhielt davon den Namen „Königsaal". Gutenfels hieß bis ins 14. Jahrhundert nie anders als Burg und Feste Cuba. Der jetzige Namen soll um 1504 entstanden sein. Damals belagerte sie Landgraf Wilhelm von Hessen sechs Wochen lang, aber vergeblich, weil sich die Besatzung und die Bürger von Kaub gut hielten, den Fels gut verteidigten. Andere wollen die Namensänderung von einer Gräfin Guda herleiten, die dem Pfalzgrafen Burg und Stadt als Heiratsgut zugebracht habe. Wie dem nun sei, die einen wie die anderen bringen für ihre Meinung nur Gutes und Liebes bei. Ursprünglich unter Gerichtsbarkeit der Gaugrafen vom Einrich stehend, schützte Gutenfels den Rheinzoll und schloß eine von der Lahn (Diez) nach dem Rhein führende Einricher Gaustraße. Unter Pfalz hatte Gutenfels bis in die neuere Zeit immer eine kleine Besatzung.

Der Pfalzgrafenstein oder die Pfalz, ein bei Kaub mitten im Rhein auf einem Felsen stehender Turm, ist ebenfalls ein hochbetagter mittelalterlicher Zollaufseher. Schon 1267, ehe er gebaut war, erhob Falkenstein an diesen Fels, der damals Valkenau hieß, einen Zoll. Kaiser Ludwig erhöhte denselben und ließ zu dessen Sicherung den Turm aufführen. Auf Wunsch des Papstes Johann XXII. wollte ihn Trier 1326 zerstören; es unterblieb aber, und der Mautknecht diente seinem Zweck bis in die neueste Zeit. Pfalz unterhielt auch hier immer eine kleine Besatzung. Nicht weit von Kaub hatte Pfalz noch eine Paßsperre angelegt. Bei Dörscheid nämlich, vom Fuße des Burgberges Rheineck ging eine Sperrkette quer über den Rhein. Noch um 1819 zeigte sich bei niederem Wasserstande, wie von Gerning berichtet, am jenseitigen Ufer ein schwerer eiserner Ring, in den sie eingehängt war. Hier hemmten also die Zollfürsten die Schiffe, wie arme Kinder ein zur Trauung wanderndes Brautpaar hemmen, ihm ein ausgespanntes Seil vorhalten, um einen Wartepfennig zu erhalten. Auch von Sankt Goarshausen hinüber nach Sankt Goar soll vor alters eine solche Hemmkette ausgespannt gewesen sein.

Glücklich in der Erlangung von Rheinzöllen, eifrig in der Beitreibung der Gefälle und klug, sich im Besitz von Zöllen zu erhalten, waren besonders die Grafen von Katzenelnbogen. Diether I., der den König Otto IV. gegen seinen Widersacher Philipp von Schwaben unterstützte, erhielt dafür den Zoll in Sankt Goar, der um 1200 schon bestand. Zum Schutze desselben erbaute Diether III. im Jahre 1245 die Burg und Feste Rheinfels. Er erregte dadurch den Unwillen der Handel treibenden Städte. Anno 1255 unternahmen sie, 20—25 an der Zahl, einen Kriegszug gegen ihn und belagerten Rheinfels fünf Vierteljahre zu Wasser und zu Lande, jedoch ohne etwas auszurichten. — Eberhard I. von Katzenelnbogen hatte dem Könige Rudolf 12000 Mark kölnische Pfennige vorgestreckt; dafür wurde ihm 1282 eine Pfandschaft auf den Zoll in Boppard ausgestellt. — Als König Albrecht 1301 gegen die rheinischen Kur- und Zollfürsten Mainz, Pfalz, Trier und Köln zu Felde zog und sie zwang, die ungebührlich erhöhten Zölle ans Reich abzutreten, mußte auch Eberhards Vetter, Wilhelm von Katzenelnbogen, damals Inhaber des Zolles und der Feste Rheinfels, besorgen, diese Güter ans Reich zu verlieren, weil er sich den Gegnern Albrechts angeschlossen hatte. Zum Glück aber war Eberhard nicht nur neutral geblieben, sondern er hatte auch Albrecht 1000 Mark Silber vorgestreckt und ihm bei einer anderweiten Anleihe von 1200 Mark Bürgschaft geleistet. So kam es, daß Katzenelnbogen seinen Sankt Goarer Zoll behielt und daß ihm noch dazu der sehr einträgliche Zoll in Boppard zugewiesen wurde. Nach Albrechts Tode wußten die Kurherren jedoch die abgerungenen Geldquellen wieder an sich zu bringen.

Lorch. Von hier führte, das Binger Loch meidend, ein uralter Weg, die Kaufmannsstraße genannt, stracks über das Rheingauer Gebirge nach Rüdesheim. Schon vor den Römern sollen deutsche Handelsleute dieselbe benutzt haben, indem sie zum Transport ihrer Waren unter den Einwohnern Träger und Fuhrleute mieteten. Ein ähnlicher Weg ging auf der linken Seite des Rheines über den Hunsrück nach der Mosel. Um 1517 sind jedoch die Zollherren der Meinung, nicht das Binger Loch, sondern der Rheinzoll sei es, den die Kaufleute „fliehen".

Fürstenberg. Lorch gegenüber bei dem Schlosse Fürstenberg hatte Pfalz einen Zoll, den es streng handhabte. Als Adolf von Nassau, der neuerwählte König, am 29. Mai 1892 mit ansehnlichem Gefolge den Rhein hinabfuhr nach Aachen zur Krönung und die Schiffe, ohne Zoll zu entrichten, an Fürstenberg vorbeisegelten, fingen die Zollwächter daselbst an, heftig auf sie zu schießen. Ein Edelmann wurde durch einen Pfeilschuß sogar tödlich verwundet. Bedeutet, es sei der neue König,

der da vorbei komme, stellten die Schützen das Bombardement ein und entschuldigten sich. Die Kurfürsten von Mainz und Köln aber suchten Adolf den Glauben beizubringen, der Vorfall sei ein wohlüberlegter Anschlag des Pfälzers gewesen. Dieser sei von seiner Gemahlin, einer Schwester des bei der Königswahl unterlegenen Albrechts von Oestreich, aufgehetzt und bestimmt worden, den neuen König ermorden zu lassen. Adolf war mißstimmt und gab sich erst zufrieden, als ihn im folgenden Jahre Pfalzgraf Ludwig besuchte und seine Unschuld beteuerte. Die beiden geistlichen Herrn hatten schon gehofft, daß der Pfälzer abgesetzt und sein ihnen so passend gelegenes Land an sie verteilt werde. — Auch zu Bacharach hatte Pfalz einen Zoll.

Sternberg. Eine alte Reichsburg, deren Ruinen hoch über Bornhofen auf einem felsigen Bergvorsprung liegen. Hier erhoben die Herren von Bolanden und nach ihnen ihre Erben, die Grafen von Sponheim, einen Rheinzoll, von dem jene 1258 und diese 1280 das Kloster Eberbach befreiten.

Ober- und Niederlahnstein. Lahneck, im oberen Lahn-Rheinwinkel hoch und frei gelegen und 1224 zum ersten Male genannt, wurde von Mainz zum Schutze seiner Besitzung Oberlahnstein erbaut. Anno 1292 verspricht König Adolf den sogenannten Friedezoll von Boppard nach Oberlahnstein zu verlegen; sein Nachfolger Albrecht führt 1298 dieses Versprechen aus. Kaiser Ludwig errichtet 1318 einen neuen Zoll in Oberlahnstein. An der Lahnmündung bestanden bis in die neuere Zeit allerlei Zölle, über die Lahn Wasserzölle und „Zwerchfahrten" und in Niederlahnstein auch ein „hoher Landzoll". Anno 1812 wird „hohen Orts" verordnet (d. d. Ehrenbreitstein den 5. 10. 1812, Herzogl. nass. Amtskellerei), „daß sowohl die Wasserzölle, als auch die Zwerchfahrten auf je ein Exemplar vermindert und mit dem Landzoll auf 6 Jahre verpachtet werden sollen". Dem Pächter wird zugleich die Verpflichtung auferlegt, „den Landzoll in Niederlahnstein gegen Genuß des zehnten Pfennigs zu erheben". — Auch an der mittleren Lahn bestanden einige Zölle, z. B. bei Dehrn und Runkel. In Dehrn hob Hessen einen Zoll, der 1557 an Nassau kam mit der Klausel, daß, wenn Nassau aussterbe, derselbe wieder an Hessen falle. — Am 22. 8. 1712 passierte ein Mann, der einen Trupp fetter Hämmel, 18 an der Zahl, vor sich hertrieb, das Städtchen Runkel. Er verfuhr daselbst den Zoll. Vom Zollerheber Moritz Hart zurückgeholt, entschuldigte er sich, er habe einem Fuhrmann schnell ausweichen müssen, zahlte und eilte weiter in der Richtung nach Niederbrechen und Walsdorf. An letzterem Orte wurde er vom dasigen Schäfer Weimar erkannt. Es war der Schäfer Nikolaus Deußer von Dasbach, ein berüchtigter, schlauer Schafdieb. Ueberzeugt, daß es auch bei diesem Hammelstransport nicht mit rechten Dingen zugehe, lief Weimar nach Idstein und machte dem Amtsrichter die Anzeige. Sofort rückte ein Leutnant mit mehreren Soldaten aus. Derselbe faßte bei Esch Hirt und Herde ab und brachte sie nach Idstein. Deußer hatte die Hämmel nachts aus dem Pferch in Seck gestohlen und war nun auf dem Wege, sie in Mainz oder Frankfurt auf den Markt zu bringen. Es kam aber jegliches an seinen Ort, die Hämmel nach Seck und Meister Niklas in den „Thorn". — —

Mit Landzöllen waren vornehmlich die Landstraßen und längeren Landwege besetzt. Sehen wir uns diese näher an.

Die Frankfurter Straße. Sie geht bei der Saalburg ins Nassauische über. Der erste nassauische Ort, den sie berührt, ist Wehrheim. Anno 1372 erteilt Kaiser Karl IV. dem „Dorff Weren, bei Willnawe gelegen", Stadtrechte und die Erlaubnis, einen Wochenmarkt anzulegen. Die nachgehends hier eingeführten Jahrmärkte waren mit Zoll behaftet. Zur Zeit des Rheinbundes wurde, um die Märkte neu zu beleben, den Händlern hier und da Zollfreiheit zugesichert, so für den Wehrheimer Markt in 1811. Die allgemeine Abschaffung der Zölle in Nassau erfolgte aber erst 1815. — Auf unserer Straße treffen wir noch auf das Einhaus bei Möttau. Ursprünglich eine Zollstelle, an der sich die Frankfurter und die aus dem Blauen Ländchen kommende, Katzenelnbogen, Mudershausen, Hahnstätten u. s. w. berührende Hessenstraße kreuzten, ward es später eine Haltestelle für den Eilwagen; seit Ueberführung desselben von Usingen aus durchs Weilthal und seit der Erbauung der Weilbahn ist das Einhaus ein dem Verkehr entrückter Punkt. In Vogels „Beschreibung des Herzogtums Nassau" fehlt es gar. Auch Pfarrer Luja, der 1792 ganz in der Nähe, in Weilmünster, stationiert war, nimmt in seinem „Kaplaneibuch" keine Notiz von ihm, wahrscheinlich, weil er damals noch in Amt und Würden stand, und weil eingefleischte Historiker sich mehr für das interessieren, was war, als für das, was ist.

Die Kölnische Straße. Sie führt aus dem alten Höchster Zollrevier über Königstein und Glashütten in und durch das Emsthal nach Limburg und von da über Elz, Hahn, Wahlrod u. s. w. nach Köln. In Esch hob Nassau schon frühe einen Zoll. Adolf und Johann von Nassau teilen 1355 ihre Lande. Adolf erhält das Idstein-Wiesbadener Gebiet mit dem Zoll in Esch und Johann das Weilburg-Weilnauer mit dem Zoll in Heinzenberg. — In Niederbrechen hatten die Dynasten von Molsberg vom Reich einen Zoll. Unter Georg von Molsberg, der den Stamm seines Hauses schloß, kam dieser Zoll 1365 an Trier. Im Jahre 1572 errichtete Trier in Gemeinschaft mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen, dem Niederbrechen teilweise verpfändet war, einen neuen Zoll an diesem Orte. Um diese Zeit hatte der Erzbischof Johann III. die Juden aus seinen Landen vertrieben. Das Betreten des Trierischen war ihnen bei Verlust von Hab und Gut verboten. Im Jahre 1574 aber wagten es 8—10 Juden mit einer Herde von 40 Stück Rindvieh und 10 Pferden diese Zollstelle zu passieren. Sie hatten den Zoll bereits entrichtet; als sie aber ihr Geleitsrecht nachweisen sollten, hatten sie keinen Schein. Schultheiß Wiederhold konfiszierte die Herde und bekam für gehabte Mühe und Kosten eine Kuh und ein Rind; den Rest aber teilten der Landgraf Ludwig und der Erzbischof Johann redlich unter sich. — In Elz, wo sich die Mainzer Straße von der Kölnischen abzweigt, erhob das Reich einen sogenannten

hohen Zoll. Denselben erhielt 1346 Gerlach II., Herr zu Limburg, von Kaiser Ludwig IV., weil er treu zu diesem gegen Karl IV. hielt. Um 1420 kam mit der Herrschaft Limburg dieser hohe Landzoll an Trier.

(Fortsetzung folgt.)

Das nassauische Feldgericht.

3) Von Dr. G. Spielmann. (Schluß)

Als nun 1866 die Annexion an Preußen eintrat und der neue Landesherr im Besitzergreifungspatent versprach, „die Gesetze und Einrichtungen der bisherigen nassauischen Lande, soweit sie der Ausdruck berechtigter Eigentümlichkeiten seien und der Einheit des Staates und seinen Interessen dadurch kein Eintrag geschehe, zu erhalten", — da betrachteten die Nassauer ihr Feldgericht als solche berechtigte Eigentümlichkeit und behaupteten sie. Die Verwaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit blieb denn auch dieselbe wie bisher; außer daß an die Stelle des Landoberschultheißen 1867 der Amtsrichter trat. Als durch die Grundbuchordnung für Preußen vom 5. Mai 1872 für den ganzen Umfang der Monarchie die Anlegung einheitlicher Grundbücher verordnet wurde, da behielt Nassau sein viel zweckmäßigeres Stockbuch, das bis 1876 zugleich Grund- und Gebäudesteuerkataster blieb und bis dahin jährlich abgeschlossen wurde. Die Grundzins-Annuitäten sind bis zum Jahre 1892 sämtlich getilgt worden.

An Versuchen, das nassauische Stockbuch durch das preußische Grundbuch zu ersetzen, hat es nicht gefehlt. Zweimal, 1881 und 1889, mußte der nassauische Kommunallandtag entschieden Front gegen solche Versuche machen. Da die Einführung des Bürgerlichen Reichsgesetzbuches damals schon in absehbarer Zeit bevorstand, so hielten die Kommunallandtags-Mitglieder es nicht für angebracht, einen zweimaligen Wechsel in den öffentlichen Büchern und in der Form des Verfahrens eintreten zu lassen. Besonders scharf vertraten diese Ansicht 1889 Oberbürgermeister Dr. Miquel-Frankfurt und Appellationsgerichts-Vizepräsident Dr. Bertram-Wiesbaden, welch letzterer ausgezeichnete Jurist Mit-, ja Hauptschöpfer der betreffenden nassauischen Gesetze war.

Die Staatsregierung gab damals nach, als sie den entschlossenen Widerstand der Bevölkerung sah. Aber bereits 1894 wurde der Versuch wiederholt. Das preußische Grundbuch sollte mittels eines Uebergangsgesetzes in Hessen-Nassau eingeführt werden. Dieses wurde nunmehr dem Provinziallandtage vorgelegt. Letzterer überwies den Entwurf einer Kommission, und diese beantragte, ihn mit verschiedenen Modifikationen anzunehmen, was auch geschah. Die nassauischen Kommissionsmitglieder waren überstimmt worden; einige von ihnen hatten sogar mit der Majorität gestimmt. Sofort entstand eine Bewegung, die unser ganzes Ländchen ergriff, und der sich sogar teilweise die Behörde anschloß. Wir wollen nicht eher unsere Immobiliarverkehrsordnung, ja nichts von ihr aufgeben, als dies nötig ist, hieß es. Warum erst noch das preußische Grundbuch und dann nach einigen Jahren wieder ein anderes, das Reichsgrundbuch? Eine mit 36 000 Unterschriften bedeckte Petition ging nach Berlin ab. Dort war das Herrenhaus schon drauf und dran, das Gesetz und zwar nicht einmal in der von dem Provinziallandtage beantragten Fassung, sondern in jener der Regierung anzunehmen, trotzdem ein Mitglied, ein hervorragender altpreußischer Rechtsgelehrter, die Vorzüge der nassauischen Gesetzgebung sympathisch darlegte. Allein die Massenpetition machte Eindruck. Der Justizminister erklärte, er wolle nicht auf der Ausdehnung des Einführungsgesetzes auf das Gebiet des vormaligen Herzogtums Nassau bestehen, und beide Häuser des Landtags stimmten nun zu, daß in Nassau alles beim alten blieb. Das war 1895.

Man erkannte aber bei uns, daß, wenn man noch etwas von der bisherigen Gesetzgebung über die freiwillige Gerichtsbarkeit retten wollte, beizeiten die Hände geregt werden müßten. Somit trat in Wiesbaden eine Kommission zusammen (Beigeordneter Körner, Appellationsgerichts-Vizepräsident a. D. Dr. Bertram, Landgerichtsrat a. D. Meister, Stadtrat Weil, Stadtverordneter Wintermeyer und der Verfasser dieses), um eine Petition an den Reichstag zu beraten, welche die Erhaltung unserer Immobiliarverkehrsordnung innerhalb des neuen Bürgerlichen Reichsgesetzbuchs bezwecken sollte. Am 9. Januar 1896 wurde sie festgesetzt und, mit Tausenden von Unterschriften bedeckt, abgesandt. Abermals ging eine mächtige Bewegung durchs Ländchen; denn man wußte, was auf dem Spiele stand. Der Verfasser schrieb damals in der „Deutschen Gemeindezeitung" über die Nachteile der neuen Ordnung:

„1. Die Auflassungserklärungen sind im Nassauischen seither fast alle bei den Bürgermeistern erfolgt, während sie nach der neuen Ordnung nur am Sitze des Amtsgerichtes vorgenommen werden sollen. Dadurch werden die Kosten des Verfahrens bedeutend erhöht. Es kommt dazu der Umstand, daß im Nassauischen der Boden außerordentlich parzelliert ist, sodaß nachweislich die Auslagen für die gerichtlichen Kosten mitunter den Wert des Objektes weit übersteigen. Oder wird das nicht der Fall sein, wenn, wie dies vorkam, Grundstücke im Werte von zehn Pfennigen (!) den Besitzer wechseln! Außerdem ist mit dem Kostenaufwande auch Zeitverlust und manche andere Unbequemlichkeit verbunden. Und endlich wird der Landmann, will er diese Nachteile teilweise umgehen, seine Zuflucht zu interessierten Zwischenträgern (Rechtskonsulenten, Winkeladvokaten) nehmen und damit aus dem Regen in die Traufe kommen, während ihm bisher sein Bürgermeister oder ein Feldgerichtsmitglied mit Rat und That unentgeltlich zur Seite stand.

2. Die aus dem Prinzip des ehelichen Güterrechtes entspringenden Rechte werden aufgehoben.

Im Nassauischen konnte seither der Mann ohne Bewilligung seiner Frau kein Grundstück veräußern und keine Hypothek aufnehmen; nach dem Grundbuchrechte ist er, da keine gemeinschaftliche Eintragung notwendig wird, dazu berechtigt. Wenn also die Fälle von Verschleuderungen und Verschuldungen seither durch jene Bestimmung verhindert wurden, so besteht fortan keine Sicherung mehr dagegen, so sehr man auch von der Seite der Staatsregierung aus bemüht ist, die Sache als in genannter Beziehung ungefährlich hinzustellen.

3. Der Realkredit wird durch die Aufhebung der feldgerichtlichen Taxe eine schwere Schädigung erfahren. An die Stelle der genannten Taxe soll nämlich die Angabe des Grundsteuer-Reinertrages treten. Nun wird dieser letztere aber nur in gewissen Zeiträumen festgesetzt, bezw. revidiert, während welcher der reelle Wert des Grundstücks steigen oder fallen kann. In letzterem Falle geht die hypothekarische Sicherheit verloren, bezw. es hält dem Schuldner schwer, Kredit zu finden. Die feldgerichtliche Taxe gab dagegen jedesmal den realen Wert an und damit Sicherung nach beiden Seiten hin. Schon hat die Nassauische Landesbank erklärt, ohne die Taxe an manchen Orten keine Gelder ausleihen zu können; viele ausländische Hypothekeninstitute, die gerade auf die Taxe bauen, werden künftig dem Beispiele der genannten Bank folgen.

4. Dadurch, daß das Feldgericht als Behörde verschwinden soll — diese alt-deutsche Gemeindebehörde, die dann vor vier Jahrzehnten im Nassauischen ausgedehnteste Befugnis zur kommunalen Mitverwaltung erhalten hat — geht, wie aus dem vorhergegangenen ersichtlich ist, dem Volke ein Recht und eine Stütze verloren. Man mag behaupten, was man will, die nassauischen Feldgerichtsschöffen sind durchaus mit der Einrichtung des Immobiliarverkehrrechts, mit den Besitz- und Vermögensverhältnissen ihrer Gemeindeglieder vertraute und zu ihrem Amte befähigte Männer, die in uninteressierter Weise ihren Mitbürgern zur Seite stehen. Diese haben Vertrauen zu ihnen als zu ihresgleichen. Der Amtsrichter (Grundbuchrichter) wird die Stelle dieser vielgliedrigen Behörde kaum voll ausfüllen; namentlich wird ihm jene Uebersicht über die Besitz- und Vermögensverhältnisse abgehen, die dem Feldgerichte eigentümlich ist.

All diesen Nachteilen gegenüber weist das Grundbuch als nennenswerten Vorteil nur den einen auf, daß es in den Bestimmungen über die Subhastation humaner ist.

Es würde also die Einführung der Grundbuchordnung im Nassauischen einen sozialen Rückschritt bedeuten. Denn es steht doch die Verteuerung und Verumständlichung des Verfahrens im Widerspruche zu den Bestrebungen, dem Bauernstande durch gesetzliche Maßnahmen aufzuhelfen. Es steht im Widerspruche zu den Bestrebungen unserer Zeit, der Frau eine möglichste Rechtsgleichheit mit dem Manne zu gewähren, wenn man sie im Immobiliarverkehre die Bevormundung durch den Mann empfinden läßt. Es steht im Widerspruche zu den Versuchen, durch allerlei Hilfsmittel die Not der Landwirtschaft abzustellen, daß man den ländlichen Kredit schwächt und es dem Bauern schwerer macht, Geld zu entleihen. Es steht endlich im Widerspruche zu der Absicht, statt des ehedem dem Volke aufgedrungenen römischen Rechtes, deutsches, ursprüngliches wieder einzuführen, wenn statt der alten Gemeindebehörden, die aus dem Volke gewählt wurden und mit ihm verwachsen sind, der „Staatsbeamte", der „Judex" tritt, der der Menge immer fern gestanden hat und fern stehen wird, weil er stets als der Vertreter der blinden Göttin mit der Wage erscheint.

Die Hoffnung, daß die Stimme des nassauischen Volkes nicht ungehört verhalle, besteht. Sanguinische Personen verhoffen sich von der Besprechung der Angelegenheit in der Oeffentlichkeit sogar, daß die Reichsgesetzentwurfskommission dadurch auf die Vorzüge unserer nassauischen Immobiliarverkehrsordnung aufmerksamer werde. Wärs möglich?!"

Es war indes alles vergebens; die Aufräumung der „Partikularrechte" war im Reichstage beschlossene Sache, und sogar unsere nassauischen Abgeordneten wurden in die Strömung mit fortgerissen. Sie schwiegen. Noch einmal, als das Einführungsgesetz zur neuen Ordnung vorbereitet wurde, petitionierte die am 7. September 1899 zu Diez tagende Generalversammlung des Vereins nassauischer Land- und Forstwirte um „thunliche Erhaltung der Einrichtungen der nassauischen freiwilligen Gerichtsbarkeit". Man möge, hieß es, wenigstens 1. das Stockbuch als Grundbuch erklären und 2. die Einrichtung des Feldgerichts und die Giltigkeit der Auflassungen vor dem Bürgermeister bestehen lassen. Es hatte dies fortgesetzte Petitionieren nur den Erfolg, daß die heute bestehenden Ortsgerichte eingerichtet wurden. Das war aber auch alles.

Mit der Vollendung der Anlegung der neuen Grundbücher statt der Stockbücher tritt also die uralte Institution des Feldgerichts außer Kraft; seine Stelle wird fortab von dem Ortsgerichte eingenommen. Dieses besteht bekanntlich in der Regel aus dem Bürgermeister und drei Gerichtsmännern; die Gemeinde hat nur das Recht behalten, als Gerichtsvorsteher, falls dieser nicht der Bürgermeister ist, zwei, und als Gerichtsmänner dreimal zwei ihr geeignet erscheinende Personen vorzuschlagen. Ernannt werden die Beamten von der Gerichtsbehörde, und ihr Geschäftskreis ist bekanntlich ein sehr beschränkter.

Christ und Diel.

2. Zwei nassauische Pomologen. (Schluß.)

Von E. Flick.

2. Friedrich August Adrian Diel wurde am 4. Februar 1756 zu Gladenbach im heutigen Kreise Biedenkopf als Sohn des dasigen Apothekers Kaspar Ludwig Diel geboren. Er studierte von 1775 bis 1778 zu Gießen und von 1778 bis 1780 in Straßburg Medizin; an letztgenannter Universität fungierte er zugleich als Prosektor, erlangte am 20. Juli 1780 an der hessischen Landesuniversität Gießen die medizinische Doktorwürde und ward 1782 landgräflich hessen-darmstädtischer Amtsphysikus von 50 Orten der Aemter Gladenbach und Biedenkopf mit dem Sitze in Gladenbach. Im Jahre 1786 folgte er einem Rufe nach Wetzlar, wo er die Stelle eines Hausarztes in der von allen Edeln hochgeachteten gräflichen Familie von Spaur daselbst annahm. Wetzlar war damals noch der Sitz des Reichskammergerichts und bekanntlich der Wohnsitz vieler hohen Adeligen und gebildeten Beamtenfamilien. Das Leben unter und der Verkehr mit diesen war für einen strebsamen jungen Mann sehr anziehend und bildend. Am 11. Januar 1787 vermählte er sich mit Dorothea Andriette Christiane, Tochter des Amtmanns Johann Gottfried Scriba zu Königsberg unweit Wetzlars.

Diel war, wie es die damalige Zeit erforderte, ein guter Lateiner. Der Aufenthalt in Straßburg hatte ihm Gelegenheit geboten, sich auch mit der französischen Sprache vertraut zu machen, zumal gewisse Fächer seiner Wissenschaft dort in derselben gelehrt wurden. In Wetzlar erkannte er die Notwendigkeit, sich auch mit der englischen Sprache zu befassen, zunächst im Hinblick auf die Fortschritte Englands in der Medizin, weil er die Schriften der englischen Autoren in den Originalausgaben lesen wollte. Vielleicht steuerte er damit auch schon auf seine spätere Stellung eines Badearztes los. So viel steht fest, daß er in Wetzlar, wo er von der vornehmen Welt häufig über die Wahl eines Badeortes konsultiert wurde, den Grund zu seinen balneologischen Studien gelegt und viele medizinische Schriften aus andern Sprachen ins Deutsche übertragen hat. Die Bücherverzeichnisse aus dieser und der späteren Zeit weisen von Diel 34 Bände medizinischer Schriften aus dem Englischen, 11 Bände aus dem Französischen und mehrere aus dem Lateinischen nach. Näheres hierüber enthält die Schrift von Hofrat Spengler: „Geheimerat Diel. Eine biographische Skizze."

Kein Wunder, daß Diels Ruf, den er schon als praktischer Arzt in Oberhessen und Wetzlar genossen, sich weiter verbreitete. Die Folge davon war, daß er im Jahre 1790 von dem fürstlich oranischen Ministerium im Haag zum Brunnenarzte von Bad Ems und Physikus der Grafschaft Diez berufen wurde. Als letzterer nahm er seinen Wohnsitz in Diez, als ersterer war er verpflichtet, während der Badesaison im Sommer in Ems seinen Aufenthalt zu nehmen. Diez und Hadamar waren damals noch oranisch. Diel bekam also durch seine Stellung hier Beziehungen zu den oranischen Beamten und zu Holland.

Aerzte, die, wie er, fünf Jahre auf ihre akademischen Studien verwendet, hierauf acht Jahre in verschiedenen Kreisen praktiziert und zugleich ihre Bekanntschaft mit der in- und ausländischen Litteratur bewiesen hatten, waren damals in Deutschland eine Seltenheit.

Ems war in jenen Tagen noch nicht, was es heute ist. Waren die Quellen dieses Badeortes auch schon lange bekannt, so waren sie doch noch wenig besucht. Diel hat ihren Ruf durch ganz Deutschland und Europa begründen helfen. Er war nächst Thilenius der erste wissenschaftlich gebildete Arzt, der die Eigenschaften der Emser Quellen und ihre Wirkung auf die Leiden des menschlichen Körpers gründlich ins Auge faßte und mit Geschick und Fleiß seine Erfahrungen hierüber zur Geltung zu bringen wußte.

Diels Schriften „für angehende Aerzte": „Ueber den Gebrauch der Thermalbäder in Ems", Frankfurt a. M. 1825, und „Ueber den innerlichen Gebrauch der Thermalquellen in Ems", Frankfurt a. M. 1832, machten Epoche, namentlich letztere als erste ihrer Art. Diel war, wie Zeitgenossen von ihm bezeugen, „der Abgott der ganzen Umgegend, und sein Wort galt mehr als Orakel". Ein späterer Nachfolger von ihm, Brunnenarzt in Ems und Schriftsteller über Ems, Hofrat Dr. Spengler, sagt von dem letzteren der oben angeführten Werke: „Es ist ein Buch, das alles enthält, was der Arzt über Ems zu wissen braucht" und nennt Diel „den Hippokrates von Ems". Soweit Diel als Arzt.

Nicht minder groß — und darauf kommt es uns hier an — ist Diel als Pomologe.

Schon als Knabe fühlte er sich zum Obstbau hingezogen. Die obstreiche hessische Lahngegend, seine Heimat um Gladenbach, wie die Umgebung von Gießen und Marburg, umfassen den Schauplatz seiner jugendlichen Entwickelung. Hier wurde seine Neigung zur Obstkultur zuerst geweckt und genährt. Noch in späteren Zeiten erinnerte er sich gern daran, wie er in seinem elften Jahre den ersten gelungenen Pfropfversuch mit der großen Sommer-Bergamotte machte, wie er die Wucher- oder Wassertriebe eines großen, kaum zu umfassenden Baumes der rotbackigen Sommer-Zuckerbirne im elterlichen Garten umpfropfte, wie er das langstielige Schwarzbirnchen, ein „Hotzelbirnchen", das er in der Umgegend von Marburg auf Bauernhöfen getroffen und in seiner frühen Jugend für das Non plus ultra gehalten, selbst noch in reiferen Jahren überall hinpfropfte, wo es nur anzubringen war. Bei Uebersendung des Bouteillenapfels, den er von seinen Freunden Professor Credé und Gärtner Wiederstein aus dem Deutschordens-Garten zu Marburg erhielt, ruft er aus: „Wie manche Obstsorten holte ich mir in meinen Jünglingsjahren aus diesem Garten und freute mich jedes Mal des dortigen schönen Echos!"

Als Physikatsarzt in Oberhessen hatte Diel vom ersten ersparten Gelde sich ein großes Stück Feld ge-

kauft und dieses zu einem Obst- und Gemüsegarten angelegt.

In Diez ansässig geworden, gründete er 1794 daselbst eine Baumschule. Diese erwies sich aber bald als zu klein. Im Jahre 1800 legte er die größere an im Selhofer Felde neben dem Totenhofe, am Wege von Diez nach Oranienstein. Erfreut über diese Erweiterung, giebt er seinen Freunden davon Nachricht. „Die fürstliche Rentkammer", schreibt er, „hat mir hochgeneigtest ein schönes Stück Feld überlassen, worauf nach einem ganz systematischen Plan, um jeden Irrtum zu vermeiden, dieses Jahr eine große Baumschule unter meiner Direktion angelegt wird und worinnen alle Sorten vom ersten und zweiten Rang stets vorrätig sein werden, sowohl für Hochstämme, als auch auf Quitten- und Johannisstämmen für Zwergbäume. Zweijährige hochstämmige Bäume sind auch einzeln schon in der kleinen Baumschule vorrätig."

Was diese Baumschule für die damalige Zeit als ein Privatunternehmen geleistet, davon geben nicht nur Diels pomologische Schriften, sondern auch manche unserer nassauischen Obstpflanzungen Zeugnis; denn viele von den Sorten, welche Diel eingeführt und beschrieben hat, sind bei uns heimisch geworden. Diel sah ein, daß er trotz der Erweiterung seiner Baumschule bald nicht mehr imstande sein werde, die vielen Nachfragen nach Reisern und Bäumchen zu befriedigen. Um Reiser mit sicherer Bezeichnung der Sorten abgeben zu können, hatte er zwar in Diez außer seiner großen Obst-Orangerie in Töpfen und neben der eigentlichen Baumschule in seinem ansehnlichen Obst- und Gemüsegarten, wie in noch zwei weiteren Gärten auf dem Abhange über dem Totenhofe möglichst viele Muster- und Sortenbäume gepflanzt; aber damit wurde der Bedarf immer noch nicht gedeckt. Diel benutzte daher seine Beziehungen zu der fürstlich anhaltischen Hof- und Gartenbauverwaltung zu Schloß Schaumburg, fünf viertel Stunden von Diez belegen, um für seine Absichten noch mehr Terrain zu gewinnen.

Mit Hofgärtner Schulz und Kanzleidirektor Marchand war er sehr befreundet. Beide, von Diel angeregt, waren eifrige Beförderer der Obstzucht und hatten von ihrer fürstlichen Herrschaft die Weisung, Diel nach Kräften zu unterstützen. Es wurden daher in Schaumburg nicht nur Versuche mit Kernsaaten zur Erziehung neuer Sorten gemacht, sondern auch die vorhandenen Bäume sämtlich revidiert, was alt und abgängig war, ausgehoben und durch junge Nachzucht ersetzt, und was bleiben konnte — wenn die Früchte gering waren, abgeworfen und mit besseren Sorten in die Krone veredelt. Außerdem wurden alle noch unbepflanzten Wege im Schaumburgischen zu Obstalleen angelegt und ein mehrere Morgen umfassender englischer Park nur mit Obstsorten bepflanzt. Diel rühmt den wahren Obstreichtum, der dem fürstlichen Hause zuwachse, und schließt seine lobende Anerkennung mit dem Wunsche: „Möchte doch dieses Beispiel viele Nachahmer finden und die englische Gehölzständelei verdrängen." So entstand in Schaumburg nach wenigen Jahren eine ziemlich große Zahl von Muster- und Sortenbäumen, die mit Namen und Nummern versehen, in einem Katalog sorgfältigst eingetragen waren. Hier herrschte Ordnung und Sicherheit. Die Sorten, welche Diel in seinem eigenen Revier in Diez zu gewissen Zeiten nicht oder nicht in genügender Zahl und Menge in Reisern abgeben konnte, waren jetzt in Schaumburg zu haben.

Die wichtigsten Schriften über Pomologie, welche Diel uns hinterlassen hat, sind folgende:

1. „Versuch einer systematischen Beschreibung in Deutschland vorhandener Kernobstsorten". 21 Hefte, Frankfurt a. M. 1799—1819. 22.—27. Heft Leipzig 1821—32.

2. „Ueber Anlegung einer Obst-Orangerie in Scherben", Frankfurt a. M. 1796, dritte Auflage 1804.

3. „Die Obst-Orangerie oder kurze Anleitung, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln rc. in gewöhnlichen Blumenscherben zu erziehen", Leipzig 1821.

4. „Systematisches Verzeichnis der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten mit kurzen Bemerkungen über Auswahl, Güte und Reifezeit". 3 Hefte, Frankfurt a. M. 1818, 1829 und 1833.

So wichtig und wertvoll alle vorstehend genannten Schriften von Diel für die Anregung zum Obstbau gewesen sind, so verdient doch in Anbetracht der Förderung der Pomologie als Wissenschaft die erstgenannte Schrift als sein Hauptwerk bezeichnet zu werden, nicht nur weil sie nach der Zahl der Bände das umfangreichste, sondern zugleich auch dasjenige Werk ist, welches außer den Beschreibungen der ihm bekannt gewordenen Aepfel- und Birnsorten die Klassifikation dieser Früchte oder, wie man zu sagen pflegt, das System von Diel enthält. Neuere Forscher auf diesem Gebiete (Lukas, Oberdieck, Jahn u. a.) haben Diels System verbessert und weiter ausgebaut; eins aber steht unumstößlich fest: die neue Epoche der Pomologie ruht in Betreff der deutschen Kernobstsorten auf Diels Schultern!

Nicht selten stehen der glänzenden Außenseite eines Menschen dunkle Schatten entgegen. So auch bei Diel. Seine Frau, eine echte deutsche Hausfrau, gebar ihm sieben Kinder und starb im Februar 1835, ging ihm also im Tode voraus. Sein einziger talentvoller Sohn hatte mit bestem Erfolge Jurisprudenz studiert und bekleidete die Stelle eines Assessors an einem nassauischen Justiz- und Verwaltungsamte; da wurde er in der Blüte der Jahre abgerufen. Auch die sechs übrigen Kinder sah der schwergeprüfte Vater nacheinander vor sich hin zu Grabe tragen. So stand der hochbetagte Greis am Ende seines Lebens allein. Zwei seiner Töchter waren verheiratet gewesen, eine an Ober-Appellationsgerichtsrat Flach in Wiesbaden, die andere an Studienrat Wenck in Darmstadt.

Nachdem Diel 39 Jahre lang jeden Sommer als Badearzt in Ems fungiert hatte, erbat er zu Weihnachten 1829 seinen Abschied, der ihm selbstverständlich in allen Ehren bewilligt wurde, mit dem Anfügen, daß man es gerne sähe, wenn er auch ferner noch nach seinem Belieben der ärztlichen Praxis obliegen wolle. Und noch fünf Jahre machte er für sein geliebtes Diez und Ems von diesem Anerbieten

Gebrauch, gab aber dann wegen vorgerückten Alters da wie dort die ärztliche Praxis gänzlich auf.

Den Rest seines Lebens widmete er, solange er die Kraft dazu hatte, ganz der Pomologie, am Vormittage am Schreibtische, am Nachmittage, wenn es die Witterung erlaubte, in seinen Gärten und Baumschulen. Einige Jahre vor seinem Tode traf ihn ein Schlaganfall, der ihm die rechte Hand und den rechten Fuß halb lähmte, ihn auch geistig so schwächte, daß er sich von da an um nichts mehr ernstlich kümmern konnte. Selbst seine Baumschule, an der er bis dahin mit großer Liebe gehangen, die er so lange mit Sorgfalt gepflegt, in der er den Kummer des Lebens am ehesten vergessen konnte, sie wurde ihm, wenn er in seiner hilflosen Lage daran dachte, zum Gegenstand der Sorge, zu einer drückenden Last. Nahe Angehörige, die sie als seine Schöpfung hätten weiterführen können, hatte er leider nicht. Um also auch diese Sorge loszuwerden, überließ er die ganze Anlage samt Grund und Boden einem ihm nahestehenden Diezer Bürger, der aber kein Baumzüchter war, die Bäumchen daher alsbald zu Geld machte und die ganze Fläche einer andern Nutzung überwies.

Für das Leben mit der Außenwelt war Diel in den letzten Jahren wie abgestorben. Außerhalb des Hauses sah man ihn nicht mehr, und zugänglich blieb er nur noch für wenige, die ihm in gesunden Tagen nahe gestanden hatten.

„So sinkt und erbleicht am deutschen Horizont der Pomologie ein Stern erster Größe. So geht das Leben eines Mannes zur Neige, der sich zunächst dem Dienste der leidenden Menschheit gewidmet und über ein halbes Jahrhundert diesem aufreibenden Berufe durch treue Pflichterfüllung alle Ehre gemacht, der aber in seinen freien Stunden aus Liebhaberei noch eine zweite Wissenschaft mit so großem Erfolge gepflegt hat, daß man kaum begreift, wie dieses möglich war". (Spengler.) Außer den bereits erwähnten günstigen Verhältnissen kamen ihm zu statten eine von Natur gesunde Körperkonstitution und eine vorzügliche geistige Begabung. Ersterer hatte er eine lange Lebensdauer zu danken; letztere war ausgesprochen durch eine ebenso klare, wie rasche Auffassung, verbunden mit gutem Gedächtnisse und großer Gewandtheit in mündlicher und schriftlicher Darstellung. Diese Eigenschaften verliehen ihm eine enorme Arbeitsfähigkeit. Hierzu gesellte sich noch eine äußerst gewissenhafte Ausnutzung der Zeit, namentlich in den frühen Morgenstunden. Erholung im gewöhnlichen Sinne des Wortes kannte er nicht; die Beschäftigung mit der Pomologie galt ihm als Erholung.

Am 22. April 1839 beschloß Diel infolge von Marasmus sein thatenreiches Leben.

Diels Verdienste als Arzt und Pomolog sind nicht nur zu seinen Lebzeiten, sondern auch von der Nachwelt dankbar anerkannt worden. Sein Landesherr verlieh ihm 1791 den Titel Hofrat, und später ernannte er ihn zum Oberhofrat; 1818, nach der Organisation des Herzogtums Nassau zeichnete ihn Herzog Wilhelm durch das Prädikat eines Wirklichen Geheimen Rats aus. Elf der berühmtesten gelehrten Gesellschaften des Auslandes hatten Diel zum Mitgliede ernannt, und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen dekorierte ihn im September 1827 mit dem Roten Adlerorden 3. Klasse. Professor van Mons benannte zwei Früchte nach seinem Namen, eine Birne: Diels Butterbirne, und eine Reinette: Diels Pepping.

Der „Deutsche Pomologenverein" hat sich dagegen die Aufgabe gestellt, Diels Andenken durch eine in des großen Mannes Geist fortlebende Anstalt zu ehren, indem die Mitglieder dieses Vereins 1860 bei ihrer Versammlung in Berlin aus freiwilligen Beiträgen die „Diels-Stiftung zur Heranbildung junger talentvoller Baumzüchter und Pomologen" ins Leben gerufen haben.

Auch die Diezer und Emser Einwohnerschaft wollte nicht in Abtragung alter Dankesschuld zurückbleiben; sie errichteten dem gefeierten Arzte und Pomologen in den unteren Kuranlagen zu Ems ein Denkmal aus Bronze, das von Bildhauer Hartung aus Koblenz modelliert und am 12. September 1860 enthüllt wurde.

Gelegentlich dieser Enthüllungsfeier sang unser Taunide Alois Henninger von Diel — und damit wollen wir Abschied von letzterem nehmen:

„Gar manches Werk der Wissenschaft
Zeugt stolz von seines Geistes Kraft,
Und nie wird man vergessen ihn,
So lange blüht die Medizin.
Doch nicht als Arzt bloß steht er hoch,
Groß war er auch als Pomolog;
Manch edlen Baumes Blätterspiel,
Es flüstert von dem alten Diel."

Das Drama auf Lahneck.

2) Von C. Trog. (Schluß.)

Die Burgruine Lahneck ging in den Besitz eines englischen Herrn, Mr. Edward Moriarty über, der sie im Jahre 1860 aufzubauen und zu seinem Wohnsitze zu machen sich entschloß. Einer der Türme war baufällig geworden und mußte zum Teil abgetragen werden. Die Werkleute und Arbeiter umbauten ihn zunächst mit einem sicheren Gerüste, und nachdem dieses fertig war und sie an demselben den Turm bestiegen, fanden sie zu ihrem größten Erstaunen auf dem Plateau desselben menschliche Gebeine. Wie waren diese auf den seit langen Jahren ganz unzugänglichen Turm gekommen? Niemand konnte dafür eine Erklärung finden. Der seltsame Fund wurde sogleich der Stadtbehörde gemeldet, und diese schickte sofort eine Kommission ab mit dem Auftrage, den Fund genau zu untersuchen. Die Untersuchung ergab, daß die Gebeine auf Lahneck ein vollständiges Frauengerippe darstellten. In einer Ecke des Seiten-

geländes fand man die Ueberreste von einem weißen Damen-Strohhut, ferner Stücke von Schuhsohlen, eine von Schutt und Moder bedeckte goldene Damenuhr, einige Ringe, eine Gürtelschnalle und mehrere kleinere Schnallen. Die Kommission legte das Ergebnis ihrer Untersuchung in einem Protokolle nieder und übergab dieses zu weiterer Veranlassung dem Gerichte. Die nassauischen Behörden traten zum Zwecke weiterer Verfolgung des Falles mit den preußischen zu Koblenz in Verbindung.

Als das Ergebnis der Untersuchung öffentlich bekannt wurde, trat die verschwundene Miß Idylia Dubb wieder in aller Erinnerung. Zunächst wurden Ermittelungen nach deren Eltern angestellt, und es währte nicht lange, so erfuhr die preußische Regierung, daß in Edinburg ein Herr Dubb gelebt und im Jahre 1859 daselbst gestorben sei. Seine Witwe, Mrs. Dubb, welche noch lebte, bestätigte auf Befragen, daß sie in den ihr angegebenen Jahren Deutschland bereist und in der Gegend von Lahnstein ihre älteste Tochter auf bisher unaufgeklärte Weise verloren habe. Nach der ihr gegebenen Beschreibung erkannte sie die gefundenen Gegenstände als das Eigentum ihrer Tochter Idylia, sie eilte sofort nach Koblenz, um Uhr, Kette, Ringe, Schnallen u. s. w. anzusehen und bestätigte dort unter heißen Thränen, daß diese Gegenstände alle einst ihrer Tochter gehört hätten.

Wie aber, fragte man sich nun, war das Mädchen auf den Turm der Ruine Lahneck gekommen? Diese Frage zu beantworten, wurde keine Mühe gespart. Zunächst wurde möglichst genau zu ermitteln gesucht, bis zu welchem Zeitpunkte der Turm ersteigbar gewesen sei. Es ergab sich, daß die steinerne Wendeltreppe im Frühling 1846 während eines heftigen Unwetters mit einem donnerähnlichen Gekrache eingestürzt sei, wobei die Luft weithin mit Staub und das Burggemäuer mit Schutt bedeckt wurde. Dieses Einstürzen der Wendeltreppe wurde von den Naturfreunden sehr beklagt, denn von dem Plateau des Turmes aus, der nun nicht mehr bestiegen werden konnte, hatte man eine prachtvolle Rund- und Fernsicht in die Lande. Um sich diesen Genuß wieder zu verschaffen, ließen einige dieser Naturfreunde auf eigene Kosten eine hölzerne Treppe zum Plateau des Turmes hinaufführen, die denn auch längere Zeit ihren Zweck erfüllte. Weitere Nachforschungen ergaben mit Bestimmtheit, daß diese hölzerne Treppe im Vorsommer des Jahres 1851 zusammengebrochen gefunden wurde, und daß die Zeit dieses Treppeneinsturzes mit der Zeit des Verschwindens der Miß Idylia Dubb sich deckte.

Alle diese Ermittelungen ließen den berechtigten Schluß zu, daß das arme Mädchen, verlockt von dem Gedanken, eine überraschend schöne Aussicht ins Land zu gewinnen, sorglos die morsche Treppe hinaufgestiegen sei, und, oben angelangt, diese hinter sich in die Tiefe habe einstürzen sehen. Bei dieser Vermutung blieb es aber nicht; an ihre Stelle trat alsbald die traurigste Gewißheit. Als man nämlich beim Erneuern des Turmes die hohe Zinnenkrone desselben hinwegnahm, fand man in einer Mauerspalte ein kleines Taschen-Notizbuch eingeklemmt, wie es Damen oft bei sich tragen. Auf den vergilbten, halb vermoderten Blättern dieses Taschenbuches befanden sich noch erkennbare Bleistiftaufzeichnungen, die über das entsetzliche Schicksal des jungen Mädchens die vollständigste Aufklärung gaben. Diese Bleistiftaufzeichnungen wurden in ihrem Urtexte in englischen Blättern veröffentlicht und gingen dann auch in deutsche Zeitungen über. Daraus mögen hier diejenigen Stellen wiedergegeben sein, welche die furchtbare Lage der armen Jungfrau am ergreifendsten schildern.

„Gott im Himmel, was ist geschehen? Träume ich, oder ist es Wirklichkeit? Im Fluge bin ich die schwankende, morsche Treppe einer alten Turmruine emporgestiegen, und nur eben habe ich das Plateau erreicht, so trifft ein fürchterliches Gekrache und Gepolter mein Ohr, das mich bis in die Tiefe meiner Seele erschauern macht. Mit angehaltenem Atem und zugedeckten Augen habe ich einen Augenblick gelauscht, — dann wendete ich den Blick hinunter —: die Treppe war hinter mir zusammengebrochen. Eine Zeit lang stand ich wie erstarrt, ohne Besinnung, ohne Gedanken, fast ohne Gefühl. Mir war, als lebte ich nicht mehr.

Bald kam ich wieder zu mir und in ein Dasein zurück, das ohne Zweifel ein grauenvolles war. Ich kann keine Möglichkeit, hinabzugelangen, entdecken. Die Mauern sind hoch und weisen nur einzelne von einander entfernte Vorsprünge auf. Keine Stange, kein Seil, keine Hilfe weit und breit! Den ganzen Tag habe ich gerufen und geschrieen, aber niemand hat mich gehört. Meine Stimme, glaube ich, reichte nicht bis hinab. An den Rand der Oeffnung, an welcher die Treppe eingestürzt ist, wage ich mich nicht aus Furcht, daß ich hinabstürzen möchte. Im ersten Momente des Schreckens eilte ich dahin, aber die schauerliche Tiefe und das schwarze Dunkel nahmen mir so sehr die Besinnung, daß ich halb ohnmächtig zurücktaumelte. Vergebens versuchte ich dann, mich oben auf den Rand der Brüstung zu schwingen; meine Kräfte reichten dazu nicht aus. So lange ich die Arme bewegen konnte, habe ich mit dem Taschentuche nach allen Seiten gewinkt. Nichts hat geholfen, keine Menschenseele ist meiner gewahr geworden. Zusammengekauert in einer Ecke, bitterlich weinend und schluchzend, war ich eingeschlafen. Früh beim ersten Morgengrauen bin ich aufgewacht. Mich friert, mich hungert! Die Zunge klebt mir am Gaumen. Soll ich denn wirklich verloren sein? Eltern, Geschwister, treibt euch denn keine Ahnung an diese Stelle? — —

Wieder habe ich gerufen, gewinkt, alle möglichen Anstrengungen gemacht. Meine Hände, meine Kniee sind wund. Hundertmal war es mir, als wenn ich Menschenstimmen hörte; ganz deutlich meinte ich, die Mutter nach mir rufen zu hören. Alles umsonst! In Todesangst habe ich angefangen, lose Steine mit den Fingernägeln aus dem Mörtel loszulösen, um sie zu Stufen aufzutürmen, meine Finger bluteten furchtbar dabei, und als ich einmal im Schmerze nach dem Munde fuhr und die warme Flüssigkeit spürte, hätte ich mich selbst in Stücke zerreißen mögen, um mein Blut zu trinken. Mein Blut that mir sehr wohl! Ach Gott, es war seit achtundvierzig Stunden meine einzige Nahrung. Schon habe ich am Stroh meines

Hutes gekaut. Aber so furchtbar mich auch nach Speise verlangt, die Entsetzlichkeit meiner Lage läßt mich alle Bedürfnisse vergessen. Den ganzen Tag türmte ich die losgelösten Steine auf. Endlich gegen Sonnenuntergang schien mir ihre Höhe beträchtlich genug, um den Rand erreichen zu können, zu dem sonst einige Bretterstufen geführt haben, die jetzt verfault und zertrümmert umherliegen. Ich erstieg sie. Weit lag das Land vor mir da. Ich sah in den umliegenden Dörfern die Schornsteine rauchen und auf dem Rheine ein Dampfschiff fahren. Heftig winkte ich mit dem Tuche und glaubte zu bemerken, daß man mir wieder winkte; ach, die Glücklichen meinten, mein Tuchwinken sei ein Gruß der Freude von mir. Ach, sie ahnten nicht, wie sehr es ein Zeichen meiner Not war!

Mir scheint, daß ich schon eine Ewigkeit hier oben bin; die Zunge klebt mir am Gaumen fest; ich kann nicht mehr rufen. Meine Kleider hängen in Fetzen herum; mein Haar ist zerzaust. Gestern kamen zwei Mauerschwalben heraufgeflogen und setzten sich, vom Fluge ermattet, auf den Rand. Es war das letzte Glück, das mir zu Teil ward, ein Gruß aus der Welt, aus dem Leben. Als sie dahingeflogen, sah ich ihnen lange nach; ich meinte, sie müßten geradesweges zu den Meinen fliegen und ihnen Nachricht von meinem Elend geben. — —

Das ist, glaube ich, der vierte Tag, die vierte Ewigkeit. Gestern war mir plötzlich wieder, als hörte ich meinen Namen wie aus weiter Ferne rufen. Ich raffte mich auf und kletterte noch einmal die hier aufgeschichteten Steine empor. Im Schwanken löste sich die Unterlage, und ich fiel mit den Steinen zu Boden. Wie lange ich betäubt von dem Falle gelegen, das weiß ich nicht. Jetzt weiß ich: alles ist aus; mein Tod ist gewiß. Noch einmal will ich beten für das Heil meiner Seele, für euch, Vater, Mutter, George, Mary. Dann will ich sehen, ob ich noch Kraft habe, noch einmal hinauszuschauen. Vater im Himmel, sei meiner Seele gnädig!" — — —

Damit enden die Bleistiftaufzeichnungen dieser sterbenden Jungfrau. Wir setzen nichts hinzu, denn wer vermöchte besser zu schildern, als sie es gethan, was sie gelitten von dem Augenblicke an, als das Donnerkrachen der niederstürzenden Holztreppe — gleichsam ihr Grabgeläute — sie erblassen und erbeben machte, bis zu dem Augenblicke, wo ihre Seele frei wurde und sie im Lichte der Wahrheit erkannt haben dürfte, daß nicht sie, sondern ihr Elend gestorben, und daß auch ihr erschütterndes Schicksal doch nur eine Segnung Gottes war. Denn nicht jeder soll, unberührt von der Not des Lebens, auf seiner ersten Schwelle wieder erlöschen, sondern mancher länger und schwerer geprüft werden. Darum:

„Der Tod, aus welchem nicht ein neues Leben blühet,
Der ist's, den meine Seel' vor allen Toden fliehet!"

Miszellen.

A. V. **Herzog Wenzeslaus von Luxemburg-Brabant, nicht Böhmen.** Wir erhalten von Herrn Pfarrer Vogel in Kirberg, C. D. Vogels Sohne, folgende Zuschrift, die wir gern veröffentlichen: In der anscheinend nicht von dem Verfasser des betr. Aufsatzes herrührenden Anmerkung auf S. 155 der Nummer 13 der „Nassovia" (sie war von uns, d. H.) wird behauptet, „der sonst so kritische Vogel" habe seine Notiz über die Errichtung des Mainzolls zu Höchst aus Gudenus „ohne weiteres übernommen, obwohl es 1308 weder einen Herzog (!) Wenzeslaus von Böhmen, noch einen Grafen Johann von Nassau-Merenberg gegeben habe, und zwei solcher Leute überhaupt nie gleichzeitig gelebt hätten". Es sei mir gestattet, dem gegenüber zur Ehrenrettung C. D. Vogels folgendes zu bemerken:

1. Auf S. 861 der „Beschr. d. Herz. Nassau" ist 1308 ein bei der Korrektur übersehener Druckfehler. Es muß 1368 heißen. Letztere Jahrzahl ist sowohl S. 398 der „Beschreibung" als auch S. 297 der schon 1836 erschienen „Topographie" Vogels angegeben.

2. Auf S. 398 der „Beschreibung" nimmt Vogel Bezug auf „ungedruckte Urkunden". Gudenus war also nicht seine einzige Quelle. Es liegt sogar nahe, anzunehmen, daß er seine Notiz über den Höchster Mainzoll überhaupt nicht aus Gudenus übernommen, sondern unmittelbar aus den im Staatsarchiv vorhandenen Urkunden geschöpft und daß er S. 861 auf Gudenus nur deshalb verwiesen hat, weil dieser (Sylloge S. 647) die in Menzel-Sauers „Nass. Urkundenbuch" unter Nr. 3273 aufgeführte Urkunde bereits nach dem Original abgedruckt hatte. In dieser Urkunde „beauftragt der Reichsvikar Wenzel von Böhmen, Herzog von Luxemburg, Lothringen, Brabant u. s. w. den Grafen Johann von Nassau-Merenberg mit der Ausführung des ihm von Kaiser Karl IV. erteilten Auftrags, einen neuen Zoll, und zwar von vier alten Turnosen von jedem Fuder Wein und anderem Kaufmannsschatz, der den Main auf oder nieder geführt wird, zu Hoeste auf dem Main zwischen Mainz und Frankfurt errichten; 1368 uff aller heiligen Dag".

3. Graf Johann von Nassau-Merenberg starb 20. Sept. 1371; Herzog Wenzeslaus von Luxemburg pp., der als Sohn des Königs (Johann) von Böhmen wie als Statthalter von Böhmen sehr wohl kurzweg „Herzog W. von Böhmen" (doch wohl nicht, d. H.) genannt werden konnte, starb 1383, worauf sein gleichnamiger Neffe, der berüchtigte Kaiser Wenzel, Luxemburg erbte.

Wenzel der Oheim kommt 1371 auch in der Limburger Chronik vor als „der Hertzog von Brabant, der war genannt Wenceslaus, und war Kayser Caroli IV. Bruder und des blinden Königs Johannis in Böheim Sohn."

Wir sind dem Herrn Einsender dankbar dafür, daß er Licht in die Sache gebracht und die richtige Jahreszahl 1368 ausfindig gemacht hat. Uns war und bleibt besonders die Bezeichnung Herzog Wenzeslaus von Böhmen verblüffend, und hier liegt auch unbedingt ein kleiner Lapsus vor. Herzog Wenzel von Luxemburg und Brabant — Lothringen, d. h. ganz Niederlothringen, wovon Brabant ein Teil, war für ihn eine „possessio in partibus" — ist dagegen etwas anderes; er ist besonders in der rheinischen Geschichte eine markante Erscheinung. Selbstverständlich thut das Versehen Vogel keinen Abbruch, wie es uns auch nicht im geringsten einfiel, kleinlich nörgeln zu wollen.

W. S. **Die Wiedereinnahme der oranischen Gebiete durch die Schlesische Armee, 1813.** Im Wiesbadener Staatsarchiv befindet sich folgende interessante Proklamation, durch welche nach der Schlacht bei Leipzig die Kriegsmacht der Verbündeten von den nassauischen Teilen des Großherzogtums Berg Besitz ergriff.

Vereinigte Armee von Schlesien
Avantgarde des achten Kaiserlich russischen Armeecorps.

Dillenburg, am 6. November 1813.

Tagesbefehl.

Nachdem nunmehr die Stadt Dillenburg mit dem Siegdepartement durch die unter meinen Befehlen stehenden Truppen occupirt ist, finde ich nöthig, bis auf weitere Einrichtung nachstehende Anordnung zu treffen:

1. Die Funktion des Herrn Praefekten Schmitz hört wegen seiner schwachen Gesundheits-Umstände auf

und der Herr General-Secretair Pagenstecher wird dessen Geschäfte in ihrem ganzen Umfange versehen.

2. Der Fürstl. Oranien-Nassauische Geheime Rath von Arnoldi wird als General-Commissair die höhere Leitung der ganzen Verwaltung des Sieg-Departements übernehmen und in dieser Eigenschaft die Stelle der bisherigen Ministerien und anderen höchsten Landesbehörden vertreten.

3. Der Herr Commandant Stahmer und der Hauptmann Thielman werden, letzterer mit seiner Veteranen-Compagnie, in ihren bisherigen Dienstverrichtungen fortfahren und ihren Sold fortbeziehen, sie stehen unmittelbar unter der vorgenannten Behörde.

4. Die constituirten Landesbehörden fahren bis auf weiteren Befehl fort, ihre Amtsverrichtungen auf die bisherige Art auszuüben. Sie stehen jedoch einzig unter dem genannten General-Commissair, und unter ihrer eigenen persönlichen Verantwortlichkeit müssen sie von diesem Augenblicke an alle Verbindungen und Verhältnisse mit französischen oder andern außer dem Departement befindlichen Behörden aufgeben. Diesem nach dürfen weder Gelder an dergleichen Behörden eingesendet noch auch Befehle oder Aufrufe von denselben angenommen oder befolgt werden.

5. Schließlich werden alle Einwohner der hiesigen Stadt, welcher ich für die gute Aufnahme meiner Truppen den herzlichsten Dank sage, sammt allen Bewohnern des Sieg-Departements aufgefordert, mit demselben guten Geiste wie bisher für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung, sowie für die ungestörte Fortdauer der bisherigen und von dem General-Commissair nicht ausdrücklich aufgehobenen Einrichtungen zu wachen.

Der Russisch Kaiserl. General-Major:
Ususofowitsch.

C. B. **Eine alte Sage vom Hofe Buberborn,** wie sie mir einst mein Vater, als ich mit ihm über Singhofen und an dem genannten Hofe vorbei nach Nassau wanderte, erzählt hat, scheint jetzt ziemlich verklungen zu sein, soll aber nach dem Dafürhalten der Alten auf einer Thatsache beruhen. Auf dem „Buborner" Hofe, wie es im Volksmunde heißt, lebte vor 150 bis 200 Jahren ein Bauer, welcher bei der geringen Ertragfähigkeit seiner Aecker und Wiesen in Schulden geraten war und sich sehr nach einer Verbesserung seiner Lage, d. h. nach einem Bar-Kapital sehnte. Da hörte er in einer Nacht im Traume die Worte: „Auf der Sachsenhäuser Brück' find' ich mein Glück". Ach was, dachte er, Träume sind Schäume! In der folgenden Nacht träumte und hörte er dasselbe. Und in der dritten Nacht abermals. Nun wurde ihm die Sache ernst. Er machte sich auf und wanderte, nur mit Vorwissen seiner Frau, nach Frankfurt, denn daß dort die Sachsenhäuser Brücke über den Main führte, wußte er. Als er sich in Frankfurt von der langen Fußwanderung ausgeruht hatte, machte er sich auf die Suche nach der Sachsenhäuser Brücke. Mit forschenden Augen ging er auf der Brücke hin und her, aber da wollte sich nichts finden, was wie ein „Glück" für ihn aussah. Sein Benehmen fiel endlich einem Vorübergehenden auf, und der fragte ihn, ob er auf der Brücke etwas verloren habe. Nach einigem Besinnen offenbarte der Suchende dem Fremden, der so vertrauenerweckend aussah, seinen Traum und sein Anliegen. „Ach was", sagte dieser, „auf Träume ist nichts zu geben; ich habe auch einmal geträumt, auf dem Buborner Hof, hinter der Scheuer, unter einem Holunderbaume liege ein Topf mit Geld vergraben; was weiß ich, wo der Buborner Hof liegt, und was kann mir der Traum helfen!" — Aha, dachte der Buborner, das also ist's; deshalb mußte ich hierher kommen, um zu erfahren, daß auf meinem Hof, unter dem wohlbekannten Holunderbaum begraben liege, was ich so nötig habe. Ich habe auf der Sachsenhäuser Brück' doch mein „Glück" gefunden! Aber er hütete sich wohl, dem Fremden, der wider Wissen und Wollen sein Glücksbote geworden war, Näheres zu sagen. Alsbald machte er sich auf den Heimweg, und am anderen Morgen frühe, ehe noch sonst Jemand auf dem Hofe aufgestanden war, begab er sich, alle Müdigkeit von der Reise vergessend, an den bezeichneten Ort, grub und fand einen Geldschatz, der ihm aus aller seiner Not heraushalf. Seitdem glaubte er an Träume. Aber einen solchen hatte er doch nicht mehr. — (Vergleiche hierzu die Novelle: „Der Schatz am rechten Orte", „Nassovia" von 1901, Nr. 9 und ff., welche eine ähnliche zu Hasselbach bei Kamberg erzählte Sage behandelt.)

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Der Musentempel am „Warmen Damm" hat seine Pforten für die Monate Juli und August geschlossen. Im Jahre 1901/02 (1. 9. 1901—29. 6. 1902) sind im ganzen 104 verschiedene Werke zur Vorstellung gekommen, darunter 49 Schauspiele und 55 Opern und Balletts. Unter ersteren befanden sich 16 Novitäten (4 Uraufführungen) und 17 Neueinstudierungen, unter letzteren 6 Novitäten, 4 Neueinstudierungen und 6 verschiedene klassische Werke. Das ist eine Leistung, die sicherlich sehr respektabel zu nennen ist.

Mit dem 1. September finden folgende Veränderungen statt. Für die ausscheidenden Schauspieler Herren Bach und Dr. Krauß treten die Herren Malcher und Bernhöft, für die Schauspielerin Frl. Heumann tritt Frl. Egenolf ein. In der Oper wird Frl. Kaufmann durch Frl. Hanger, Frl. von Rendegg-Freny durch Frl. Tomschik, Frl. Croissant durch Frl. Triebel ersetzt; außerdem treten noch die Sängerinnen Frl. Müller und Frl. Sedlmayer zum Ensemble hinzu. An Stelle des Opernsouffleurs Herrn Feigel kommt Herr Richard.

* **Kreuz- und Querfahrten.** 1. Korsika, 2. Capri-Venedig, 3. Dalmatien, Montenegro, Albanien. Von Poths-Wegner. 158, 134 und 256 S. Berlin, Paul Scheller. — Von dem Verfasser, einem geborenen Wiesbadener, haben wir kürzlich bei Besprechung seines Romans Neu-Hellas bereits gehört. Nunmehr können wir mit Vergnügen auch auf sein Reisewerk hinweisen. Die Vorzüge seines glatten und sauberen Stils treten auch hier wieder hervor; hinzu kommt ein gemütlicher Plauderton und die Fähigkeit, anschaulich zu schildern, Erlebtes und Erschautes mit historischen und kulturhistorischen Ausführungen lebensvoll zu durchwirken. Bei allem wird der Fehler so mancher Reiseschriftsteller vermieden, das liebe Ich in den Zentralpunkt der Darstellung zu setzen und nur von ihm zu reden. Besonders hat uns der 3. Band angesprochen. Hier erschließt der Verfasser manchem eine neue Welt; denn die slavisch-albanischen Küstenländer am adriatischen Meere sind thatsächlich äußerst wenig von Reisenden besucht worden und sind doch so besuchenswert. Zur Schilderung gerade dieser Gegenden mit ihrer alpinen Schönheit, der wunderbaren Natur und der eigenartigen Bevölkerung erscheint der Verfasser wie prädestiniert. Die Bocche di Cattaro, das Hochthal von Cettinje, der alte Piratenhafen Dulcigno, die Szenerieen im Albanesenlande u. s. w., all das wird vor unsern Augen so lebendig, als machten wir selbst die Reise mit. Die Lektüre der Bücher ist ebenso unterhaltend wie belehrend.

* **Ruine Königstein.** Von G. Piepenbring. 2. Auflage. 19 S. Königstein, J. Peppler. — Das Werkchen giebt einen Ueberblick über die historische Entwickelung der alten Bergfeste, ihr Aufblühen und ihre Zerstörung mit eingeflochtenen kleinen Erzählungen und enthält zugleich eine genaue Beschreibung der noch vorhandenen Reste, kann somit als guter Führer dienen.

Ein sinniges Geschenk hat unser nassauischer Dichter, Herr Rudolf Dietz, ein geborener Nauroder, der dortigen „Lungenheilstätte" gewidmet, nämlich 2000 Stück einer sehr schönen Postkarte. Diese zeigt rechts eine hübsche Ansicht der Anstalt, links die durch ihre originelle Bauart merkwürdige Nauroder Kirche, beides Ansichten nach Aufnahmen des Herrn Dietz. Unter dem Anstaltsbildchen stehen die Verse:

Neu' Rot malt dies Waldidyll
Auf die welken, blassen Wangen,
Und im stillen Walde will
Ruh und Frieden dich umfangen.
O, daß reicher Segen bliebe
Dauernd diesem Heim der Liebe!

Die unentgeltliche Vervielfältigung der Karte hat in uneigennützigster Weise die Kunstanstalt v. d. Boogaart in Wiesbaden, Karlstraße 37, besorgt. Möge das hübsche Akrostichon recht vielen genesenden Patienten ein Trost sein!

Rennbahn bei Wiesbaden. Seit mehreren Jahren schon besteht in Wiesbaden eine Vereinigung von Freunden des Rennsports, die sich mit Erwerbung, bezw. Anlegung einer Rennbahn beschäftigt. Nunmehr soll ein Terrain von 110 Morgen auf der „Eisernen Hand“ bei Hahn, zwischen Eisenbahn und Straße, auf mehrere Jahre gepachtet werden. Die Gemeinde Hahn will das auf 80 000 Mark gewertete Gelände hergeben, und für Aufnahme und Unterbringung der Pferde soll ausreichend Sorge getragen werden.

Prinz Karl von Ratibor, der als Regierungspräsident nach Aurich versetzte Polizeipräsident von Wiesbaden, ist auf seine neue Stelle abgereist. Am 3. Juli wurde dem Scheidenden von Vereinen und Behörden die Abschiedsovation dargebracht. Der Prinz hatte sich durch sein humanes und joviales Wesen, das nie weder die Durchlaucht, noch den Polizeimann herauskehrte, allgemein beliebt gemacht.

C. D. Vogel. Am 29. Juli ds. Js. sind fünfzig Jahre verflossen, daß der Altmeister der nassauischen Geschichtsforschung Christian Daniel Vogel zu Kirberg, wo er zuletzt als Dekan stand, gestorben ist. Was der Mann uns war, wir wissen es, denn wir zehren noch alle von dem, was er geleistet hat. Die „Nassovia“ legt einen Ehrenkranz auf des großen Lokalhistorikers Grab nieder. Sie wird in nächster Nummer sein kurzes Lebensbild bringen.

Burg Rheinstein ist laut Testament des verstorbenen Prinzen Georg in den Besitz des Prinzen Heinrich von Preußen übergegangen, dessen Hofmarschall Frhr. v. Seckendorff kürzlich im Namen S. K. H. Besitz ergriffen hat. Die Burg bleibt in bisheriger Weise dem Besuche des Publikums geöffnet.

Raiffeisen-Denkmal zu Neuwied. Dem berühmten Begründer der landwirtschaftlichen Darlehnskassen F. W. Raiffeisen († 1888), ehemals Bürgermeister zu Heddesdorf bei Neuwied, ist am 9./10. Juli daselbst ein Denkmal gesetzt worden. An der damit verbundenen weiteren Feier des hochverdienten Sozialreformers nahm der Fürst zu Wied, sowie eine große Zahl von Staats-, Kommunal- und Vereinsbeamten aus Rheinland und Nassau teil. Abgeordnete von Raiffeisen-Vereinen aus ganz Europa und Tausende kleiner Bauersleute waren außerdem erschienen.

Zu Siegen brach in der Marburger Straße in der Nacht vom 26. zum 27. Juni ein Brand aus, der vier Geschäftshäuser einäscherte. Die Marburger Straße ist eng gebaut; die Häuser rühren noch aus altnassauischen Zeiten her, wie überhaupt Siegen seinen Charakter als nassauische Stadt heute noch nicht ganz verleugnet. Glücklicherweise sind die Gebäude und ihr Inhalt großenteils versichert.

Die Eisenbahnstrecke Nastätten-Miehlen-Silberhütte-Braubach ist am 10. Juli eröffnet worden.

Die Kleinbahn Selters-Hachenburg soll bis Betzdorf fortgesetzt werden.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. Juli.

1544. Renatus, erster Graf von Nassau-Oranien, stirbt an den Folgen der tags zuvor bei der Belagerung von Saint-Dizier empfangenen Wunde im Feldlager Kaiser Karls V. Er war der Sohn des Grafen Heinrich III. von Nassau-Dillenburg und der Prinzessin Claudia von Chalons, 1518 geboren, erbte von seinem Oheim das Fürstentum Orange (Oranien) in Südafrika und vererbte es an seinen Vetter Wilhelm (den Schweiger) von Nassau-Dillenburg, da er selbst kinderlos war.

1810. Die nassauischen reitenden Jäger, Eskadron des Majors von Reineck, bestehen bei Mestanza in der Mancha ein siegreiches Gefecht gegen fünffach überlegene spanische Kavallerie, wofür sie der Divisionsgeneral Lorge besonders lobt. (Span. Feldzug.)

23. Juli.

1326. Papst Johann XXII. fordert den Erzbischof von Trier und das ganze trierische Land auf, den festen Turm, welchen Kaiser Ludwig auf einer Insel des Rheins nahe bei der Burg Kaub erbaut hatte, um die Erhebung der von ihm erhöhten Rheinzölle dadurch zu sichern, mit aller Gewalt zu zerstören. Hier sehen wir den Ursprung und Zweck der sogenannten Pfalz oder des Pfalzgrafensteins, dessen Geschichte lange in die Nebeldämmerung der Märchen eingehüllt war.

1534. Die Stadt Montabaur wird durch einen furchtbaren Brand verheert.

28. Juli.

1311. Richarde von Nassau, die Schwester König Adolfs stirbt. Sie war die erste Aebtin im Kloster Klarenthal bei Wiesbaden. Ihr folgte Adolfs Tochter Adelheid.

1813. Rückzugsgefecht der nassauischen reitenden Jäger bei Pamplona gegen die englisch-spanische Armee unter Wellington.

Briefkasten.

A. K. in B. Bezüglich der Herkunft der Familie G. wollen wir einmal nähere Erkundigung einziehen. Solche Untersuchungen sind immer sehr zeitraubend. Des Kaisers Geschenk an die Stadt Mörs war uns bekannt. Ueber Mörs und Oranien kommt wohl auch noch s. Z. eine kurze Abhandlung in der „Nassovia“. Freundlichen Gruß.

Dr. **C. B. in M.** Sie finden das Nähere darüber in Vogels Nassauischem Taschenbuche von 1832.

Redaktionsschluß: 11. Juli.



№ 15. Wiesbaden, den 1. August 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Die Frau von Nassau.

Still im traulichen Gemache an dem lodernden Kamine
Sitzt des Landes junge Hoffnung, Hollands Kön'gin Wilhelmine.

Thränen füllen ihre Augen ob des Brudervolkes Leiden,
Dem das weltgewalt'ge Albion will den Untergang bereiten.

„Ach, warum hat mich das Schicksal nicht als starken Mann geschaffen!
Alle Urkraft meines Volkes wollt' ich kühn zusammenraffen,

Alle alten Heldenschiffe mit des Landes Mark bemannen,
Gegen jene Insel drüben kriegerisch die Segel spannen.

Nassaus tote Helden wollt' ich mir zu Schirm und Schutz beschwören,
Mit dem Besen hoch am Maste rein das Meer von Briten kehren [1])

Aber thatlos muß ich sehen unterm Streich der Schicksalsruten
Fern das tapfre Volk der Bauern langsam, grauenvoll verbluten. —

Doch eins kann ich, und ich wag' es! Aus der droh'nden Knechtschaft Ketten
Will das Haupt, den alten Löwen, ich mit starker Hand erretten.

Auf dem Boden meines Landes soll er eine Heimstatt finden,
Und kein Dräu'n der Weltbeherrscher wird ihn meinem Schutz entwinden!" —

Leuchtend fiel der Strahl der Sonne in das herbstlich trübe Zimmer,
Und umkränzt' das Haupt der Kön'gin wie ein gold'ner Glorienschimmer.

Wie sie dastand männlich aufrecht, mit dem Antlitz klar und offen,
Hat die Frau von Nassau alle Königsmänner übertroffen.

Auf Europens Thronen fand man zeitlich solchen Mann nicht einen. —
Klio neigt das Haupt und huldigt Willemina dir, der kleinen.

C. Spielmann.

[1]) Der „Besen am Mastbaum" war bei den hansischen und niederländischen Admiralen das Signal: Reine Bahn machen! Mit dem Besen am Maste fuhren die gewaltigen Seehelden van Tromp und de Ruyter im Kriege mit England durch den Kanal und sogar in die Themsemündung hinein.

Die alten Zollstätten im Nassauer Lande.

3) Von F. Seibert. (2. Fortsetzung.)

Die Mainzer Straße. Sie beginnt auf der Landesgrenze bei Biebrich, führt über Wiesbaden und die Platte nach Limburg, von da das Elbthal hinauf über den Westerwald und tritt zwischen Neukirch und Burbach über die Grenze. Etwa auf dem halben Weg von Wiesbaden nach Limburg steht die Hünerkirche, ein altes, historisch merkwürdiges Ein- und Chausseehaus. Im Jahre 888 schenken die Geschwister Berolf und Adela einen Bifang (Hofgut), gelegen zwischen Wallbach und Panrod und begrenzt auf der einen Seite vom h. Nazarius und auf der andern vom h. Bonifaz, an das Kloster Bleidenstatt. Dieser Bifang kann nach Ort und Lage wohl nichts anderes sein als die Hünerkirche. Die Begrenzung durch die beiden Heiligen ist so zu verstehen, daß die Klöster Lorsch und Fulda, deren Patrone sie waren, Nazarius des ersten und Bonifaz des andern, in der näheren und weiteren Umgebung des Bifangs begütert waren. Um 1515 ist das Gehöft ein Heiligenhaus mit einem Marienbilde, wohin Schenkungen geschehen; 1525 wird hier (am Honerberg) eine Liebfrauenkapelle erbaut, und Graf Philipp von Nassau-Idstein stiftet eine ewige Wochenmesse; 1569 erteilt Kaiser Maximilian II. die Erlaubnis, bei der Hünerkirche einen Jahrmarkt anzulegen. Dieser war mit Zoll belegt. Bei der allgemeinen Zollbefreiung im Nassauischen in 1815, die den Zoll von Accis, Geleitsgeld, Chausseegeld, u. s. w. genau unterscheidet, wird die Hünerkirche als nun zollfrei namentlich genannt. — Längst ist die Hünerkirche wieder, was sie vor 1000 Jahren gewesen, ein Bifang oder Hofgut. In ihrem Türmchen hängt ein Glöckchen. Ob mit demselben ehemals kirchliche oder Marktzeichen, oder Signale für die Feldarbeiter gegeben wurden, ist vergessen. Geläutet wird es nicht mehr.

Das Gericht oder Amt Kirberg, das die Orte Kirberg, Heringen, Ohren, Nauheim und Neesbach umfaßte, war schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts Eigentum der Grafen von Diez, die hier einen Zoll erhoben. Johann von Nassau-Merenberg, ein fehdelustiger Herr, erzwang 1350, von Waffenglück begünstigt, seine Aufnahme in eine gleiche Gemeinschaft mit Gerhard von Diez an dem Amtsbezirk; doch verblieben letzterem seine eignen Höfe und Güter, sowie der Zoll. Johann und Gerhard erbauten 1355 innerhalb des Ortes Kirberg die jetzige Kirche, brachen das uralte, aus dem 9. Jahrhunderte stammende Kirchlein auf dem isoliert stehenden Schalsteinfelsen ab und errichteten daselbst eine Burg. Die Gemeinschaft zwischen Weilburg und Diez, oder nachher walramischer und ottoischer Linie hat bis in die neuere Zeit fortbestanden. — Das Zollhaus bei Mensfelden. Von Diez, dem seit dem 14. Jahrhunderte die Hoheit über Mensfelden zustand, kam 1333 die Leibsherrschaft über die Einwohner, sowie die Gerichtsbarkeit über diese innerhalb der Bannzäune nach einander an Schaunburg, Limburg, Westerburg, Trier; die Hoheit außerhalb der Bannzäune dagegen, d. h. über die Gemarkung, blieb bei Nassau (Oranien), das nun das an der Landstraße stehende Zollhaus erbaute und daselbst den „güldnen Weinzoll" hob. — Jenseits der Lahn bei Elz, wo sich die Kölnische Straße von der Mainzer links abzweigt, wurde, wie schon bemerkt, ein sogenannter hoher Landzoll erhoben. Ausgangs der Mainzer Straße erblickt man das bei Lützeln im Amte Burbach stehende Zollhaus. — Anno 1815 erklärte die nassauische Regierung die Grenz- und Binnenzölle innerhalb des Herzogtums für aufgehoben mit dem Vorbehalt, „an Grenzorten wieder Zölle anzuordnen, wenn bestehende Einrichtungen oder Anordnungen benachbarter Regierungen solches nötig machen sollten." Sie führte aber diese leise Drohung nicht aus, obwohl Preußen bei Lützeln, wie Hessen bei Kastel und Frankfurt in ihrer „ausländischen" Umgebung noch 20 Jahre lang Grenzzoll einkassierten.

Die Lahnstraße (Wiesbaden-Schwalbach-Nassau). In 1815 führt die nassauische Regierung drei Gehöfte im Amte Wehen als nun vom Zoll befreit namentlich an, die bereits genannte Hünerkirche, den Georgenthaler Hof an der Eisenstraße (Wiesbaden-Michelbacher Hütte) und die Schanze an der Lahnstraße. Unter der letzteren kann nur die untere oder Hessische Schanze gemeint sein; denn die Zollerhebung an der oberen oder Nassauischen Schanze war, als der Hessischen zu nahe gelegen, schon 1774 an das damals erbaute, weiter zurückliegende Chausseehaus verlegt worden. Hier kreuzte ein alter, sehr frequenter Landweg die Lahnstraße, nämlich die von Walluf kommende Rheingauer Straße, die dann über die Eiserne Hand, Wehen, Neuhof u. s. w. die Lahn führte. Das Chausseehaus ist seit 1818 Sitz einer Oberförsterei; 1898 wurde das das alte Gebäude nach Erbauung eines neuen abgetragen. — Vor 2—3000 Jahren bestand, wie die Geschichtsforscher entdeckt haben, auf dem Terrain des Chausseehauses eine keltische Bauernkolonie, ein Dorf mit einer Anlage von sogenannten Hochäckern, langen, heute noch erkennbaren Streifen Landes, wie sie die Kelten bei ihren Blockhäusern zu haben pflegten. Während diese Hochäcker sich vom Chausseehaus in südlicher Richtung hinzogen, hatten die Ansiedler im Norden, im Schläferskopf, eine Wallburg, eine Zufluchts- und Wehrstätte für Zeiten der Gefahr errichtet. Zoll werden sie wohl nicht gehoben haben.

Kemel. Ausgangs des 17. Jahrhunderts wurde, wie Winkelmann berichtet, in Kemel noch ein Landzoll erhoben; seit wann vorher ist nicht angegeben. Auch stand damals bei Kemel noch ein alter, aus der Römerzeit stammender Turm. Um 812 hieß die Lahnstraße Kemeler Straße. Von Kemel gingen zwei längere Landwege aus, der eine über Geroldstein und durchs Wisperthal an den Rhein, der andere, die Kemel-Limburger Straße, zwischen Mühlbach und Aar hin an die Lahn.

Die Kassernstraße. Sie lief durch die hessische Exklave, das Ländchen, stracks von Norden nach Süden und ging dort bei Eppstein, wie hier bei Hochheim oder Flörsheim, in mainzisches Gebiet über; daß sie nicht ohne Zollerhebung war, läßt sie daher vermuten. Die Zollbank stand wahrscheinlich in Wallau; denn daselbst kommen Zollbereiter vor. Der letzte hieß Rink. Seine Witwe läßt 1812 abteilungshalber ihr sämtliches Mobiliar versteigern. — Die Ländches-Artikel Kassernstraße, Kassernwald, Kassernbach kommen nicht frühe vor, wohl aber die Lehensstücke: das Kasehorn, ein Gebüsch zwischen Langenhain und Wallau um 1355, der Kaserswald und Kasershof bei Diedenbergen um 1592. — Langenhain war, wie das Chausseehaus, vor 3000 Jahren eine keltische Ansiedlung. Die alten Hochäcker, die sich auch im Dorf noch abzeichnen, zogen sich in der Richtung nach Wildsachsen und Wallau hin. Die letzteren bilden jetzt den Niedernrain, den fruchtbarsten Teil der Gemarkung. Ihre Blockhäuser hatten die Ansiedler nördlich von Langenhain in der Katzenlück, den unergiebigsten Gemarkungsteil. Sie thaten daran klüger als ihre Nachfolger, die Gründer von Langenhain, die gutes Hochäckerland mit Hütten und Ställen bedeckten und die Katzenlück zu Feld anlegten. Die Langenhainer Fruchtbauern sagen jetzt selbst:

„Die Katzenlück
Setzt uns weit zurück;
Das Wildsachser Feld
Bringt uns schon eher Geld;
Aber der Niedernrain
Stellt uns erst recht auf die Bein'."

Die Hessenstraße. Auch sie hatte einige Zollstätten. Sie kam von Sankt Goarshausen und lief über Patersberg, Vogel, Zollhaus (bei Mudershausen), Heringen, Niederselters, Haintchen, Einhaus (bei Möttau) u. s. w. nach Kassel. Im 1629 erhält der Zollerheber in Vogel von der Gemeinde Patersberg, deren Holzfuhren er frei durchgelassen, 12 Albus Bestechgeld. In Haintchen wurde ein Gülden-Weinzoll erhoben. Zoll- und Einhaus sind oben schon vorgekommen.

Das Vierherrische. Im Jahr 1646 erklärt Hermann Neurath, Amtmann im Vierherrischen: „Im Vierherrischen ist kein Zoll als der Markt in Nettert." Das Vierherrische war eine Landschaft im Einrichgau, die eine der sieben Arnsteinischen Töchter (die 6.) ihrem Gemahl, Grafen Reinbold von Isenburg, als Heiratsgut zubrachte, und das dieser 1158 an Nassau und Katzenelnbogen verkaufte. Es war ein Distrikt, der 75 Dörfer umfaßte, die sich aber nach Weistümern von 1361, 1400, 1581, 1648 nach und nach bis auf 28 vermindert hatten; 10 waren ausgegangen, andere ganz nassauisch oder ganz katzenelnbogisch, bezw. hessisch geworden und dadurch aus der Gemeinschaft ausgeschieden. Von den 28 gemeinschaftlich verbliebenen Orten kamen bei der Teilung des Vierherrischen im Jahre 1774 9 an Nassau. Diese liegen alle nördlich von Nettert zu beiden Seiten des Dörsbaches. Die übrigen 19, südlich und südwestlich von Nettert liegend und der Niedergrafschaft sich anschließend, kamen an Hessen. — — —

Die Befugnis, Zölle zu errichten, zu verlegen, zu erhöhen, zu verleihen, davon zu befreien und dergl. stand ursprünglich nur bei dem Kaiser, ging aber schon frühe auch an kleine Herren sowie an Stifter und Klöster über, die, wie er, von diesen Rechten gelegentlich Gebrauch machten. Schon 1042 besaß das Stift Sankt Simeon in Koblenz den Zoll von den dort vorbeiziehenden Schiffen und Saumtieren. Es war ein Geschenk von Trier, das Kaiser Heinrich 1104 bestätigt; 1185 befreien die Stiftsgeistlichen das Kloster Eberbach von der Entrichtung dieses Zolles.

Wie schon angeführt, unterstützte Diether I. von Katzenelnbogen den Kaiser Otto IV. in seiner Widersache gegen Philipp von Schwaben. Er erhielt dafür den Zoll bei Sankt Goar.

Im Jahr 1252 befreien die Grafen Walram und Otto das Kloster Altenburg bei Idstein von allen Zöllen in den nassauischen Landen. Die Zölle in Esch, Heinzenberg, Kirberg, Ein- und Zollhaus und andere scheinen also schon damals, wenn auch erst später genannt, bestanden zu haben, weil sonst die Zollbefreiung wenig Wert gehabt hätte.

Im Jahr 1258 befreien die Herren von Boland, und 1280 die Grafen von Sponheim das Kloster Eberbach vom Rheinzoll bei der Reichsburg Sternberg. Eberhard I. von Katzenelnbogen hatte Rudolf von Habsburg 12 000 Mark kölnische Pfennige vorgeschossen; zum Pfand erhielt er im Jahre 1282 den Zoll zu Boppard.

In dem Kampfe gegen seine Widersacher, den Gegenkönig Karl IV. und dessen Anhänger, belohnt Kaiser Ludwig IV. seine Getreuen ebenfalls mit Zöllen. Adolf und Johann von Nassau, die ihm mit Oeffnung ihrer Festen und mit 150 Helmen zu dienen versprechen, giebt er 1346 eine Anweisung auf den Zoll in Mainz. — Dem Grafen Heinrich von Beilstein erlaubt er, zwischen Driedorf und Hachenburg eine Zollstätte zu setzen und von einem Lastwagen 1 Turnos und von einem Lastkarren ½ Turnos zu erheben. — Gerlach, Herr zu Limburg, erhält eine Anweisung auf den Zollertrag zwischen Mainz und Hachenburg. Die Linie Mainz-Hachenburg durchzieht Nassau von der Süd- bis zur Nordgrenze und fällt bis Limburg mit der Mainzer Straße, von da bis Hahn mit der Kölnischen und von da bis Hachenburg mit einem alten, über die Lochumer Heide führenden, das Hintermühler Einhaus streifenden Landweg zusammen. Limburg, den Mittelpunkt dieser Linie bildend, war für Gerlach zugleich die bestgelegene Stelle, um von hier die Zölle in dem ihm überwiesenen Revier einzutreiben. Daß aber etwas Erkleckliches dabei herausgekommen sei, muß bezweifelt werden, denn ein Teil der betreffen-

den Zölle war bereits in anderen Händen und Kaiser Ludwig nicht mehr imstande, seinen Verfügungen Geltung zu verschaffen. Es ging mit ihm zu Ende. Am 11. X. 1347 entriß ihn der Tod allen Widerwärtigkeiten, die seine Regierung erschütterten. — Was den Endpunkt unserer Linie, Hachenburg, betrifft, so bestanden daselbst jedenfalls schon zu Ludwigs Zeit allerlei Zölle, aber sie werden erst 1439 genannt. In diesem Jahre verleiht Dietrich, Graf zu Sayn, seiner Stadt Hachenburg, die durch Brand großen Schaden erlitten, seinen Zoll in Hachenburg; außerdem sollen die Bürger für das, was sie auf auswärtigen Märkten einkaufen, von dem Zoll an der „Molen beim Oligweiher" („Mühle unterhalb Hachenburgs), sowie an der Stadtpforte befreit sein.

(Schluß folgt.)

Kronberg und sein Geschlecht I.

1)

Von A. Geyer.

Die Burg und die älteste Zeit.

Nur wenige Stunden von Frankfurt a. M. erheben sich am Fuße des Altkönigs Burg und Stadt Kronberg. Ein Kranz tiefdunkler Obst- und Kastanienhaine umschließt beide und durch das grüne Blätterwerk der Bäume lugen in nordwestlicher Richtung Falkensteins Häuser, über denen die Ruine gleichen Namens thront. Mehr westlich, fast versteckt zwischen Obst- und Kastanienwäldern, liegt auf einer Anhöhe das wegen seiner prächtigen Lage vielbesuchte Dörfchen Mammolshain, und ganz im Hintergrunde zwischen beiden erhebt sich die Feste Königstein. Wohlangelegte Pfade und Wege führen von Kronberg aus durch einen wunderschönen Kastanienwald nach dem berühmten Kronthal mit seinen Mineralquellen, während man in entgegengesetzter Richtung durch dunkle Tannenwälder und saftige Wiesen nach Oberursel gelangt.

Ueberall wohin der Wanderer seinen Fuß wendet, bietet sich ihm ein Cyklus von Naturschönheiten. Kein Wunder, daß sich daher in Kronberg schon vor vielen Jahren eine Frankfurter Malerkolonie bildete und ansiedelte und daß die Stadt selbst in unzähligen Oelgemälden verherrlicht wurde. Geschmackvolle, oft von schönen Parkanlagen umgebene Villen, meist reichen Frankfurtern gehörig, erhöhen den Reiz des von der Natur schon reich ausgestalteten Erdenfleckchens, und fast jedes Jahr wachsen altdeutsche Prachtbauten neu auf; denn der Städter, der eine erfrischende und stärkende Wald- und Gebirgsluft, eine schöne Natur und eine herrliche Aussicht genießen will, trifft dies alles wie wohl sonst nirgends in glücklicher Vereinigung hier an.

Nur in eine solche lieblich-schöne Landschaft konnte auch unsere allzufrüh verewigte natur- und kunstsinnige Kaiserin Friedrich ihr schottisches Schloß Friedrichshof legen, ihren Lieblingssitz, ihr „Ruheaus". Hier hielt die hohe Frau vom zeitigen Frühjahr bis zum Spätherbst, ja selbst im Winter Hof, und mit innerer Befriedigung schauten Kronbergs Bürger auf die damit in Verbindung stehende Gesamtentwickelung des über 2600 Einwohner zählenden Städtchens, das durch die Nähe dieses großen Hofhalts einer neuen Blütezeit entgegenging.

Schloß Friedrichshof, am Wege nach Oberursel gelegen, ist eine schöne, von vier Türmen flankierte Villa. Sie lehnt sich an den Wald an und beherrscht ein weites Wiesenthal. Von ihr aus ruht das Auge zunächst auf der altersgrauen Burg mit dem hochragenden Turme, dann schaut es hinab nach Frankfurt, in das Mainthal und weiter hinaus. Ein etwa 200 Morgen umfassendes Gelände mit künstlichen Park- und Gartenanlagen umgiebt die schöne Herrschaft.

Düster und ernst, als freue es sich nicht der jungen Nebenbuhlerschaft schaut das alte Schloß Kronberg nach der fürstlichen Wohnung hinüber; doch bald wird es sich versöhnt fühlen, wenn es in seinem neuen Kleide, das ihm die Gunst der verewigten Kaiserin, in deren Besitz die Burg vor einigen Jahren überging, bereits anzulegen begann, wieder in Schönheit, Macht und Pracht erglänzen wird.

Kronberg selbst erfreut sich eines äußerst regen Fremdenverkehrs. Die Bewohner der nahen Stadt Frankfurt a. M. stellen ein reiches Kontingent; aber auch von fernher eilt man zur klimatischen Kur in das reizende Bergstädtchen.

Wenden wir jetzt der Burg auf einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit zu.

„Burg Kronberg", schreibt Archivrat Eltester, „thront, ihrem Namen entsprechend, über dem Städtchen in so wundervoller Lage, daß man sie mit Recht die Krone des Taunus nennt. Sie ist im ganzen noch wohl erhalten und besteht aus zwei Hauptteilen, welche durch den von der Stadt durch die Burg nach dem Taunus zuführenden Weg in eine östliche und westliche Hälfte geschieden sind. Der östliche, nach Frankfurt zugewandte Teil, ist der ältere. Er liegt auf einer mäßigen Felsenterrasse, die man vom Burghof aus durch eine Treppe ersteigt, welche vermittelst eines Rundbogenthors in einen uralten niedrigen viereckigen Turm führt, dessen oberer Stock wegen eines — ähnlich wie auf Trifels und Rheineck — vorgekragten Erkervorsprungs als Kapelle gedient zu haben scheint, jetzt aber dachlos ist. Auf der östlichen Ecke steht der sehr gut erhaltene viereckige Hauptturm der Feste, der Frankfurter Turm, nach einer beim Aufgang zur Treppe eingehauenen Jahreszahl 1400 wahrscheinlich aus dem Lösegeld der im Jahre 1389 gefangenen Frankfurter erbaut."

Dieser Turm ist 8½ Meter im Geviert und über 30 Meter hoch. Auf seinem etwa 22 Meter hohen

1) Quellen: Annalen d. Ver. f. nass. Altertumskunde und Geschichtsforschung, Band 4, 6, 13, 15 und 17; Ewalt, Zur Gesch. Kronbergs; Henninger, Das Herzogtum Nassau; Rhein. Antiquarius II. 15. Bd.; Usener, Beiträge; Ompteda, Die von Kronberg; Vogel, Beschreibung des Herzogtums Nassau.

Unterbau, der eine bedachte, ringsumlaufende Galerie trägt, erhebt sich noch ein Oberbau von etwa 10 Metern und einem hohen Dache. Eine Treppe führt bis zur höchsten Spitze und lockt zur Sommerzeit die Besucher Kronbergs an, von der stolzen Höhe herab die paradiesische Landschaft zu überschauen. Dicht am Eingange in das Innere des Turmes führte eine Oeffnung zu dem Orte des Schreckens und der Qualen, zum Burgverließ.

Der weit ältere, in der westlichen Ecke des Hofes eingemauerte Turm zeigt über seinem Eingang eine Art Kragstein, eine ungefüge Fratze darstellend, der aber ehemals eine andere Stelle eingenommen haben muß. Er stammt höchstwahrscheinlich aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.

Man hat als den Erbauer des einst sehr starken und umfangreichen Schlosses den um das Jahr 1230 lebenden Ritter Hartmut von Kronberg genannt, „doch ist", wie Architekt Ph. Klein in seinen „Untersuchungen über den ältesten Teil der Burg Kronberg" sagt, „in dem Turm selbst ein Teil einer Säule in die Mauer eingesetzt, mit Kapitäl und einem Stücke Schaft, etwa sechs Schuh lang. Das Würfelkapitäl daran ist mit großem Fleiße gearbeitet und gehört der Zeichnung nach in das 12. Jahrhundert. In der Küche des Schlosses selbst liegt ein Kapitäl, welches antik-korinthische Form mit Schnecken an den Ecken hat, unter denselben und in der Mitte byzantinische Blätter, wie man sie an Gebäuden und baulichen Ueberresten aus dem 11. und 12. Jahrhundert findet. Alles dies zeugt dafür, daß hier Bauteile gestanden, die einer sehr frühen Zeit angehören".

Als sich das Geschlecht der Askeburne — mit Hartmut oder einem anderen Vertreter mag dahin gestellt bleiben — in Kronberg ansiedelte, mochte dasselbe zunächst auf Sicherheit Bedacht genommen haben, indem es ja sonst schon eine Burg zu Eschborn besaß, die aber, wahrscheinlich baufällig geworden, später nur noch als Oekonomiegebäude diente. Die Befestigung der Burg zu Kronberg erinnert an die ersten Anfänge fortifikatorischer Bauten.

„Die Zugänglichkeit der Bergspitze", sagt Klein, „ist jedenfalls beschwerlicher gewesen und daher auch anders sich zu denken, als jetzt dieses Terrain sich zeigt; denn noch sieht man in dem dermaligen Schloßhof eine Abdachung von Felsen, die vor der Vergrößerung der Burg allem Vermuten nach auf eine noch weite Strecke aus rauhen, vorstehenden, übereinander getürmten Felsen bestehend, welche die Zugänglichkeit der Burg sehr erschwert haben, erst später geräumt und zur Vergrößerung des Schloßbaues verwendet wurden."

Innerhalb des Schloßhofes befindet sich dicht am Thorhaus zur Linken die vor Jahren sehr baufällige, von der Verwaltung des im Bau begriffenen benachbarten kaiserlichen Schlosses Friedrichshof aber im Jahre 1889 schleunig und heimlich ausgebesserte Kapelle, die wie auch die evangelische Pfarrkirche zahlreiche Grabmäler der Kronberger Ritter birgt.

Die eigentlichen Wohngebäude der Burg liegen unterhalb der östlichen Terrasse gegen Westen und Süden und bilden zwei dreistöckige, rechtwinklig aufeinander stoßende Flügel mit zwei Treppentürmen, geschweiften Giebeln im Renaissancestil und einem hübschen Erkervorbau nach der Stadt zu. Sie entstammen wohl der Zeit nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, da das Schloß nach Merians Stiche von 1645 noch Staffelgiebel hat.

Von diesen Gebäuden heißt der eine der Neubau, der andere der ältere Bau. Der Neubau diente bis zum Jahre 1895 als Schule und Lehrerwohnung. Als besonders bemerkenswert in ihm erscheint uns die ziemlich in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten gebliebene Küche mit mächtigem Rauchfang, Ziehbrunnen und Bäckerofen, sowie eine schön gewundene bis unter das Dach führende Steintreppe, die sowohl dem neuen als dem alten Bau als Aufgangstreppe dient. Im älteren Bau befindet sich der Rittersaal, an dessen Wänden noch schwache Ueberreste gemalter Wappenschilde zu sehen sind. Der Boden, mit viereckigen, ziegelartigen Platten getäfelt, läßt Anzeichen einer früheren Säulenreihe erkennen, die jetzt durch stützende Balken ersetzt sind. Durch die Fensternischen des dicken Mauerwerks genießt man einen herrlichen Ausblick in Gottes schöne Natur; von dem an der südlichen Seite befindlichen Erker bietet sich dem Beschauer eine noch reizendere Rundsicht. —

Zu den Ueberresten von Kronbergs denkwürdiger Vergangenheit gehört auch der an dem epheuumrankten Burgberg sich anlehnende Rode-Hof. Er hieß anfänglich Heiligenhof und bestand aus zwei Templerwohnungen, die aber in den Besitz Kronberger Bürger übergegangen sind. —

Wo stand nun die Wiege derer von Kronberg, und was wissen wir von ihrer ältesten Geschichte? Das sei die Frage, die wir jetzt nach Möglichkeit beantworten wollen.

Im Niddagau, auf den fruchtbaren Fluren zwischen dem Main unterhalb Frankfurt und dem Taunus, im Mittelpunkt der alten römischen Besiedelung „entsprangen, wuchsen, wirkten und vergingen" nach fast siebenhundertjähriger Lebensdauer die fränkischen Reichsministerialen von Eschborn-Kronberg. Ministerium war zu jener Zeit jegliches Amt, das einen Mann, auch einen Freigebornen in eine Abhängigkeitsstellung zu einem anderen Freien führte. Des Königs Ministeriale waren also die Unfreien höchsten Ranges. Sie standen zwischen den Edlen und den Ministerialen der Fürsten. In dieser Stellung finden wir um das Jahr 1150 „die aus Eschborn" am Hofe der Hohenstaufen.

Eschborn, ein echt rheinfränkisches Dorf, liegt etwa halbwegs von Höchst nach Kronberg in einem warmen, flachen Thälchen und war einst eine altrömische Hofstätte. Sein Name — Aschenbrunne, Aschenburne, Askebrunne, Askeburne — der so viel als „angebaute Stätte in der Wildnis", „ein Ganzes von Ackerfeldern" bezeichnet, darf sich hiernach vorrömischer Abstammung rühmen. Nach anderer Meinung befand sich zu Eschborn eine von Eschen umgebene heidnische Kultusstätte. Jüngere Ausgrabungen in der Nähe des Bahnhofs und am alten Burghügel haben bewiesen, daß Eschborn auf prähistorischem Boden liegt.

Die Herren des Dorfes hatten um das Jahr 800

n. Chr. ihr Gebiet bereits unter die ackerbauenden Einwohner verteilt. Zu der häuslichen Niederlassung des freien Mannes — in dieser Zeit Mansus genannt — gehörte die Hube, ein Ackergrundstück, das zur Erhaltung von Weib und Kind genügte. Wenngleich nun die Herren des Ortes ihr Gebiet verteilten, so behielt ihre ursprüngliche Wohnstätte doch das höchste Ansehen. Ausgezeichnet durch Unabhängigkeit und Gerechtsame hieß sie die Fron- oder Herrenhube. Die Besitzer des Fronhofes waren ihrerseits frei von allen Leistungen, ausgenommen den Hof- und Kriegsdiensten. Sie waren anfänglich Mark-, später Hubemeister und erhielten zum Vornamen noch die Bezeichnung des Ortes: von Eschborn. In Eschborn bewohnten die Ritter ein sogenanntes Burgstadl, d. i. ein turmartiges Wohnhaus mit hochgelegenem Eingang von Stein oder Holz in der Mitte des Hofes. Die Geschichte weiß, daß dies Haus den Nordbremern des Dreißigjährigen Krieges zum Opfer fiel; die Brandruine aber diente den nachfolgenden Geschlechtern „als Steinbruch bis in die Fundamente hinein."

Der Geschlechtsname der Herren dieses bescheidenen Burgstadls tritt uns zum erstenmale im Jahre 1190 entgegen. Damals war Wigand von Eschborn, der Sohn Walters, mit einer Mühle und verschiedenen Allodien des Edlen Werner von Bolanden belehnt. Setzen wir den Vater Walter um vierzig Jahre früher an, so erhalten wir als Zeit der Begründung der urkundlichen Geschlechtsreihe das Jahr 1150.

(Schluß folgt.)

Christian Daniel Vogel.

Ein Gedenkblatt. — Von Dr. C. Spielmann.

Der 29. Juli 1902 war der 50. Jahrestag des Todes eines Mannes, dessen Forschungen für die nassauische Landesgeschichte grundlegend geworden sind und dessen Lebensbild in kurzem hier vorzuführen wir für pflichtgemäß halten.[1])

Der Fürst von Nassau-Diez, Prinz von Oranien hatte im Jahre 1742/43 für die vereinigten deutsch-ottoischen Gebiete eine einzige Regierung zu Dillenburg eingesetzt. Seitdem und nicht früher kann von einer oranischen Regierung auf dem nassauischen Westerwalde die Rede sein. Zu den Reorganisationsarbeiten der Beamten gehörte auch die Ordnung der fürstlichen Archive, welche dem Freiherrn A. U. von Erath übertragen wurde. Das ergab ganz von selbst, daß historisch veranlagte Personen, die Erath heranzuziehen wußte, sich mit der nassau-ottoischen Vergangenheit beschäftigten, und dem wiederum entsprang um die Wende des vorigen Jahrhunderts die bedeutendste Arbeit des bedeutendsten Forschers damaliger Zeit, des Regierungsrats J. v. Arnoldi „Geschichte der oranien-nassauischen Länder und ihrer Regenten", die leider nur bis auf Wilhelm den Schweiger geht. Auch Arnoldi war eifrig bestrebt, Mitarbeiter, namentlich unter den jüngeren Leuten zu erziehen und für einen guten Nachwuchs von Historikern zu sorgen. Unter letzterem hat sich auch unser Vogel befunden.

Christian Daniel Vogel wurde am 20. Januar 1789 zu Neuhütte bei Straßebersbach als Sohn des damaligen Försters, späteren Oberförsters Ludwig Vogel († 1821) geboren. Der aufgeweckte Knabe besuchte die Dorfschule seines Heimatortes und wurde daneben von Pfarrer H. C. Dapping zu Straßebersbach für die Lateinschule vorbereitet. Frühe regte sich bei Vogel der Sinn für zweierlei, für die Natur und die Geschichte der Heimat; wie er ein bedeutender Geschichtsforscher geworden ist, so waren seine botanischen Kenntnisse nicht weniger umfangreich. Anno 1801 bezog er, zwölf Jahre alt, die Lateinschule zu Dillenburg, um dort unter dem tüchtigen Pädagogen und Botaniker Rektor J. J. Römer, der die Anlagen des Kindes trefflich entwickeln zu helfen verstand, schöne Fortschritte machte. Neben dem Pflanzensammeln und -beschreiben, begann der Knabe bereits fleißig Geschichte zu exzerpieren; namentlich reizte ihn die nassauische Kirchen- und Gelehrtengeschichte, über die er bekanntlich nur einen Band veröffentlichte, während sich in seinem Nachlasse noch eine Menge gesammelten Stoffes vorfindet. Im letzten Jahre seiner Schulzeit, 1806, erlebte er dann die gewaltige Umwälzung im engeren und weiteren Vaterlande: Auflösung des alten römisch-deutschen Reichs und Aufhören der oranischen Herrschaft; die oranischen Länder wurden als Département de la Sieg zum Großherzogtume Berg geschlagen. Nach der Beförderung des Großherzogs Joachim Napoleon zum Könige von Neapel mußte der Präfekt Schmitz in Dillenburg das Land völlig französisch verwalten.

Unter der Fremdherrschaft also, im Jahre 1807 bezog der Achtzehnjährige die Academia Ioannea zu Herborn, um seiner Eltern Wunsch gemäß Theologie zu studieren. Die Professoren J. W. Grimm, J. F. Fuchs und G. W. Lorsbach waren seine Lehrer; aber die alte Universität war nicht mehr das, was sie früher gewesen, und das französische Regime förderte sie nicht, ließ sie im Gegenteil verkommen. Gleichwohl war Vogel fleißig. Auch veröffentlichte er von hier aus 1808 seine erste Schrift über und für Hermann Schutte, einen armen Schlosser im Siegerlande, der aber als religiöser Naturdichter seinem berühmteren Landsmanne Heinrich Jung, genannt Stilling nacheiferte, und den Vogel innig verehrte. Anno 1809 verließ letzterer Herborn, und blieb, nachdem er der napoleonischen Konskription durch Stellung eines Einstehers entgangen war, zu Hause, um privatim weiter zu studieren und seine

[1]) Vgl. hierzu „Nassauisches allgemeines Schulblatt" von 1852 (Rede) und „Annalen des Altertumsvereins XXVII (Sauer).

jüngeren Geschwister zu unterrichten. Mit Dillenburg und namentlich dem dortigen Archiv behielt er steten Verkehr; hier blieben der Archivdirektor J. v. Arnoldi und der Justizkanzleiassessor und zugleich feinsinnige, philosophische Belletrist K. H. G. v. Meusebach seine freundlichen Gönner und Förderer. Erst 1812 ging der junge Student wieder nach Herborn, um nach einem Vierteljahre sein Staatsexamen mit „gut“ zu absolvieren. Doch wurde er erst ein Jahr später, 1813 zum Pfarrvikar in Ballersbach ernannt, aber bereits nach drei Monaten als Pfarrer nach Liebenscheid, hoch droben beim Salzburger Kopfe, wo einst die Grafen von Beilstein in einsamer Oede residiert hatten, versetzt. Zu Ballersbach hat er dann das erste Pröbchen seines historischen Könnens abgelegt: in der kurzen Zeit schrieb er nach gründlichem Studium des Pfarrarchivs die „Geschichte der Kirche und Pfarrei Ballersbach“. Sie wurde später seinem „Archiv für Kirchengeschichte“ einverleibt.

Zu Liebenscheid erlebte er die Leipziger Schlacht und die oranische Restauration; er hatte die Freude, seinen väterlichen Freund Arnoldi an die Spitze des Regierungskollegiums treten zu sehen. Dessen Einflusse war es zu danken, daß Vogel die Neuaufstellung der Regierungsbibliothek zu Dillenburg übertragen wurde. Auch das häusliche Glück kehrte bei Vogel ein; denn am 17. XI. 1813 — während die Kosaken schon den Westerwald unsicher machten — verheiratete er sich mit Johannette, der Tochter des Pfarrers Schnabelius zu Marienberg[1]).

Das Jahr 1815 brachte abermals politische Veränderungen; der Prinz von Oranien, jetzt König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, mußte zum Schmerze seiner getreuen Unterthanen der Herrschaft über seine Stammlande zu Gunsten Preußens entsagen. Zwar tauschte dieses sofort die oranischen Gebiete mit dem Herzoge von Nassau aus; aber auch mit der neuen Wiesbadener Regierung fand man sich auf dem Westerwalde anfangs nur schwer ab. Durch diese Veränderungen mag es gekommen sein, daß man versäumte, Vogel gleich damals auf den rechten Platz zu stellen; er wurde vielmehr 1815 als zweiter Pfarrer nach Marienberg versetzt. Nichtsdestoweniger setzte er seine kirchengeschichtlichen Studien eifrig fort, so daß 1818 sein „Archiv der nassauischen Kirchen- und Gelehrtengeschichte“ erscheinen konnte. Mit minderer Freude arbeitete er an der „Allgemeinen Enzyklopädie der Wissenschaften“ von Ersch und Gruber mit, wozu ihn Arnoldi für nassauische personelle und ortsgeschichtliche Artikel gewonnen hatte. Das Honorar war der vielen Arbeit und dem bedeutenden Zeitaufwande nicht entsprechend, und als Vogel nun gar einige Artikel als ungeeignet zurückgesandt wurden, da war er kurz entschlossen. Da das Ministerium das Landesarchiv zu Idstein und die Filialen angewiesen hatte, ihn in seinen lokalgeschichtlichen Studien zu unterstützen, so faßte er den Plan, eine allgemeine Topographie von Nassau zu verfassen. Arnoldi, zu dessen „Geschichte“ Vogel das „Register“ gearbeitet hatte, stimmte zu; auch Meusebach, der, nunmehr Präsident des Revisionshofes zu Koblenz, zweimal den „Vogel vom Westerwalde“ als Gast bei sich sah, war über die Absicht erfreut. Anno 1823 wurde Vogel als Pfarrer und Schulinspektor nach Schönbach versetzt und kam dadurch seinem geliebten Dillenburg wieder näher. Im selben Jahre gab er die Biographie „J. F. Fuchs“, seines verehrten Herborner Lehrers, heraus.

Unterdes hatte sich in der Regierungshauptstadt Wiesbaden im Jahre 1821 der „Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung“ gebildet, dessen Seele der Vereinssekretär F. G. Habel war. Habels Arbeitsfeld war die römische Vergangenheit; doch mußte er auch der mittelalterlichen Geschichtsforschung Berechtigung zugestehen, da gerade damals, durch keinen Geringeren als Stein angeregt, die mächtige Bewegung zu Gunsten der Sammlung Monumenta Germaniae historica durchs deutsche Land ging. Da Vogel, der 1826 die berühmte „Limburger Chronik“ herausgegeben hatte, nun bereits derart historische Autorität war, daß man ihn oft vom Ministerium aus mit Umgehung der Archivbehörde zu Idstein um Rat anging, glaubte Habel, sich diese Kraft sichern zu müssen. Auch der damalige Landesbibliothekar J. Weitzel, der die Absicht hatte, eine Geschichte des nassau-walramischen Stammes zu schreiben — ohne Vorstudien gemacht zu haben —, versah sich in Vogel eines guten Helfers. Das Triumvirat Habel-Weitzel-Vogel trat denn auch zusammen, und ein Plan wurde ausgearbeitet, wonach bei der Landesbibliothek ein historisches Archiv angelegt werden sollte, dem alle wichtigeren Urkunden der Landesarchive einzuverleiben wären. Diese Urkunden auszusondern, wurde Vogel beauftragt; gleichzeitig sollte er dann Auszüge für Weitzels „Geschichte“ machen, deren vorgeschichtliche und römische Epoche Habel bearbeiten wollte. Zugleich trat er in den Vorstand des Vereins ein. Als im Jahre 1828 die Pfarrei Erbenheim vakant wurde, bemühte sich Weitzel, daß Vogel die Stelle erhielte, um ihn näher bei Wiesbaden zu haben; unbegreiflicher Weise willfahrte die Regierung nicht.

Anno 1829 trat das „Historische Archiv“ mit Habel als Archivar an der Spitze nominell ins Leben; aber die Arbeiten gerieten bald ins Stocken. Nur Vogel hatte geschafft, unablässig, jahraus, jahrein, so viel ihm seine Zeit erlaubte, am Landesarchiv zu Idstein studiert und exzerpiert. So konnte er 1830 eine „Geschichte von Nassau von 496 bis 1000“ in 56 Bogen Manuskript vorlegen. Weitzel kam zu nichts, und Vogel hütete sich wohl, ihm den Johann zu machen; er behielt seinen Plan der Topographie

[1]) Geboren am 8. XII. 1795, überlebte sie den Gatten und wohnte als Witwe in Wiesbaden wo sie am 12. II. 1866 starb. Sie schenkte Vogel acht Kinder: 1. Ida, geb. 1814, gest. 1875 als Witwe des Pfarrers und Konsistorialrats Eibach zu Wiesbaden, 2. Hermann, geb. 1816, Pfarrer zu Heringen, Dörnberg, Kramberg, seit 1860 in Eppenrod, wo er 1893 jubelierte und 1900 starb, 3. Bertha, geb. 1819, gest. 1877 zu Wiesbaden als Gattin des pensionierten Pfarrers von Marienfels Anton Rhod, 4. Reinhard, geb. 1821, Bildhauer, durch die Gnade S. H. des Herzogs Adolf 1846—48 in Rom, gest. 1876 zu Wiesbaden, 5. Emma, geb. 1823, gest. 1882 zu Wiesbaden, 6. Hildegard, geb. 1827, gest. 1887 zu Dresden als Gattin des Altphilologen Prof. Dr. Alfred Fleckeisen, 7. Adelheid, geb. 1830, 8. Arnold, geb. 1838, Pfarrer zu Kirberg. (Gefällige Mitteilung des Herrn Pfarrers Arnold Vogel.)

im Auge und ließ sich von keinem historischen Dilettanten sein Lebenswerk verderben. Als er 1831 als Pfarrer nach Kirberg (mit der Filiale Heringen) versetzt wurde und dadurch Idstein näher kam, strengte er seine Arbeitskraft noch mehr an. In 1832 erschien sein „Nassauisches Taschenbuch“ und 1836 endlich nach fast zwanzigjähriger unermüdlich fleißiger und kritisch treuer Arbeit seine „Historische Topographie des Herzogtums Nassau“, die allsofort den größten Beifall fand.[1]) Bereits vorher war der Verfasser vom „Verein für hessische Geschichte“ zu Darmstadt und vom „Historischen Verein“ zu Wetzlar zum korrespondierenden Mitgliede ernannt worden; nunmehr ließ ihm Herzog Wilhelm eine Gratifikation von 400 Gulden auszahlen.

Das Jahr 1836 sollte aber zugleich den Krach des Triumvirats bringen, der mit jenem im Altertumsvereine zusammenhing. Auf letzteres Vorkommnis können wir nicht näher eingehen; wir berichten kurz: Habel beanspruchte außer der Leitung des Museums auch die Redaktion der „Annalen“; Vogel dagegen sollte die äußeren Vereinsgeschäfte führen. Dieser bedankte sich für die sekundäre Rolle, verlangte ebenso höflich wie entschieden die Redaktion der „Annalen“ für sich, und als ihm Habel das nicht zugestehen wollte, trat er aus dem Vereine aus.[2]) Da im Jahre 1837 Weitzel starb, hörte die Verbindung ganz auf. Dafür wußte Vogels Freund, der Regierungsrat Vollpracht, vom Herzoge 1838 den Auftrag zu erwirken, daß er mit ersterem gemeinsam die beabsichtigte Geschichte von Nassau verfasse. Als ehrlicher Mann, der nicht über sein Vermögen arbeiten wollte, behielt sich Vollpracht die Darstellung der finanziellen Verhältnisse des Herzogtums aus. Aber auch er kam gleich den früheren „Mitarbeitern“ Vogels nicht weit, während dieser rastlos vorwärts schaffte. So konnte er 1843 endlich sein ureigenstes Werk, die „Beschreibung des Herzogtums Nassau“ im Manuskript vollendet vorlegen, das denn auch mit finanzieller Unterstützung der Regierung erschien. Die oben erwähnte „Geschichte von Nassau von 496 bis 1000“ und die verbesserte und erweiterte „Topographie“ waren darin verwertet worden. Es sollte dieses bedeutende Werk des unermüdlichen Forschers Vermächtnis werden.

Im Jahre 1838 wurde Vogel Dekan, 1842 Schulinspektor seines Kirchspiels; 1849 mußte er auch noch die übrigen evangelischen Schulen des Amtes Limburg übernehmen. Er lud alle Last ohne Murren auf sich. Aber mit den historischen Privatarbeiten ging es nur noch langsam weiter; Größeres konnte nach dem Größten auch nicht mehr erscheinen. Das Jahr 1848 kam; es brachte die Gärung und den Umsturz der Verhältnisse. Als die evangelische Kirche in Nassau eine neue Verfassung erhalten sollte, wurde Vogel zum Vorsitzenden der Beratungskommission erwählt. Damit ist er zum letzten Male für Gesamtnassau thätig gewesen. Anno 1850 mußte er zu seinem Leidwesen einen verheerenden Brand seines lieben Kirberg erleben.

Er war damals in das siebente Jahrzehnt seines Lebens eingetreten, und nun begann der bis dahin stets rüstige Mann zu kränkeln. Das Leiden entwickelte sich zu Herzbeutelwassersucht; aber unverdrossen that er seinen Dienst, so lange er gehen und stehen konnte. Endlich brach er zusammen. Neunzehn Wochen lag er auf dem Krankenbette, mit größter Geduld sein Los ertragend; am 29. Juli 1852 rief ihn der Herr, den er stets treu bekannt hatte, zu sich. Er war etwa 63½ Jahre alt geworden.

Sein umfangreicher handschriftlicher Nachlaß wurde vom Landesarchiv erworben und ist für viele eine vorzügliche Quelle für ihre Arbeiten geworden.

Das Aeußere Vogels war imponierend; er war groß und kräftig, hatte ein offenes Antlitz mit großen, durchdringenden Augen, die gern freundlich blickten, und mächtiger, den Denker offenbarender Stirne. Derb und gerade im Sprechen, rasch und feurig im Handeln, pünktlich und peinlich bei seinem Werke, bescheiden und anspruchslos für seine Person, so wird er uns geschildert. Er war ohne den einfältigen sogenannten Gelehrtendünkel und erinnerte sich gern pietätvoll seiner Gönner und Förderer, ohne die es nun einmal kein Mensch, nicht einmal der „selbstgemachteste“ zu etwas bringt. Gegen seine Mitmenschen war er leutselig und hilfreich, im Familien- und Freundeskreise gemütlich und fröhlich. Die Natur liebte er sehr; seine botanischen Studien trieb er bis ins Alter, bei seinem Pfarrhause zu Kirberg pflegte er den bis auf die altersgraue Mauer des früher festen Fleckens reichenden Garten persönlich und labte sich gern an der Aussicht, die bis zu den Burgen des fernen Westerwaldes reichte. Die Hälfte seiner nassauischen so innig geliebten Heimat, die er in zahllosen Fußtouren kreuz und quer durchstreift hatte, konnte er von seinem Heim übersehen. Im übrigen kam er außer den beiden Besuchen in Koblenz nur einmal über des Herzogtums Grenzen hinaus, nach Frankfurt. Nassau war und blieb seine Domäne, Nassau mit seiner deutschen Vergangenheit; aus der römischen machte er sich nicht viel. Mit der Freude an Natur und Geschichte der Heimat verband er die Dankbarkeit und Demut gegen seinen Schöpfer, als gläubiger Christ seine Frömmigkeit in seinem Doppelamte bethätigend. Als Pfarrer war er bestrebt, seiner Gemeinde ein Vorbild zu sein, ein werkthätiges Christentum zu üben; seine anschaulichen lebendigen Predigten wirkten ihrerseits wiederum Leben. Als Schulinspektor war er den Lehrern ein verständnisvoller väterlicher Vorgesetzter, der namentlich im Religionsunterrichte mehr Verinnerlichung als Wissen verlangte und bei Lehrer und Schüler die Individualität berücksichtigte.

Die historischen Arbeiten Vogels sind, wie gesagt, grundlegend geworden. Eigentümlich, daß ein Autodidakt — denn er, der Theolog, war nicht durch ein Fachgelehrtenzeugnis approbiert — Lehrmeister in der Lokalgeschichtsforschung geworden ist, und doch wieder natürlich. Denn er lebte eben in der Geschichte von Kind auf; er war dazu mit einer vorzüglichen Auffassungskraft, einem raschen Orientie-

[1]) Diejenigen pedantischen „Fachmänner“ und Schulweisen, die damals wie heute noch unter Geschichte bloß Kriegs- und Dynastenbeschreibungen verstehen, mußten freilich vor Vogels Werk scheu werden und kopfstehen, was einige denn auch weidlich thaten.

[2]) Er ist 1838 auf dringenden Wunsch seiner Freunde wieder eingetreten.

rungsvermögen, einem kolossalen Namen- und Zahlengedächtnisse und einer immensen Arbeitskraft ausgerüstet. Diese Gottesgaben, nicht der akademische Prägestempel machen den Geschichtsforscher; denn sie prädestinieren dazu. Eisern muß alles am Historiker sein, vor allem der Wille, der alle Schwierigkeiten überwindet und alle Hindernisse aus dem Wege räumt und der schließlich das Kunststück fertig bringt, inmitten der rastlosen Thätigkeit noch ansehnliche Zeit zur Erholung übrig zu lassen, damit der Körper und mit ihm der Geist gesund bleibe.

Früh auf und spät nieder, daheim in seinem Arbeitsstübchen oder in den Archiven zu Dillenburg, Idstein und anderwärts Tausende von Urkunden und Aktenstücken ordnend, entziffernd, übertragend, exzerpierend, verarbeitend und verwendend, so daß nunmehr jedes Restchen in Nassau seine geschichtliche Entwickelung verfolgen kann, all das unter den beschränkten Lebens- und Verkehrsverhältnissen damaliger Zeit: — nicht wahr, verehrter Leser, Christian Daniel Vogel ist solch ein eiserner Mann gewesen.

Burg Vollich.

Eine Sage. Von Josephine, Gräfin von Leiningen-Westerburg.

I.

Kennt ihr die Wisper, früher „Wischebur",
Die ganz bescheiden auf der Kemeler Heide
Als kleines Wässerchen zu Tage tritt?
Dann huscht sie hin durch blum'ge, fette Wiesen,
Bricht sich die Bahn durch Felsen und Gerölle,
Abwärts zu Thal, umsäumt von düst'ren Föhren,
Durch die sie wie ein leuchtend' Silberband
In mondbeglänzter Sommernacht sich windet.
Dann wirft sie endlich sich nach langer Wand'rung
Dem Vater Rhein ermüdet in die Arme.
Da, wo die Felsen auseinander treten,
Am Rhein, im sonn'gen Thal ein Kloster lag.
Nur seine Kirche ist uns noch erhalten,
Obwohl manch' böser Brand sie heimgesucht,
Manch' Wetter über sie hinweggezogen.
Von außen ein verwittert' Gotteshaus,
Ist man geblendet von des Innern Schöne.
In aller hehren Pracht des Mittelalters
Erhebt sich hier ein reich geschnitzter Schrein,
Ein Baldachin, von Rebenlaub umrankt
Wölbt kühn sich über dem Marienbild,
Das kindlich süß aus seiner Nische blickt,
Naiv fast, doch so rein, so göttlich mild,
Wie nur die alten Meister es erschaut.

II.

Die Luft war schwül, und in die enge Zelle
Zog fast betäubend süßer Fliederduft,
Sie ganz erfüllend, und dabei wie kosend
Den jungen Mönch umspielend, der da träumte.
Der Jüngste war er von des Klosters Brüdern,
Der heut' zum erstenmal mußt' betteln geh'n.
(Es wurde „Terminieren" dort genannt.)
Gelobt ward er vom Frater Küchenmeister,
Denn wunderbar war's, was er alles brachte:
Gar viele Eier, Speck, und selbst ein Huhn,
Ja, eine ganz besonders fromme Seele,
Die sich ein Himmelsplätzchen sichern wollte,
Legt' selbst ein Krüglein guten Weins dazu.
„Ja, ja," so brummt der gute alte Frater,
„Wie doch die Weiblein gleich ein gut' Teil frömmer,
Schaut aus der Kutte nur ein junges Blut.
„Da trink einmal", so sprach er polternd weiter,
Und holt' ein bauchig' Krüglein schnell herbei.
„Bist müd und durstig sicher doch geworden
Auf deinem langgedehnten, heißen Gang.
Geh' nun zur Ruh' mein Sohn; ich werd's erbitten
Beim Abt, daß du der Hora heut' bleibst fern." —
Gehorsam ging der junge Mönch von dannen;
Doch Ruhe, die ersehnte, fand er nicht.
Der erste Gang aus seines Klosters Mauern,
Er hatte gar so mächtig ihn erregt.

III.

„Als kleines Kind", so hat ihm heut' erzählt
Des Klosters Prior, Pater Innocenz,
„Hat dich zu uns gebracht ein fremdes Weib.
Ein Demantkreuz, kostbare güld'ne Spangen
Hat sie der Gottesmutter dargebracht,
Mir einen Beutel Goldes noch gegeben,
Und uns gebeten, fromm dich zu erzieh'n,
Vielleicht auch ganz dich bei uns zu behalten.
Wir gaben dich dem Frater Küchenmeister,
Daß er dein leiblich' Wohl erst überwache,
Und dann nahm dich des Klosters Schule auf.
Da du beendet nun, mein lieber Sohn
Das Studium der frommen Kirchenväter,
Soll dir Gelegenheit von heut' ab werden,
Die Welt da draußen einmal zu studieren.
Nicht will ich, daß du sollst schon Priester werden
Bevor Vergleiche du hast angestellt.
D'rum sei dir jetzt des Klosters Thor geöffnet,
Auf daß du rings im Umkreis terminierst". —

IV.

Also geschah's, und durch die Klosterpforte
Ging jung Erwin, den Sack in seinen Händen,
Mit großen Augen sich die Welt betrachtend,
Die ihm bisher so ganz verschlossen war.
Hier ragt der Berg, den er von seiner Zelle
Alltäglich oft beseh'n mit durst'ger Frage,
Ob hinter ihm denn auch die Welt noch sei.
Wie wär's wenn er den Wissensdurst nun stillte?
Er stieg und stieg, und als er droben stand,
Da glaubt' er seinen Augen nicht trauen,
Ob all' des Schönen, das da vor ihm lag.
Vom Sonnenglanze wie mit Gold umwoben
Dehnt sich wie träumend, Wald und Feld und Au.
Da brüten noch der Dämm'rung Nebelwogen;
Doch bei ihm oben brach in Purpurwellen
Durch grün' Gezweig die Sonne siegreich durch.

Die Morgenluft wob wie ein sanfter Hauch
Ihm um das Haupt, und weht' ihm Düfte zu,
Die jüngst in zarter Knospe noch geschlummert.
Da unten wechselt saftig' Wiesengrün
Mit schimmernd gelben Wogen reifen Korns;
Dazwischen zieht der Rhein sein glitzernd' Band,
Und jubelnd steigt die Lerche hoch empor.
Er trinkt in sich all, all die Herrlichkeit
In langen Zügen seiner durst'gen Seele
Und seufzt: „O Gott, wie ist die Welt so schön!" —

V.

Es hat der Mensch ein kostbar' selten' Gut,
Damit ist er ein König überall!
Die Freiheit ist's. — Zu wissen, daß man frei,
Frisch wandeln kann durch Wald und Feld und Flur
Und über Berge hin, und durch die Thäler,
Macht erst das Leben ganz zum Leben uns.
Doch, eingeschlossen in der finstern Zelle,
Wo auf dem Estrich zittert kurze Zeit
Ein schmaler Streif nur heitern Sonnenlichts,
Nach oben schauend durch das schmale Fenster
Der Lüfte Blau, der gold'nen Wolken Zug,
Wo selten nur, fast wie zum Hohne streift
Vorbei der flücht'ge Schatten eines Vogels,
Wo ferne liegt der Menschheit buntes Treiben,
Von dem nur leichtes Brausen dringt ans Ohr,
Das tödlich langer Stunden Schlagen zählt. —
O, wer nur das erlebt, kennt Leben nicht!
Die Freiheit ist des Menschen Lebensluft,
Und unserm Erwin, der nur einen Tag
Sie hat genossen in den vollsten Zügen,
Dünkt Leben nicht, was er bisher gelebt.
Auch kamen ihm gar ketz'rische Gedanken,
Ob denn das heidnisch leichte carpe diem
Nicht sei vernünft'ger als der Bibel Spruch:
Im Schweiß des Angesichts dein Brod verdiene!
Was half's der Menschheit, wenn er auch studierte
Bis zur Erschöpfung alte Kirchenväter?
Und wenn er in der Gegend terminierte,
Wem bracht's Gewinn, als nur dem eig'nen Kloster,
Wem Freude, als dem Frater Küchenmeister?
So schlug er mit Gedanken sich herum;
Ein einz'ger Tag war's, der ihn so verwandelt!

VI.

Die Orgel schwillt in sanft erhab'nen Tönen,
Der Priester am Altar hebt die Monstranz,
Der Weihrauch steigt empor in dichten Wolken.
Beendigt ist der Gottesdienst für heute,
Und alles strebt hinaus ins frische Grün,
Den Blick noch einmal wendend hin zur Kirche.
Es war ein schönes, hehres Gotteshaus,
Gewaltig ragend, hoch emporgewachsen,
Unzähl'ge Strebepfeiler mit Fialen,
Die Türme des Portals gewaltig, mächtig,
Aus denen weithin ihren Mahnruf senden
Die Glocken in gar schöner Harmonie.
Wenn seinen Scheitel Stürme auch umbrausten,
Noch blickt's hernieder, stolz und unverletzt. —
Dort, an dem Taufaltar ein kleines Häufchen,
Das sich gesammelt nach dem Gottesdienst:
Ein altes Weib, ein kleines Kindlein tragend,
Ein stolzer Vater, dessen Blicke sich
Vom Erstgeborenen nicht trennen können,
Und eine Jungfrau, zart wie Maienduft.
Zu ihnen tritt nun Pater Innocenz
Und ihm zur Seit' im Ministrantenrock
Freund Erwin, statt des jäh erkrankten Knaben.

VII.

Durch bunte Fenster fällt die Lichtesflut
Der Sonne, deren helle Strahlen huschen
Von einer der Stationen hin zur andern,
Als wolle sie mit Kennerblick betrachten,
Was einstens hier vor vielen, langen Jahren
Ein frommer Mönch mit seinem Pinsel schuf.
Dann läßt ihr Strahlenmeer wie neu erglänzen
Vergoldungen, die längst schon matt geworden.
Mit des Taufbeckens Wasser scherzt sie jetzt,
Läßt spielend helle Kringel d'rauf erscheinen.
Nun nimmt die Jungfrau mit sorgsamen Händen
Den kleinen Erdenbürger auf die Arme,
Und blickt voll Lieb' und Andacht darauf nieder.
Dies Bildchen hier begeistert so Frau Sonne,
Daß ganze Strahlenbündel sie entsendet,
Die wie ein güld'ner Heil'genschein umgeben
Des holden Mägdleins blondes Lockenhaar.
Erwin, der atemlos dies alles sieht,
Dünkt sie die Gottesmutter selbst zu sein,
Jungfräulich, rein, das Kind in ihren Armen.
Und aus der Orgel tönet ihm ein Lied —
Das alte Lied von Glück und sel'gem Lieben,
Des Salomonis Hohes Lied genannt. —
Sonst hat er's mit der Lippe nur gesprochen,
Und nicht das Mindeste dabei gefühlt;
Doch jetzt erfaßt's sein achtzehnjährig' Herze,
Und füllt es ganz mit seiner Allgewalt!

VIII.

Wie ein bisher ganz friedlich stiller Strom,
Des Wogen nach dem Wetter rasend rollen,
Vernichtet Stätten, die bisher so friedlich —
So ward mit einem Mal in Erwins Innerm
Zerstört, wie durch der Elemente Kraft,
Was mühsam jahrelang gepflanzt die Väter.
Nicht litt's ihn mehr in enger, dunkler Zelle;
Zum Klostergarten stieg er still hinab.
Hier setzt er an den Fuß der Eiche sich,
Die weithin ragend ihre Aeste breitet:
„Im fernen Morgen liegt ein Land", so las ich,
„Wo man der Erde Oberfläche leis
Mit einem Stab nur ritzen darf, so bricht
Verheerend' Feuer aus dem Spalt hervor.
Ist's nicht, als glimm' in mir das gleiche Feuer,
Jedoch, was ist's, das ihm den Weg gebahnt?" —
Und in der Dämmernebel leisem Spinnen
Da drangen aus der Nachtigallenkehle
Gar süße, ach, so sel'ge Liebeslieder;
Dazu wob Mondnacht ihren stillen Zauber.
Nicht konnt' er's deuten, was mit ihm geschah,
Ihm dünkte, seiner Seele wüchsen Flügel!

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

G. V. **Fürstliche Leichenpredigt.** Im Jahre 1690, am 1. Juli fiel der dritte Sohn des Fürsten Heinrich von Nassau-Dillenburg, Prinz Adolf (geb. am 7. März 1673), in der Schlacht bei Fleurus in den Niederlanden gegen die Franzosen. Die Regierung zu Dillenburg erließ darauf das folgende Schreiben:

„Unsern freundlichen Gruß vnndt Dienst zuvor Ehrwürdiger vnndt wohlgelehrter, sonders lieber Freund."

Der durchlauchtigste vnser Gdstr Fürst vndt Herr haben alleweil gndst befohlen, vnndt wollen, daß morgen Sonntag über 8 Tag ist der 27. hujus dem weyland auch durchleuchtigen Printzen vnndt Herrn, Herrn Adolphen Fürsten zu Nassav Graff zu Catzenelnbogen Vianden vndt Dietz H. zu Beylstein, vnserm gnädigen gewesenen Printzen vnndt Hrn. leyder in dem blutigen Treffen bey Fleury Heldenmütig geplieben zu schuldigster vndt wohlverdienter Ehren des Morgens eine leich Prädigt wie allhier bey hoff zu Dillenburg und Herborn, also auch zu Heyger, gehalten, vnndt dergestalten eingerichtet werde, daß selbige auff befehl zum offentlichen truck könne befördert werden: Schickliche Texte zu wehlen, wird in jedes gut finden gestellet, doch werden sie daran sein, daß nicht zwey etwa einen Text zu erklären vornehmen. Die Personalia sollen von Hier von h. Sonntag eingesender werden, Vnndt Wir verpleiben Euch damit zu erweißung angenehmester freundschafft stets willig vnd geflissen. Dillenburg, 1690.

Fürstl. Räthe daselbsten.

Dem Ehrwürdigen und wohlgelehrten, Unserm sonders lieben Freundt, Herrn Philipps Jacob Dilthehen, Pastori Primario zu Heyger.

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Das Königliche Theater bleibt Ferien halber vom 30. Juni bis zum 31. August geschlossen.

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** Angesichts der großen Hitze hat der Kunstsalon Banger es sich und uns auch einmal „leichter" gemacht und statt großer, ernster, den Verstand anstrengender Kunst uns ein lustiges Allerlei aufgetischt —: die Originalzeichnungen der „Jugend". Freilich darf man deshalb die kritische Brille noch nicht beiseite legen und die ganze Geschichte mit dem wohlmeinenden Wort „Humoristika" abfertigen; denn in den vielfach vortrefflichen Arbeiten handelt es sich wirklich um ein Stück Jugend unsrer Kunst. Ada, Caspari, Christiansen, Diez, Eichler, Eichrodt, Engels, Erler, Georgi, Höfer, Jenk, Rieth, Schaushammer, Wild, — da haben wir ja fast die ganze Jugendgarde, die Pinsel und Stift dem Humor und mitunter auch dem Ernst geweiht hat. Wem der erste Preis gebührt? Man möchte ihn Pfeiffer zuweisen, der mit seinem anstürmenden „Tauwind" (Nr. 327) an keck trotziger Phantastik und echt deutscher Märchenpoesie alle übertrifft.

Der Nassauische Kunstverein hat in sehr würdiger Weise das Andenken des kürzlich verstorbenen Künstlers Emil Lugo gefeiert. Eine größere Serie seiner Werke führte uns so recht in das stille, fabelhafte Träumen dieses Schwarzwaldsohnes ein. Manches in seinen Landschaften erinnert uns an Böcklin; aber Lugos Schönheitsgefühl spricht sich mehr in herben, zurückhaltenden Formen aus. Was Böcklin in jubelnden Farbentönen in die Welt hinausjauchzt, verkündet Lugo in der dem Bergsohne eignen wortkargen Weise. Eine keusche Stille liegt auf allen Bildern, ob Quellen in der Sonne rieseln, oder Gewitterwolken steigen, oder Liebespaare im Schatten schweigender Bäume wandeln. — Ein paar ganz famose Geflügelbilder „Enten" und „Hühner" von Lipps, der ganz in den Bahnen Schramm-Zittaus zu wandeln scheint, vervollständigen für diesmal neben teilweise geglückten Landschaften von Harbers die künstlerischen Ereignisse der heißen Tage.

* **Das Großherzogtum Hessen.** Lebensbilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Von H. Künzel, 2. neubearbeitete Auflage von F. Soldan. 786 S. Gießen. E. Roth. — Die hessische Geschichte und das hessische Land interessieren uns Nassauer schon um deswillen, weil die Geschicke beider Länder und Bewohner oft genug eng miteinander verknüpft waren. So ist auch in diesem stattlichen Quartbande, der neben Bibel und Gesangbuch das ständige Haus- und Handbuch eines jeden Hessen-Darmstädters sein sollte, eine ganze Menge Stoffes enthalten, den wir für uns mitbeanspruchen dürfen. Schon in Abschnitt I: „Geschichts- und Kulturbilder" bemerken wir das. Die Entwickelung des Chatten- und Katzenelnbogener Landes wird dabei nicht in trocken fortlaufender und rein dozierender Weise vorgeführt, sondern es sind typische Monographien hervorragender Momente ausgewählt, die meist von zeitgenössischen oder doch mustergiltigen modernen Bearbeitern dargestellt sind. Diesen historisch-treuen Ueberlieferungen tritt in Abschnitt II. die poetische Verherrlichung des Hessenlandes gegenüber: „Geschichte Hessens aus dem Munde der Dichter", d. h. nicht bloß der Lokaldichter, sondern deutscher Dichter überhaupt. Auch hier können wir für unser Nassau mancherlei als Miteigentum ansehen. Noch mehr ist dies der Fall bezüglich des Abschnitts III.: „Mundarten im Großherzogtum Hessen und bei Rhein". Die Landesgrenze bildet hier nicht auch die Sprachgrenze, das werden wir besonders im Wetteraugebiete und im Hinterlandkreise bemerken. Die Auswahl der Dialektproben ist recht glücklich; es sind alle Arten dialektischer Aeußerungen des Volkes vom Kinderreim bis zum Kunstgedicht vertreten. Die beiden folgenden Abschnitte: IV. „Hessische Sagen und Volksschwänke" (Ernstes und Heiteres), V. „Hessische Volkslieder" zeigen einen bedeutenden Sammel- und Ordnungsfleiß der Herausgeber; es sind die besten Sachen ausgewählt, unter denen wir abermals manches auch bei uns Bekannte finden. In Abschnitt VI. wird dann ein Ueberblick über die Volksernährung durch „Industrie- und Gewerbebetrieb" gegeben und eine „topographische, geologische und statistische Rundschau" gehalten in einer Weise, die nicht mit Namen- und Zahlenballast beschweren will, sondern auch hier bestrebt ist, Leben zu zeigen. Wer nach einer Darstellung der Geschichte des Großherzogtums mit lückenloser Reihenfolge der Regenten verlangt, der findet in Kapitel VII: „Geschichte Hessens in Uebersichten" seine Befriedigung. Somit bietet das treffliche Werk auch uns eine gute Gelegenheit, unsern verwandten Nachbarstamm kennen und schätzen zu lernen. Im allgemeinen aber dürfte es dazu dienen, im Reiche, wo über die wackeren Hessen ebenso wie über die Nassauer noch so manche falsche Begriffe verbreitet sind und veraltete Vorurteile herrschen, ein besseres Licht über Land und Volk zu verbreiten. Die Aufklärung kann der dazu Willige sich um den billigen Preis von 10,50 Mark für das schön gebundene Buch verschaffen.

* **Geschichte von Hessen.** Für hessische Schulen bearbeitet von P. Müller. 4. Auflage, 83 S. Gießen, E. Roth. — Ein gutes Handbuch für Lernende, das in knapper aber nicht leitfadenmäßiger Darstellung die hessische Geschichte von der ältesten Zeit ab und von Philipps des Großmütigen Tode an speziell die hessen-darmstädtische Geschichte behandelt. Das Buch ist mit zahlreichen Holzschnitten, Bildern der hessischen Fürsten und einer Anzahl geschichtlich merkwürdiger Orte, versehen, sowie mit einer historischen Territorialkarte der Provinz Starkenburg, auf der indes die Farbengebung eine besser unterschiedliche sein könnte.

Großherzog Adolf von Luxemburg feierte am 24. Juli zu Hohenburg im engeren Familienkreise seinen 85. Geburtstag in Gesundheit und Rüstigkeit. Somit hat S. K. Hoheit die Hälfte des neunten Jahrzehnts seines Lebens vollendet; sichtbar gnädig hat die Vorsehung über dem hohen Herrn gewaltet. Die „Herzogs-Geburtstagsfeiern" in Nassau waren heuer besonders zahlreich, was unsern geliebten früheren Landesherrn gewiß herzlich erfreut hat.

Königin Wilhelmina hat nach völliger Gesundung die Schaumburg wieder verlassen und ist nach dem Haag zurückgekehrt.

Am 14. Juli hat im 3. **nassauischen Landtagswahlkreise die Ersatzwahl** für den verstorbenen Abgeordneten Dr. Lieber stattgefunden. Der Kandidat der Zentrumspartei, Rechtsanwalt Dr. Dahlem aus Oberstein, erhielt 181 Stimmen, jener der Gegenparteien, Landrat Schmidt

zu **Montabaur**, 26 Stimmen; 3 Stimmen waren zersplittert, 41 Wahlmänner waren nicht erschienen. Somit ist Dr. Dahlem gewählt.

Das neue **Kurhausbad zu Homburg**, das im Kurgarten an das Kurhaus anschließend anstelle des alten Badhauses errichtet, und mit allen modernen Erfordernissen ausgerüstet wurde, ist im verflossenen Monate in Betrieb gesetzt worden.

Die Restaurierung der **Ruine Deurenburg** oder Thurnberg bei Wellmich, der alten kurtrierischen Trutzfeste gegen Katzenelnbogen, im Volke „die Maus“ genannt, geht ihrer Vollendung entgegen.

Der neuen **evangelischen Kirche zu Biebrich** sind von Großherzog Adolf zu einem Fenster 8000 Mark gestiftet worden.

Nassauischer Geschichtskalender.

3. August.

1752. Ernst Alexander Pagenstecher, seit 1723 Professor der Rechte zu Herborn, stirbt daselbst. Er war am 7. Dezember 1697 zu Gröningen geboren und von 1721 bis 1723 Professor zu Lingen. Er soll das ganze Corpus iuris auswendig gekonnt und öfters gesagt haben, wenn es verloren ginge, wolle er es verbotenus wieder herstellen. Er war auch Schriftsteller.

1862. Emil August Freiherr von Dungern, nassauischer Staatsminister von 1843 bis 1848, stirbt zu Frankfurt a. M. Er war als Sohn des herzoglichen Oberhofstallmeisters Friedrich Heinrich von Dungern am 29. X. 1802 zu Weilburg geboren. Nach seinem Rücktritte vom Staatsministerium wurde er nassauischer und braunschweigischer Bundestagsgesandter. Er war mit Doreite Natalie, Tochter des früheren Staatsministers Freiherrn Marschall von Bieberstein verheiratet. Zu Wiesbaden auf dem alten Kirchhofe ist er bestattet.

8. August.

1329. Kaiser Ludwig IV. von Baiern erteilt seinem Freunde Graf Gerlach von Nassau das Münzrecht, worauf dieser zu Wiesbaden neben dem Uhrturme (im heutigen Hause Marktstraße 15) eine Münze einrichten ließ.

1656. Hartmann Creidius, Pfarrer zu Augsburg, stirbt in Langenschwalbach, woselbst er den Gesundbrunnen brauchte. Er war 1606 in Friedberg geboren, hatte 1633 als Rektor an der Schule und Diakonus in Oberursel gestanden. Er war auch Schriftsteller.

13. August.

1242. Die Bürger von Worms rücken für den König Konrad IV. gegen den Erzbischof Sifrid III. von Mainz mit 200 Bewaffneten in den Rheingau, liegen sechs Wochen da, und kehren erst um Mariä Geburt, als sie fast alle Dörfer angezündet haben, zurück. Im folgenden Jahre wiederholten sie einen solchen Streifzug, wobei besonders Rüdesheim viel leiden mußte.

1297. Die heilige Gertrud, Tochter der heiligen Elisabeth von Thüringen-Hessen, geboren 1225, stirbt im adligen Nonnenkloster Altenberg bei Wetzlar, dem sie seit ihrem ersten Lebensjahre geweiht war und seit 1248 als Aebtin vorstand.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

A. G. in W. Leider müssen Sie sich immer noch etwas gedulden. Es geht dies bei den meisten Arbeiten so, die nicht den erbetenen Umfang haben, für eine Nummer zu groß und für zwei zu klein sind, sie müssen warten bis der entsprechende Raum da ist.

B. C. in L. Die Arbeit ist willkommen, aber bitte nicht zu lang. Größere Arbeiten sind noch eine Anzahl vorhanden.

H. K. in W. Die Arbeit ist in dieser Form ansprechender.

G. K. in E. Besten Dank und Gruß. Ich werde den beiden Herren selbst schreiben.

St. in W. Wir bitten vorerst, Ihren werten Namen zu nennen. Anonym Eingesandtes können wir nicht aufnehmen.

Redaktionsschluß: 23. Juli.



№ 16. Wiesbaden, den 16. August 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Die Rhein-Undine.

Es schaut mit lieblicher Miene,
Hoch droben vom Loreleistein
Die flutgeborne Undine
Herab in den grünen Rhein.
Ihr Haar ist wie goldene Seide,
Ihr Kleid wie Blütenschnee;
So singt sie in nächtlichem Leide
Ein Lied voll süßem Weh.

Der Schiffer steht wie träumend
In seinem schwankenden Schiff,
Er sieht nicht die Wogen, die schäumend
Ihn schleudern an's wilde Riff;
Denn lauschen muß er, — lauschen
Dem seltsam klingenden Lied,
Das wunderbar im Rauschen
Wie Schauer das Herz durchzieht

Da plötzlich, — ein brausendes Branden!
Verstummt ist der Sangesmund;
Das Schiff zerschellt im Stranden,
Und der Schiffer sinkt zum Grund.
Mit grausam lächelnder Miene
Schließt wieder im Fels sich ein
Frau Lore, die schöne Undine,
Und der Vollmond glitzert im Rhein.

Karl Preser.

Kronberg und sein Geschlecht I.

2) Von A. Geyer. (Schluß.)

Es würde zu weit führen und den Rahmen dieses Blattes bei weitem überschreiten, wollten wir alle Namen und Daten der von Eschborn hier aufzählen; es soll nur das hauptsächlichste geboten werden und das mehr in kulturhistorischer Weise.

Die erste urkundliche Geschlechtsreihe beginnt mit Walter I. um das Jahr 1150. Sein Sohn Wigand de Askeburne eröffnet 1192 die zweite Geschlechtsreihe. Er war Burgmann zu Eppstein. Franko I., Hartmut I. und Walter II., die gleichfalls Söhne Walters I. waren, lebten zur Zeit Kaiser Friedrichs II. (1213—1250) und werden in verschiedenen vom Kaiser ausgestellten Urkunden namentlich aufgeführt. Die dritte Geschlechtsreihe, die mit den vier Söhnen Hartmuts I. (Franko II., 1239—1248, Hartmut II., Otto I. und Petrus I.) sowie dem Sohne eines Oheims: Walter IV. und vier anderen Mitgliedern des Geschlechts, deren Sohnschaft unbestimmbar geblieben ist (Wigand II., Walter III. [Domherr], Giselbert und Giselberts Bruder) ist deswegen wichtig, weil sich in ihr die Spaltung in den Flügel- und Kronenstamm vollzieht. Franko II. von Askenburne (1239—1248) ist der Stammvater des Flügel-, Hartmut II. von Eschborn und Kronberg (1235 bis vor 1252) aber der des Kronenstammes.

Im Jahre 1220 nahm die eine Linie von ihrer neuerbauten Burg den Namen von Kronberg an, die Frankosche (II.) folgte diesem Beispiel, nachdem sie Gan-(Gemein-)erbe in Kronberg geworden, im Jahre 1254. Der Name Eschborn wurde nicht mehr geführt.

Nun ist vielfach die Frage aufgeworfen worden: Waren die Eschborne und die Kronberge ein- und dasselbe Geschlecht oder nicht? Wir können diese Frage bejahen; die Aehnlichkeit der Vornamen und der Siegel beider Familien geben uns den deutlichsten Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme. Auch die Bezeichnung Miles, Ritter und das gleiche oder doch ähnliche Wappen geben uns die Versicherung der Zugehörigkeit zu demselben Geschlecht. Als Wappenzeichen führten die Ritter vom Kronenstamm eine Krone im roten Felde links oben, das andere Feld links unten war rot; in den zwei übrigen Silberfeldern waren je vier blaue Eisenhüte. Die Helmzierde bestand in einem Tannenzapfen. — Die Ritter vom Flügelstamm hatten die blauen Eisenhütchen auf der linken Seite oben im Schilde und auf der rechten Seite unten; die beiden anderen Felder waren rot. Der Helm wurde durch zwei Flügel geziert, die teils rot waren, teils blaue Eisenhütchen zeigten.

Rot war die Farbe der Franken; darum finden wir das Rot auch in den Wappen der von Kronberg vertreten. Wappen und Abkunft von ebenbürtigen Ahnen gab ein Anrecht auf das Turnier. In friedlichen Zeiten sehen wir Kronbergs Ritter an hervorragenden Stellen auf den Turnieren. Kaiser Friedrich II. förderte diese „gallischen Spiele“, wie er die Turniere nannte, in jeder Weise „Sie waren ähnlich den heutigen Manövern und Paraden teils Vorübungen zum Kriege, teils militärische Schaustellungen.“

Von den persönlichen Thaten und Leiden der Kronberger wissen wir bis zum Jahre 1300 quellenmäßig sehr wenig; aber wir können es uns sehr wohl denken, wie es bei ihnen ausgesehen haben mag: auf dem Burgstadl zu Eschborn eng und ärmlich, dann viel Krieg, und Hofdienst und Jagd in ruhigen Zeiten. Mit der Zeit ging es besser; mit ihrer steigenden Kraft und gewachsenen Bedeutung bei Kaiser und Reich empfanden sie das Bedürfnis nach einem wehrbaren Wohnsitze. Sie wählten den steilen Serizitfelsen am Altkönig.

In der Kriegsbereitschaft und -führung hatte sich mittlerweile ein Aufschwung vollzogen; denn wesen entstanden. Das aber führte zum Burgenbau und Burgenkrieg. Die Gegend vom „Kronberg“ bis tief in die Ebene hinab wurde auf Grund eines kaiserlichen „Briefes“ gerodet und das Felseneit erbaut. Mit der Zahl ihrer Rodezins zahlenden Grundholden verstärkten die Ritter von Kronberg ihre Stellung gegen jeglichen Feind, ausgenommen den Kaiser, der der oberste Lehnsherr war.

Das Leben der Eschborne zeigte wegen der Nähe Frankfurts und der Königshöfe am Rhein keineswegs durch die Erblichkeit der Lehen war das Naturalsold. die Eintönigkeit und Stumpfheit ihrer ritterlichen Standesgenossen im nördlichen Deutschland. Die Modesucht, diese alte Thörin, zog auch bei den Rittern von Kronberg ein. „Sie kamen bisweilen“, sagt Kirchner in seiner Geschichte der Stadt Frankfurt (1807), „zur Stadt, um einmal nach deren feinerer Art zu schmausen und lustig zu seyn. . . . Doch hüte man sich vor Täuschung, daß man den Zustand der Stadt in diesem Zeitraum (11. Jhdt.) nicht mit helleren Farben male, als er wirklich ist. Man erschrickt, wenn man aus Thatsachen ein Gemälde jener Zeit zusammensetzt. Man erblickt Wildheit ohne wahren Mut, heimtückisches Auflauern ohne Ahndung der Gesetze, Trinken und Schlemmen, Rauben und Jagen sind die Heldenthaten der Kleinen und Großen, der Geistlichen und Weltlichen.“

Auch denkwürdige Tage erlebten Kronbergs

Ritter. Walter I. und die Seinen hörten im Jahre 1146 Bernhard von Clairvaux im Dome zu Frankfurt das Kreuz predigen, und mutig zog einer mit 70 000 (!) (? D. H.) geharnischten Rittern gegen die Heiden. Ein Franko und Hartmut waren bei der Wahl Friedrich Barbarossas 1152 auf dem Klapperfeld vor Frankfurt. Sie zogen mit ihm nach Italien, das trotzige Mailand zu züchtigen. Fröhlich dienten ihre Söhne an des Kaisers Pfingstfest 1184 zu Mainz, und Franko II., Hartmut II., Otto I. und Petrus I. erlebten gleichfalls ein solches Fest. Zwischen den Lustbarkeiten und Freuden sehen wir auch trauernde Eschborne an der Leiche des alten Rotbart am Saleph wachen und sie nach Tyrus zur letzten Ruhestätte geleiten. Jedenfalls waren sie treue Dienstmannen der Hohenstaufen. Das bezeugt die dauernde und angesehene Stellung Walters II. und Hartmuts I. von Askeburne an Friedrichs II. Hofe zu Speier. Für Friedrichs II. sieglosen Sohn Konrad IV. gegen Heinrich Raspe fochten die Eschborne bei Nied am Main (1246), wo 200 Staufenritter das Feld der Ehre deckten. Mit Konrads Untergang im Jahre 1254 verschwinden auch die letzten Eschborne, um als Kronberge wieder zu erstehen.

Die fünfte Geschlechtsreihe aus dem Flügelstamm, die mit Walter VI. (1290—1318) beginnt und fünf Geschlechter aufzählt, ist von nur geringer Bedeutung, so daß wir sie wohl mit Fug hier übergehen dürfen. Wichtiger erscheint uns die fünfte Geschlechtsreihe des Kronenstammes. Es gehören dazu die beiden Söhne Hartmuts III.: Hartmut V. (1282—1334) und Eberwin II. (1277—1308). Hartmut V. erscheint am 8. September 1300 unter den Schiedsrichtern zwischen dem Pfalzgrafen Rudolf und dem Erzbischof Gerhard II. von Mainz, der, ein Eppsteiner, seinen Neffen, den König Adolf von Nassau ein- und abgesetzt hatte. Hartmut übte auch die Pflichten eines Erbschenken, und ansehnliche Stiftslehne und Nutzungen waren damit für die Kronberge im Gefolge, so daß die Abrundung und Ausdehnung rings um die Burg auf dem Sericitfelsen stetig vorwärts schritt. Da Ludwig der Baier Hartmuts Schuldner war, so schenkte ihm ersterer am 21. April 1330 das zur Burg Kronberg gehörige Thal (das Dorf, die spätere Altstadt), gestattete die Ummauerung des Ortes und erlaubte ihm, zu Kronberg zwölf Juden zu halten (d. i. zu besteuern). Diese waren nämlich „kaiserliche Kammerknechte“, also Eigentum des Kaisers. Im Jahre 1333 kaufte Hartmut V. von Clas von Scharpenstein die Burg Tannenberg an der Bergstraße für 2621 Pfd. und 4½ Schilling Heller, die den Kronenstamm noch weit teurer zu stehen kommen sollte; außerdem baute er das große Haus des Kronenstammes auf der Burg Kronberg. Einer hohen Ehre erfreute sich Hartmut, als er vom Kaiser Ludwig zu dem 1332 angeordneten, aus sechs Richtern bestehenden Landgerichte behufs Wahrung des Landfriedens am Rhein von Straßburg bis Bingen ernannt wurde. In dieser hohen Ehrenstellung beschließt er auch seine irdische Laufbahn; er stirbt am 25. Oktober 1334 und liegt in der Klosterkirche zu Lorsch begraben.

Der vorhin erwähnte Eberwin II. (1277 bis 1308) war ein ebenfalls nicht unbedeutender Mann. Als Bischof Emicho von Worms 1298 starb, wurde er am 21. Dezember 1299 sein Nachfolger. „Den Brand der inneren Unruhen“, so erzählt der Chronist von ihm, „erstickte er mit kräftiger Hand. Er ordnete das öffentliche Aerar und die Verwaltung, die während der wilden Zeit des Interregnums verloren gegangen waren“. Im Jahre 1307 erließ er ein bemerkenswertes neues Schulgesetz, das zu jener Zeit wohl sehr nötig that, um die übermütige, zu Exzessen geneigte Jugend höherer Schulen in Zaum und Zügel zu halten. Gegenwärtig erscheinen die einzelnen Vorschriften veraltet, da bei der heutigen akademischen Freiheit der Scholaren alte von Eberwin gerügten Mängel nirgendwo mehr vorkommen. Ein Jahr nach Erlaß des Schulgesetzes starb der Bischof; er wurde im Dom zu Worms beigesetzt.

An die fünfte Geschlechtsreihe schließen sich zwei Glieder unbestimmbarer Abkunft: Heinrich I. und Wilhelm I. Heinrich I. treffen wir um das Jahr 1289 als Student in Bologna an; Wilhelm I. begegnet uns auf dem Schlachtfelde bei Göllheim am Hasenbühl, wo Albrecht I. seinem Gegner Adolf von Nassau am 2. Juli 1298 Krone und Leben raubte. Unter den sechs Rittern, die die Leibwache des Königs Adolf bildeten, aber in dem heißen Kampfgewühl das Leben verloren, war auch Wilhelm von Kronberg.

Die sechste Geschlechtsreihe des Flügelstammes umfaßt Walter VII. (1305—1353), Frank II. (1305—1318) und Frank VI. (1298), Dietrichs Sohn. Am 7. März 1330 verfügt Walter VII. in einem Entscheidbrief über seinen Nachlaß zwischen seiner zweiten Frau und seinen Söhnen erster Ehe. Seine erste Frau war Elisabeth Koth von Limburg gewesen; die zweite war Elisabeth von Ingelheim. Walter verfügt: seiner Frau steht auf Lebenszeit die Wohnung in dem Hause auf der Burg „Kronenberg“ zu, das sie miteinander gebaut haben; die Schäferei auf dem Berge zu Schönberg bleibt Frau Elsen; die Söhne sind verpflichtet, der Mutter Waren, die sie bedarf, zehn Meilen von Kronberg herzuholen; Frau Else hat das Recht zum Holzbezuge aus dem Ruthartishain. Am 14. August 1339 stiften Walter VII. und Else in der von ihnen erbauten Kapelle im Forstort Ruthartishain hinter ihrer Burg Kronberg dem hl. Antonius einen Altar und dotieren die Messe mit anliegenden Gütern. Das alte Gemäuer ist heute noch im Kronberger Wald Ruders, zwei Kilometer von Kronberg unter hohen Tannen zu sehen.

Im Jahre 1339 und am 24. Juni 1341 schließen die Ganerben von Kronberg die ersten uns erhaltenen Burgfrieden. Wir verstehen darunter: 1. den Bezirk (Bann) des gemeinsamen Besitzes und 2. die Vertragsurkunde über die Rechts- und Verwaltungsordnung in diesem Bezirke. Auf die nähere Bestimmungen desselben hier einzugehen, würde den zu Gebote stehenden Raum dieses Blattes bei weitem überschreiten, deshalb übergehen wir sie. Von Walter sei noch bemerkt, daß er im Jahre 1346 das Schultheißenamt zu Frankfurt von dem Vorgänger Friedrich von Hutten um 800 Heller löste. Obgleich die Stellung eine recht einträgliche war, verkaufte er sie doch schon 1349 wieder an den Rat der Stadt Frankfurt, wahrscheinlich nicht ohne Vorteil. Am 14. Februar 1353 starb der alte Walter; er fand

seine Ruhestätte in der Kapelle des hl. Bernhard zu Eberbach.

Die beiden Frank (II. u. VI.) sind von nur geringer Bedeutung, deshalb schenken wir ihnen weiter keine Beachtung und betrachten jetzt die sechste Geschlechtsreihe des Kronenstammes. Es gehören dazu die Kinder Hartmuts V.: Hartmut VI. (der Aeltere, 1330—1372), Hartmut VII. (der Jüngere, 1351 bis vor 1370), Else, Anna und Petze. Hartmut VI. machte sich im Jahre 1350 als Pilger auf den Weg nach Jerusalem und feierte dort am hl. Grabe das Weihnachtsfest. Fünf Jahre später bewittumte er als kapitalkräftiger Herr seine Frau Adelheid mit 312 Pfd. Hellern auf das Vintheimer und Kesselstadter Gut in Eschenburnen. Mit dem Erzbischof Gerlach (von Nassau) schließt er verschiedene Geldgeschäfte ab. Anno 1359 traf unsern Hartmut ein kostspieliges Mißgeschick; er wurde Gefangener des edlen Herrn Ulrich von Hanau und mußte 6000 Gulden Lösegeld geben. Er zahlte binnen Monatsfrist. Am 24. September 1372 starb Hartmut. Sein wohlerhaltener Grabstein steht in der Burgkapelle zu Kronberg an der Altarwand rechts. Hartmut VII., ein Sohn Hartmuts V. aus zweiter Ehe, erscheint 1351 als Besitzer der Burg Tannenberg gemeinsam mit seiner Mutter und Ulrich von Hanau. Wahrscheinlich starb er vor Abschluß des Kronberger Burgfriedens von 1370.

Die siebente Geschlechtsreihe des Flügelstammes umfaßt die beiden Söhne Walters VII.: Frank VII. (1330—1382) und Johann II. (1357 bis vor 1370), sowie die beiden Kinder Franks VI.: Ulrich I. (1339—1386) und Margarete, die Johann III. vom Kronenstamm heiratete.

Frank VII. stand wie sein Vetter Hartmut VI. dem Erzbischof Gerlach von Mainz vielfach mit finanziellen Gefälligkeiten zu Diensten, wodurch sie ihn in seinen Kämpfen um den Mainzer Stuhl unterstützten. Als in der Sühne zwischen Kuno von Falkenstein, dem Pfleger des Stifts zu Mainz, und Erzbischof Gerlach letzterer 40000 Gulden zu zahlen hatte, verschafften Hartmut VI. und Frank VII. ihm diese hohe Summe in kurzer Zeit. Wir erwähnen das hier besonders, um zu zeigen, daß die Kronberge damals in ihrer persönlichen und sozialen Stellung hervorragende und vermögende Leute waren, die es wahrlich nicht nötig hatten, wie man ihnen oft nachsagt, ihren Unterhalt wie manche andere Ritter als Heckenreiter hinter Zaun und Busch sich zu suchen. Johann II. finden wir im Jahre 1337 auf dem Turnier der „Ritterschaft am Rheinstrom" zu Ingelheim; 1370 war er bereits tot.

Die weitaus kraftvollste und wirkungsreichste Persönlichkeit, die zu dieser Zeit und noch für ein ferneres Jahrhundert den Stamm der Kronberge entsproßte, war Ulrich I., der große Vicedom des Rheingaues. Er war der einzige Sohn des frühverstorbenen Frank VI. und der Sophie von Reiffenberg. Sahen wir die bereits erwähnten Kronberge, wie sie im Dienste der Kaiser und Erzbischöfe ihre eigenen Angelegenheiten: Erwerb und Erhaltung ihres Besitztums wahrnehmen, so greift Ulrich I. als leitender Staatsmann in die gesamten öffentlichen Verhältnisse des Erzstifts Mainz hervorragend ein. In Anerkennung seiner ruhmreichen Thaten wurde er mit dem Erbtruchsessenamt des Erzstiftes Mainz belohnt. Dadurch wurden die Kronberge fortan mit des Erzstifts Frieden und Unfrieden eng verknüpft: „als Hauptleute zum Schlagen, als Unterhändler zum Vertragen". Dazu kam das Lehnsband. Der Kriegslehndienst mußte in Person geleistet werden und zwar von einem „Ledigmann", der gegen jeden und alle zu dienen frei war. Unbeliebt war der Gerichtslehndienst der Erbämter als Beisitzer im Lehn- oder Kammergerichte; er galt als entwürdigend. Gesuchter war schon der Hofdienst. Dabei wurde weidlich geschmaust. Den Erbtruchseß hielt sich gern jeder zum Freunde; denn er war eine „hochmögende" Persönlichkeit. Am 4. März 1358 thut Ulrich I. kund, daß Herr Ulrich von Hanau ihn zum Burgmann auf Schloß Windecken angenommen habe mit 10 Pfd. Heller (80 Goldgulden) jährlich. Das war zu jener Zeit eine hohe Auszeichnung engbefreundeter Nachbarmächte an die leitenden Minister. Wir übergehen hier die zahlreichen Nachrichten von den laufenden Regierungsgeschäften Ulrichs, die ihm hohe Ehren einbrachten. Im Jahre 1386 sank der „rechte Arm" dreier Erzbischöfe (Gerlachs, Adolfs I. und Ludwigs), wie Ulrich I. genannt wurde, in das Grab. Auf dem Kirchhofe zu Eberbach wurde er bestattet.

Die siebente Geschlechtsreihe des Kronenstammes, zu der die drei Kinder Hartmuts VI. (Johann III., 1367—1404, Grede und Elisabeth) gehören, giebt uns gleichfalls den Beweis für das hohe Ansehen, dessen sich die Kronberge unter den geistlichen und weltlichen Fürsten zu erfreuen hatten. Johann III. half dem geldbedürftigen Erzbischof Konrad 1391 mit 4000 Gld. aus der Not. Nach dem Rechnungsbuche der Turniergesellschaft „zum Esel" war Johann im Jahre 1394 deren König.

Es folgt jetzt die achte Geschlechtsreihe der Kronberge. Sie greift in das nächste, fünfzehnte Jahrhundert hinüber. Wir führen die Namen derselben kurz hier an, da ihre Glieder schon an der großen That, dem Kampf mit Frankfurt beteiligt waren. Es ist die letzte Reihe der mittelalterlichen Kraftmenschen. Aus dem Flügelstamm gehören hierher die fünf Kinder Franks VII.: Walter VIII. (1348—1398), Jakob I., Philipp I. (1370—1381), Else und Lisa. Die Geldgeschäfte Walters VIII. mit dem Erzbischof Adolf I. belaufen sich auf Tausende. Bei diesem Umsetzen erwarb er die Burg Steinheim am Main. Im Jahre 1380 schließen Rat und Bürgerschaft von Frankfurt ein Bündnis mit Walter und Hartmut VIII. nebst ihren Söhnen und Erben zu gegenseitiger Beihilfe, jedoch ohne Barzahlung. Walter VIII. war zweifelsohne ein großer Geschäftsmann; er lebte häufig zu Frankfurt und hatte gute Beziehungen zur dortigen hohen Finanz. Weit nachhaltiger aber ist seine Bedeutung für die Nachwelt dadurch geworden, daß er durch Verheiratung mit Anna von Runkel der Vorfahr der souveränen Häuser: Preußen, England, Hannover, Baiern, Hessen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg und Mecklenburg-Strelitz wurde. Walter starb im Jahre 1398 und liegt wahrscheinlich in der Mitte der Burgkapelle begraben.

Die zweite Linie des Flügelstammes bilden die Kinder des Vicedoms Ulrich I.: Frank VIII., Philipp II., Ulrich II., Dietrich II., Walter IX., die Töchter Bingel und Grede. Der bedeutendste darunter ist Frank VIII. Er verbrachte sein Leben im Dienste der Erzbischöfe Konrad II. von Weinsberg und Johann II. von Nassau in ruhiger öffentlicher Thätigkeit, borgte den geistlichen Herren Geld und war von 1392 an Amtmann des Schlosses Hofheim bei Höchst, das er stark befestigte.

Zur achten Geschlechtsreihe des Kronenstammes gehören die drei Söhne Johanns III.: Hartmut VIII. (der Aeltere, 1371—1412), Johann IV. (1396—1401) und Hartmut IX. (der Jüngere, 1396—1406). Ihre Erlebnisse fallen wesentlich in das 15. Jahrhundert. Doch davon, und ganz besonders von der Schlacht bei Kronberg, die im Jahre 1389 stattfand, ein andermal. Für diesmal mag es genügen, den Beweis erbracht zu haben, daß der Ursprung der Kronberge sich dem manches berühmteren Geschlechtes ebenbürtig erweist.

Die alten Zollstätten im Nassauer Lande.

4) Von F. Seibert. (Schluß.)

Als im Jahre 1490 König Maximilian I., um Ungarn behaupten zu helfen, zur Rückeroberung Stuhlweißenburgs gegen die Türken auszog, eilte ihm Landgraf Wilhelm von Hessen mit 1000 Reisigen zu Hilfe. Dieselben waren die ersten, welche die Mauer erstiegen, die Besatzung bis auf den Marktplatz zurückschlugen und die Stadt einnahmen. Der Kaiser erteilte dem Landgrafen dafür das Recht des „Gülden-Weinzolls“; vermöge dessen erhoben er und seine Nachfolger von jedem Fuder Wein, das in und durch Hessen geführt wurde, 1 Gulden Zoll.

Vor Dieben waren die Zollkassen nie ganz sicher. Im Jahre 1502, gelegentlich einer Fehde, fiel Kurt von Hanstein mit 20 Fähnlein Knechten und 800 Reisigen, die von Rittmeister Albrecht von Rosenberg und Ernst von Solms geführt wurden, in die Herrschaft Eppstein. Sie plünderten Liederbach, hieben daselbst den Zollkasten auf und nahmen, was sie „funden“. Der Zollbank in Wallau ging's keinesfalls besser. — In der Nacht vom 17. auf den 18. XI. 1809 wurde im Hause des Zollerhebers Unkel zu Linzerhausen, damals nassauischen Oberamtes Linz, aus einem verschlossenen Pult eine Summe Geldes erbrochen. In dem Zimmer fand sich eine vom Dieb benutzte Pflugschar, gezeichnet M. M. und eine Düte voll Eisenfeilspäne. (Linz, den 19. Nov. 1809. Lantz.)

Der Gebrauch, Zoll zu erheben, d. h. das Passieren eines Ortes, einer Straße oder Landesgrenze, nur gegen Bezahlung zu gestatten, ist nach Ansicht namhafter Historiker hier zu Lande schon von den Römern geübt worden. Der Pfahlgraben, so lautet die Ansicht, sei nicht sowohl eine Schutzanlage gegen feindliche Einbrüche und Ueberfälle, als vielmehr eine Reichs- und Rechtsgrenze gewesen, errichtet, um von hier den Verkehr der beiderseitigen Anwohner, der bereits romanisierten Mattiaken, zu überwachen und zu dirigieren. Dabei sei von den Römern, wie an anderen Grenzen ihres Reiches, Zoll erhoben worden. Die Kastelle an unsern alten Taunuspässen seien nichts anderes gewesen, als Zollstellen, Zollhäuser und Mauttürme mit dem nötigen Personal an Erhebern, Aufsehern, Wächtern und Besatzungstruppen. Nach Vertreibung der Römer durch die Allemannen und Franken sei von deren Königen und Fürsten das einträgliche Geschäft übernommen und vererbt worden. Aber man braucht gar nicht bis auf die Römer zurückzugehen; unsere mittelalterlichen Landes- und Territorialherren hätten den Zoll auch selbst erfunden; denn das Rechtsbewußtsein in ihrem Eigentum, ihr Herrsch- und Habetrieb waren allezeit sehr lebhaft und weitgreifend. Im Jahre 1391 beabsichtigte das Kloster zu Windsheim eine Windmühle zu bauen. Ein benachbarter Gutsherr wollte es verhüten und sagte, der Wind in dortiger Gegend gehöre ihm. Der Bischof von Utrecht, um Entscheidung angerufen, erklärte aber, der Wind in der ganzen Provinz gehöre ihm, und — er erlaubte das Bauen. Wie der Gutsherr und Bischof in Utrecht, so dachten auch die alten Inhaber der Zölle am Rhein und im Binnenlande. Nicht nur Grund und Boden ihres Gebiets, sondern auch Winde und Wege, die es durchziehen, seien ihr ausschließliches Eigentum, was hinreiche, von dem, der sie benutze, einen Zoll zu verlangen. — Es sei schon etwas wert, daß der Grundherr dem Kaufmann die Waren nicht mit Gewalt wegnehme. Man führt gern das Geleit, welches der Grundherr dem zur Messe ziehenden Kaufmann gab, als Gegenleistung und Grund des Zolles an. Aber der Zoll ist älter als das Geleit und ging ohne Unterbrechung weiter, während das Geleit nur zur Messezeit in Thätigkeit trat. Sodann wurden die Kosten des Geleits bestritten durch einen verschärften Zoll, der auf jeder Geleitsstation, jedem Uebergang aus einer Herrschaft in eine andere, von allem, was passierte, Person oder Sache, erhoben wurde. Endlich wurde, als das Geleit schon aufgehoben war, noch tapfer weiter gezollt. Am 3. III. 1810 verordnete die nassauische Regierung: „Das sogenannte Geleit, die Aufstellung besonderer Militärposten und Absendung militärischer Patrouillen während der Meßzeit zum Schutze reisender Kaufleute, sowie die Entrichtung des sogenannten Geleitsgeldes ist von jetzt an und für alle Zukunft aufgehoben. Aber trotz alledem ging die Zollerei ungestört weiter.

Mit der Befreiung der Unterthanen von althergebrachten Abgaben und Leistungen machte Nassau den Anfang. Im Jahre 1808 hebt es die Leibeigenschaft auf, wodurch schon mancherlei lästige Verpflichtungen fortfielen. Anno 1809 kündigt es die Einführung einer einfachen direkten Besteuerung an, womit wiederum eine große Zahl lästiger, nicht mehr zeitgemäßer Geld- und Naturalleistungen auf den Aussterbeetat kamen. Mittlerweile rüttelt es auch

seise an den Landzöllen; es verleiht den Märkten in Wehrheim, Greifenstein, Friedewald u. s. w., um sie neu zu beleben, eine ein- oder mehrjährige Zollfreiheit. Der Zoll im Amte Maischeid soll 1809 nur noch einmal, wahrscheinlich zum Abgewöhnen, auf ein Jahr verpachtet, also erhoben werden. — Erst anno 1815, „als Ruhe und Frieden eingetreten“, erklärte Nassau alle Grenz- und Binnenzölle in seinen Landen für aufgehoben, alle Zollbestimmungen, namentlich die in den neuerworbenen Landesteilen bisher geltenden für außer Kraft gesetzt, nämlich in den Aemtern Montabaur, Meudt, Herschbach, Limburg u. s. w. die „Kurtrierischen Zollordnungen“ von 1602 und 1721; im Rheingau und in den Aemtern Höchst, Hochheim, Königstein u. s. w. die „Kurmainzischen Zollrollen“ von 1694 und 1747; in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen (Blaues Ländchen) und im Amte Wallau (Ländchen) die „Hessen-darmstädtische Landzollordnung“ von 1706; im Amte Grenzhausen die „Neuwiedische Zollrolle“; im Amte Hachenburg die sogenannte „Tafel des sayn-hachenburgischen Landzolles.“

Im Jahr 1818 hob Preußen die Zölle innerhalb seiner Lande auf und beseitigte die während der Kontinentalsperre zu beiden Seiten des Rheines entstandenen „Habichtsnester französischer Mautknechte“ (von Gerning). Seine Grenzzölle ließ es bestehen. Anno 1828 schlossen im Gegensatze zu Preußen 15 deutsche Staaten den „Mitteldeutschen Handels- und Zollverein“, der aber bald wieder zerfiel. Aehnliche Vereine bestanden in Thüringen und Norddeutschland und zwischen Baiern und Württemberg. Im selben Jahre verbanden sich Preußen und Hessen-Darmstadt zu gleichem Zollsystem; 1830 und 1831 schlossen sich diesem Birkenfeld und Kurhessen an. Die übrigen deutschen Staaten zögerten mit ihrem Beitritte. Noch beim Hambacher Fest im Mai 1832 bildete die Zollfrage einen Gegenstand heftigsten Unwillens. Ein alter Schreinermeister aus dem Nassauischen, der damals als junger Handwerksbursche in der Pfalz auf Wanderschaft war und das Hambacher Fest mitmachte, erzählte, Siebenpfeiffer, der Hauptvolksredner, habe sie, die jungen Festgenossen, einmal dermaßen in Eifer und Zorn geredet, daß sie vom Festplatz hätten aufbrechen und ganz Deutschland durchziehen wollen, um alle Zoll- und Mauthäuser niederzureißen. — Erst in den folgenden Jahren bequemten sich die übrigen Staaten, dem Verbande Preußen-Hessen beizutreten, Baiern und Württemberg und die thüringischen Staaten 1833, Baden 1834, Nassau und Hessen-Homburg 1835, Frankfurt 1836, später der Rest der norddeutschen Staaten. — Nassau führte also, obgleich es die Binnenzollfreiheit zuerst eingeführt hatte, mit Frankfurt, Hessen und Preußen den Zollkrieg mit seinen, uns noch sehr erinnerlichen Begleitaffairen, wie Schmuggel, Versteck der Waren in und unter den Kleidern, Fangspiel mit den Douaniers und dergl., 1 bis 2 Jahre länger als die meisten anderen Staaten. Am längsten hielten sich die Rheinzölle. Zwar hatten sie sich schon um 1819 bis auf eine kleinere Zahl vermindert — von Gerning zählt ihrer damals noch 6 bis 8 —; ihre völlige Aufhebung erfolgte aber erst 1867 nach dem preußisch-deutschen Kriege.

Das Waldkathrinchen.

Von Theodor Gesly.

Wer im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts auf einer Wanderung durch den schönen Rheingau von Geisenheim einen Abstecher nach dem ehemaligen Kloster Nothgottes machte und den nach dem bekannten Wallfahrtsorte Marienthal führenden Wald durchstreifte, der begegnete wohl der rührenden, fast geisterhaften Erscheinung eines schlanken, bleichen, weiblichen Wesens, das, in ein weißes Gewand gehüllt, ein Körbchen am Arm und einen altmodischen Strohhut auf dem Haupte, den Blick zu Boden gesenkt, die einsamsten Wege des Forstes aufsuchte und die Gesellschaft der Menschen offenbar absichtlich mied. Mancher auch mochte das seltsame Wesen belauschen, wenn es vor einer einfachen Erd- und Mooshütte, die ihm als Wohnung diente, mit Turteltauben und kleinen Singvögeln plauderte, die es umflogen und so kirr waren, daß sie Futterkörner und Brotkrumen aus seiner Hand pickten. Und wenn dann der Wanderer sich nach der merkwürdigen märchenhaften Erscheinung erkundigte, so erhielt er die Antwort: „Das ist das Waldkathrinchen!“ So hieß das Mädchen allgemein, weil es den schönen Buchenwald so sehr liebte, daß es sogar darin wohnte. Und auf weitere teilnehmende Fragen wurde ihm dann das traurige Schicksal des armen „Waldkathrinchens“ erzählt, das, einst eine seltene Schönheit, jetzt geistig umnachtet, freiwillig wie eine Einsiedlerin im Walde lebte und als gewandte Strickerin sich seinen Unterhalt verdiente.

Adelheid von Stolterfoth gedenkt der Unglücklichen in ihrem Buch „Der malerische Rheingau und seine Umgebungen“, Mainz 1844, S. 54 und 55 mit folgenden Worten: „Uebrigens haben die nächsten Umgebungen von Nothgottes noch ein romantisches Interesse mehr. Hier hat nämlich einst das sogenannte Waldkathrinchen in einer selbst gemachten Hütte von Baumzweigen gewohnt. Wenn der Wanderer auf seinen Wegen in diesem Teile des Rheingaus vielleicht eine Gestalt erblickt, welche in ein altes weißes Gewand gehüllt ist, einen Strohhut auf dem gebeugten Haupte und ein Körbchen am Arme trägt, wenn sein Blick einem bleichen Antlitz mit eingesunkenen Zügen und trüben verglühten Augen begegnet, wenn dieses geisterhafte Wesen mit schnellen, fast unhörbaren Schritten an ihm vorüber gleitet: so mag er gewiß sein, das arme „Waldkathrinchen“ gesehen zu haben! Einst ein schönes und braves Mädchen, ward sie von dem Heißgeliebten

um eine andere reichere Braut verlassen. Der Gram getäuschter Liebe brach ihr Herz, und ihr Geist umdunkelte sich. Sie floh die Menschen, wohnte anfangs in einer Waldhütte, und lebt nun von der Milde guter Menschen. Trotz ihres seltsamen Ansehens geht sie selbst an der Roheit unangefochten, ja bedauert vorüber."

Abweichend hiervon giebt der nassauische Dichter Wilhelm Genth in seiner rührenden, 1842 verfaßten Erzählung: „Das Waldkathrinchen" eine vom Gerichtshof in Mainz über das Mädchen verhängte unverdiente Schuldigsprechung als Beweggrund zum Wahnsinn an. Genth hatte an einem Septemberabend des genannten Jahres von dem Balkon eines Hauses in Geisenheim, wo er eine ihm befreundete Familie besuchte, das „Waldkathrinchen" gesehen und nach näherer Erkundigung einige Blätter erhalten, die ihm Aufschluß über das Schicksal der damals nicht mehr im Walde wohnenden Unglücklichen gaben. Mag auch im Munde des Volkes die Ueberlieferung von einer unglücklichen Liebe der Aermsten damals noch fortgelebt haben, so haben wir doch kein Recht, Genths Erzählung einfach in das Reich der Dichtung zu verweisen. Darin bestärkt mich noch der Umstand, daß Genth damals Kriminalrichter in Wiesbaden war und deshalb sicher auch Gelegenheit hatte, in Mainz aus den Gerichtsakten die Wahrheit der Erzählung zu prüfen und ihr näher auf den Grund zu gehen, zumal da er sein Amt mit strengster Gewissenhaftigkeit verwaltete und sein edler Charakter eine bloße Erfindung etwa der Sensation halber gänzlich ausschließt. Während meiner längeren amtlichen Thätigkeit in Geisenheim entsinne ich mich übrigens nicht, über das „Waldkathrinchen" die eine oder die andere Mitteilung vernommen zu haben, obgleich doch heute noch ältere Einwohner während ihrer Kindheit oder Jugendzeit die Unglückliche gesehen und gekannt haben müssen. Erst im verflossenen Sommer, als ich Genths Dichtungen las, fand ich Näheres über das arme Mädchen, das ich bisher nur dem Namen nach und aus Adelheid von Stolterfoths oben genanntem Buche kennen gelernt hatte. Der Inhalt von Genths Geschichte möge in gedrängter Kürze hier folgen.

In Mainz lebte gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein junger, geschickter Goldarbeiter, mit Namen Werner, der auf einer Wanderung im Rheingau ein sanftes und sehr liebenswürdiges junges Mädchen kennen und lieben lernte, das er als Gattin heimführte. Er war in der Werkstatt eines reichen Goldschmieds beschäftigt, der, aus Venedig gebürtig, seit mehreren Jahren in Mainz ansässig war. Werner wohnte mit seiner Frau, die ihm ein reizendes Töchterchen geschenkt hatte, im Hinterhause des Juweliers. Die kleine Katharina, ein gutes und kluges Kind, war der Stolz ihrer Eltern und die Freude aller, die sie sahen und mit ihr plauderten. Eine innige Liebe zur Natur war ihr angeboren, und voll Sehnsucht blickte sie oft nach den fernen Wäldern und Bergen am rechten Ufer des herrlichen Rheinstroms. Da Frau Werner noch Verwandte im Rheingau hatte, erfüllten die Eltern endlich den Wunsch ihres Lieblings und machten mit dem Kinde einen Ausflug dorthin. Katharina fühlte sich besonders angezogen von dem schönen Buchenwalde, der sich nördlich von Geisenheim hinter dem Kloster Nothgottes über das Gebirge erstreckt, und hing in der traulichen Waldeinsamkeit gern ihren kindlichen Träumereien nach.

Als sie zu einer anmutigen und sittsamen Jungfrau erblüht war, verfolgte sie der unheimliche Italiener mit allerhand Zudringlichkeiten, die sie voll Entrüstung zurückwies. Leider sollte sie gerade in jener Zeit ihre geliebten Eltern nach kurzer Krankheit durch den Tod verlieren. Fassungslos und ohne Schutz stand die Unglückliche nun allein da; das Glück ihres Lebens war dahin. Der heuchlerische Goldschmied suchte sie mit verstellter Freundlichkeit zu trösten und wußte sich auch allmählich ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, zumal da er für das Begräbnis ihrer Eltern freigiebig sorgte. Einige Wochen lang ließ er das arglose Mädchen in seinem großen Schmerz unbehelligt; dann aber näherte er sich ihm wieder und bat es, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten. Als Katharina diese Einladung mit Entschiedenheit ablehnte, wurde er so dringend, daß er ihre Hand ergriff und das geängstigte Mädchen leidenschaftlich an seine Brust riß. Sie aber stieß ihn mit Gewalt von sich und legte die Hand auf ein großes Messer, das auf einem Tische neben ihr lag. Wütend und mit drohenden Worten stürzte der Italiener fort, nachdem er ihr befohlen hatte, am folgenden Tage das Haus zu verlassen. Eilig raffte Katharina alle ihre Habseligkeiten zusammen und begab sich nach dem Hafen, um dort für den nächsten Tag ein Boot zu mieten, das sie nach dem Rheingau fahren sollte.

Sie übernachtete in einem in der Nähe befindlichen kleinen Gasthofe, wohin sie ihre Kisten hatte bringen lassen. Schon waren diese am nächsten Morgen in den Nachen gebracht worden, und eben hatte sie selbst diesen betreten, als der Italiener mit einigen Gerichtsdienern und einem Beamten erschien, der Katharina nach dem Grunde ihrer schnellen Entfernung befragte. Sie schämte sich, die ihr angethane Schmach zu erzählen und erwiderte nur, der Herr habe ihr die Wohnung gekündigt, deshalb wolle sie bei Verwandten im Rheingau ein Unterkommen suchen. Der Italiener aber erklärte, sie lüge, denn er habe ihr erlaubt, noch so lange in seinem Hause zu wohnen, bis ihr ein Vormund gestellt und die für die Verwaltung ihres kleinen Vermögens notwendigen Schritte geschehen seien. Er glaube aber, daß sie einige kostbare Geräte, die ihm fehlten, entwendet habe und deshalb so schnell rheinabwärts fahren wolle. Katharina, entrüstet über diese nichtswürdige Aussage, bat im Gefühle ihrer Schuldlosigkeit, den Beamten, sich selbst zu überzeugen, ob sie sich an fremdem Besitz vergriffen habe. Die Kisten wurden geöffnet —, und schon in der ersten goldene und silberne Gefäße, die dem Goldschmiede gehörten, gefunden. Lautlos war die scheinbar überführte Unglückliche im Nachen zusammengebrochen und in eine tiefe Ohnmacht gesunken.

In einem später mit ihr angestellten Verhör beteuerte sie fortwährend ihre Unschuld. Auch in der bald nachher anberaumten Gerichtsverhandlung erklärte sie feierlich, daß sie nicht wisse, wie die Gefäße in die Kiste gekommen seien; ein ihr feindlich ge-

sinnter Mensch müsse sie heimlich hinein gelegt haben. Leider hielt die Scham sie ab, die von dem Italiener ihr zugefügte Beleidigung und seine Drohung, daß er sich an ihr rächen werde, zu erwähnen und so dem Gerichte Mittel und Wege anzugeben, um den Thäter zu entdecken. Deshalb lautete der Spruch des Gerichts auf: „Schuldig!" wie sehr die Unglückliche auch Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anrief. Mit einem gellenden, herzerschütternden Schrei brach sie zusammen und wurde wieder ohnmächtig aus dem Gerichtssaale getragen. Als sie endlich die Augen wieder aufschlug, war ihr Geist umnachtet. Nur nach ihren Eltern fragte sie mit rührender Klage. Der Gerichtshof konnte unter diesen Umständen natürlich keine Strafe über sie verhängen. Der Goldschmied erhielt seine Gefäße zurück, und die so schwer geprüfte Jungfrau wurde in einer Heilanstalt untergebracht.

Der tückische Italiener, den eine aufgeregte Volksmenge, die an die Schuld Katharinas nicht glauben konnte, bis an seine Wohnung verfolgte, schloß seine Hausthür ab und entließ schon am nächsten Tage all seine Arbeiter. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Bald darauf war er heimlich wie ein Dieb in der Nacht aus Mainz geflohen. Später tauchte mit großer Wahrscheinlichkeit das Gerücht auf, der Schurke sei als Räuber in den Abruzzen von der Kugel eines neapolitanischen Dragoners gefallen. So hatte ihn der ewige Richter doch gefunden.

Nach Verlauf einiger Jahre erkundigte sich Katharina Werner, von deren Unschuld jetzt gewiß auch die Richter überzeugt waren, nach ihren Verwandten im Rheingau, die wohl in Geisenheim wohnten. Sie war als unheilbar, aber ungefährlich aus der Anstalt entlassen worden und wurde allenthalben mit aufrichtiger und herzlicher Teilnahme begrüßt. So kam sie auch wieder nach Nothgottes und in ihren geliebten Wald, wo die Erinnerung an das Glück ihrer Kindheit in ihrem trüben Geiste von neuem erwachte. Denn bald darauf baute sie sich jene Mooshütte, die ihr nun viele Jahre als Wohnung diente. Ihre Verwandten, die einsahen, daß die Unglückliche in ihrem stillen Irrsinn sich dort wohl fühlte, ließen sie gewähren und versorgten sie mit Lebensmitteln. So verfloß etwa ein Menschenalter. Das nun bejahrte „Waldkathrinchen", wie sie im Munde des Volkes hieß, durfte nicht länger den Unbilden rauher Witterung ausgesetzt, im Walde bleiben. Es verbrachte zunächst den Winter, später auch den Sommer in gastfreundlichen Häusern Geisenheims, die sich ihm bereitwillig öffneten. Wer hätte auch nicht gern Barmherzigkeit geübt an dieser schuldlosen Armen, deren Lebensglück durch die Verruchtheit eines Menschen für immer vernichtet war? Aber jeder heitere Tag lockte sie, wie Geuth schreibt, noch hinaus in den Wald, wo sie in Gedanken an ihre Eltern und an ihre glückliche Kindheit den Frieden wiedergefunden, den ihr menschliche Bosheit geraubt hatte. —

Am 2. Dezember 1851 schied das „Waldkathrinchen" nach längerer schmerzvoller Krankheit in Geisenheim aus einem Leben, das ihm so viel Leid und Unglück gebracht hatte. Die arme Dulderin soll ungefähr achtzig Jahre alt geworden sein. Somit müßte sie im Anfang der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts geboren worden sein. Als Geuth sie sah, (1842), hatte sie also das 70. Jahr wahrscheinlich bereits vollendet und auch damals ihr Waldhäuschen schon längere Zeit verlassen.

Möge die rührende Erzählung Geuths, der ihr darin ein so liebevolles Andenken gewidmet hat, auch in unseren der Romantik wenig holden Tagen besonders unter den Frauen und Jungfrauen des Rheingaues noch viele Leserinnen finden.

Burg Vollich.

2) Eine Sage. Von Josephine, Gräfin von Leiningen-Westerburg. (1. Fortsetzung.)

IX.

Der zweite Tag brach an, da Erwin sollte
Zum Terminieren in die Lande geh'n.
Ob er sie fand, die wunderholde Maid,
Die in dem Strahlennetz der gold'nen Haare
Gefangen seiner Seele Frohnatur?
Er wandert über Berge und durch Thäler,
Und schleppt den Sack, der bis zum Rand gefüllt
Mißmut'ger stets durch Wald und Flur dahin.
In nächster Näh' des Klosters lag ein Wald,
Der Kammerforst von alt und jung benannt,
Und da ihm heiß war, sucht er dessen Schatten.
Da lag ein See, und hart an dessen Ufer
Saß sie, die Holde, die er lang gesucht.
Es weht der Wind die Wellchen zu ihr hin;
Schaumkränze bilden sie, nach denen hascht
Das schöne Kind, mutwillig dabei lachend,
Derweil die Woge in dem Sturz verstäubend,
Ihr Diamanten in die Locken streut.
Und um das Forsthaus, das zur Linken lag
Da duftet blütenschwer die Maiennacht.
Zu nied'rer Weißdornhecke zirpt ein Grillchen,
Ganz in der Ferne der Gebirgsbach rauscht,
Und überall herrscht lenzesfrisches Walten!

X.

Frühling und Liebe, ewig, ewig neu,
Du gingst vorbei an tausend von Geschlechtern,
Und dennoch ist's, als säh'n dich Menschenaugen
Und Menschensinn zum allererstenmal.
Von Duft verschleiert liegt die müde Erde,
Wie leises Atmen streicht ein lauer Hauch
Darüber, der die Blüten zart bewegt.
Allüberall ein heimlich stilles Werden,
Ein sich Begegnen, sich Hinüberspinnen
Von Ranken, die zu Ranken eifrig streben.
Im klaren Bach spielt Welle mit der Welle,
Die Blume spiegelt d'rin ihr blaues Auge,
Der Falter löst sich trunken ihrer Haft.
Die weißen Wölkchen segeln schon verschwebend
Traumhaften Wunderländern langsam zu. —
Aus unser Beider Augen lacht der Frühling;
Sie sehn sich stumm ins strahlende Gesicht.

Wie Kinder faßten sie sich bei den Händen,
Wie Kinder leben sie dem Augenblick.
Hierauf beginnen sie sich zu erzählen:
Sie wohnte hier im Wald im Försterhause;
Die Försterin war ihre Pflegemutter,
Da sie nicht Vater mehr, noch Mutter hatte.
Die Welt lag vor ihr ebenso verschlossen,
Wie sie bislang unserm Erwin es war.
Das Kindchen, das zur Taufe sie gehoben,
Es war der Sprößling einer treuen Magd,
Die jahrelang dem Försterhaus gedient,
Bis sie Johann, ihr braver, heimgeführt.
Als Erwin ihr nun seinerseits erzählte,
Daß auch er Vater nicht, noch Mutter habe,
Da waren beide Kinder so ergriffen,
Daß sie sich nochmals bei den Händen faßten,
Und ew'ge Freundschaft harmlos sich gelobten.
Erwin ging heim dann, ward vom Küchenmeister
Gar sehr belobt ob seines vollen Sackes,
Ward von der Hora wieder freigesprochen,
Fand aber dennoch nicht den festen Schlaf,
Der, traumlos, sonst allnächtlich ihn erquickt.

XI.

Alltäglich lenkt die blondgelockte Agnes
Den kleinen Fuß eilfertig hin zum See,
Und Erwin, diese Stunde stets vor Augen,
Er sputet sich im Schweiß des Angesichts
Den großen Sack baldmöglichst voll zu haben.
Erschöpft kam wieder einmal er zum See,
Da saß sie wie ein Bild des heit'ren Frühlings,
Flocht Kränze sich, und sang dazu ein Lied:

„Sagt, wo sind die Veilchen hin,
Die so blau erglänzten,
Und der Blumenkönigin
Holden Pfad bekränzten?
Mädchen, ach, der Frühling flieht,
Alle Veilchen sind verblüht." —

Sie streckt' ihm freundlich ihre Hand entgegen,
Ermüdet lagert' er sich ihr zur Seite,
Ausführlich mußt' er ihr darauf erzählen,
In welchen Gegenden er terminiert.
Dann zog sie die Kapuze ihm nach hinten,
Setzt ihm den einen ihrer Kränze auf,
Und meinte dann, gar fröhlich dabei lachend,
Dies stände besser ihm als solch' Vermummen.
Der Abend nahte schon mit Macht heran,
Und seine Schattenhände griffen schwebend
Herüber aus der Heide nach den Bäumen,
Bis grau sie alles endlich zugedeckt.
Es dämmerte so warm, so sehnsuchtsweich,
Der Vollmond stieg empor am Rand des Waldes,
Und schlürft' den bleichen Schaum in vollen Zügen,
Der schimmernd aus dem Grunde zu ihm zog.
Er spiegelt' sich auch in des Sees Fläche,
Und hört' das leise Glucksen seiner Wellen.
Da fliegt vom weiten Meer der Westwind her:
Auf seinen weichen, schwülen Schwingen trägt
Der Gottheit schaffend, starken Odem er,
Der überall, wo er die Erde streift
Den Blütenreichtum neu erstehen läßt,
Der in den Pflanzen frisches Leben weckt,
Und in den Herzen heißes, süßes Hoffen.

XII.

Der Vollmond steigt zum Aether hoch empor,
Bis er verschwindet in den schwarzen Wolken,
Die er mit einem Silbersaum umkränzt.
In langen Wellen plötzlich fegt einher
Der Atem nahenden Gewittersturms,
Und Nebelschleier schleppt drauf das Gewölk
Durch Wald und Busch wie geisterhafte Schatten.
„Ich fürchte mich, Erwin", sprach Agnes zitternd.
Da nahm er tröstend sie in seinen Arm,
Das blonde Köpfchen bergend an der Brust.
Er preßt' sie immer inniger an sich,
Als wollt' er nimmer aus dem Arm sie lassen.
Und da, wie eine kaum erschloss'ne Knospe
Erwacht' die Liebe in den jungen Herzen.
Die Welt schien trotz des schwarzen Ungewitters
Den Zweien ganz in Glanz und Duft gebadet.
Die beiden Seelen sind zu einer worden;
Der Widerhall des eigenen Empfindens
Ist nun die Lebensluft in der sie atmen
Und die mit ihrem warmen Strahl durchsonnt
Ihr ganzes Wesen und es treu umfaßt.

XIII.

Des andern Tags erschien Erwin beim Prior,
Ihm, der von jeher Vater ihm gewesen,
Sein übervolles Herze auszuschütten.
Und leise lächelnd hört ihn dieser an.
„Wie alt bist du denn eigentlich, mein Sohn?
Willst du nicht lieber ein paar Jährchen warten,
Um in der Klosterschule zu studieren,
Was du mußt wissen, bist du nicht mehr hier?
Auch will ich mir die Först'rin kommen lassen,
Die hat doch auch ein Wörtlein mitzureden." —
Erwin war seelenfroh, daß er vom Herzen
Gesprochen sich, was ihn so glücklich macht',
Der gute Prior, der stets für ihn sorgte,
Der wird schon Rat und Hilfe für ihn finden.
Der Gütige hatt' nicht einmal verboten,
Das teure Mädchen nach wie vor zu seh'n!
D'rauf stieg er leise zu dem Keller nieder,
Und hat die beiden Fratres baß erschreckt,
Die dort nach altgewohnter, bied'rer Sitte
Des Tages Schluß beim Becher still gefeiert.
Er ließ sogar in seines Herzens Freude
Beim Rundgesang auch seine Stimme hören,
Die sich erhob, wie munt'rer Lerche Trillern
Hoch über dem Gekrächz der beiden Alten.

XIV.

Auf hohem Berge liegt das stolze Schloß,
Das war dem Grafen Rollich zugehörig,
Doch stand es leer seit einer Reih' von Jahren.
Nun kehrt der letzte Sprosse wohl zurück,
Doch nur, um in der Gruft den Platz zu füllen,
Der an der Ahnen Seit' ihm aufbewahrt.
In der mit schwarzem Samt behängten Halle
Da steht der Sarg des letzten Herrn von Rollich,
Und um ihn her, da duftets süß von Blumen,
Die schon verblüh'n ob all' der heißen Thränen,
Die dicke Kerzen auf sie niederweinen.
Nun heben vier der ältesten Geschlechter
Den Sarg, zu tragen ihn zur stillen Ruh'.
Aus dem Portale drängen düst're Fackeln,
Und drauf entwickelt langsam sich der Zug.
Vorbei am dichtbelaubten Rosenhügel,
Vorbei am Teich, des Schilf verstohlen flüstert

Den Grabgesang des Hauses letztem Sproß.
Vorbei den schmalen Fußpfad, der ins Düster
Des schwarzen Tannichts führt zur Grafengruft.
Nun löset still der Adelsmarschall sich
Aus dem Gefolge, mit dem Wappenschild,
Zerbricht ihn mit dem feierlichen Rufe:
„Der Graf von Rollich jetzt — und nimmermehr!“
Da stürzt ein Weib, tiefatmend rasch herbei:
„O, haltet ein; — es ist ein Erbe da!“ —
Und unter allgemeinem, tiefem Staunen
Hört männiglich des Weibs Erzählung an:

XV.

Obwohl ich eines Försters Tochter nur,
Ward dennoch mit der Herrin ich erzogen,
Weil gar so einsam war das Grafenkind
Dort auf dem Schloß der Grafen von Rheinberg.
Es waren beide Eltern früh gestorben
Und eine Dame aus dem Stift gekommen,
Sie zu erzieh'n in Zucht und frommer Sitte.
Und ich war zur Gespielin ihr gesellt.
Für mich war sie der Inbegriff des Schönen,
Und für sie hätt' ich ohne Widerrede
Zu jeder Zeit mein Herzblut hingegeben.
Die alte Dame, (was viel später erst
Erfahren ich) war eine eng Verwandte
Von Rollich dieses toten Herren hier.
Da wob sie denn mit unsichtbaren Fäden
Ein feines Netz um meiner Irma Haupt,
Erzählte ihr von einem stolzen Grafen,
Dem alle Frauen, alle Mädchen hold,
Der einmal nur im Walde sie gesehen,
Und Tag und Nacht nur ihrer jetzt gedenke.
Und eines Tags erschien auf unserm Schloß
Der Graf von Rollich, ach, und meine Herrin
Sie war gefesselt auf den ersten Blick.
Wie hätte ich sie vor ihm warnen können,
Da ich ihn nicht gekannt und nicht gewußt,
Daß ihn die alte Dame kommen lassen,
Damit der Reichtum meiner jungen Gräfin
Ersetze sein schon stark geschmolzen' Gut.
Es ward ihm leicht, ihr Herzchen zu bethören,
Und im Verlaufe von ganz kurzer Zeit
Ward sie sein Weib und zog mit ihm hierher,
Mich, die Gespielin, freundlich mit sich nehmend.
Im Lauf von wenig' Monden aber, ach,
Verschwand die Zärtlichkeit, die er geheuchelt,
Und er begann sein altes, wildes Treiben.
Wir flüchteten uns in die fernsten Räume,
Um nur zu hören nicht, was vor sich ging.
Allabendlich die wilden Trinkgelage,
Das Fluchen, Spiel und Kreischen loser Dirnen.
Und dazu noch der Zustand meiner Herrin,
Die auf ein Kindlein ihre Hoffnung setzt',
Daß ihr den Gatten wieder führe zu! —
Einst gingen an der Gartenmauer wir,
Da hallt' von drüben laut des Grafen Stimme:
„Du, wilde Rose, du bist, wie ich's lieb',
Du hast doch heißes Blut in deinen Adern,
Und beißt und kratzest noch, selbst wenn du küßt.
In meiner holden Gattin blauen Adern
Da fließet nur laue Milch anstatt des Bluts.
Du weißt, ich muß doch einen Erben haben,
Der mir von dir viel lieber wär' gewesen,
Doch bist du leider edel nicht, du Hexe.
So nahm ich sie und mit ihr das Vermögen,
Und schenkt sie mir denn einen Sohn und Erben,
So kannst du Satansmädel ihr's ja gönnen,
Daß sie an meiner Seite vegetiert.“ —
Mit aufgeriss'nen, fast wahnwitz'gen Augen
Hat Gräfin Irma alles dies gehört,
D'rauf faßt' sie meine Hand und floh zum Schlosse.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

J. B.-E. **Eine Kriegsanleihe der Stadt Kronberg.** Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Presse, daß die Stadt Königsberg in Ostpreußen die letzten Schuldbriefe aus der Franzosenzeit feierlichst verbrannt habe. Auch unsere nassauischen Orte haben solche Schuldbriefe aufzuweisen. Wenn sie auch längst getilgt sind, so entbehren sie doch nicht des Interesses des Geschichtsfreundes; ihm sind sie lebendige Beweisstücke dafür, wie schwer des Feindes Hand in früherer Zeit auf unserm Vaterland gelastet, weil Deutschland in seiner Zerissenheit nicht wußte, wie stark es war. — Die Stadtväter Kronbergs richteten am 23. November 1795 an das hochlöbliche Amt daselbst folgendes Gesuch: Da die Stadt und Bürgerschaft zur Bezahlung der an die Franzosen geschehenen Lieferungen und gehabte Kosten als für angekauftes Heu 1349 Gulden 50½ Kr., für angekauften Hafer 1248 Gulden 22 Kr., für geliefertes Brot von den Bäckern 649 Gulden 43¾ Kr., für Hornvieh und Fleisch 1480 Gulden 32½ Kr., für Stroh 321 Gulden 56 Kr., für Getränk bei den Wirten 772 Gulden 21 Kr., für angekauftes Brennholz zu bezahlen, für Zehrgeld den Fuhrleuten, für Gänge, Kurkosten des geschossenen Jakob Kunz, Hafer, Heu und Taggeld an die preußische Sauvegarde 2242 Gulden, also in Summa 8000 Gulden 45¹/₁₀ Kr. vonnöten haben; und diese Summe dermalen aus der ohnehin durch die übrigen Kriegskosten erschöpfte Gemeindekasse nicht bezahlt, noch durch Umsätze bei den so sehr teuern Zeiten und der dahier so oft aufeinander folgenden Obstmiedjahren nicht einmal zum Teil noch ganz zu erheben möglich ist, als siehet man sich genötigt, um sothane 8000 Gulden aufzunehmen und um K. H. Regierungskonsens untertänigst zu bitten hierdurch vorzustellen und um die amtliche Unterstützung gehorsamst zu bitten. Einem hochlöbl. Amte gehorsame Joh. Jak. Hauswald. Joh. Phil. Weidmann, Andreas Heinrich, Joh. Wil. Fuchs, Joh. Jakob Reidenbach, Peter Geibel, Andreas Zubrod und Heinrich Rath, Bürgermeister. — Hierzu erstattete das Amtsgericht folgenden Begleitbericht: In der Anlage bittet der Ortsvorstand zu Kronberg um die h. Regierungsbewilligung zur Bestreitung der Kriegskosten ein Kapital von 8000 Gulden auf gemeine Stadt als Anleihe aufzunehmen zu dürfen. Die Verwendung dieses Kapitals ist zwar in der Anlage nur summarisch bemerkt; es unterliegt jedoch nach der von dem K. Amte keinem Zweifel und wird ohnedies durch die nächste halbjährliche Kriegsrechnung bewahrheitet werden. Auch ist die Angabe von der Unmöglichkeit dieses Geld von den Gemeindegliedern zu erheben, vollkommen richtig. Da jedoch die mittelrheinische K.-Ritterschaft, wohin steuerbar ist, wegen der Kriegsschäden regreßmäßig keine Schatzung beziehen kann, folglich der Stadt über 1000 Gulden laufende jährliche Schatzungsquantum zu gute kommt, welches zur Bezahlung der Schulden verwendet werden kann, so glaubt K. Amt, daß statt des Anlehens von 8000 Gulden nur 7000 zu möglichst geringen Prozenten zu verstatten sein möchte, zumal der Stadt ohnehin schon eine Schuld von 8800 Gulden zur Last liegt. — Darauf erwiderte die Kurfürstlich mainzische Landes-Regierung: Wollen wir geschehen lassen, daß die Stadt Kronberg die zur Bestreitung ihrer Kriegsschulden erforderlichen Gelder lehnweise aufnehmen möge, doch ist zu

fordern, daß diese Gelder gegen geringen Prozent erhalten werden.

Aschaffenburg, den 9. Dezb. 1795.

Lieb, Werner. Rgaß.

F. S **Eine Verhandlung am Gericht zu Usingen im Jahre 1524.** Mitgeteilt von F. Seibert.

Zu wissen, daß auf dato vor uns — Konrad von Hattstein, Amtmann zu Usingen, Philipps von Reinberg, Fritz Clemm, Schultheiß zu Usingen — erschienen sind die jetzigen Burgermeister, nämlich Fritz Hen und Wicht Hen als Kläger und Fritz Hermann als Beklagter, etlicher Scheltworte halber wie nachfolgt, daß er sie auf freier Gassen hinterucks öffentlich beschuldigt und gesagt: Ihr grutlelichen verzwiefelten Bösewichter wie ehr ihr mir mein Blut und Fleisch! Wie dann der Rugezettel solches auch ausweist. Und sie uns domit gebeten, von Amts wegen Fritz Hermann in der Gütlichkeit dahin zu weisen, daß er ihnen solcher Scheltworte und Schmäh halber Kehre und Wandel thue soviel, als zu Verantwortung ihrer Ehren und Gelimpfs genugsam sei. Darauf Fritz Hermann gesagt, er sei uf diesmol in Bender Henz Hus gewest bei andern guten Gesellen und etlicher maßen beweint gewest; er sei auch den Obend heimgeleit worden, dergestalt, daß er nit wisse, daß er jemand einige Beleidung, es sei mit Worten oder Werken, gethan hab, und er wisse auch gar nit, daß er die Burgermeister dergestalt, wie ihr Anbringen gesteilt, gescholten hab, wo er es aber gethan hätt, bitt er, ihm solches zu verzeihen, er sei uf die Zeit hart beweint gewest, er wisse auch von den Burgermeistern und einem ehrbaren Rathe allhie zu Usingen nichts anders denn alle Ehr und gut zu reden oder zu sagen. — Auf solche Antwort haben wir in der Sach' so viel möglich in der Gütlichkeit zwischen beiden Theilen gehandelt. Nachdem wir die Burgermeister und einen ehrbaren Rath nach Nothdurft ihrer Ehren genugsam verantwortet befunden, haben es beide Theile uns zugestellt, den Vertrag gründlich und mächtiglich festzustellen, und soll also Fritz Hermann gedachte Burgermeister aus der Herrn Briefe und Bücher thun, darzu Schöffenweine und was der Sach halber drufgangen, allein und selbst bezahlen und ausrichten; damit soll ganz gründlich gericht't und geschlicht't und vertragen sein und nunhinfür kein Theil mit Worten oder der That gegen den andern handeln. Von welchem Theil solches überfahren (übertreten) werde, der soll gegen unsern gnädigen Herrn mit Pön und Strafe verfallen sein, nämlich zwanzig Gulden geben und ausrichten. — Solches alles bekenne ich, Fritz Hermann, zu halten und also dem nachzukommen, und zu Bekräftigung dieses Vertrages hab ich gebeten, den Ehrenvesten Junker Marquard von Stockheim, daß er sein Ingesigel an diesen Brief gedruckt hat; was ich, Marquard, gethan hab, bekenne, doch mir und meinen Erben ohne Schaden. Geschehen uf unsrer lieben Frauen Abend Lichtmesse im fünfzehnhundertundvierundzwanzigsten Jahr.

J. B.-E. **Nachtwächter-Geschichten.** Der dumme **Nachtwächter. Im kleinen Orte H. im früheren Amte Nassau hatte die Gemeinde vor etlichen Jahren einen** Nachtwächter, dem etwas von der Pfiffigkeit abging. Wenn's Pulver zu seiner Zeit noch zu erfinden gewesen wäre, er hätte es nicht erfunden, wenn man ihm auch die nötigen Stoffe und das Rezept dazu gegeben hätte. Wohl war er zur Schule gegangen, aber mit dem Rechnen war es bei seinem Austritt aus derselben so jammervoll bestellt, wie bei seinem Eintritt. Er konnte thatsächlich nicht bis zehn zählen. Trotzdem hatte man ihn zum Nachtwächter erwählt, zu einem Amt, das einer erfahrenen Zählmeister erfordert. Ja, wie war es aber möglich, daß ein so unwissender Mensch Nachtwächter sein konnte? Ganz einfach! Jeden Abend mußte ihn die Liese, seine Frau begleiten; er blies und sobald die genügende Stundenzahl erreicht war, zupfte ihn seine Frau am Mantel und der Andrees hörte auf. Nun geschah es eines Abends, daß der Andrees wiederum blasen sollte. Liese stand neben ihm, ganz in Gedanken versunken. Andrees setzte das Horn an und „tut, tut, tut" ging's lustig fort, ohne abzusetzen. Da fiel's plötzlich der Liese ein, ihn am Mantel zu zupfen, aber zu spät! Andrees hatte bereits elf geblasen. „Ei, Andrees," rief die Liese, „was hast du gemacht? Du hast elf geblasen, und es ist erst zehn!" „Thut nichts," sagte Andrees, „dann blasen wir wieder eins zurück!" Sagen, das Horn ansetzen und noch eins tuten, war im Augenblick geschehen. Im Dorfe war man aber nicht wenig erstaunt über den Andrees, der sich diesmal in seinem ganzen Leben zum ersten Male verzählt und statt zehn — zwölf geblasen hatte.

Der kluge Nachtwächter. Freundlich auf dem schönen unteren Westerwald liegen drei kleine Dörfer, die früher eine Gemeinde bildeten, vielleicht auch heute noch. Sie hatten einen Bürgermeister, einen Schullehrer, einen Flurschütz, eine Hebamme und einen Nachtwächter, und der war keiner von den Dummen. Aber ab und zu, wenn er einmal in Montabaur auf dem Markte gewesen war und zu viel Wurst gegessen hatte, dann fiel ihm der Rundgang gar zu beschwerlich. Er machte dann gewöhnlich kurzen Prozeß und stellte sich im Mittelpunkt der drei Dörfer auf, setzte das Horn an und blies, wenn es zehn schlug, aus Leibeskräften dreißig und bemerkte trocken: „So, do daalt eich!" — Die Bauern aber lachten allemal in solchem Falle und sagten: „Jo, jo, de Hannes woar wieder uff dem Montebäurer Maad."

Der Nachtwächter von Glashütten.

„Und soll ich mir etwas erbitten,
Es fiel mir nichts anderes ein:
Nachtwächter von Glashütten,
Das will ich bleiben und sein.

Hell blas ich die nächtlichen Stunden:
Die Elf und Zwölf und die Eins,
Daß man sich darnach soll erkunden
In Wiesbaden, Frankfurt und Mainz.

Dann ruh' ich mich aus an der Kirche;
Kein Plätzchen ward schöner erdacht,
Und schau hinab in's Gebirge,
In die prachtvolle Taunusnacht.

Und vor mir im Nahen und Fernen
Besing ich jedwede Gestalt:
Schloßborn und die Mainzer Laternen,
Den Staufen und Hofheimer Wald.

Bim, bim! — Du Wächter, du Dichter,
Schlug's Glöcklein nicht eben? was?
Jetzt laß die Mainzer Lichter,
Und nimmt dein Horn und blas'!"

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Das Königliche Theater ist Ferien halber vom 30. Juni bis 30. August geschlossen.

* **Nassauischer Allgemeiner Landeskalender auf das Jahr 1903.** 64 S. Wiesbaden, R. Bechtold und Komp. — Der Kalender erfreut sich nach wie vor großer Beliebtheit, was seine auf mehrere Zehntausende sich belaufende Auflage beweist. Er ist eben echt volkstümlich. Der diesjährige Kalender bringt eine schöne Erzählung von unserm bewährten einheimischen Volksschriftsteller Wilhelm Wittgen: „Um Liebe und Ehre," welcher die historische Thatsache zu Grunde liegt, daß ein österreichischer Edelmann um eines geliebten Nassauer Landmädchens willen seinem Stand entsagte und an den Ufern der Lahn ein neues Leben begann. Maler Frankenbach hat die Erzählung hübsch illustriert. Durch einen historischen Artikel wird das Titelbild, die Weltersburg, erläutert, und im übrigen sind hübsche kleinere Beiträge, gemeinnützig, belehrend und unterhaltend, angefügt. Einen Wunsch hätten wir und gewiß noch viele andere: der Kalendermann möge künftig seine so recht volksverständlich gehaltene Jahresübersicht etwas ausführlicher gestalten.

* **Mainz aus der Vogelschau.** Nach dem Plane von G. Mascopp a. d. J. 1575 neubearbeitet von C. Kissel. Mit 47 S. Text. Mainz, C. Kissel. — Der Verfasser und zugleich Verleger, der bereits mehrere schätzenswerte Beiträge zur alten Mainzer Geschichte lieferte, hat auch mit dem vorliegenden einen glücklichen Griff gethan. Das Original des s. Zt. auf Befehl des Kurfürst-Erzbischofs Daniel gefertigten Planes wurde (1899) durch den verdienstvollen Forscher Pfarrer Prof. Dr. Falk von Kleinwinternheim im Kreisarchiv zu Würzburg entdeckt. Herr Kissel hat die Reproduktion übernommen

und fein und sauber ausgeführt. In den von ihm beigegebenen erklärenden Text sind einzelne Partieen des Planes, meist vergrößert, eingefügt. Man bekommt, wenngleich in Einzelfällen auch bloß projektierte Anlagen als bereits vorhanden angegeben sind und dem alten Zeichner überdies verschiedene sonstige Ungenauigkeiten untergelaufen sind, dennoch ein überraschend klares Bild der lokalen Verhältnisse in Alt-Mainz, die ja auch für uns Nassauer sehr interessant sind. Beispielsweise läßt sich der Kampf zwischen den beiden feindlichen Bischöfen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau um die Stadt an der Hand dieses Planes vortrefflich verfolgen. Das Werkchen sei allen „diesseitigen" Geschichtsfreunden freundlichst empfohlen.

Der plötzliche Temperatursturz am 26. Juli und den folgenden Tagen brachte statt der drückenden Hitze **Sturm und Unwetter.** Das Rheinthal hinauf, über den Unterwesterwald und vom Sieggebiete durchs Lahnthal, die Wetterau und über die Höhe brausten schwere Orkane, von Gewittern und Wolkenbrüchen begleitet. Schwerer Schaden wurde in der Unterwesterwaldgegend angerichtet. Siegen erfuhr eine Ueberschwemmung; in Setters bei Weilburg schlug der Blitz in den Kirchturm ein, glücklicher Weise ohne zu zünden.

Bei der am 28. Juli erfolgten **Reichstagsersatzwahl im 3. nassauischen Wahlkreise** (für Dr. Lieber) erhielt Landtagsabgeordneter Dr. Dahlem (Zentrum) 10631, Landtagsabgeordneter Krawinkel (nationalliberal) 3755, Brand (Bund der Landwirte) 3454 und Vetters (Sozialdemokrat) 652 Stimmen. Demnach ist Dr. **Dahlem** gewählt und nunmehr zugleich Reichstags- und Landtagsabgeordneter seines Kreises.

Die Strecke der Westerwald-Querbahn **Herborn-Hartenrod** ist am 1. August eröffnet worden.

Die **Fahne der Weilburger Bürgerwehr** von 1848 (schwarz-rot-gold mit Stickereien) ist als historisches Andenken von der Stadtverwaltung der dortigen Schützengesellschaft überwiesen worden.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. August.

1623. Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar ernennt den Wolfgang Ficinus, der seit 14. Oktober 1608 als Professor der Rechte in Herborn stand, zu seinem Rat und Kanzleidirektor in Hadamar. Hier ist er am 22. Mai 1645 als solcher und treu beharrend beim Bekenntnisse der reformierten Kirche, obgleich sein Herr mit dem Lande zum Katholizismus übergetreten war, gestorben. Er war aus Butzbach in der Wetterau gebürtig und hatte vor 1608 zehn Jahre lang in Speier und Heidelberg praktiziert. Er war auch Schriftsteller.

1685. Graf Johann Ernst zu Nassau-Weilburg kämpft bei der Belagerung von Neuhäusel in Ungarn mit in den Laufgräben. (Türkenkriege.)

23. August.

1319. Ritter Heinrich von Bomirsheim, Burggraf in Strahlenberg, und seine Gemahlin Irmgard errichten eine ewige Messe in der Burg Bomirsheim. Da der Ort zum Kirchspiel Oberursel gehörte, so gab das Bartholomäusstift in Frankfurt seine Einwilligung dazu. In dieser Kaplanei liegt der Ursprung der jetzigen Pfarrei Bommersheim.

1809. Siegreiches Gefecht der Eskadron des Majors von Reineck von den nassauischen reitenden Jägern gegen dreifache überlegene spanische Kavallerie bei Logroño, wofür die Eskadron den besonderen Dank des Divisionsgenerals Daultan erntet. (Spanischer Feldzug.)

28. August.

1739. Mit dem Fürsten Christian, der zu Ebersbach im Amthause, wo er sich um des Jagdvergnügens willen aufhielt, an einem Schlagflusse stirbt, erlischt die letzte, 1606 gestiftete nassau-dillenburgische Linie. Der Fürst war am 11. August 1688 geboren und folgte seinem Bruder Wilhelm am 11. September 1724 in der Regierung.

1830. Der Bürgerrat zu Brüssel richtet an König Wilhelm I. der Niederlande die Forderung der Einberufung der Generalstaaten nach Brüssel, um die Aenderung des bisherigen Regierungssystems zu beraten. (Belgische Revolution.)

Briefkasten.

C. S. in F. Kaiser Wilhelm II. stammt allerdings durch seine nassauischen Vorfahren vom hugenottischen Admiral von Coligny ab. Des letzteren Tochter Luise war die vierte Gemahlin des Prinzen Wilhelm des Schweigers und Mutter des berühmten Prinzen Friedrich Heinrich. Dessen Tochter Luise Henriette war bekanntlich die Gemahlin des Großen Kurfürsten und Mutter Friedrichs, des ersten Königs von Preußen.

C. v. J. in H. Eines der Gedichte kommt. Die Prosaskizze ist willkommen, wenn sie Nassauisches zur Grundlage hat, bezw. daran anknüpft.

K. R. in W. Sie finden Aufklärung darüber in Keller, „Drangsale des nassauischen Volkes."

Dr. K. in W. Die nassau-ottoische Regententafel kommt demnächst.

Redaktionsschluß: 3. August.



№ 17. Wiesbaden, den 1. September 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Wie ist die Welt?

„Schlecht ist die Welt!“ oft hab' ich's gelesen;
Sind dabei auch viel Verse gewesen,
Klingende Verse in stolzem Gewand;
Gingen schleunigst von Hand zu Hand.
Und die Philister mit ernstem Blick
Brummten: „Der malt schon ein bißchen dick!
Aber dennoch, der Mann hat recht:
Schlecht ist die Welt, ganz furchtbar schlecht!“

Kam dann einer mit Schellenkappe,
Trug in der Hand die Pritschenklappe,
Sang und pfiff es recht lustig hinaus:
„Seht doch, die Welt ist ein Narrenhaus!“
Und schon wieder in hellen Haufen
Kam die Menge herzugelaufen,
Gröhlte und johlte und schrie: „Wie echt
Ein Narrenhaus ist die Welt! Der hat recht!“

Traurig hab' ich mich da empfohlen
Und hinaus in den Wald gestohlen,
Bis ich ein heimliches Plätzchen fand;
Nahm da ein neues Buch zur Hand.
Lieder waren's anderer Art,
Drin Jugendfrohsinn und -frühling gepaart,
Und daraus klang's wie von waldigen Höh'n:
„Freut euch und jauchzet! Die Welt ist so schön!“

— — — — — — — — — — — — —

Bin dann fröhlich nach Haus gegangen,
Als die Abendglocken vom Dorfe klangen,
Und war mir so leicht, so herrlich zu Mut;
Ich wußte plötzlich: Die Welt ist gut!
Und mußte über die dummen Sachen
Von „Schlechtigkeit“ und „Narrenhaus“ lachen.

Karl v. Ibell.

Johann der Aeltere, Graf zu Nassau=Dillenburg, 1559—1606.*

1)

Von Ernst Goebel.

II. Johanns Sorge für Schule und Kirche und sein Ausgang.

1.

So sehr Graf Johann das materielle Wohlergehen seiner Unterthanen am Herzen lag, so war doch sein Bestreben die Bildung des Volkes zu fördern, noch viel größer. Was er dazu gethan und erreicht hat, werden wir im folgenden sehen.

Außer den 3 Schulen zu Siegen, Dillenburg und Herborn, wozu — nach dem Diezer Vertrag — auch noch Diez kam, sind in der Zeit von 1555 bis 1572 noch folgende Schulen in Nassau gegründet worden: Haiger, Hadamar, Nassau, Kirberg, Wehrheim, Driedorf, Burbach, Freudenberg, Ferndorff und später Ebersbach, Bicken und Lahr. Es waren meistens lateinische Schulen, wie wir aus einer Notiz der Kirchenvisitation von 1574 ersehen können. Dort heißt es von dem „Schulmeister" zu Ferndorff: „Er traktierte rudimenta grammaticae, epistolas Ciceronis, Terentium, Biblia et preces. Nach Steubing sind vor 1569 keine deutschen Schulen vorhanden gewesen. Erst auf dem Konvent zu Diez (1582) wurde die Frage erörtert, ob neben den lateinischen auch deutsche Schulen im Lande einzurichten seien. —

Von der größten Wichtigkeit für das Schulwesen ist die unter des Grafen Regierung aufgestellte Schulordnung, die den Titel führt: „Von Anordnung und Bestellung deutscher Schulen in den Städten, Flecken und Dörfern."[2]) Schon der erste Abschnitt scheint uns des Grafen Ansichten über den Zweck und die Bestimmung der Schulen zuzurufen; er lautet:

„Dieweil es sehr nothwendig und nützlich ist, daß die täglich daher wachsende Jugend zum wenigsten in schreiben und lesen eingeführt werde, damit sie so viel besser in den Hauptstücken christl. Lehr und also zugleich in der ganzen heil. Schrift und Werk der ewigen Seeligkeit recht unterrichtet, auch sie zeitlich desto eher zu Ehren und einem Ufkommens gerathen, und also nicht allein Ihnen selbst und den Ihrigen, sondern auch dem gemeinen Vaterland und Nächsten (wie wir ohne das alle ein jeder nach seinem Vermögen schuldig sind) hernachmals desto rühmlicher gedient seyn möge; So ist viel daran gelegen, daß benebeu den lat. Schulen (welche gleichwohl nicht allenthalben seyn können) auch deutsche Schulen sowol für die Mägdlein als auch die knaben in denen Städten, flecken und Dorffschaften, soviel möglich angerichtet werden."

Einen dahin gehenden Befehl finden wir in der Verhandlung des am 2. Oktober 1578 zu Dillenburg abgehaltenen Generalkonvents, auf dem u. a. beschlossen wurde: „der von dem Grafen bey seiner Abreise nach den Niederlanden den Beamten gegebene Befehl soll ihnen nochmals communicirt werden, daß sie nämlich: . . . . k.) Behülflich seyn, daß auf Dörfern Schulen angerichtet werden."[3]) — Den Herren Pastoren wurde dies noch einmal auf der Generalvisitation, gehalten zu Diez am 11. Juli 1590, speziell ans Herz gelegt. Unter Artikel 6 heißt es: „Wo es der Dienst leidet; sollen Pastores, gegen Glöckner-Gebühren, teutsche Knaben- und Mädchen-Schulen anstellen und halten, als zu Hirßberg, Eppenrod, Flacht, Wilmenrod und Rotzenhan."

Zum Schulbesuche sollen „die Kirchendhiener" nicht allein zu Anfang, sondern auch öfters während der Predigt die Eltern ermahnen, ihre Kinder zur Schule zu schicken „und Ihnen die Sache ernst machen". Ebenso sollen „die Schulmeister selbst offentlich in Predigten und auch zu anderer guther Gelegenheit insonderheit fleis mit der Kinder-Zucht anzuwenden oftmals ermanet werden."

Wie sehr Graf Johann fleißigen und begabten Schülern fortzuhelfen bestrebt war, zeigt folgender Abschnitt obiger Schrift:

„Und damit durch diese deutschen Schulen die lateinischen nicht in einen Abgang oder Verschmälerung gerathen, sollen beids die Schulmeister und Prädikanten jedes orts gute Achtung haben uff die Knaben, an welchen sonderliche ingenia, verstand und fleis sich erzeiget und derselbigen Eltern dahin vermahnen, damit sie solche Kinder in die latein. Schulen schicken und gehn lassen, damit sie etwas weiter lernen und künftiglich zu höheren Dingen nach Gelegenheit gebraucht werden mögen. Darbey denn auch den Eltern, da sie sich ihres Armuts und ungelegenheit beklagen, alle mögl. hilfe, steuer und Stipendien für ihre Kinder, damit sie der Last erhoben, und gleichwol ihre Kinder Ihnen selbst und dem gemeinen Vaterland zum besten fortkohmen mögen, gute Vertröstungen geschehen sollen." —

Inwieweit der Graf dem im letzten Satze Erwähnten nachgekommen ist, werden wir noch sehen.

In vorgenannter Schulordnung ist, wie es sich auch noch bis heute erhalten hat, den Pfarrern die Oberaufsicht zuerteilt. Es heißt daselbst: „Wie denn

* Vergleiche „Nassovia" 1900, Nr. 9 u. ff.

1) Senkenberg, Sel. jur. et hist. II, 640.

2) Veröffentlicht in Steubing a. a. O. S. 379—381.

3) Steubing a. a. O. S. 269.

auch die Pfarrer selbst in die Schulen gehen und Uffsehens haben sollen, damit alles fleißig und recht zugehe."

Die im zweiten Abschnitt getroffene Unterweisung für die „Schulmeister" und der darin bestimmte Lehrplan ist so vortrefflich, daß ich ihn wörtlich folgen lassen will; er lautet:

II. „Wie die Schulmeister in Unterweisung der Kinder sich verhalten sollen: oder von Information der Schulmeister."

1) Der Schulmeister soll solche Stunden Vor- und Nachmittag zur Unterweisung der Kinder ansetzen, darinnen die Leuth, nach eines jeden Ortts Gelegenheit, und der Zeit der Kinder am besten zur Arbeit entrathen und zu Schulen schicken künden.

2) Solche Stunden sollen alweg mit dem Gebät angefangen und mit einem Psalmen oder Christlichen Gesangk geendet werden.

3) In den Stunden soll fürnemlich der deutsche Heidelberger Catechismus, anfangs der kleine, hernachmals, wenn sie den gefaßt, auch der grose, den Schulkindern vorgelegt werden.

4) Aus welchem auch die Kinder buchstabiren[*]) und lesen lernen sollen, damit sie dessen von Anfang gewöhnen und kundig werden.

5) Den Kindern sollen kleine lectiones ufgegeben und oftmals mit Ihnen getrieben oder wiederholt werden, damit sie dieselbigen desto eher fassen, auch desto länger behalten mögen.

6) Es sollen auch die Schulmeister die Haustafel, das ist, die Sprüche aus der Schrift, darinnen jeder Stand seines Ampts und Berufs ermahnt wird (wie dieselben sonderlich im Heidelb. Catechißimo zu Ende stehen) ihre Kinder auswendig zu lernen gewöhnen.

7) Und wenn der Kinder etliche oder mehrere den Catechißmum mit der Zeit ziemlich gefaßt und für andern ein etwas zum Verstand kohmen, sollen die Schulmeister bisweilen die Fragstück, wie sie im Catechißimo stehen, mit andern Worten fürlegen, auch die Antworten daruff von den Kindern selbst mit andern Worten und wie sie es verstehen, erklären lassen.

8) Darin dan, wie auch sonsten, durchaus die Kinder nicht beschwehret werden sollen, wo es Inen etwas mangelt, sondern es soll Inen mit freundlichkeit fortgeholfen und Ire auch unvollkohmene Antworten oder erklerungen gerühmt werden, damit sie eine freudigkeit behalten mögen.

9) Und sollen die Schulmeister hierbey allerhand gute Lehren und Erinnerungen mit einführen, und den Kindern fein einfältigk deudlich und verstendlich inbilden, sonderlich was zur Gottseeligkeit d. i. zum Erkandnis, Lieb und Furcht Gottes, zum Glauben, Gebät, guten sitten, Christl. Leben, auch zur Betrachtung aller Stende dhienen mag.

10) Auch die Zegenlehren, Irthumb und Abgötterey der Papisten, Wiedertäufer und sonsten (als von Anrufung der verstorbenen Heiligen, von den Bildern in denen Kirchen, vom Verdienst eigner Werk, von den Greweln der papistischen Meß, von Verachtung des Predigt-Ambts, der heil. Sakramenten und dergl.) mit feinen, einfältigen und uff der Kinder Verstand gerichteten Worten zeigen und entdecken, damit sie sich desto besser davor hueten, und in Widerlegung der Zegenlehr die rechte Lehr und Warheit klärer und verständlicher fassen mügen.

11) Die Kinder, so also für andere underrichtet, sollen die Sonntage über in der reige oder Ordnung vom Schulmeister in die Kirch geführet, und wenn die Hauptstück der christlichen Lehr getrieben werden, herfürgezogen, aus denen Heidelberg. Fragstücken und christlicher Haus-Tafeln von den Stenden öffentlich und überlauth befragt werden,[*]) damit beidß alte und Junge so viel desto besser in die heilige Schrift und uf den Wegk der Seligkeit, durch Erklerung der fürnembsten Hauptstück christlicher Lehre geführt werden mügen.

12) Dieselbigen Schulkinder sollen auch under die andern Kinder so nicht zur Schulen gehen, entweder vom Schulmeister oder Kirchendhiener in der Kirche eingetheilet werden, damit sie dieselbigen in den Haubtstücken christlicher Lehre ferner aufführen und underrichten, dieweil die Kinder eher von andern Kindern etwas lehrnen, als von ihren Predikanten, welches denn auch dartzu dhienen wird, das es andere Eltern, Ire Kinder gleichfalls zur Schulen zu schicken und etwas lernen zu lassen, anreitzen kahn, wenn sie der Schul-Kinder Geschicklichkeit, und das sie offentlich ihren und andern Kindern vorgezogen werden, sehen, ja es wird vielen Kindern selbst eine Lust und Ahmmutigkeit zur Schulen machen, das sie das Schulgehen bey iren Eltern von selbst erbitten und ausbringen werden.

13) Es sollen auch die Schulmeister ire Schulkinder oftmals ermahnen, daß sie Abends und Morgens vor und nach Essen, nicht allein die gewönliche Gebeth, sondern auch andere feine Gebeth (wie derselbigen zu Ende des Heidelbergischen Catechismi stehen) oder feine Psalmen Davids fleißig sprechen. Undt abends, sonderlich die Winterzeit über, in Gegenwart der Eltern, des ganzen Hausgesindes, auch wol der Nachbarn, welche zu spinnen und anderer Arbeit, oder auch wol Gesprechs halben zusammen zu kohmen pflegen, etwas aus der Bibel, Heidelbergischen Catechismo oder andern guten Büchern ihnen vorlesen, auch feine Psalmen oder christliche Lieder mit Inen singen. Und die Kinder, damit sie solche Uebungen daheim nicht in den Wind schlagen, den Morgends in den Schulen befragen, was sie den Abend gelesen oder gesungen haben.

14) In solchen allem aber sollen die Schulmeister Ire Schul-Kinder mit drewen, schelten, schlagen oder Ungestümmigkeit nicht zu hart halten, sondern fein freundlich und gelinde mit Inen faren, und die Strafen lindern, und vilmehr mit Rühmung des gespürten fleisses mit Vermannungen, Verheissungen und Vorhaltung, aus schönen Sprüchen der Schrift, des göttlichen Seegens, Ernehrung, Schutzes und Schirmes, des Glücks und Wolfart, zeitlich und ewiglich, über die so Gott erkennen und anrufen lernen und zur Zucht, Frömmigkeit und Erbarkeit sich gewöhnen, die Kinder willigk und freudig halten, damit sie denen Schulmeistern, der Schulen und dem Lehrnen nicht grahm oder feind werden.

15) Derwegen Inen auch gewisse Spielstunden in der Wochen, sie desto williger zu erhalten, zugelassen werden sollen.

16) Sollen sie gewohnen, die Biblia und den Heidelbergischen Catechisimum, D. Oleviani Erklärung über die Articul des christlichen Glaubens und dergleichen gute Bücher zu lesen und sonderlich die Psalmen Davids auswendig zu lernen ꝛc."

Ueber die Anstellung und den Unterhalt der Lehrer heißt es schließlich unter III und IV:

1) Wo die Pfarren und die Arbeit im Predigambt nicht zu weitläufigk, sollen die Kirchendiener selbst diese Schulen halten.

2) Wo aber die Pfarren zu weitläufigk, müssen ordentliche Schulmeister hiertzu gehalten werden.

3) Und dieweil entweder solche Mittel mehrentheils nicht vorhanden, davon denenselben eine Unterhaltung zu machen; sollen in Stedten, Flecken und Dorfschaften solche Glöckner bestellt und angesetzet werden, die da schreiben und lesen, und also beneben Irem Glocken-Ambt, solche deutsche Schulen bethienen kunden.

IV. 1) Die Glöckner hätten Ire Unterhaltung nicht allein vom Glockenamt, sondern

2) je fleissiger sie weren und je mehre Kinder sie mit Irem Fleiß und Freundlichkeit an sich ziehen würden:

---

*) Es scheinen aber auch Alphabetbücher im Gebrauch gewesen zu sein, denn auf dem Konvent am 20. Juni 1590 wurde bekannt gemacht, daß, weil man bisher die Alphabetbücher von Köln habe kommen lassen, worin der Englische Gruß und dergl. mehr gestanden habe, der Buchdrucker Corvin zu Herborn ein Alphabetbüchlein mit nützlichen Namen, Sprüchen und Fragestücken aus dem Katechismus mit groben Buchstaben auf einen oder zwei Bogen gedruckt hätte. (Steubing a. a. O. S. 207.) Vielleicht ist damit auch das ad 4) gemeint.

*) Auch sollten die Schüler zum Predigt-Nachschreiben angehalten werden. Anno 1601 finden wir in Ems eine Bestimmung, wonach die Seniores eine Liste über die zur Schule gehörigen Kinder führen sollen.

soll Inen nach Erachtung, beide Ires Fleisses und Anzall der Kinder, aus den Fabriken und was dergleichen für gute Mittel nach eines jeden Orts Gelegenheit haben könth', gebührliche Ergetzungk verordnet werden.

3) Wie dann auch nicht zu zweifeln, die Eltern selbst, welche Ire Kinder zu Schulen schicken, sonderlich die eines ziemlichen Vermögens, wenn sie der Schulmeister Fleiß und Irer Kinder profectum oder Geschicklichkeit spüren, werden mit zuschiessen, entweder an Geld oder Speis und was sonsten zur Narung und Haushaltung geherigk, ahn Inen hierwieder nichts erwinden, sondern sich erkendlich und dankbar finden lassen."

Das Amt der Lehrer war meistens mit dem Glöckneramte verbunden; das Fehlende sollte von der Gemeinde zugeschossen werden. Sonst wird die Besoldung nur aus Naturalien bestanden haben. Anno 1601 finden wir in Ems folgende Bestimmung:

„Die Schulmeister-Besoldung sollte um 11 Gulden erhöhet und von jedem Kind 6 Albus Schulgeld jährlich entrichtet werden. Damals war Praeceptor: Sigfridus Pistorius, Wetteranus."

Die Lehrer sollten die Kinder jedoch nicht nur unterrichten, sondern: „Art. 15[6]) . . . der Lehrer Amt ist die Schrifft außlegen, erklären und wieder die Ketzer verthätigen helfen", sowie sie auch nötigenfalls dem Predigeramt vorstehen können sollten, wie wir in Art. 17 sehen:

„Schul-Lehrer und alle Studenten, so die tüchtig seyndt, sollen sich gewehnen zu Predigen, aber allezeit in Gegenwart des Presbyterii, damit sie Noth falß dem Heil. Predigtampt mögen fürgesetzt werden."[7]) —

(Fortsetzung folgt.)

[6]) Kirchenordnung, abgefaßt auf der Generalsynode zu Dillenburg am 29. Jan. 1582. Veröffentlicht in Cuno, Johann der Aeltere S. 167.

Wotans heiliger Hain bei Wiesbaden.

Von J. Wagner-Wittenberg.

Der Wanderer, welcher nördlich von der Oberförsterei Chausseehaus bei Wiesbaden oder auch bei der Fasanerie an den Quellen des Drudenbaches steht und dessen Laufe folgend über Klarenthal nach Wiesbaden, zuerst im grünen Waldesdome, geht, weiß wohl kaum, daß er sich auf altem, geheiligtem Boden befindet, dessen uralte Geschichte hervorzuheben, heute unsere Aufgabe sein möge. Die etymologische Bedeutung und Erklärung des Wortes „Druden" soll uns hierbei zum Wegweiser dienen.

Es ist ungewiß, wann dieser Name zuerst auftaucht und welcher Quellbach des jetzt eigentlich fälschlich Wellritzbach genannten Wasserlaufes ursprünglich Drudenbach hieß. Denn „Wellritz" ist nicht eine Bezeichnung für einen Bach, sondern vielmehr für eine Flur, und zwar nach Fr. Otto in den Annalen des Vereins f. nassauische Altertumskunde, 30. Band, S. 132 erst seit etwa dem Jahre 1430; sie bedeutet einen wilden, nicht angebauten Bezirk. Ich glaube mit Recht aus dem später Angeführten und aus andern Gründen annehmen zu dürfen, daß auch der jetzige Gehrenbach vor alter Zeit ebenfalls Drudenbach hieß. Das Maskulinium „Gehren" kommt von gêren und lautet althochdeutsch gêro mittelhochdeutsch gêre und bezeichnet ein schräges, keilförmiges Stück Land, das angebaut ist, eine Deutung, welche sich loco, d. h auf den Bergabhang südöstlich des Schläferskopfes, zwischen den beiden Quellarmen des Drudenbaches, mit dem Okular-Befund völlig deckt. Auch dieses Wort ist ursprünglich kein Bach-, sondern ein Flurname und erreicht bei weitem nicht das hohe Alter des Wortes drude, das zwei Sprachgebieten angehören kann: 1) dem Keltischen und 2) dem Germanischen. Kelten nennt man bekanntlich einen indogermanischen Völkerstamm, der einst über einen größeren Teil unseres Kontinents herrschte und von dem wir bestimmt wissen, daß er vor der Einwanderung germanischer Stämme in der Taunusgegend, in der Wiesbadener Gegend sich angesiedelt hatte. Unter anderen lese man in der „Nassovia" 1902 Nr. 7 meinen Artikel „Kalumitz".[1])

Ist das Wort Druden keltisch, so kann es nur sich auf den keltischen Priesterstand, die „Druiden" (spr. auch: Druden) beziehen, von denen Caesar, De bello Gallico, Lib. VI. Cap. 13 sagt: „Illi (nämlich druides) rebus divinis intersunt, sacrificia publica ac privata procurant, religiones interpretantur . . . praemia poenasque constituunt" Deutsch könnte „Druide" etwa mit „Priester" oder „Gottvertrauter" übersetzt werden. Der Schriftsteller Lucanus berichtet, daß die Druiden ihren drei Hauptgöttern Hesus, Teutates und Tarannes Menschen opferten; auch Cäsar äußerte sich Lib. VI. 16 ähnlich, und Strabo will wissen, daß die Druiden aus den Zuckungen der sterbenden Opfer die Zukunft weissagten. Da die heiligen Stätten zu gleicher Zeit und thatsächlich auch Gerichtsstätten waren, wird diese scheußliche Sitte natürlich; man glaubte ein verlorenes Menschenleben könne nur durch ein anderes gelöst werden: Cicero, Pro Fonteio 21: „Gentes superbae, superstitiosae, aliquando etiam immanes adeo, ut hominem optimam et gratissimam diis victimam caederent." Ja Verbrecher sollen den Göttern besonders angenehm gewesen sein; denn sie wurden Diodor zufolge vornehmlich für die Opfer aufbewahrt, und alles dies könnte sich am Drudenbache bei Wiesbaden ebenso ereignet haben, wenn der Drudenbach wirklich seinen Namen von Druide hat, und der Kgl. preuß. Hofrat Dorow hat im Jahre 1817 in der Nähe unseres Baches wirklich eine heidnische Opferstätte gefunden. In seinem Werke „Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein", Heft 1 (L. Schellenberg, Wiesbaden 1819), beschreibt er sie. Vorgreifend

[1]) Ferner „Keltische Namen in Nassau" in Nr. 4 u. 5 vom Herausgeber.

möchte ich anführen, daß zu seiner Zeit eine wissenschaftlich begründete Unterscheidung zwischen „keltisch“ und „germanisch“ noch nicht gemacht wurde, und so redet er denn von einer „Opferstätte der Teutschen“ obwohl er den gefundenen Altar „Druiden-Altar“ nennt und obgleich die Deutschen eine Druiden-Priesterklasse nie besessen haben. Es sei gestattet, das für uns Wichtige aus Dorows Werk kurz mitzuteilen:

„Mit Ueberraschung erblickt der Wanderer, welcher den Wiesbaden-Bleidenstädter Weg verfolgt, rechts und links unter weitzerstreuten Eichen und Buchen, 1 Stunde nordwestlich von Wiesbaden, hohe, viele zum Teil mit Bäumen bewachsene Grabhügel. Geishecke nennt man diesen Wald, welcher bis nahe an das Fasanerie-Gebäude sich erstreckt.“ .... Ich traf auf einen platten breiten Stein von 2 Fuß 10 Zoll Länge — 2 Fuß 8 Zoll Breite — und $4^1/_2$ Zoll Dicke, welcher wie ein Tisch auf fünf Feldsteinen ruhte, zur Seite steckte ein eisernes Schwert in der Erde. Auf der andern Seite des Plattsteins lagen Scherben eines irdenen Gefäßes, von der rohsten und plumpsten Arbeit. Der Plattstein war tafelförmig zugerichtet und behauen. Die Oberfläche zeigte eine unförmige Vertiefung, welche in 2 Hauptrinnen auf verschiedene Seiten auslief. In der Nähe lagen zwei zum Dreieck bearbeitete Feldsteine. Altertumsforscher vermuten, daß dergleichen Dreiecksteine bei den Teutschen als heiliges Symbol ihrer drei obersten Gottheiten verehrt wurden. Ein dabei liegender Feuerstein sah einem Opfermesser ähnlich. Der Umkreis dieser Stätte war mit aufrecht stehenden Feldsteinen bezeichnet. Wer wird nicht sich hierbei an die Altäre und Opfer der Teutschen erinnern und mit mir gewiß sein, daß dies eine Opferstätte gewesen, welche einst im Innern eines geheiligten Haines gestanden? Daß dieser einfache Opfer-Altar (Druiden-Altar) mit dem umhergestreuten Schmuck und Waffen gefangner und vielleicht hier nach altdeutscher Sitte geopferten Römer und Gallier (?) vor Drusus' Zeiten hier errichtet worden, kann wohl mit Gewißheit angenommen werden. .... Bei dem Vorrücken von Julius Cäsar und der dadurch herannahenden Kriegsgefahr ward dieser Opferaltar, um ihn zu erhalten und zu schützen, grabhügelmäßig überschüttet, da den Römern die Gräber der Feinde heilig waren“.

Trotzdem dieser Altar auf fünf senkrechten Pfeilern stand, wie sie auch die Opfersteinplatten der Kelten besaßen, nennt Dorow den Altar einen „teutschen“. Die keltischen Altäre hießen — wie andere bekannte Monumente von ihnen ebenfalls — lech, d. h. Steine und waren nach Picot und Mone große Steinplatten. Allein sie waren ungleich länger als die Opferplatte in unserer „Geishecke“; denn die zu Poitiers gefundene war 25 Schuh lang und 17 Schuh breit Sie bedurften dieser Länge, um einen erwachsenen Menschen auf sie zu legen und opfern zu können. Die Germanen waren weniger an Menschenopfer gewöhnt; Wotan oder Ziu forderten nicht unbedingt die Darbringung von Menschen — wohl aber der keltische Hesus. In dieser Verschiedenheit der Opfersteine erblicke ich einen wesentlichen Grund, um mit Dorow die besprochene Opferstätte als deutsche zu reklamieren. Hier also haben wir einen Wotan geheiligten Hain nebst Opfer-Altar. Auch das übrige, vor allem die Umgebung kommt hinzu. Der den Deutschen gleichsam als Tempel dienende Wald ist vorhanden, die Umzäunung, welche die heilige Stätte umfriedet, und deren Ueberschreitung den Fremdling dem Tode weihte, ebenfalls. Die Dreiecksteine weisen bestimmt auf germanischen Ursprung hin. So paßt auf diesen Platz ganz besonders, was Grimm, Myth. I. 57 sagt: „Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken (nämlich der Tempel) löst sich auf, ja früher zurückgegangen wird in dem Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte. Da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige; da ist der Raum, wo ihr der Jäger das gefällte Wild, der Hirte die Rosse, Rinder und Widder seiner Herde darzubringen hat.“

Es bedarf weiter keines Beweises, um klarzustellen, daß ein solcher Opferaltar in der Nähe eines Baches liegen mußte, und somit sind wir zu unserem Drudenbache wieder zurückgelangt. Weder Kelten noch Deutsche mögen in der Urzeit die Bäche besonders benannt haben; der gewöhnliche Bach war letzteren gleichbedeutend mit „Wasser“, „aha“, „apha (affa)“ u. s. w. Aber ein Bach, der durch das einst geweihte Gefilde zog, mußte besonders bezeichnet werden, allerdings auch weit später, erst als die Herrlichkeit der Stätte Wotans vergangen war. Hatten auch die Germanen, um vielleicht ihr Heiligtum vor den Römern zu retten, den Altar begraben, — im Volke hatte sich doch, trotz allen kriegerischen Umwälzungen, die Kunde hiervon erhalten. Der Ringwall auf dem benachbarten Schläferskopf war erstürmt, die keltischen Hochäcker am Chausseehaus waren vergessen, die letzte Ruhe der germanischen Recken im „Ruhehag“ gestört worden; — eine neue Welt war auf den Trümmern der alten entstanden. Siegreich hatte das Kreuz seinen Einzug in die vormals mattiakischen Gaue gehalten. Fromme Eiferer zerstörten das Andenken an die alten Götter, und der Platz, der einst den Odem Wotans im Rauschen der Eichbäume gespürt und das Blut der Opfer getrunken hatte, ward für verfemt, verzaubert erklärt. Aus jener Zeit mag der Name „Drudenbach“ stammen; er ist deutschen Ursprungs „Drude“ kommt vom alt-, bezw. mittelhochdeutschen trute und bedeutet soviel als Hexe oder Zauberin.

In deutschen Landen mag es viele heilige Haine gegeben haben; aber wenige nur wird man heutigentages noch nachzuweisen imstande sein; seien wir daher stolz darauf, dies in unsrer Heimatflur zu können. Es möchte mir nicht unpassend erscheinen, den nun nicht mehr zutreffenden und unschönen Namen „Geisheck“ umzutaufen in den besseren und ursprünglicheren: „Wotanshain“.[2])

[2]) Dieser unmaßgebliche Vorschlag sei hiermit den einschlägigen Behörden gleichermaßen wie dem Wiesbadener Verschönerungs-Verein und Westlichen Bezirksverein warm empfohlen.

Werner von Ursel, Deutschordens-Hochmeister, 1324—1330.

1)

Von Dr. C. Spielmann.

Als anno 1901 die Herren vom Gewerbeverein zu Oberursel mir das Programm ihres Festzuges freundlichst übersandten, da schaute ich sofort nach, ob ihr berühmtester Held der Vergangenheit mit im Zuge ritte. Aber siehe, der Hochmeister Werner von Ursel fehlte. Sollte man zu Oberursel von seiner Existenz nichts gewußt haben? Nun, dann will ich ihn hiermit in der „Nassovia" vorstellen.

Die alte Adelsfamilie de Ursela, oder de Orselen kommt urkundlich zuerst 1222 mit einem Richwin von Ursel vor; der Name Wernher tritt in der Familie zuerst 1276 auf; möglich, daß dieser Werner der Vater des unsrigen war. In der Urkunde von 1276 werden nämlich drei Ritter von Ursel als erwachsen genannt: Werner, Kuno und Burkard; Kuno wird als (kurz vorher?) gestorben bezeichnet, Werner als Burkards Oheim genannt. Burkard und sein Bruder Berthold kommen 1299 wieder vor; demnach war Berthold vielleicht 1276 noch nicht erwachsen. Dasselbe wird mit dem jungen Werner damals der Fall gewesen sein. Schätzen wir, daß er zwischen 1260 und 1276 geboren war, vielleicht um 1270, keinesfalls aber vor 1260, und nehmen wir, was wahrscheinlich ist, an, daß Ritter Werner sein Vater war.

Leider wissen wir von seiner Jugend gar nichts; er mag frühe in den Deutschen Ritterorden getreten sein, vielleicht durch erzbischöflich mainzische Vermittelung; denn die von Ursel sind mainzische Vögte (advocati) gewesen. Er tritt zuerst 1312 als Komtur (Commendator, Kommandeur, Befehlshaber) zu Ragnit am Memelflusse in der Landschaft Schalauen an der littauischen Grenze auf. Um zu dieser Würde zu gelangen, mußte er bereits eine lange Reihe militärisch-geistlicher Dienstjahre hinter sich haben, was unsere Vermutung, er sei um 1270 geboren, also 1312 etwa 42 Jahre alt gewesen, bestätigen würde.

Der Deutsche Ritterorden war, wie bekannt, ursprünglich zur Unterstützung der Kreuzfahrer in Palästina gegründet worden; nur geborene Deutsche traten in ihn ein. Sein Abzeichen war der weiße Mantel mit dem schwarzen Kreuze. Zu den drei Mönchs- die heidnischen Preußen zu Hilfe gerufen wurde, daß gelübden: Armut, Keuschheit und Gehorsam, nahm er noch das des Kampfes gegen die Ungläubigen hinzu. Man weiß, daß der Orden von den Polen gegen er 1228—83 sich das ganze Preußenland, das heutige West- und Ostpreußen, unterwarf, westlich Pommerellen, Hinterpommern und östlich Kurland und Livland seinem Staate angliederte. Nach dem Ende der Kreuzfahrer-Herrschaft im Orient nahm der Hochmeister 1309 seine Residenz auf der prachtvollen Marienburg an der Nogat, von wo er mit seinen fünf Gebietigern, voran der Großkomtur, den Staat regierte. Unter ihm standen der Deutschmeister als Vorgesetzter der Ordensritter im Reiche, die Landmeister von Preußen und von Livland (mit Kurland). Die Ritter waren in Konvente eingeteilt und diese unter je einem Komtur in den verschiedenen Ordensburgen im Lande stationiert. Jede Landschaft in Preußen — es waren deren 14 — hatte ihren Landkomtur, der den Komturen vorgesetzt war. Die Geistlichkeit, der Adel (eingewanderte Deutsche und naturalisierte Preußen) und die Städte bildeten die Landstände des Ordensstaates. Die mit dem Schwerte unterworfene, bekehrte Urbevölkerung auf den Dörfern war hörig. Dies möge zur allgemeinen Orientierung dienen.

Mit der Unterwerfung der lettischen Bewohner der Ostseegebiete hörten aber die Kreuzzüge und Heidenkämpfe nicht auf. Sie begannen vielmehr nun erst recht gegen die wildfeindlichen heidnischen Littauer, welche damals der gewaltige Christenschlächter Gedimin hatte Littauen die weiteste Ausdehnung gegeben; von den Grenzen des Ordensstaates reichte es bis in die südrussischen (tatarischen) Steppen; die Hauptstadt war Wilna. Mit dem Polenkönige Wladislaw Lokietek (Ellengroß), einem Zwerg an Gestalt, einem Riesen an Energie, hielt Gedimin gute Nachbarschaft; wogegen die drei selbständigen polnischen Herzoge von Mazowien, Ziemowit, Troyden und Wanzlaw, welcher Gebiet an den Orden grenzte und südlich bis über Warschau reichte, mit den Rittern verbündet waren. Deren Staat erhielt damit eine gute Sicherung nach Südosten; „Pufferstaat" würde man mit heutigem Ausdruck Mazowien haben benennen können.

Daß Werner von Ursel als Komtur nach Ragnit gesetzt wurde, beweist, daß er eine gute Klinge schlug; denn dieser Posten droben an des preußischen Landgebiets Nordostecke, wo Littauen mit einem schmalen Streifen das Meer erreichte und Preußen und Kurland trennte, war einer der exponiertesten die es gab. Aber nur drei Jahre blieb der Held dort, dann wurde er 1315 zum Großkomtur ernannt und nach Marienburg berufen. Das geschah um jene Zeit, da der gefährliche Gedimin in Littauen obenaufkam. Als Großkomtur war Werner die rechte Hand des Hochmeisters nach außen und innen, so eine Art Staatskanzler, der bedeutenden Einfluß hatte.

Großfürst Gedimin begann den Kampf gegen den Orden mit grimmer Wut; aber er fand in den Deutschrittern keine Polen, Tataren und Russen, die sich niederzwingen und zusammenhauen ließen. Die Deutschen schlugen ihn aufs Haupt und drangen wiederholt verheerend in sein Land ein. Der wilde Heide sah sich hart bedrängt, und um sich zu rächen und seine Feinde anderweitig zu schädigen, spiegelte er der staunenden Welt vor, er wolle Christ werden

---

1) Quellen: Scriptores rerum Prussicarum, besonders Petrus von Dusburg und Nikolaus Jeroschin.

und schrieb dem Papste Johann XXII. einen Brief, in welchem er ausführte, nur die gewaltthätigen und mörderischen Deutschordensritter, die ihn ewig bedrängten, hinderten ihn, seinen Vorsatz auszuführen. Merkwürdigerweise erhielt er einen Bundesgenossen in dem Metropoliten des Ordens, dem Erzbischof von Riga, der die Anklagen Gedimins bestätigte und den Orden hart verklagte. Der Papst, ein Franzose, der zu Avignon residierte, beschied den Hochmeister Karl Beffart, einen Edeln aus Trier, zu sich. Gehorsam reiste dieser ab und vertrat die Sache seines Ordens so wacker, daß Johann XXII. die Angelegenheit einstweilen ruhen ließ. Leider erreichte der Hochmeister sein Land nicht wieder; die Aufregungen und die Anstrengungen der Reise quer durch Europa machten ihn krank. Noch schleppte er sich zu seiner Heimatstadt Trier, aber nur, um dort zu sterben.

Während seiner Abwesenheit hatten in militärischen Dingen die Landmeister seine Stelle versehen; der Großkomtur aber leitete die Gesamtverwaltung mit einer Umsicht, die in ihm den geborenen Regenten erkennen ließ. Daher konnte kein Zweifel darüber walten, wen man nunmehr als Hochmeister küren werde, und die Bemerkung des Chronisten „von vielerlei Bedenken und Erwägungen der Händel und Personen" kann sich nicht auf Werners Person beziehen. Am 6. Juli 1324 fand eine feierliche Messe in der Schloßkirche der Marienburg statt; dann wurde verkündet, daß der Großkomtur Werner von Orseln einstimmig zum Hochmeister erwählt sei, worauf die übliche Zeremonie der Bekleidung des Erkorenen mit dem Hochmeistermantel vor dem Hochaltare stattfand.

Bald nach Werners Erhebung langten päpstliche Legaten in Preußen an, um auf die andauernden Klagen des Erzbischofs von Riga hin die littauische Sache zu untersuchen. Sofort machte sich der Hochmeister mit ihnen nach Riga auf, von wo aus er Gedimin aufforderte, eine Gesandtschaft zu schicken. Stolz erschien des Großfürsten Vertreter und — leugnete in seines Herrn Namen nicht nur dessen Wunsch Christ zu werden, sondern sogar den Brief an den Papst ab. Der tückische Littauer hatte sich bloß für eine Zeitlang Luft verschaffen wollen, und nun, da sein Zweck erreicht war, zeigte er wieder sein wahres Antlitz. Statt daß nun der Erzbischof von Riga sich versöhnlicher gezeigt hätte, wurde er noch mehr erzürnt. Nachdem die päpstlichen Gesandten, die den Orden gerechtfertigt gefunden hatten, abgezogen waren, ging der Kirchenfürst so weit, daß er über seine Befugnis hinaus in seiner Kathedrale öffentlich den Bann über die Deutschordensritter aussprach. Es ist nicht aufgeklärt, was den Erbitterten zu dieser Maßregel trieb. Ob er glaubte, der Orden habe die Bekehrung Littauens absichtlich hintertrieben, ob er erwartet hatte, Erzbischof von Littauen zu werden, — es läßt sich nichts feststellen.

Gedimin sah sich nach Bundesgenossen um. Er fand einen solchen in dem westlichen Nachbar Wladislaw von Polen. Dieser warb für seinen Sohn Kazimierz (Kasimir) um des Littauers Tochter Aldona und erhielt sie zugesagt. Aus dem Harem ihres Vaters zu Wilna mit großem Pomp und vielen Geschenken entlassen, traf die Großfürstentochter 1325 in Polens Hauptstadt Krakau ein, wurde getauft und Anna genannt. Zur Hochzeit kam Gedimin selbst herüber, und nun beschworen Christ und Heide den Bund gegen den Orden, wobei ersterem der Bann ein willkommener Vorwand war. Der Polenkönig, der selbst erst die kleinen Herzoge seines Landes der Reihe nach seiner Herrschaft unterworfen hatte, dachte nun auch Mazovien zu erobern.

Bereits im Sommer von 1326 schlug er los; aber die mazowischen Herzoge widerstanden ihm, vom Orden unterstützt, so tapfer, daß er froh sein mußte, einen Waffenstillstand auf ein halbes Jahr zu erlangen. Unterdes war Werner von Ursel nicht müßig gewesen. Außer mit den mazowischen Herzogen hatte er mit denen von Pommern und Breslau Bündnisse abgeschlossen und sich auch an den König Johann von Böhmen gewandt. Die Bischöfe von Warmien und Plozk verteidigten den Orden warm beim Papste, und so kam es, daß dieser die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier mit der Untersuchung der Sache des Erzbischofs von Riga gegen den Orden betraute, zugleich aber gegen Gedimin das Kreuz predigen ließ. Nun stand der Orden wieder fest. Der Landkomtur von Kulm Otto von Luterberg fiel im Sommer von 1327 verheerend in das polnische Kujawien; Wladislaw, durch Böhmen und Breslau im Schach gehalten, konnte nichts thun. Aber 1328 brach er überraschend erst ins Kulmerland, dann in Mazowien ein und vernichtete das Ordensheer in einer blutigen Schlacht. Dann trat wieder eine längere Waffenruhe ein.

Die Gefahr war groß; da erschien, mitten im Winter, das Kreuzheer, von Johann von Böhmen geführt, meist böhmische und deutsche, aber auch französische und britische Ritter und Soldknechte aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Der vierunddreißigjährige König aus dem Luxemburger Hause, ein fehde- und kriegslustiger Heerfürst, überall bereit, wo es dreinzuschlagen galt, einerlei wider und andren, gliederte seine Macht im Januar von 1329 derjenigen des Hochmeisters an, und nunmehr begann das mächtige Heer von nahezu 20 000 Rittern und dreifach so vielen Fußknechten die Fahrt ins Littauerland, die unsägliches Elend über die Heiden bringen sollte.

(Schluß folgt.)

Der „Seekreis".

Von J. Brumm.

Ohne Zweifel sind alle verehrten Leser der „Nassovia" in der Heimatkunde so bewandert, daß ihnen die sämtlichen Kreise des Regierungsbezirks Wiesbaden nicht bloß dem Namen, sondern auch der Lage nach bekannt sind. Aber das möchten wir bezweifeln, daß sie von dem „Seekreis" eine Ahnung haben, der doch auch innerhalb der Grenzen unsers Heimatbezirks existiert. Kein Wunder! Die geo-

graphischen Lehrbücher vermelden seinen Namen nicht; nur im Volksmunde ist er gäng und gäbe. Nehmen wir jedoch auf Zeit die Handkarte des Regierungsbezirkes vor, und wir werden uns von der Existenz des 19. Kreises unserer engeren Heimat überzeugt haben.

Der heutige Kreis Biedenkopf, das ehemalige hessische Hinterland, wird in der Gegend des Dorfes Wiesbach vom Regierungsbezirke Kassel einerseits und dem Kreise Wetzlar anderseits so eingeschnürt, daß nur ein schmaler Streifen Landes nach dem südlichen Zipfel des erstgenannten Kreises hinüberführt, und dieser Zipfel, der sich gleichsam wie ein „See" zwischen den Kreisen Marburg, Gießen und Wetzlar ausbreitet, ist unser „Kreis."[1])

Inmitten des Kreises erhebt sich wie ein mächtiger Opferaltar der kegelförmige Duns-, Düns-, Diens-, Dings-, Dunst-, Dünst-, u. s. w. Berg, der bis zu 471 m emporsteigt und vom Fuße bis zum Gipfel reich bewaldet ist. Wegen der prächtigen Aussicht auf die benachbarten Ruinen Vetzberg und Gleiberg, sowie auf das mit Städten und Dörfern übersäete Lahnthal war der Dünsberg von jeher einer der besuchtesten Berggipfel des Hinterlandes. Neuerdings hat dieser Besuch noch eine wesentliche Förderung durch den „Dünsbergverein" erfahren, welchem es gelungen ist, die Bergspitze mit einem massiven Aussichtsturm zu krönen.

Aber nicht nur wegen der Augenweide, die man von der Bergkuppe genießt, ist deren Besuch empfehlenswert, sondern noch vielmehr wegen der darauf befindlichen Hünenringe oder Ringwälle, die aus uralter Zeit vorhanden und heute noch deutlich erkennbar sind.

Derartige Ringwälle, die wir auch auf dem Altkönig und vielen anderen nassauischen Bergen, ferner in Oberhessen, in Westfalen, im Fürstentum Lippe und sonstigen deutschen Landesteilen finden, bestehen gewöhnlich aus unbehauenen Steinen und Felssplittern, die ohne sichtbare Schichtung oder gar Bindung, in ziemlich regellosen Massen getürmt und gezogen, eine Art rundlicher Mauer oder einen Damm von Steinen bilden. Seltener findet man, daß die Wälle aus Erdmassen aufgeschichtet sind; dies trifft aber beim Dünsberg zu und zwar ziehen die beiden Wälle in zwei konzentrischen Kreisen, ziemlich regelmäßig geformt, um den Gipfel. An der Südseite führt ein Laufgraben zu den Quellen des Bieberbaches.

Ueber die Bedeutung dieser Ringwälle sind bekanntlich die Spezialgelehrten noch nicht einig. Die einen behaupten, man habe es bei diesen Hünenringen mit Höhenbefestigungen zu thun, welche im Falle höchster Not sichere Zufluchtsörter für die bedrängten Landesbewohner gewesen seien. Die Verteidiger sprangen beim Nahen des Feindes aus einer Art Brustwehr der inneren, steileren Böschung hinauf und vom Walle aus schleuderten sie Felsblöcke auf die anstürmenden Scharen, oder überschütteten diese mit einem Hagel von Geschossen. Andere Forscher behaupten, daß innerhalb der Ringwälle „jene heiligen Haine zu suchen sind, in denen von den Germanen die Götter verehrt, die Opfer gebracht, die Heereszeichen und Trophäen bewahrt, vor allem aber die Volksversammlungen, insonderheit die Gerichtsversammlungen gehalten wurden". Neuerdings hat Dr. A. Hammeran in einem Vortrage: „Urgeschichtliche Ansiedelungen bei Frankfurt a. M." dargelegt, daß die Germanen weder die Hügelgräber erbauten, noch die Ringwälle errichteten und daß letztere nicht eine Zufluchtsstätte, sondern befestigte Wohnstätten gewesen seien, Wohnstätten eines kulturell und künstlerisch viel höher entwickelten Volkes als es die alten Germanen waren. Dr. Hammeran behauptet, daß die Entstehung der Ringwälle in die Hallstattzeit zurückdatiere. Wir überlassen diese hochinteressante Forschung und Beweisführung den Männern von Fach und wenden uns vom Dünsberg seitwärts ins Thal. Da plätschert in munterem Wellenschlage ein klein' Bächlein, — die Bieber, in Fleiß und Emsigkeit eine Anzahl Mühlen treibend. Es sind Mühlen wie andere Mühlen auch; nur e i n e hat den Vorzug besonderer Würde: die Obermühle. Sie ist die Geburtsstätte von Johannes Will, einem der berühmtesten Kupferstecher, der die meiste Zeit seines Lebens in Paris zugebracht und sich so rühmlich unter seinen Zeitgenossen hervorgethan hat, daß er zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt wurde. Er liegt im Pantheon in Paris begraben. Etwa 20 Minuten thalaufwärts erreichen wir das alte Städtchen Königsberg mit einer stark zerfallenen Ruine. Reinbold, Graf von Solms, nannte sich 1257 Graf von Cunigesberg, welchen Namen er vermutlich von dem von seinem Vater Marquard erbauten Wohnsitze angenommen hatte. Landgraf Heinrich II. von Hessen erwarb 1357 Burg und Stadt Königsberg mit allem Zubehör und allen Gerechtigkeiten von dem Grafen von Solms. Besondere Sehenswürdigkeiten bietet weder die Ruine noch der Ort.

Historisch bemerkenswert ist auch der am Seekreis gelegene Ort Hermannstein, 2 Kilometer von Wetzlar. Der Ort hat eine dachlose, teilweise zerstörte Burg, welche den Schenken von Schweinsberg gehört. Sie wurde um 1370 von dem Landgrafen Hermann dem Gelehrten erbaut und nach seinem Namen benannt. Anno 1481 kam sie unter dem Landgrafen Heinrich III. an dessen Marschall Johann Schenk zu Schweinsberg. Die Burg besteht aus einem isoliert stehenden Turm, einem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Wohngebäude und einem 1483 erbauten Wirtschaftsgebäude. (Siehe ausführliches hierüber in: Diefenbach, Hermannstein, Hess. Archiv 7, 167—173.) Vgl. auch „Nassovia" 1901, Nr. 11.)

Ein großes Kriegslager bildete der Seekreis während des Siebenjährigen Krieges und zwar in den Jahren 1759—1763. Wie uns ein Chronikschreiber jener Zeit, der Feldscherer Friedrich Gotthard Herchen ausführlich berichtet, ging es damals dort und in den angrenzenden Gebieten kunterbunt zu. Hessen und Hannoveraner, Engländer und Franzosen trieben da ihr Wesen auf schlimmste Art, und die armen Landesbewohner hatten unter den Kriegsgreueln schwer zu leiden. Wenden wir uns nunmehr,

[1]) Durch ihn hing bis 1866 Oberhessen mit dem eigentlichen Hinterlande zusammen.

nachdem wir die historischen Denkwürdigkeiten des Seekreises kurz gewürdigt haben, noch den Bodenverhältnissen und der Beschäftigung der Bewohner der kleinen Enklave zu.

Während der nordöstliche Theil des Gebietes weniger fruchtbar ist, finden wir in dessen südwestlichem Teile eine rentable Ackerwirtschaft. Unter den Bewohnern der Ortschaften Waldgirmes, Naunheim, Hermannstein, selbst in Rodheim a. d. B. treffen wir auf einen wohlfundierten Bauernstand. Aber weiter hinten hinaus — um einmal diese geographisch nicht richtige Redeweise zu gebrauchen — sind die Bewohner vielfach arm. Es mag dazu hauptsächlich der Umstand beigetragen haben, daß sie lange Zeit vom größeren Verkehrszentrum weit abwohnten und nur dürftige Verbindung nach außen hatten. Neuerdings ist ja dieser Uebelstand etwas gehoben worden durch die Eröffnung der Bieberbahn, welche von Gießen aus in den Bezirk führt. Durch sie konnte die Eisen- und Kalksteinindustrie des Bieberthales neu belebt werden und die Zigarrenindustrie, welche schon seit Jahrzehnten im Seekreis eine hervorragende Pflege gefunden hat, erfreut sich neuerdings hoher Blüte.

Man hat gesagt, daß auf Gießen und seine Umgebung der zehnte Teil der gesamten deutschen Zigarrenindustrie entfalle. Zu Krumbach, Frankenbach, Fellingshausen, Rodheim a. d. B. und Waldgirmes finden wir ausgedehnte Betriebe. Tausende von Arbeitern finden da ihr Brot und die im Laufe einer Woche in sämtlichen Fabriken des Hinterlandes hergestellten „Rauchstengel" zählen nach Millionen. Wir behalten uns für später vor, den Werdegang einer Zigarre hier an dieser Stelle darzulegen und deren Produktion im Seekreis ziffernmäßig nachzuweisen.

Möge das geschichtlich denkwürdige, industriereiche Fleckchen ehemals hessischer Erde sich stetig weiter entwickeln zum Segen seiner fleißigen Bewohner!

Burg Rollich.

3) Eine Sage. Von Josephine, Gräfin von Leiningen-Westerburg. (Schluß.)

XVI.

Karfreitag war's. Der Graf war nicht daheim,
War meilenfern bei einem Zechgenossen,
Bei dem er eine Woche bleiben wollte.
Da naht' das Stündlein meiner armen Herrin,
Und eine treue Frau und mich zur Seite,
Genas sie eines munt'ren Zwillingspaars;
Ein niedlich' Mägdlein war es und ein Knabe.
Doch ach, sie selber war dem Tod verfallen.
Da hob sie fiebernd sich in ihren Kissen,
Nahm von der Wand das Kreuz und hielt's uns hin:
„Mein Gatte soll nicht seinen Erben haben,
Um den allein er einst mich hat gefreit.
Ihr schwört mir, wenn er rückkehrt, ihm zu melden,
Daß ich dies Mägdlein hier ihm hab' geboren;
Mein Tod wird ihn von einer Last befrei'n.
Den Knaben, treue Alte, nimm mit dir,
Und bring ihn nach drei Jahren hin zum Kloster.
Hier hast Juwelen du und Gold, viel Gold.
Am besten wär's vielleicht, er würde Mönch!
Doch — ist sein Vater tot, und findet er,
Daß auf der Welt es schöner als im Kloster,
Dann soll der Schwur von euch genommen sein." —
Drauf ging sie heim, als hätte nur die Sorge
Verlängert ihr das Leben noch so lang.
Und es geschah, wie meine Herrin wollte:
Die Alte nahm den Knaben und die Schätze
Und hat dann redlich beides nach drei Jahren
Dem Prior und dem Kloster übergeben.

XVII.

Der Graf kam heim; und zu ihm ging ich bebend,
Ihm meldend, daß die Herrin sei gestorben,
Nachdem sie ihm ein Kindlein hab' geboren.
„Ist es ein Knabe?" — „Nein, es ist ein Mädchen."
Da flucht' er wild in ungemess'ner Wuth,
Bestieg den Rappen, der noch stand gesattelt,
Gab ihm die Sporen, raste waldeinwärts,
Hat nicht die Tote, nicht das Kind geseh'n;
Nach Monden erst erhielt ich von ihm Kunde.
Er schickte mir 'nen mächt'gen Beutel Gold.
Dafür sollt' ich das Mädchen — wenn's noch lebt' —
Erziehen und es ganz bei mir behalten,
Bis er von mir zurück es fordern würde.
Wie gern that ich's, gedenkend meiner Herrin!
Hab' dann den Förster Eberhard gefreit,
Der leider mir schon nach zwei Jahren ward,
Von Wilderern gemordet, heimgebracht.
Das Häuschen, das ich noch bewohne, ward
Vom Grafen mir als Eigentum geschenkt.
Als ich nun heut' von seinem Tode hörte,
Da ließ es Rast nicht mehr, noch Ruhe mir.
Tot ist die alte Dien'rin; doch der Prior
Des nahen Klosters weiß noch sicher, daß —"
Da trat bewegt der Prior in den Kreis:
„Das Weib spricht wahr, und unser Erwin ist's.
Die heil'ge Jungfrau trägt noch die Juwelen,
Den Beutel Goldes hab' ich aufbewahrt
Für Erwin, sollt' das Kloster er verlassen." —
Da fuhr ihm plötzlich etwas durch den Sinn,
Und ängstlich fragte er die Försterfrau:
„Das junge Mädchen, das du auferziehst
Im Försterhaus am See, ist es dein Kind?"
„Nein Herr, ich habe niemals eins besessen;
Irma von Rollich ist's, des Grafen Kind."
Da murmelt' tiefbewegt der gute Prior:
„O, armer Erwin, deiner Liebe Traum
Wie traurig, ja fast schrecklich endet er!
Wird dir auch stolzer Name, Macht und Glanz,
Ward doch dein Lebensglück dabei zertreten!"

XVIII.

Erwin und Irma saßen fern am See,
Derweil da oben ward der Graf begraben.
Sie lachten harmlos, neckten sich dazu,
Und ahnten nicht, daß ihres Vaters Bahrtuch

Die Grabesdecke ihrer Liebe sei.
Schon naht' der Herbst, der an den Felsen bräunte
Das dichte Moos, und der mit linder Hand
Die letzten Blätter von den Bäumen streifte.
Und an den kahlen Zweigen webten Spinnen,
Den Parzen gleich, des Sommers Leichentuch.
Schön Irma blickt' mit großen, stillen Augen,
Ihr sanftes Lächeln glich dabei der Wolke,
Die schattenwerfend über's Kornfeld huscht.
Da naht der Prior langsam, zögernd fast;
So bitt'res Weh aus seinen Augen spricht,
Daß Erwin ganz erschrocken zu ihm eilt:
„O Vater, dein Gesicht trägt schlimme Kunde,
Wie Wolken liegt es auf der Stirne dir,
Die, schwarz und drohend, nur zu klar verkünden,
Daß böse Wetter sie im Schooße bergen.
Lös' deiner Zunge Band, o Vater, sprich,
Gieb Worte denn dem furchtbar Ungewissen,
Das mir in banger Angst die Seele drückt!"
Der Prior nimmt ihn bei der Hand, und kehrt
Zurück mit ihm in seines Klosters Stille,
Und dort enthüllt er Erwin sein Geschick.
Erwin, nachdem er alles hatt' vernommen
Schloß tagelang sich in die Zelle ein,
Trat todesernst dann vor den Prior hin,
Zum Mann gereift in diesen wen'gen Stunden:
„Ich bitt' euch, lasset mich im Kloster bleiben,
Das Vater mir und Mutter hat ersetzt.
Was — dem Gesetz nach, sollt' mein eigen sein,
Sei alles Eigentum denn meiner Schwester."
Beim letzten Worte brach die Stimme ihm.
Der Prior, seinen tiefen Schmerz erkennend,
Sprach gütig zu ihm: „Fern sei, lieber Sohn,
Von mir, daß deinem Wunsch ich widerstrebe,
Doch eines mach' ich zur Bedingung dir:
„Drei Jahre sollst du noch im Kloster weilen,
Doch ohne ein Gelübde abzulegen.
Scheinst du nach Ablauf dieser Probezeit
Dann noch gesonnen, wie du's heute bist,
Sollst du als Bruder uns willkommen sein."
Und Erwin, ernst und schweigsam, neigte sich
Und ging zurück in seine alte Zelle,
Vergrub sich in die Bücherei mit Eifer,
Beschritt nie mehr des Klosters Außenschwelle,
Die er wohl besser niemals hätt' betreten. —
Und Irma — als die Förster'in ihr erzählte,
Was sich begeben an des Grafen Gruft —,
Sie starrte auf die Frau mit irren Augen,
Warf sich in's Moos und weinte bitterlich:
„O See, wär's Sünde nicht, du könntest enden
So gründlich und so tief mein Herzeleid." —
Sie ging nach Hause, lebte still dahin;
Doch hört' der Wald nie mehr ihr helles Lachen.
Das stolze Grafenschloß, das nun ihr eigen,
Das ihr verhaßt ob ihrer Mutter Leiden,
Hat nie ihr kleiner Fuß jemals betreten.
Nur ihrer Mutter Gruft im düstern Tann
Ward von ihr täglich mit den schönsten Blumen,
Die Wald und See ihr boten, reich geschmückt.

XIX.

Zwei Flügel hat die Zeit, die eilend rasche; —
Mit einem zwar verweht sie uns das Glück,
Doch mit dem andern, sagt man, trockne sie
Die Thränen, die wir diesem nachgeweint.
Nicht Thränen gab's zu trocknen bei Erwin,
Doch tiefe Schwermut hat sich sein bemächtigt.
Sah er herab vom hochgewölbten Chor,
Wie um den Taufaltar die Sonne spielte,
Und auf das Wasser helle Kringel warf,
Mußt' er des gold'nen Lockenhaupts gedenken,
Das sie mit ihren Strahlen einst geschmückt.
Und mitten durch der Mönche frohe Weisen
Klang ihm ihr Lied: „Wo sind die Veilchen hin",
Das traurig endet': „Alle sind verblüht".
Und sinnend kehrt zurück er dann zur Zelle,
Nicht mehr durchweht von süßem Fliederduft;
Nur schwüler Erdgeruch vom feuchten Garten
Erfüllt' beängst'gend herb den kleinen Raum.
Und weiter, immer weiter floß die Zeit. — —
Da schwingen sich gar mächt'ge Glockentöne,
Das Echo hell und immer heller weckend,
Durch's stille Thal, mit lauter Zunge kündend,
Daß heut' ein Laie sich dem Herrn geweiht.
So jung, so schön, und doch so bitter traurig
Entsagt Erwin dem Leben, seinen Freuden,
Der Liebe, deren Becher, kaum gekostet,
Der Hefe bitterste für ihn enthielt.
Nicht lang', — da sah man einen Grabstein ragen —:
„Erwin" — und „tandem felix" stand darauf.

XX.

Und Irma? — Sah man je ein Lächeln beben
Um ihre Lippen, war's wie Mondenlicht,
Wenn es auf kahle, weiße Klippen scheint.
Ein schlichtes Muttergottesbild am Wege,
Zu ihm wankt täglich hin das arme Kind.
Maria, die ja selbst so viel gelitten,
Versteht mein Leid wohl besser, dachte sie
Als der erhab'ne große Gott und Herr.
Nicht lange währt's, da ruht auch sie in Frieden;
Die Vöglein sangen auf dem schlichten Grabe,
D'rauf Wolkenschatten warf der Morgenwind.
Nollich, die Burg jedoch, die beide haßten,
Weil dort ihr Mütterlein so Schweres litt,
Die überließen sie dem Wind und Wetter;
Was die nicht fertig brachten, that der Blitz.
Doch jetzt noch blickt als stattliche Ruine
Auf Lorch hernieder stumm ihr alt' Gemäuer.
Und auf den Trümmern nickt das Haupt der Distel.

Woher ich all' dies weiß, so fragt ihr wohl? —
Als das Marienbild zu Lorch vor Jahren
Ich mir beseh'n und heimwärts wollte eilen,
Braust' ein Gewittersturm mit Macht daher,
Und schleunigst eilt' ich drum zur nahen Mühle.
Da saß eisgrau am Spinnrad hinter'm Ofen
Ein uralt' Mütterlein, die mir's erzählte.
Sie hat sogar ganz überzeugt behauptet,
Das Kind, das damals ward zu Lorch getauft,
Es sei die Ahne ihres eig'nen Hauses.
Ob wahr, ob nicht, wer kann es uns verbürgen;
Kann doch die Sage nie Historie sein.
Doch hat sie in der Gegend sich erhalten,
Und weil so rührend sie und so ergreifend,
Hab' ich mit leichten Ranken sie umgeben
Und sie getreulich zu Papier gebracht.

Miszellen.

A.K. **Oberursel am Ausgange des Dreißigjährigen Krieges.** Unter den nassauischen Städten giebt es wohl keine, welche noch schwerer die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges zu tragen hatte, als das alte Taunusstädtchen Oberursel. Außer den vielen Plünderungen und schweren, fast ständigen Einquartierungen wurde es zweimal niedergebrannt: am 9. Juni 1622 durch den Herzog Christian von Braunschweig und am 18. Juni 1645 durch die Franzosen.

Ueber die Zustände und Vermögensverhältnisse, wie sie am Schluß des Krieges in dem alten Städtchen lagen, giebt uns die Beantwortung eines von der kurmainzischen Regierung nach dieser Richtung hin ausgefertigten Fragebogens Aufschluß. Nachfolgend sei der Fragebogen mit Beantwortung hier wiedergegeben.

1. Wie viel heuser vorm brandt oder Kriegswesen daselbsten gewesen. Haben sich Vor dem Braunschweiger befunden 300 Heuser, die seint damals halb abgebrannt, vnndt widerumb gebanet worden, daß sich von diesem letzten Brant haben befunden 250.
2. Wie viel itzunkt heuser der orts seindt.
   Jetzunder seint wiederumb vffgericht aber nit ausgebaut 65.
3. Wie viel deren itz bewohnt werdten.
   Werden alle bewohnet.
4. Wie viel itz heuser oet vnndt ohnbewohnet stehen.
   Stehet keines öth oder wüst, sondern die übrigen Bürger so noch nicht gebauet, wohnen in den Kellern vnndt Hütten ahn der Stat Mauer.
5. Wie viel ahn ackerfelt in ihrer gemarck itz gebauet.
   Ahn ackerfeldt haben die Bürger in hiesiger vnndt Bommersheimer terminei gebauet: Morgen 963.
6. Wie viel deren vngebauet liegen.
   Wüst vnndt ohngebaut Morgen 225.
7. Wie viel acker bey ihnen besahmet seindt.
   Seint Besamt hier vnndt zu Bommersheim Morgen 617.
8. Wie viel gesauberte wießen die gemeht werden.
   gesauberte Wiesen Morgen 350.
9. Wie viel wüst liegente wiesen.
   Wüste Wiesen Morgen 65.
10. Wie viel gebaute Weinberg.
    gebaute Weinberge Morgen 48.
11. Wie viel ungebaute Weinberg.
    Wüste Weinberg Morgen 25.
12. Ob die herrschafft der orts ein pfacht hoff habe.
    Die herrschafft hat diß orts kein Pfachthoff.
13. Ob die herschafft Landterey habe vnd wie viel.
    auch keine Lenderey.
14. Wir starck hiebeuohr die Manschafft abzentlich gewesen seye.
    Die Bürgerschafft ist hiebevor stark gewesen 280 Mann.
15. Wie starck die Manschafft itzunt seye.
    Jetzunder befinden sich nur 121.
16. Wie viel Witfrauen der orts seint.
    Witfrauen 11.
17. Wie viel Junge manschafften oder junge gesellen.
    Junge gesellen 11.
18. Wie viel Junge töchter.
    Junge Döchter 21.
19. Wie viel pferdt ietz vorhandten.
    Pferde nur 2.
20. Wie viel Zug Ochsen.
    Zügoren Paar 39.
21. Wie viel Kühe.
    Kühe stück 85.
22. Wie viel schaaf.
    Nichts.
23. Was bey der stadt Vrsell insgemein oder in spee vor schuldten hafften, was vor gueter vnndt wehme sie dafür verschrieben seint.
    Die Statt Obervrsell ist vor sich in gener. Schuldig 7960 fl. Worunter 2000 goltgülden nacher Türckheim ahn der hart, in valentin ostertags gestiffte Almosen gehören, Welche die Graffen vonn Stollbergk vff die statt entlehnet haben, übriges hat der doll Rosen[1]) verursacht vnndt bekommen.
    (2000 goltgülden nacher Türckheim ahn der Hart Vnndt 10 Jahre Pension. 300 fl. der Wuln Weber Zunfft. 450 fl. Samuel zur Kannen. 500 fl. Samuel Meisners kinder. 150 fl. Ludwig Arnolden. 300 fl. Dietz Anthoni. 100 fl. Caspar Schneidern. 90 fl. Philips apt. 40 fl. Stattschreibern. 80 fl. Sander Müllern. = 7960 fl.).
    Die Bürgerschafft ist vor sich in particulari Schuldig in allhiesige geselle Innahm. Franckforter Kaufleute vnndt Juden so sie zum Bauen entlehnet haben 20075 fl. Capital, Mehrentheils vff personal Verschreibung.

Signatum Vrsell 3ten Novembris 1648.

[1]) Schwedischweimarischer General.

Kunst, Litteratur und Leben.

Königliches Theater zu Wiesbaden. Das Königliche Theater bleibt Ferien halber vom 30. Juni bis zum 30. August geschlossen.

M.E. **Wiesbadener Kunstbrief.** Die kunstliebenden Stammgäste von Bangers Salon sind auf dem Lande; somit hat auch die große Kunst Ferien. Im Herbst wird sie wiederkehren. Dann werden jene verschwinden, die heute die Wände schmücken und denen wir schon jetzt gerne „glückliche Reise" wünschen möchten. Zu diesen „Jenen" gehört Homburg, der ein unverdauliches Allerlei von Langweiligkeiten bietet mit Ausnahme eines weiblichen Porträts, das einige technische Routine aufweist; ferner Loges, der logischer gethan hätte, seine noch ganz dilettantenhaften Arbeiten vor der Oeffentlichkeit zu verbergen. Weihrichs Architekturbildern fehlt auch noch alles, was man Individualität nennt — im Gegensatz zu Stuguras Landschaften, die, farbig schon, etwas übertrieben Charakteristisches haben. Das an sich sehr glückliche Motiv des oben überschnittenen, etwas gebogenen Baumes kommt nicht mit jener energischen Notwendigkeit zur Geltung, wie z. B. Bracht so etwas herausbringt. Als eine sehr feine, beachtenswerte Leistung ist das Selbstporträt von Graeff zu nennen.

Der Nassauische Kunstverein bietet den Hundstagen Angemessenes. In Ermangelung eines schönen Seeschlangenporträts müssen wir uns dort mit Hinzes wunderschönen Lindwurm begnügen. Ein bißchen mager ist er, aber sein Pfeifchen schmeckt ihm. Oder sollte der Tabaksqualm, der vor seiner Nase aufsteigt, am Ende feuriger Atem sein? Ganz hinten kommt ein winziger Ritter daher. Hoffentlich reitet er vorbei und thut dem „netten Viecherl" nichts. Ueber eine Anzahl Landschaften von Müller läßt sich weiter nichts Bemerkenswertes sagen, als daß eine einen Rahmen hat, auf dem Frösche tanzen. Gurkenzeit! Hitzferien! Schluß!

* **Der Rhein in schiffahrtlicher Beziehung.** Von J. Lill. 48 S. Düsseldorf, E. Lintz. — Ein gutes Merkbüchlein für alle, die mit dem schönsten der deutschen Ströme in Verbindung treten wollen oder müssen. In kurzer, präziser Weise macht der Verfasser bekannt mit dem Stromlaufe und den für die Schiffahrt wichtigsten Häfen und Stationen, giebt eine Uebersicht über die Verbesserung der Wasserstraßen, teilt das Wichtigste aus den Verträgen und Abmachungen der Uferstaaten im 19. Jahrhunderte (Kongreßakte, Schiffahrtskonvention, Schiffahrtsakte) mit, führt das Hauptsächlichste aus den bestehenden Gesetzen, Ordnungen und Vorschriften für die Rheinschiffahrt an und schließt mit allerlei praktischen Angaben. Das handliche, gut disponierte und faßliche Büchelchen ist allen Interessenten wohl zu empfehlen.

* **Geschichte des Schlosses Oranienstein.** Bearbeitet von Dr. Weniger. Mit Bildern und Plänen. 44 S. Diez, Ph. H. Meckel. — Die reiche, schicksalsvolle Vergangenheit des heute als Kadettenanstalt dienenden Oranienstein wird in kurzen Zügen übersichtlich vorgeführt. Anfangs als ein Nonnenkloster auf ödem Fels, „dürrem Stein" erbaut und Dürrstein oder Dirstein genannt, machte es die Wandlungen aller derartiger Stiftungen durch:

Wachstum, Blüte, Verfall, Säkularisation. Durch die verschönernde Hand einer oranischen Fürstentochter zum Schlosse umgestaltet und umgenannt, war es ein Jahrhundert hindurch zum Altenheim fürstlicher Damen bestimmt, dann kurze Zeit Residenz Wilhelms des Guten und hierauf beliebter Jagdaufenthalt der nassauischen Herzoge. Endlich wurde es dann seiner heutigen Bestimmung übergeben. Aus dem alten Kloster hat sich allgemach eine große bauliche Anlage entwickelt. Die geschichtliche Entwickelung vorzuführen, hat der Verfasser mit vielem Fleiße und in guter Darstellungsart unternommen. Sehr schön erläutert wird die Bearbeitung durch die beigegebenen Bilder und die Pläne der einzelnen Etagen der Anstalt.

* **Schloß Schaumburg.** Ein kleiner Führer für Touristen und Sommergäste. Von K. v. Ibell. 2. verm. u. verb. Auflage. 38 S. Diez, Ph. H. Meckel. — Eine frühere Arbeit des Verfassers, dessen kleine Gedichtsammlung wir in Nr. 13 besprachen. Die Einteilung ist glücklich getroffen: 1. für einen Nachmittagsbesuch, 2. für längeren Aufenthalt. Der erste Teil enthält: Ankunft, Aufstieg, Besichtigung, Heimweg; den zweiten füllen Ausflüge in die nähere Umgebung aus. Angefügt ist ein kurzer Ueberblick über die Geschichte von Schaumburg. Die Anordnung ist geschickt, die Darstellung unterhaltend, der Stil flott. Hübsche Illustrationen sind beigegeben. Da Schaumburg durch den Aufenthalt der Königin Wilhelmina erhöhte Anziehungskraft erlangt hat, so dürfte der nette kleine Führer den Besuchern recht dienlich sein.

* **Wiesbaden vor fünfzig Jahren.** Kollektion von 12 Postkarten. Kassel, Robert Bäcker. Alois Henningers treffliches Werk „Das Herzogtum Nassau in malerischen Ansichten," das im Jahre 1857 erschien (die damals neue Kochbrunnenhalle und die russische Kapelle, beide erst 1855 vollendet, sind darin schon enthalten), ist sozusagen unbekannt geworden. Es ist deshalb ein Verdienst des Verlags, daß er die Reproduktion von 12 der schönsten, fein gearbeiteten Stahlstiche des genannten Werkes unternommen hat, die uns Wiesbaden vor einem halben Jahrhundert vorführen. Wir sehen da manches, was schon vorhanden, aber auch sehr, sehr vieles, „was noch nicht da war." Nicht nur die Wiesbadener allein, alle Nassauer, ja alle, die aus ferneren und fernsten Zonen die Weltkurstadt besuchen und Interesse für deren rapide Entfaltung zeigen, mögen sich die wunderschön ausgeführte Kollektion anschaffen.

Das Landwirtschaftliche Technikum zu Sankt Goarshausen, das erst im vorigen Jahre gegründet wurde, geht mit dem 1. Oktober ds. Js. ein.

Der Lehrermangel in Nassau hat einen so hohen Stand erreicht, daß die Regierung ältere, schon längere Zeit pensionierte Lehrer zur Aushilfe wieder anstellt.

Am 30. Juli fand die Einweihung der evangelischen Kapelle zu Elfeld statt.

Am 19. August soll das Kaiserin Friedrich Denkmal zu Homburg und am 20. das Kaiser Friedrich-Denkmal zu Kronberg in Gegenwart des Kaiserpaares eingeweiht werden.

Nassauischer Geschichtskalender.

3. September.

1398. Graf Johann I. von Nassau-Dillenburg versetzt an den Landgrafen Hermann von Hessen das von ihm lehnrührige Gericht Herborn. Alle jetzigen Dörfer mit Ausnahme von Fleisbach kommen darin schon vor, aber außer diesen noch Heiligenborn, Ober- und Niedereckbach und Niederdiinsbach. Graf Heinrich von Nassau-Beilstein löste 1401 diese Pfandschaft von Hessen mit 400 Goldgulden wieder ein.

1626. Die Burgen Rheinfels und Neukatzenelnbogen (Katz), bisher im Besitze von Hessen-Kassel, kapitulieren nach hartnäckiger Verteidigung gegen die kaiserliche Exekutionsarmee und werden von Hessen-Darmstadt, dem kaiserlichen Verbündeten, in Besitz genommen. (Großer Krieg.)

8. September.

1330. Die Kirche des Klosters Marienthal im Rheingau wird von dem damaligen Verweser des Erzstiftes Balduin von Trier eingeweiht. Schon 1313 hatte Hans Schaffrait von Oppelsheim hier eine Kapelle um das wunderthätige Vesperbild bauen lassen. Anno 1463 übergaben die Junker von Rüdesheim die ganze Stiftung den Kugelherren, die sogleich eine der ältesten Buchdruckereien hier anlegten und mit den anderen Häusern zu Königstein und Butzbach ihr Generalkapitel hielten. Sie hörten 1585 auf und die Stiftung kam 1612 teilweise an die Jesuiten, 1773 an den Schulfonds in Mainz und 1802 an das herzogliche Haus Nassau. Jetzt ist sie bekanntlich ihren kirchlichen Zwecken zurückgegeben.

1866. Letzte Parade der herzoglich nassauischen Truppen vor Herzog Adolf von Nassau und Entlassung durch diesen zu Günzburg an der Donau. (Preußisch-deutscher Krieg.)

13. September.

1251. Ritter Eberhard vom Stein und sein gleichnamiger Sohn haben an der Spitze vieler anderen vom Adel aus der Lahngegend den Erzbischof Arnold II. von Trier befehdet, und seinem Lande großen Schaden zugefügt. Ein Sühnegericht verurteilt sie zu einem Schadenersatz von 200 Pfund Denarien und zu einem Bußgange von einem auf dem Marktplatze zu Trier stehenden Kreuze bis zur Hauptkirche daselbst.

1759. Der preußische General v. Wunsch nimmt Leipzig durch Kapitulation. Die Besatzung, Reichstruppen unter dem Befehl des Grafen von Hohenlohe-Ingelfingen, wird kriegsgefangen. Darunter befand sich auch das Kreisregiment Nassau-Weilburg. Die Offiziere des letzteren wurden auf Ehrenwort entlassen, die Soldaten unter preußische Regimenter verteilt oder interniert.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

Dr. W. E. in M. Daß die Deutung von „Frenzewin" und „Hunzigwin" noch anders erfolgen kann, glauben wir ganz gern. Wie wär's wenn man die Bezeichnungen einmal auf fränkisch (rheinfränkisch, deutsch) und ungarisch (hunnisch — die Ungarn hießen vielfach Hunnen —) hin untersuchte?

A. K. in O. Beitrag ist in dieser Nummer, wie Sie sehen, enthalten.

R. K. in D. Erhalten. Besten Dank.

L. M. in F. Leider ungeeignet.

Redaktionsschluß wegen Urlaub des Herausgebers (bis 1. September) bereits am 10. August.



№ 18. Wiesbaden, den 16. September 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Kaisers Mahnwort.

Traumverloren stand ich letztlich
In Kronbergs Kastanienhain,
Ließ das Auge suchend schweifen
Nach dem Taunus und dem Main,
Maß die Landschaft in die Weite —
Vor mir lag sie wonneschön —,
Schaute rings die grauen Burgen
Auf den waldumkränzten Höh'n.

Sinnend wandert' ich dann weiter,
Als aus dem Kastanienwald
Sich in mächtigen Konturen
Abhob stolz die Erzgestalt
Eines wundersamen Helden,
Der in blut'gem Schlachtentanz
Um die Schläfe einst gewunden
Sich des Siegers Lorbeerkranz.

Kaiser Friedrich! Meine Augen
Hefteten sich unverwandt
Auf das Bild des treuen Recken,
Der in Schöne vor mir stand.
Wie ich träum' und wie ich sinne,
Wird lebendig totes Erz,
Und ich fühle kraftvoll schlagen
Eines edeln Herrschers Herz,

Seh' den Adlerblick, den scharfen,
Und das Auge Blitze sprüh'n,
Schau' das Antlitz, hoch erhoben,
Und die Stirne, frei und kühn.
Lichtumflossen, voller Leben
Stand der Fürst, der edle, dort,
Und aus seinem teuern Munde
Hört' ich dieses Kaiserwort:

„Aufgerichtet stark und mächtig
Steht das neue deutsche Reich;
Keines wohl von allen andern
Ist dem einen stolzen gleich!
Schützt nun, was das Schwert errungen,
Wahrt die Einheit und das Recht,
Daß, was wir geschaffen, dau're
Von Geschlechte zu Geschlecht!"

Durch die Lüfte zog ein Adler,
Nahm zur Sonne seinen Flug,
Und es schwieg der hehre Mahner;
Doch sein Wort war mir genug.
Heimwärts lenkt' ich meine Schritte
Von den Bergen in das Thal,
Und der eh'rne Kaiser glänzte
Hell im Abendsonnenstrahl.

Julius Brumm.

Johann der Aeltere, Graf zu Nassau-Dillenburg, 1559—1606.

2) Von Ernst Goebel. (1. Fortsetzung.)

Ueber den Zustand im Diezischen und Dillenburgischen bleibt noch folgendes zu erwähnen:

Ums Jahr 1582 bestand in Diez eine Latein schule, zu der die Kinder des Kirchspiels St. Peter gehörten. Deutsche Schulen befanden sich in Flacht und Hohnstädt (Hahnstätten).[8]) Auch erboten sich die Pfarrer von Weyer, Dauborn und Ober-Neyssen, in ihren Orten Schule zu halten.

Im Dillenburgischen waren von 1588 bis 1594 Schulen gegründet worden zu: Mergenberg (Marienberg), Emmerichenhain, Liebenscheid, Driedorf, Mengerskirchen, Beilstein, Schönbach, Breitscheid, Seelbach, Bicken, Eisemroth, Oberscheld, Hirzenhain, Ibelshausen, Ebersbach, Frohnhausen, Oberroßbach, Sechshelden, Holzhausen, Langenaubach, Dresselndorf und Burbach. Im Jahre 1594 kamen noch die zu Ockersdorf, Merkenbach und Fleißbach hinzu.

Graf Johann erkannte auch die Notwendigkeit der Heranbildung des weiblichen Geschlechts, für das bisher noch nichts gethan worden war, und sorgte für Mädchenschulen, sowohl für niedere als auch höhere. Betreffs der Ausbildung der Mädchen schrieb er am 27. Mai 1589 an Piscator in Herborn:

„Demnach ist wenig daran gelegen, sondern es zur Beförderung der Ehre Gottes und der Menschen zeitlichen und ewigen Wohlfahrt erklärlich dienet, daß christliche Obrigkeit und treue Seelsorger ja männiglich dahin trachten und arbeiten helfen, wie nicht allein Mannspersonen, sondern auch die Weibsbild zu der Furcht Gottes, aller Zucht, Tugend und Ehrbarkeit erzogen, und daneben auch zum allerwenigsten zum Schreiben, Lesen wie auch sonst allem Guten, welches ihnen und ihren Anverwandten hernachmals in ihren Stand und Haushaltung sammt dem gemeinen Besten nützlich und verträglich sein mag, mit allem Fleiß angehalten, unterwiesen und dazu so viel ihnen nur möglich befördert werden möchten. Derohalben wir dann auch in Werk und Arbeit sind, hin und wieder wo wir nur können, neben andern auch Mädchenschulen anrichten zu lassen."

Es wurden Mädchenschulen zu Herborn, Dillenburg und Haiger gegründet. Zur höheren Bildungsstätte für Mädchen und Töchter aus vornehmen Familien wurden die früheren Klöster zu Gnadenthal und Keppel eingerichtet.

Von dem Kloster Keppel wird uns in der Klosterordnung von 1567 berichtet, daß die Zahl der Konventualinnen und Laienschwestern, welche hauptsächlich aus den inländischen Adelsgeschlechtern genommen werden sollen, ohne jedoch auswärtige ganz auszuschließen, bis auf 20 gestattet sei und daß auch fernerhin Kinder zur Erziehung und zum Unterrichte aufzunehmen seien, wenn für ein Kind jährlich 12 Gulden an das Kloster bezahlt würden. — Die Verteilung der Aemter stand der „Domina" zu. Es sollten bestehen: „1 Lesemeisterin oder Priorin, 1 Sängerin, 1 Diakonissin, 5 Katechetinnen, 1 Küsterin, 1 Kellerin, 1 Küchenmeisterin, 1 Scheibenwärterin (sie hatte die Aufsicht am Sprachgitter) und 5 Lehrerinnen weiblicher Arbeit". Seit 1594 verlor Keppel immer mehr die klösterliche Form. Die Pensionärinnen wurden von jetzt an hauptsächlich im Lesen, Schreiben, Rechnen, sowie in den Hauptstücken christlicher Religion gründlich unterwiesen, außerdem auch zu allen häuslichen Arbeiten (Nähen, Spinnen, Kochen u. s. w.) angeleitet.[9])

2.

Mögen auch alle diese pädagogischen Bestrebungen des Grafen von der größten Bedeutung sein, so ist doch das größte Denkmal das sich der Graf selbst gesetzt hat, die Gründung der „Hohen Schule" d. h. Universität zu Herborn.

Um 1580 entstand in dem Grafen der Gedanke, eine reformierte Hochschule zu errichten. Er hatte schon 1577 an die Gründung einer Grafenschule gedacht. Am 3. November 1577 erhielt der Hofmeister Otto von Grünrade den Auftrag, den Plan zu einer solchen Schule zu entwerfen und die Leitung zu übernehmen. Jedoch das Statthalteramt des Grafen hielt ihn zu viel auswärts ab, und so wurden erst nach seiner Rückkehr nähere Verhandlungen gepflogen. Seitdem aber die Heidelberger Hochschule lutherisch geworden war, machte sich der Mangel einer reformierten sehr fühlbar, denn das kleine Casimirianum in Neustadt a. H. genügte nicht. Johann beschloß daher seinen Plan auszuführen, mochte er auch seine Mittel noch so sehr erschöpfen. Energisch und umsichtig legte alsbald Hand ans Werk. Als Sitz der Hochschule wurde Herborn ausgewählt und zu ihrem Unterhalte eine Anzahl eingezogener Kirchengüter bestimmt: die Einkünfte des Gutes Resselhof, des Klosters Dirstein (Oranienstein) und die halben Einkünfte des Klosters Thron.

Auch der rechte Mann zur Errichtung der Schule wurde bald gefunden; es war Kaspar Olevianus.

Er war geboren am 10. August 1536 zu Trier und hatte sich schon in seiner Jugend nach Frankreich begeben, um die Rechte zu studieren. Zu Paris, Bourges und Orleans hörte er die hervorragend-

[8]) Jedoch wollte der Lehrer auch das Deklinieren und Konjugieren lehren.

[9]) Arnoldi II. S. 251—271. „Historische Nachrichten über das adelige Frauenstift zu Keppel."

sten Juristen Frankreichs. Mächtig erfaßte ihn jedoch der evangelische Glaube und dies sowohl wie der Tod des Pfalzgrafen Hermann Ludwig sowie dessen Hofmeisters durch Ertrinken in der Loire, wobei auch Olevian kaum gerettet werden konnte, bestimmte ihn zu dem Gelöbnis, Theologie zu studieren und das „reine Evangelium" in seinem Vaterlande zu predigen. Mit großem Eifer las er die Schriften Calvins, den er in Genf hörte und begab sich darauf nach Zürich, um den berühmten Theologen Bullinger kennen zu lernen. Danach kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wurde vom Magistrat als Lehrer berufen und verkündete das reformierte Bekenntnis. Da der Kurfürst von Trier jedoch fürchtete, die ganze Stadt möchte durch Olevians Predigen evangelisch werden, wurde letzterem das Amtieren verboten und er samt den evangelischen Ratsmitgliedern verhaftet. Nach geschworener Urfehde mußte Olevian 1560 die Stadt verlassen, erhielt jedoch schon 1561 eine Professur zu Heidelberg.[10]) Nachdem er durch seine Mitwirkung bei Abfassung des Heidelberger Katechismus und Neugestaltung der Pfälzer Kirche sich große Verdienste erworben, dann aber durch Ludwig von der Pfalz undankbar entlassen worden war, führte er ein verborgenes Leben bei seinem Gönner, dem Grafen Ludwig von Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Als nun in Herborn durch den Tod des Inspektors Manting 1584 die erste Pfarrstelle vakant wurde, war Gelegenheit gegeben, ihn zu gewinnen. Ungern, aber bereit, dem großen Zwecke zu dienen, ließ Ludwig ihn ziehen, und im April von 1584 siedelte Olevian nach Herborn über. Durch seine Mitwirkung wurde der Plan der Anstalt festgesetzt und die geeignetsten Lehrer — zum Teil aus Marburg — gewonnen.

Im Juli 1584 wurde die Hohe Schule mit 10 Lehrern eröffnet,[11]) in demselben Monat, in welchem des Grafen Bruder, Wilhelm von Oranien, zu Delft von einem Jesuitenschüler ermordet wurde.

Als Motiv der Gründung gab Johann an, daß wenig reformierte Schulen in Deutschland seien und die päpstlichen Jesuitenschulen sich beständig mehrten[12]), und als Zweck, daß die unbekannte und vielfach verlästerte reformierte Religion bekannt werde und die einheimischen Studenten nicht genötigt seien, außer Landes zu gehen.

Die Schule bestand aus dem Pädagogium, welches 4 Klassen hatte und der eigentlichen Hohen Schule, die in 3 Fakultäten zerfiel; die theologische, juristische und philosophische. Jede Fakultät hatte 2 ordentliche Professoren, als dritter theologischer kam der Pfarrer hinzu, als dritter philosophischer der Pädagogearch.[13]) Von den philosophischen und theologischen Professoren, die zuerst hier wirkten, hatten Olevianus, Johann Piscator von Straßburg, M. Heidfeld und Jakob Alsted einen großen Ruf; von den Juristen: Dr. Eulner und Johannes Althus, und von den Medizinern Dr. Johannes Pincier aus Wetter in Hessen, der 1584 als Hofarzt nach Dillenburg, aber bald mit Beibehaltung dieser Stelle nach Herborn kam.[14])

Wie die ganze Anstalt aus vorwiegend religiösen Gründen entstanden war, so galt die theologische Fakultät als ihr wichtigstes Glied. Nach dem Statut sollte der 1. theologische Professor über ein Buch des alten und neuen Testaments lesen, der 2. (zugleich Pfarrer) über praktische Theologie und Polemik, der 3. Dogmatik, Hebräisch und kursorische Bibellektion behandeln. So sind im Katalog vom Sommer 1598 folgende theologische Lektionen notiert: 1. Buch Mosis, Brief an die Römer, loci communes, lingua hebraica, praktische Darstellung der Erbauung und Leitung der Kirche.

Als Hörsäle wurden zuerst das Chor und die Sakristei der Kirche benutzt sowie einige Zimmer im Schloß, wo auch die Kommunität d. h. die gemeinsame Speiseanstalt war. Doch hatte die Stadt ihr bisheriges Rathaus zur Verfügung gestellt und nachdem dieses durch einen Anbau erweitert worden war, wurde 1588 die ganze Schule dahin verlegt. Seitdem führte es den Namen „Neuer Schulhof." Auch wurde eine Bibliothek angelegt und als Universitätsdrucker Christoph Corvin (Raab) angestellt, der seine Druckerei bald zu einer der berühmtesten in Deutschland erhob.[15])

Christoph Corvin wurde am 25. Juli 1585 mit einem ansehnlichen Gehalt an die neue Hochschule berufen. Er war nicht nur Buchdrucker, sondern auch ein wissenschaftlich gebildeter Mann und Kunstfreund. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu Zürich studierte er in Heidelberg und Wittenberg, machte Reisen durch Deutschland und arbeitete später in dem Geschäfte seines Vaters. Zu Michaeli von 1585 kam er mit 4 Pressen in Herborn an und richtete den Burgsitz Wilhelms von Mudersbach zu seiner Druckerei ein. Seine Pressen waren in stetem Betriebe. In seiner Buchdruckerei sind 165 lateinische und 77 deutsche, also im ganzen 242 Bücher erschienen, worunter die von Alsted, Althus, Martinus, Olevian, Pasor, Heidfeld, Piscator u. a. m. am meisten hervorragen.[16]) Außer dem Bibelwerk Piscators erschien auch die Bibelübersetzung D. Luthers und zwar unter folgendem Titel:

„Biblia, das ist die ganze heilige Schrift deutsch. D Martin Luther. Mit den Summarien, Versikeln Concordanzen, Chronologie, auch unterschiedenen Registern der Historien und Hauptlehren: endlich dem Gesangbuch und Catechismo verbessert und geziert. Gedruckt zu Herborn MDXCV. 580 S. 8."

„Die Propheten alle Teutsch. D. Martin Luther. Gedruckt zu Herborn in der Graffschaft Nassau-Catzenelnbogen durch Christoph Raaben MDXCV. S. 8. mit den Apocryphischen Büchern."

„Das newe Testament unsers Herrn Jesu Christi, durch D. Martin Lutherum verteutscht. Gedruckt zu Herborn in der Graffschaft Nassau-Catzenelnbogen durch Christoph Raaben MDXCV. S. 267 S. 8. ohne 2 Register."

Diese Bibel hatte jedoch verschiedene Angriffe u. a. auch von der Wittenberger theologischen Fakultät.

[10]) Keller a. a. O. S. 448/449.

[11]) Es waren: Olevian, Publian, Pincier, Gernberger, Conrad, Ursinus, Naum, Dickhaut, Heidfeld, Nobis und Pilger, zu denen im Laufe des ersten Vierteljahres noch Piscator, Alsted und Kolbius kamen.

[12]) Wahrscheinlich ist damit hauptsächlich auf die Jesuitenschule zu Mainz gezielt. Nach vorliegenden Nachrichten finden wir, daß diese von vielen protestantischen Jünglingen aus Wiesbaden, Diez und Idstein besucht wurde.

[13]) Sachsse, Festrede zum 300jährigen Gedächtnis der Hohen Schule Johannea zu Herborn 1884.

[14]) Keller a. a. O. S. 450.

[15]) Sachsse a. a. O.

[16]) Keller a. a. O. S. 572.

wegen „der zu Herborn in der Grafschaft Nassau nachgedruckten und mit Calvinistischem Geist beschmeißten deutschen Bibel D. Martin Luthers &c." auszuhalten.

Die „Sphinx theologica et philosophica" von Heidfeld wurde nach 1600 etwa einunddreißigmal neu aufgelegt. Bezüglich der Korrektheit des Druckes bemerkt Keller: „Corvins Druckschriften können mit den besten unserer Tage konkurrieren. Er besorgte die Korrekturen selbst mit großer Genauigkeit, sodaß Druckfehler nur selten vorkamen." Corvin lebte bis zu den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, durch den sein Geschäft allmählich zurückging und seine frühere Bedeutung verlor.

„Die theologische Richtung der Herborner Hochschule war reformiert; darum vertrat sie vor allem das Studium der Heiligen Schrift unter Zurückstellung menschlicher Symbole, die sittliche Ausgestaltung des ganzen Lebens statt nur äußerlicher, kirchlicher Leistungen, Selbständigkeit der kirchlichen Gemeinden und ernste Kirchenzucht. So hütete sie die evangelischen Prinzipien, welche das symbolische Luthertum zunächst zurückstellte, um von dem Pietismus wieder darauf hingewiesen zu werden; und die Wertschätzung der religiösen Dinge, durch welche noch heute das Dillthal vor anderen Gegenden sich auszeichnet, ist die Nachwirkung der Herborner Hochschule."[17])

Olevian starb schon 1587. An seine Stelle trat Johannes Piscator.[18]) Er war zuerst Professor in Straßburg und dann in Heidelberg, wo er 1577 entlassen wurde. Darauf hatte er kurze Zeit Anstellungen in Siegen, Neustadt und Mörs. Auf das Betreiben Olevians wurde er im Oktober 1584 nach Herborn berufen, wo er auch bis zu seinem Tode (1626) verblieb. Seine Bedeutung können wir daraus ersehen, daß er während seiner Lehrthätigkeit von 1584—1590 Konrektor[19]) war und diese Würde später noch dreimal bekleidete.

(Fortsetzung folgt.)

[17]) Sachsse a. a. O.

[18]) Nach Cuno (Geschichte der Stadt Siegen) S. 143 wurde Jodokus Naum der Nachfolger Olevians.

[19]) Gewöhnlich erhielt einer der studierenden Grafen das Rektorat, dessen Antritt durch eine Festlichkeit gefeiert wurde. Wir finden als Rektoren die Grafen von Bentheim, von Hanau, von Siegen, von Dillenburg u. s. w.

Werner von Orsel, Deutschordens-Hochmeister, 1324—1330.

2) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Die „fröhlichen Heidenfahrten" der christlichen Kreuzritter waren weiter nichts als Jagdvergnügen, Kesseltreiben auf Menschen, so etwa wie die Briten im Burenkriege von einem „Schweinestechen bei Elandslaagte" u. s. w. sprachen. Alles, was den Heidenfahrern unter die Hände kam, bewehrt oder wehrlos, jung oder alt, Mann oder Weib, wurde niedergemetzelt. Die Dörfer und Höfe wurden beraubt und verbrannt, das Land verwüstet. Man lese was darüber Peter Suchenwirt ausführlich berichtet hat. Zu den Heidenjagden wählte man gern die Winterzeit; denn dann waren die Sümpfe und Seen gefroren, die dichten Wälder teilweise entlaubt; man hatte, wie man heutzutage sagt, freies Schußfeld und konnte auf gebahntem Wege weit ins flache Land dringen. So ging es auch diesmal. Beutebeladen kehrten die Kreuzfahrer zurück; König Johann hatte in der eisigen Luft durch eine Entzündung ein Auge eingebüßt.[1]) Er selbst hatte sich verhältnismäßig human benommen und einmal nach der Erstürmung von Medewageln 6000 Gefangenen, die der Hochmeister köpfen lassen wollte, das arme Leben gerettet.

Das Heer kam gerade recht, um sich nach einer anderen Seite zu wenden. Der Polenkönig hatte, um seinen Verbündeten zu entlasten, eine „Diversion" ins Kulmerland gegen sein Wort, die Waffen ruhen zu lassen, unternommen. Da stürzte das wilde Kreuzheer über die Gebiete Dobrzyn, Kujawien und Mazowien her; in der Eile übersah der Böhmenkönig ganz, daß die mazowischen Herzoge gute Freunde und getreue Nachbaren des Ordens waren. Die Blut- und Beutegier war einmal entfesselt; eine himmelschreiende Verheerung folgte. Die Städte Dobrzyn, Leslau und Plozk wurden erstürmt; Leslau wurde samt seinem Dom verbrannt. Der Herzog Wenzlaw zu Plozk mußte dem Könige Johann huldigen. Dieser schenkte großmütig dem Orden die eine Hälfte des Landes Dobrzyn, verkaufte ihm (später) die andere und begab sich nach Hause. Der Orden war froh, daß das Kreuzheer mit ihm abzog; die wilden Gäste waren den Rittern selbst unheimlich geworden.

Die weitere Kriegführung übernahm nun der Landmeister Otto von Luterberg, der sich gegen Polen wandte und durch verschiedene Heerhaufen das Land schwer heimsuchen ließ. Wissegrad und Brzesc, Bromberg und Nakel wurden erobert. Wladislaw und Gedimin antworteten durch einen furchtbaren Gegenstoß, der aber am Widerstande des vom Hochmeister persönlich geführten Heeres zersplitterte. So kam bei der Kriegsmüdigkeit der Gegner endlich 1330 der Friede zu stande, in welchem der Orden die eroberten polnischen Festen herausgab, dagegen einige littauische Landstriche behielt. Viel Christen- und Heidenblut war geflossen; großer Erfolg war keinerseits zu verzeichnen.

Während so der Kampf an Preußens Grenzen tobte, hatte der Landmeister von Livland sich trotz des Papstes Verbot gegen Riga gewandt, dessen Bürger zu ihrem Erzbischofe hielten. Die Stadt wurde bezwungen und mußte auf ihre Selbständigkeit verzichten. Um den Bann des Erzbischofs kümmerte sich der Orden nicht weiter.

Der Papst seinerseits wollte mit den Rittern nicht brechen, das merkte man in einer andern Angelegenheit deutlich. Das Kulmerland, das unter

[1]) Er verlor bekanntlich später auch das andere. Ganz blind, ließ er doch nicht von seiner Fehdelust ab und ist 1346 in der Schlacht von Crecy gefallen.

den furchtbaren Kriegszügen so schwer litt, hatte gleich Pommerellen trotzdem den Peterspfennig entrichten sollen. Die Bewohner weigerten sich des; da traf sie im Jahre 1328 das Interdikt. Dieses übte zwar keine Wirkung aus; aber der Hochmeister riet doch zur Versöhnlichkeit. Zu dem Zwecke berief er — zum ersten Male in der Geschichte des Ordens — die Vertreter der Landstände beider Gebiete, 1329. Die Versammlung aber beharrte darauf: nie und nimmer hätten sie den Peterspfennig bezahlt, nie und nimmer würden sie ihn zahlen. Werner ließ die Leidenschaften etwas verrauchen; dann setzte er 1330 einen zweiten Tag an, und es gelang seiner Ueberredungskunst, die Stände zur Zahlung für dies eine Mal zu veranlassen. Ausdrücklich aber wurde erklärt, daß das kein Präjudiz bedeuten solle. Der Papst war damit zufrieden.

So mußte Werner von Ursel in äußeren Angelegenheiten nicht nur kräftig mit dem Schwerte dreinzuschlagen, sondern auch diplomatische Künste spielen zu lassen und dabei die goldne Mittelstraße zu wandeln.

Und wie er glücklich die wilden Feinde aus dem Gebiete des Ordensstaates fern hielt, so sorgte er im Innern für die Werke der Kultur, für Besiedelung und Anrodung weiter Strecken, für Hebung von Verkehr und Handel, um Preußen immer blühender zu machen. Noch lagen weite Strecken des Landes öde und wüst, meilenweit von Gestrüpp und Ginster überwuchert, oder sumpfig und moorig, sandig und steinig. Unter großen Versprechungen rief der Hochmeister Ansiedler ins Land und vergab ihnen Oedländereien, die sie in Ackerland verwandeln mußten. Er teilte auch die altheidnischen heiligen Orte an deutsche oder christlich erstarkte preußische Ritter als Lehen aus; so hat u. a. damals der preußische Ritter Stagote von Rinau den alten Hain Romowe in Samland erhalten. Eine große Anzahl Dörfer, Höfe und Mühlen entstanden unter Werners Regierung; besonders die fruchtbaren Werderniederungen, das Weichseldelta zwischen Elbing und Danzig, wurden von ihm mit Siedelungen übersät. Den Städten bestätigte der Hochmeister ihre Privilegien und erweiterte sie zum Teil, um die Gewerbe- und Handelsthätigkeit der Bürger anzuregen. Unter ihm begann zuerst der Getreidehandel der mächtigen, zum Hansenbunde gehörigen Städte Elbing und Danzig nach den britischen Inseln einen großartigen Aufschwung zu nehmen. Das exportierte Getreide war einheimisches; denn in den fetten Weichselgebieten wogte es im Sommer immer wie ein einziges gelbes Meer. Die Städte Bartenstein, Bischofswerder, Gilgenberg, Guttstadt, Mehlsack, Mohrungen, Neumark und Neuteich sind von Werner von Ursel gegründet oder erhoben worden. Durch Vertrag erwarb er die Herrschaft Bütow, und die Herrschaft Stolpe wurde ihm verpfändet. Dazu kamen die Erwerbungen an der littauischen Grenze. So wuchs der Umfang des Staates fast in dem Maße, wie die Wüsteneien im Innern abnahmen.

Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Die beste Bodenkultur ist nichts ohne Menschenkultur; das mußte sich auch der Hochmeister sagen. Die Träger und Vermittler der geistigen Bildung waren damals die Geistlichen. Werner hat im Verein mit den Landesbischöfen eine Anzahl Verordnungen erlassen, welche dem Leben und Wirken der Geistlichen auf dem Lande neue Normen gaben, sie anwiesen, auf das arme Volk zu achten und sich selbst weiter zu bilden. Bischof Johannes von Samland, einer der eifrigsten Wissenschaftler damaliger Zeit, erstand für 100 Mark eine reichhaltige Bibliothek und vermachte sie seinem Domstifte zu ewigem und unveräußerlichem Eigentume.

Am meisten aber fühlte Werner von Ursel sich gedrungen, die inneren Zustände im Orden selbst zu bessern. Der Hochmeister wird uns als ein Mann charakterstark und weise, ritterlich und sittenrein, offen und redlich, fromm und demütig geschildert. Ein solcher Mann mußte an den eingerissenen Uebelständen höchstes Mißfallen finden. Denn der alte Geist, der die ersten Deutschritter beseelte, war's nun nicht mehr, der alle beherrschte. Die Macht verführte dazu, daß die Ritter Eigentum erwarben und behielten, daß sie sich oft üppigem Wohlleben ergaben und sich manchmal unbotmäßig oder rebellisch zeigten, mithin ihre drei geistlichen Gelübde schnöde brachen. Aber auch der Hochmeister und die übrigen leitenden Gebietiger hatten sich nicht immer regelrecht benommen. Endlich waren manche Formen des Ordensstaates, die dieser aus der orientalischen Zeit übernommen hatte, unzweckmäßig und entwickelungswidrig geworden. Dem mußte abgeholfen werden, und so schrieb Werner von Ursel mitten im Kriegslärm eine große allgemeine Ordensversammlung aus.

Auf Kreuzeserhöhung (14. September) 1329 trat das Kapitel auf der Marienburg zusammen. Der Hochmeister, der Deutschmeister Wolfram von Nellenburg und der Landmeister von Livland, Eberhard von Monheim, erschienen mit ihren Gebietigern. Nach eingehenden Verhandlungen wurden folgende Reformbeschlüsse gefaßt: 1. Der Hochmeister soll das vollendetste Bild eines Ordensritters sein; er muß sittlich rein und streng gerecht, also „ohne alle Gunst, Liebe, Freundschaft und Verwandtschaft sein und nur die Ehre, den Nutzen, das Gedeihen und die Redlichkeit des Ordens pflegen". 2. Stirbt ein Hochmeister, so ist in der Zwischenzeit bis zur einhelligen Neuwahl nach bestimmten (im einzelnen erläuterten) Grundsätzen zu verfahren; ebenso werden für den Fall einer zwiespältigen Wahl besondere Regeln festgesetzt. 3. Für den ungesetzlich zu seinem Amte gelangten und daher verworfenen Hochmeister und für seine Helfershelfer werden Strafen bestimmt. 4. Die Befugnisse des Hochmeisters bei Veräußerung des Ordensbesitztums werden beschränkt; nur über die durch Sterbfall erledigten preußischen Lehen kann er gemeinsam mit seinen Gebietigern frei verfügen. 5. Das Verfahren des Hochmeisters gegen Ordensbrüder, die gefehlt hatten oder verbrecherisch gewesen waren, wurde bestimmt, und dabei vorgesehen, welche Maßnahmen gegen den Hochmeister zu treffen wären, wenn er etwa sich in Ausführung der von dem Ordenskonvent verhängten Strafen zu nachsichtig oder saumselig zeigte. 6. Die leichtfertige Verletzung des Hochmeistereides anderen Fürsten und Ländern gegenüber, oder gar dessen Bruch, der das Ansehen des Ordensstaates nach außen schädigt, soll an dem Urheber und den etwa

beihelfenden Ordensbrüdern streng geahndet werden. 7. Dem Deutschmeister, obwohl er unter dem Hochmeister stand, wurde trotzdem eine den letzteren gleichsam kontrollierende Stellung eingeräumt; bei Abweichung von der Pflicht sollte der Mahner den Oberherrn an letztere erinnern dürfen. 8. Die Gesetze gegen Laster und Leidenschaften wurden erneuert und ergänzt.

Eine wie hohe Auffassung hat demnach Werner von Ursel von seinem Orden gehabt, und mit welcher Selbstverleugnung hat er sich als Oberster dieses Ordens zuerst und freiwillig dem kategorischen Imperativ gebeugt! Der Mann war einer der größten aller deutschen Regenten; darauf dürfen seine engeren Landsleute stolz sein. Aber er sollte noch größer werden durch den Märtyrertod, den er um der eisernen Pflicht willen erlitt.

Es war zu Anfang des Jahres 1330, da meldete sich ein Ordensritter Johann von Endorf, aus sächsischem Geschlechte, beim Hochmeister und bat, die Heidenfahrt mitmachen zu dürfen. Der Mann war aber von vornherein mit unehrlichen Absichten in den Orden eingetreten, hatte ein unsittliches Leben geführt und war deswegen und wegen Unbotmäßigkeit oft getadelt und bestraft worden. Der Hochmeister durchschaute ihn. Die Heidenfahrt sollte ihn der strengeren Aufsicht entziehen, damit er seinen Lastern besser frönen könnte. Deshalb sagte Werner dem Bittenden, er habe kein Roß für ihn; auch sei es viel zu früh, gegen den Feind und vielleicht in den Tod zu gehen; da möge er sich zuerst von seinem bösen Thun bekehren, büßen und gute Werke verrichten. Der Ritter ließ aber nicht nach; er bewirkte, daß ihm ein Verwandter seiner Heimat zwei Pferde schenkte und meldete sich abermals, diesmal sogar mit Umgehung seines Konventskomturs, persönlich auf der Marienburg. Werner von Ursel betrachtete ihn nunmehr als doppelten Missethäter: er hatte gegen seine Gelübde der Armut und des Gehorsams gefehlt. Nach dem ihm zustehenden Rechte nahm der Hochmeister dem Ritter die Pferde weg und ließ sich auch durch die Fürbitte mehrerer Brüder nicht erweichen.

Da schnaubte der wilde Mensch Rache; tödlichen Haß im Herzen begab er sich von der Burg zur Stadt hinab. Bei einem Krämer kaufte er sich ein langes, spitzes Messer, wie man sie zum Oeffnen der Fische gebraucht. „Herr Ritter, ihr vergeßt die Scheide!“ rief ihm der Krämer nach. Da drehte sich Endorf rasch um und rief in grimmigem Hohne: „Diesem Messer will ich die kostbarste Scheide suchen, die in ganz Preußenland zu finden ist.“ Er barg den Stahl im Aermel seines Gewandes und nahm seinen Weg zur Burg zurück. Es war am 19. November 1330 abends. Der Ritter schlich die Mauer des stillen und dunklen Burghofs entlang und bemerkte Lichtschimmer in des Hochmeisters Hauskapelle, ein Zeichen, daß dieser dort seine Vesperandacht verrichtete. Von fern her aus der Burgkirche tönte die Orgel; die Brüder waren dort ebenfalls zum Gottesdienste versammelt. Die Dienerschaft des Hochmeisters aber hielt sich nach Gebrauch still in ihren Gemächern. Leise stieg der Elende die Treppen hinauf und barg sich im Dunkel der kleinen Halle, welche die Kapelle vom Wohnzimmer seines Vorgesetzten trennte. Als die Thür der Kapelle aufging, sprang er vor, und mit den Worten: „Nimm mir nochmals das Meine!“ rannte er dem ahnungslos Heraustretenden das Messer in die Brust. Unter des Stoßes Wucht sank Werner von Ursel in die Kniee. „Das vergebe dir Jesus Christus!“ waren seine Worte; da grub ihm der Mörder nochmals den Stahl tief ins Herz und lief davon. Das Hündchen des Gemordeten, der einzige Zeuge der That, kläffte laut und rief die Umgebung Werners herbei. Es war der Notar Johann Weiß, der den Hochmeister röchelnd im Blute liegend fand. Die Diener brachten diesen auf sein Bett; ein Teil setzte dem Mörder nach und ergriff ihn. Er leugnete nicht und wurde in seinem blutbefleckten Gewande gefesselt und in den Kerker geworfen. Der Großkomtur Otto von Bondorf und die anderen Gebietiger eilten an des Sterbenden Lager. Der hatte gerade noch Zeit, eine Reihe von Maßnahmen zu treffen und dem Mörder zu verzeihen und für ihn zu bitten. Infolge dessen behielt Johann von Endorf sein erbärmliches Leben, wurde aber für immer bei Wasser und Brot im Kerker behalten und soll im Wahnsinn geendet haben. Sein Opfer starb eine Stunde nach der unseligen That. Werner von Ursel fand seine Ruhestätte im Dome zu Marienwerder, und Luther, Herzog von Braunschweig, wurde zu seinem Nachfolger erkoren.

So besiegelte einer der bedeutendsten Deutschordens-Hochmeister sein entsagungsvolles Pflichtleben mit seinem Blute, ein Mann, der die Heiligsprechung nach Kirchengebrauch verdient und auch wohl erlangt hätte, wäre er nicht dem Papste und der Kirche gegenüber zu selbständig gewesen. Allein seinen Verdiensten um den Ordensstaat Preußen geschieht dadurch kein Abbruch, das muß jeder Einsichtige gestehen. Werner von Ursel hat dem übermächtigen Heidensturm gewehrt und den Staat behauptet; er hat diesen blühend gemacht und er hat sich bemüht, nach Kräften und unter Hintansetzung der eigenen Person dem eigentümlichen geistlich-militärischen Staatswesen neues Leben einzuhauchen und es entwickelungsfähig zu machen. Als der Orden den Reformen nicht mehr nachlebte, und in seiner Entwickelung stehen blieb, da war er der slawisch-lettischen Uebermacht nicht mehr gewachsen, und nur ein Radikalmittel, die Verweltlichung, vermochte die letzten Reste des Staates zu retten und zu erhalten.

Prinz Nicolas von Nassau.

Zum 70. Geburtstage. Von Dr. C. Spielmann.

„Des Menschen Leben währet siebzig Jahre,“ sagt bekanntlich der Psalmist; er will damit andeuten, daß dieses Jahr für alle Sterbliche die gewöhnliche Grenze des irdischen Daseins bildet, daß also derjenige, der sie überschreitet, von der Vorsehung begnadet ist. Der Bruder des Fürst-Patriarchen

Adolf von Luxemburg-Nassau, Prinz Nicolas von Nassau, vollendet am 20. September sein 70. Lebensjahr, tritt also ins Gnadenalter ein.

Prinz Nicolas ist der Sohn weiland Herzog Wilhelms aus dessen zweiter Ehe mit Pauline, Tochter des Herzogs Paul von Württemberg. Geboren am 25. Februar 1810, vermählte sich diese Fürstin, neunzehnjährig, am 23. April 1829 mit ihrem Gatten, dem sie vier Kinder schenkte: eine Prinzessin, die bald nach der Geburt wieder verstarb (1830), die Prinzessin Helene, spätere Fürstin von Waldeck (1831, gest. 1888), den Prinzen Nicolas (1832) und die Prinzessin Sophie, heute Königin von Schweden und Norwegen (1836). Der Pate des jungen Prinzen war der mächtige Herrscher aller Reußen, Kaiser Nikolaus I., dem der Herzog freundschaftlich verbunden war. Der Name des jungen Prinzen, Nikolaus, ist erst später in Nicolas, das mehr an die russische Aussprache anklingt, verändert worden.

Seine Kinder- und Spielzeit verbrachte Prinz Nicolas am Hofe zu Biebrich, sorgsam gehütet von seiner Gouvernante, der Frau Medizinalrat Held. Noch nicht ganz sieben Jahre alt, verlor er den Vater; die neunundzwanzigjährige Mutter wurde Witwe, und der zweiundzwanzigjährige Stiefbruder, Erbprinz Adolf, gelangte zur Regierung. Er sorgte liebend für Mutter und Geschwister und ließ ihnen alsbald zu Wiesbaden, seitwärts der Kuranlagen auf dem Hügel an der Sonnenberger Straße ein reizendes Schlößchen erbauen und einen großen Park dabei anlegen. Anno 1843 wurde das neue Heim von der Herzogin-Witwe und ihren Kindern bezogen. Bereits im Todesjahre des Vaters hatte Prinz Nicolas einen militärischen Erzieher in dem Hauptmann im Gefolge, Roth, dem späteren Generalmajor und Kommandeur der nassauischen Brigade im preußisch-deutschen Kriege, erhalten, der ihm neun Jahre lang zur Seite blieb.

Noch nicht sechzehn Jahre alt war Prinz Nicolas, als das kritische Jahr 1848 anbrach. In den stürmischen Tagen des März, als der regierende Bruder fern von der von empörten Volksmassen durchwogten Hauptstadt weilte, da war es der fürstliche Jüngling, der allein in der ratlosen Umgebung der geängstigten Herzogin-Mutter den Kopf oben behielt, der sich furchtlos unter die erregte Menge, die das Schloß umdrängte, begab, sie beruhigte und sich für Mutter und Bruder mit seinem Ehrenwort verbürgte, daß keine Gewalt angewandt, sondern die Wünsche des Volkes erfüllt werden würden. Auch manchmal in der Folgezeit verstand er es trefflich, den Vermittler zwischen Fürst und Volk zu spielen, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Die volkstümliche Bezeichnung „Unser Nikläsche", wie sie lange in Wiesbaden gäng und gäbe war, beweist, wie sehr der Prinz es verstanden hatte, sich populär zu machen. Seine damals schon hohe, imponierende Gestalt und die Aehnlichkeit mit seinem Vater trug sehr dazu bei, sich Eindruck zu verschaffen.

Anno 1848 trat Prinz Nicolas als Oberleutnant in das 2. Regiment ein, nahm aber 1850 seinen Abschied. Er widmete sich nach der Verheiratung seiner Schwester, Prinzessin Helene, (1853) ganz der Mutter und der jüngeren Schwester. Leider starb Herzogin Pauline bereits mit sechsundvierzig Jahren, am 7. Juli 1856, und im folgenden Jahre verließ Prinzessin Sophie die nassauische Heimat, um an der Seite ihres geliebten Gatten, des Prinzen Oskar von Schweden und Norwegen, nach den Gestaden des Mälarnsees überzusiedeln. So blieb Prinz Nicolas allein zurück. Er wurde vom Bruder 1856 zum Mitglied des Staatsrats ernannt und militärisch als Major dem Jägerbataillon, der herzoglichen Leibtruppe, aggregiert. Im Jahre 1858 wurde er als erster mit der ersten Klasse der beiden damals von Herzog Adolf gestifteten hohen nassauischen Orden dekoriert und machte auch von diesem Jahre ab von seinem Rechte als geborenes Mitglied der Herrenbank Gebrauch. Im Jahre 1862 wurde er Oberst und 1865 Generalmajor im Gefolge. Als solcher erlebte er den preußisch-deutschen Krieg und seine Folgen.

Das Jahr darauf, am 1. Juli 1867, vermählte sich der Prinz zu London mit der am 4. Juni 1836 geborenen russischen Edeldame Natalie Alexandrowna Puschkin, der Tochter des berühmten, zu den Klassikern seines Landes gezählten Dichters Graf Alexander Sergejewitsch Puschkin († 1837), die im nächsten Jahre durch den Fürsten von Waldeck zur Gräfin von Merenberg ernannt wurde. Das neuvermählte Paar ging zunächst auf Reisen und ließ sich dann dauernd in der von ihm heute noch bewohnten Villa an der Sonnenberger Straße nieder. Drei Kinder hat die Gräfin ihrem Gemahl geschenkt: die Gräfinnen Sophie (geb. am 1. Juni 1868) und Alexandra (geb. am 14. Dezember 1869) und den Grafen Georg (geb. am 13. Februar 1871).

Friedlich und in ungetrübtem, glücklichen Familienleben flossen fortab dem Prinzen die Tage dahin. Am politischen Leben hat er sich in keiner Weise mehr beteiligt. Militärisch stieg er zwar durch preußische Verleihung bis zum General der Infanterie im Gefolge der Armee; aber dieser Titel hat ihm stets nur als eine ihm gebührende Dekoration gedient. Rege Teilnahme bekundete er dagegen an der Entwickelung der Wohlfahrtseinrichtungen Wiesbadens, wie er u. a. seit langen Jahren Präsident des Wiesbadener Vereins vom Roten Kreuz ist. Und im übrigen mischt er sich gern unter die Menge, sei es auf der Wilhelmstraße oder in den Kuranlagen zu Wiesbaden unter Spaziergänger und Tennisspieler, oder in den Avenuen zu Cannes, wo die Familie im Winter weilt, unter Badgäste und Vergnügungsreisende. An beiden Orten begünstigt ja allerdings die kosmopolitische Umgebung das Inkognito sehr; aber der Prinz will an sich nicht als Durchlaucht, sondern bloß als vornehmer Privat- und Weltmann gelten.

Wer den schlanken Herrn mit dem nun grauen Vollbarte und der wegen der etwas schwachen Augen stets mit dunkeln Gläsern versehenen Brille an der Seite seiner immer noch schönen Gemahlin durch die Straßen fahren oder mit seiner ebenso stattlichen wie anmutigen jüngeren Tochter einherwandeln sieht, merkt ihm trotz des Inkognitos die Distinktion an.

Die schönen Schwestern von Merenberg: so wurden die Gräfinnen-Töchter stets genannt. Die

ältere, Gräfin Sophie, vermählte sich am 26. Februar 1891 unter großherzoglich luxemburgischer Verleihung als Gräfin von Torby, mit dem Großfürsten Michail Michailowitsch von Rußland (geb. am 16. Oktober 1861), einem fürstlichen Herrn, der in seiner Anschauungs- und Lebensweise ganz mit dem Prinzen übereinstimmt und sehr oft in dessen Umgebung weilt. Drei Kinder, die gleich der Mutter den Titel „von Torby" führen, lebhafte Kleinen mit blonden Engelsköpfchen: Anastasia (geb. 1892), Nadjeschda (geb. 1896) und Michail (geb. 1898), bilden die Freude und den Stolz der Eltern und Großeltern. Der Sohn des Prinzen, Graf Georg von Merenberg, hat sich am 12. Mai 1895 mit der Prinzessin Olga Alexandrowna Jurjewskaja (geb. 27. Oktober 1873), Tochter der Fürstin Katharina Michailowna Jurjewskaja, zweiten Gemahlin des Kaisers Alexander II. von Rußland, vermählt und sich an der Paulinenstraße zu Wiesbaden sein Heim begründet. Auch dieses junge Paar hat zwei liebliche Kinder: Georg (geb. 1897) und Olga (geb. 1898).

Möge Prinz Nicolas ein ferneres ruhiges Alter und freundliches Dasein beschieden sein.

Der Achtundvierziger.

1) Geschichte eines nassauischen Freischärlers. Von W. Zimmermann.

Es muß 'was Wahres an dem Sprichwort sein, daß rheinische Luft, wozu wir auch den Höhenwind des Taunus rechnen, frei mach, sonst wäre wohl das blonde, feinknochige und feinnervige Bürschlein in den zwanziger Jahren, von dem ich diesmal erzählen will, das nicht die physische Kraft und den Galgenhumor des bekannten „Schwarzen" in sich trug, hübsch hinter seiner Kaufmannstheke bei der Firma Rind und Lehr, Gebrüder, in Mannheim, beim ungefährlichen Abmessen von Buckskin und Manchester und beim einträglichen Einkassieren von süddeutschen Gulden in Sicherheit geblieben und hätte seine zarte Haut nicht für das damals polizeilich verbotene Gut der deutschen Einheit und Freiheit auf dem gefährlichen Kriegsmarkt zu schadvollem Handel dargeboten.

Als ich das letzte Mal zwischen Karlsruhe und Rastatt durch die badische Rheinebene fuhr, jauchzten beim Durchsausen der durch kurz vorhergegangene wolkenbruchartige Sommerregen in Seen verwandelten Wiesengründe alle schulpflichtigen Frankfurter Ferienausflügler unseres Wagenabteils jedesmal hoch auf, wenn sie der vielen Kinderbringer ansichtig wurden, die auf ihren roten Beinen mit ihren langen Schnäbeln im Wasser fischten, und wir Alten freuten uns, wie es uns angemessen war, mit Maßen über das hundertfältige willkommene Symbol des Lebens. Aber als wir der trostlosen, rauchgeschwärzten Kasernen und Festungsmauern Rastatts ansichtig wurden und hie und da die Zeichen des Abbruchs erkannten, da schlug die heitere Stimmung ins bittere Gegenteil um, und wir gedachten mitleidsvoll so vieler junger Toten, die im Freiheitstraume hier einst ihr Bestes für ein damals noch verbotenes Ideal geopfert hatten, die die Freiheit und Einheit mit Gewalt dem Genius der Geschichte abtrotzen wollten und an denen darum die Gewalt zur Richterin wurde, des Gottessohnes Warnung bestätigend: „Wer das Schwert trägt, wird auch durchs Schwert umkommen!" „Vatterle", plauderte das blauäugige Töchterlein meines Gegenüber, „warum werden denn die Häuserle abgerissen? Sie sind doch noch ganz fest; sind denn die Leut', die drin gewohnt hawe, all' gstorwe und begrawe?" „Kätherle", sagte der Mann mit ernstem Gesichte, „man braucht sie nit mehr, und das ist gut; es ist halt heut eine andere und schönere Zeit, wo man solch finstere und ungesunde Häuser ohne Luft und Licht nit mehr baut. Aber die einmal da drin gewohnt hawe, die waren schon tot und begrawe bei Lebzeiten." Da machte die Kleine große, ängstliche Augen und spitzte schon ihr frischrotes Mäulchen zu einer mitleidigen Gegenfrage; aber ihr Vater schnitt ihr solche ab. „Frag' nit weiter, Kätherle, solch traurige Sachen sind nit für die jungen Mädle. Schau lieber nach den Klapperstörchen da übe! Darfst dir ein Brüderle wünschen, aber such dir nur den richtigen heraus, der unser Häusle kenne' thut, daß er sich nit verfliegt!" Da lachte die Kleine hell auf, und während sie mit der schweren Arbeit des Aussuchens beschäftigt war, raunte mir ihr Vater vorsichtig ins Ohr: „Mein Kätherle hat nach seinem eigne' Großvater gefragt; auch mein Vater hat in den Kasematten seinen Freiheitsrausch verbüßt. Er war ein Jägersmann von Beruf und schon verheiratet, als er weit drüben hinter der Alb im Schwabenland, an der Donau sein Heim verließ, weil er glaubte, daß jeder rechtschaffene Mann helfen müsse, um die kurz vorher erworbene Volksrechte vor drohender Vergewaltigung zu schützen. Er war mein Vater, und man lobt nicht gern sein eigen Fleisch und Blut vor fremden Ohren; aber ich darf es vor aller Nachbarschaft, Freundschaft und Bekanntschaft im Schwabenland frei heraus sagen: daß mein Vater dabei war, das hat mir bewiesen, daß die Geschichtsschreiber Unrecht haben, die nur von „tollen Kerlen" und „hergelaufenem Gesindel" zu reden wissen. Er hat 71 noch erlebt, und das alte Herz ist ihm aufgegange', wie dem Simeon im Tempel, als er des Christkindleins ansichtig wurde, mit Verlaub zu sagen, und er hat sich vor den Nachbarn nicht geschämt, mit gefalteten Händen Gott zu danken und zu greinen: „Herrgöttle, nun laß mich ruhig sterben, denn meine Augen haben den Kaiser und das Reich gesehen!" Als mein freundlicher Nachbar merkte, welchen Eindruck seine treuherzigen Worte auf mich gemacht hatten, fuhr er fort: „Gern würde ich Ihnen, mein lieber Herr, alles genau erzähle', aber auf nächster Station steigen wir um. Sie sind ein Nassauer, wie Sie sagen; darf ich wissen woher; ich

frage nit aus überflüssiger Neugier." Ich nannte meinen gegenwärtigen Wohnort. Da strahlte auf einmal sein ehrliches Schwabengesicht, und er rief fröhlich aus: „Ei, das trifft sich ja wieder einmal merkwürdig, wie so oft im Leben, daß Berg und Thal nit zusammenkommen, aber Menschen. Aus Usingen stammte des Vaters bester Freund unter den Leidensgefährten und zugleich sein Retter, von dem er zeitlebens gesprochen hat. Wisse Sie was, mein Herr, wenn Sie's erlaube', schicke ich Ihnen von Blaubeuren, wo wir wohnen, ein altes Schriftchen, das mein Vater vor langen Jahren selbst hat drucken lassen, zum Besten seiner flüchtigen Leidensgefährten. Darin können Sie selbst von Ihrem wackeren Landsmann alles lesen!" Und so geschah's; heimgekehrt, fragte ich bei hiesigen Verwandten, insbesondere bei der mehr als achtzigjährigen Schwester des von meinem biederen Reisegefährten als Lebensretter seines Vaters bezeichneten Usinger Kindes nach, und ich erhielt aus deren Munde die Bestätigung, daß alles so gewesen war, wie die Schrift besagte. Selbst die roten Troddeln des Heckerhutes und die Reste einer alten Leibschärpe, welche der einstige Freischärler, benannt Kaufmann Heinrich Handel aus Usingen, getragen hatte, fanden sich noch in der Rumpelkammer seines Elternhauses unter Großmutters unmodern gewordenem Kopfstaat. Und nun nach dieser notwendigen Einleitung will ich auf Grund mündlichen und schriftlichen Zeugnisses meine eigentliche Geschichte ordnungsmäßig vortragen.

1. Väterliche Vermahnung beim Abschied.

In dem stattlichen Stammhause des einstmaligen Usinger Hofbäckers Handel herrschte eines Tages, im Frühjahre 1845 eine ungewöhnliche Aufregung. Der sonst so gemessene und würdevolle Bäckermeister rückte ungeduldig sein samtnes Käpplein bald aufs linke, bald aufs rechte Ohr und redete in Eifer auf ein schmächtiges, zartfarbiges Bürschlein los, das da, mit Felleisen und einem dicken Wanderstabe ausgerüstet, reisefertig vor ihm stand, während die weiblichen Angehörigen noch allerlei Liebesgaben dem Sohn und Bruder in die tiefen Rocktaschen verstohlen einsenkten. „Schwätzt der Bub' den blauen Unsinn vom Himmel herunter, mit einem Mundwerk, wie ein Advokat, redt von „in die weite Welt hinausziehn", am End' gar über die groß' Bach nach Amerika, um ein rechter Mann werde' zu könne' und daß heutzutage eine annere Welt wär', als in meine' junge' Jahr'n! Ist dir denn unsere alt' Residenz nit groß genug und das Leben darin nit frei genug? Red'st großmäulig wie 'n Goliath, und bist doch kaum drei Käs hoch und noch nit lang trocke' hinter den Ohr'n. Hab' ich recht oder Unrecht, Heinrich?"

„Ihr sollt recht habe', lieber Vater, was Euch anlangt: Ihr seid in den Zeiten jung gewese', da noch im „Ritter" die löbliche Gerberzunft ihre Gildenlade stehe' hatt'. Ihr seid mit Recht stolz darauf, daß Ihr ein ehrsamer und behäbiger Bäckermeister und Stadtbürger geworden seid, dem selbst die Schloßprinzessin gern einen freundlichen Gruß gegönnt hat. Aber nehmt mir's nit übel, Haus und Geschäft und zu guterletzt die gemeine bürgerliche Angelegenheite' der Stadt fülle' Euer ganzes Herz aus, soweit das Irdische in Betracht kommt. So ist die junge Welt heutzutage nit und darf auch nit mehr so sein. Es muß sich alles ändern; ohne Fortschritt versauert und versumpft die Menschheit; der Fortschritt geschieht ohne unser Zuthun, und wenn wir nit mitgehe' wolle', werde' wir überrannt und vom Rad der Zeit zermalmt." „Ei, ei," spottete der Alte, „Du red'st ja ganz dichterisch! Hast dir wohl an dene' freie' Bücher aus dem große' Leseverein, der da mit goldne' Buchstabe' am Rathaus prangt, den Mage' verdorbe'! Hättet das Geld anderswo nötiger brauche' könne'!" „Nein, lieber Vater," so sagte mein Freund, der Student, und ich sag's auch, wenn auch mit ungelehrten Worten: In einer Zeit, in der die Leute mit der Eisenbahn von Frankfurt nach Wiesbaden und anderswohin fahren können, müssen auch die Gedanken, die Händ' und Füß' schneller vorwärts gehen und Handel und Wandel muß sich anders einrichten." „Ich nit, mich nimm gefälligst aus, wenn du den „Handel" nennst; aber wenn du probiere' willst, ob du mit dem Schnelllaufen weiter kommst, als ich langsam und stät gekommen bin, bleibt dir's nunmehr unbenommen. Denn, wem nit zu rate' ist, dem ist auch nit zu helfe'! Ich hab' dir, wenn auch mit schwerem Herzen, die Freiheit gelasse', zu werde', was du wollt'st; du bist nach deinem Gusto Kaufmann geworde' und hast nun ausgelernt hier beim Nachbar und willst dich noch in der berühmte' Handelsstadt am Main vervollkommne'. Hat mir gar nit gepaßt, dies Vorhabe', weil du dich hier seßhaft mache' und dein gutes Auskommen finde' könntest, wie andere Leut' auch, könntest später einmal, — ich bemerk' des nur so nebe'bei — Nachbars Thildche' heirate und mit ihr das alte, gute Geschäft. Aber ich hab' dir auch darin die Freiheit gelasse': was für willste noch mehr? Am End schon die, seim alte' Vater über de Mund fahre' und ganz sein eigner Herr sein zu dürfe'!"

„Mit Verlaub, Vater, übertreibt's nit, ich bin Euch in alle rechte Sache, wie's meine Pflicht war, ein gehorsamer Sohn gewese bis auf den Mehlstaub und die Backofehitz, die mein Brust und mein Blut nit vertrage' konnt'. Die heißblütig' Natur, die Ihr mir immer vorwerft, hab' ich wohl von Euch geerbt, Vater, denn die Leut' sage', das wär' Bäckerart und käm von der Ofenhitz', und das freut mich, daß ich trotz meiner feine' Knoche' kein Schlafhaub' geworde bin; kleine Leut' müsse' sein wie Pulver, Witz im Kopf habe' und mit dem Mund sich wehr'n könne', sonst kriege' sie die Bengel in der Welt unter. Ein frei's Wort muß erlaubt sein, nit bloß den Eltern gegenüber in Zucht und Ehren, auch in Druck und Schrift und in der öffentlichen Red', eine freie Meinung über das, was not thut, daß wir ein einig' deutsches Volk werde. Jetzt lacht den Deutsche' im Ausland jeder aus und will ihm das Fell über die Ohr'n ziehe'; der Philippi hat's erst neulich aus Paris geschriebe'."

„So", spottete der Alte, „dem kann mer ausweiche', dann bleibt mer einfach daheim im Vaterland und nährt sich redlich, wie's geschriewe steht. Woher der Bub' nur das Mundwerk hat? Hält Reden — ich hab' manchmal mit Grausen heimlich zu-

gehört, — wenn er mit seine' Kammerade' zusammesitzt und dischkuriert üwer die gefährlichste' un verbotenste' Ding' in der Welt! Censur, Preßfreiheit, deutsche Einheit, auch üwer Republik oder das zukünftig' deutsch' Kaiserreich; genau weiß er selbst doch nit, was er will, vielleicht auch noch nit, was das ist."

„Was es ist?" lachte der Heinrich belustigt, „weiß ich genau, mit achtzehn Jahren kann man das schon wisse'; hättet ja, Vater, sonst das Schulgeld für den Besuch der Lateinschule umsonst ausgegeben, und ich meine Schläg' vom Rektor Pistorius zwecklos gekriegt, wenn ich den Horatius Cocles und den Junius Brutus und was die für die römische Republik gethan habe', nit verstanden hätt'.

Aber, lieber Vater, laßt mir doch mein' Weis', ich kann nit anders. Ich kann's ja begreife', daß Ihr manches daran nit versteht, und es wird mir selbst einmal so gehen, wenn ich alt geworden bin, daß ich die neue Zeit mit ihrer neuen Weis' nit recht verstehen kann. Wozu uns darum den Abschied verbittern? Zunächst handelt es sich für mich darum, 'was Tüchtiges in Frankfurt zu lernen; dazu ist Frankfurt der richtige Ort. Ich bin kein Kind mehr und werd' mich schon daselbst vor allem Wese' und Treibe' zu hüte' wissen, was polizeilich verbote' ist; aber meine eigene' Gedanke kann mir niemand verwehr'n." „So ist's recht," lobte die Mutter diese Zusage, die während der Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn unruhig und voll Sorge, daß ein scharfer Zusammenstoß der beiden sich ereignen könne, sich im Zimmer zu schaffen gemacht und mehrmals dem Heinrich zugeblinzelt hatte, daß er doch schweigen möge. „So ist's recht, mein Sohn," wiederholte sie, „halt' dich an den gute' Bibelspruch: Gehorsam der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, denk an den schlimmen Ausgang, den es mit dem „Schwarzen Bund" der Studenten und Gesellen genommen hat. Lieber zu viel esse', als zu viel spreche'!" „Seid unbesorgt, Mutter," beruhigte der Sohn, „ich werd' allezeit an Euer' treue Sorg' um mich denken. Und nun lebt wohl, all' miteinander; Frankfurt ist nit aus der Welt!" Der Alte reichte ihm brummig die Hand, und als Heinrich den draußen wartenden Kameraden sich zugesellt hatte, die ihm sein Felleisen bis über die Landesgrenze tragen wollten, knurrte der Vater noch zur Mutter hinüber: „Lisettche', der verbrennt sich über kurz oder lang doch de' Mund. Hätt' Prokurator wern solle', wie sein Leibspezial, der Studente-Philipp." Und die Mutter seufzte, während sie mit dem Schürzenzipfel nach dem Augenwinkel fuhr: „Wenn er nur ein gutes Kosthaus sich ausfindig macht, daß er so kein' grob' und unreinlich' Esse' kriegt; er ist doch darin gar so fies (empfindlich, wählerisch)."

(Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

P.S. **Noch einmal das Waldkathrinchen.** Wir erhalten von Herrn P. Sch. aus Geisenheim durch die Hand eines Freundes noch folgende Mitteilung über das Waldkathrinchen: Die unglückliche, geistig umnachtete Person ging das ganze Jahr weiß gekleidet, trug einen Strohhut mit Schleier nach alter französischer Form, ein Cape und hatte stets ein Weidenkörbchen an der linken Seite, dazu einen jetzt wieder in Mode gekommenen Beutel, sogenannter Ridicule. So sah nach meiner Erinnerung — ich war damals 10—11 Jahre alt —, also vor nun 68 Jahren, das Waldkathrinchen aus. Im Sommer wohnte sie im Wald in einer von den Holzhackern verlassenen Hütte; im Winter hielt sie sich meist in den Mühlen bei Geisenheim, Johannisberg, Marienthal, Stephanshausen auf; ob sie auch auf dem Kammerforst war, ist zweifelhaft. Von guten Menschen wurde sie unterstützt, für die sie strickte; betteln that sie nicht. Still für sich sprechend, ging sie, tief gebeugt, ruhig an den Leuten vorbei; man ließ sie in Ruhe, nur die bösen Buben trieben manchmal ihren Scherz mit ihr. Soviel ich hörte, war das Kathrinchen von Mainz, hatte eine unglückliche Liebe und erwartete immer ihren Bräutigam. (Diese fixe Idee wird sich bei der Armen erst infolge der erlittenen Ungerechtigkeit ausgebildet haben. Den wahren Grund der trostlosen Lage kennen wir durch Genth anders. D. H.)

E. F. **Zwei altnassauische Urkunden aus dem Kirchspiel Allendorf-Merenberg unweit von Weilburg.** — —

I. Die erste stammt aus dem Jahre 1381 und leitet sich mit folgender Inhaltsangabe ein: Concordia cum Plebano in Allendorff; anno Domini 1381. (Plebanus, auch rector ecclesiae parochialis, Pfärrner.) Ich Johann Pfarrher zu Allendorff thue kundt allen mit dem Erbarn Herrn Dechant und Capitell des Stiffts zu Dietz alle jura und sachen, die Ich an sie zu fordern betreffend und sie wieder zu mir als von der Kirchen wegen zu Allendorff, wie sich die ergangen haben, bis an diesen heutigen tag als hernach geschrieben steht. Zum Ersten, so mögen und sollen sie ihr teyll des Zehenden zu Allendorff mit allem Zugehöre wie er bishero verliehen ist, leyhen alle Jar, wenn sie wöllen, oder Ihn fuget ohn all meine Widderrede und Hinderhalt, oder anders Jemands von meintwegen, Und sollen mir alle Jar vor mein teyll des Zehenden geben zwey malter Korns und ein malter Habern, auch soll ich Ihn drey Pfund Wachß alle Jhar geben, uff St. Martins tag, und Ihnen die Antworten zu Dytz kundtlich, Auch soll ich alle verehr, Papalia, Episcopalia, Cathedralia Jura Archidiaconatus und anders alle Onera, die die Kirch und Pfarr angehn, wie man die nennet, klein und groß geben, richten und bezalen gänzlich und zumal in aller weiß, ohne allen Iren schaden. Und gelobe ich in rechter guter trewen, und uff mein Pristerlich Ampt, Diese stett und fest zu halten, und dawidder nicht zu thun oder lassen thun. — Hierbei sind gewesen diese Ersamen Leuth Heurich und Diedrich Gebruder von Nassaw, Edele Knecht, Herr Johan von Arkendern, Coster zu Diedkirchen, Herr Gottschalk von Merenbergh Canonich daselbst, Herr Heinrich Lirlitz Pfarrherr zu Flacht, Herr Johan von Elsa Vicarius zu Limpurg, und ander vill guter Leuth. Zu einem urkundt und stetigkeit so habe Johan Pfarrhern in Allendorff vorgenannt fleißlich gebetten diese Ersamen Leuth Herrn Johan von Arkendern, Coster von Diedkirchen und Jungkherrn Heinrich von Nassaw, Edelknecht, daß sie vor mich Ire Ingesiegel an diesen Brieff haben gehangen. Datum in crastino Beati Marci Evangel. Anno Domini 1381.

II. Wir Adolph Grave zu Nassaw und Dietz bekennen in diesem offenen Brieff für Uns und unsere Erben, daß wir unser teyll des Zehenden zu Hasselbach klein und groß, gegeben han dem Altar der h. Jungkfrauwen St. Barbarae in dem Stifft zu Weilburgk, für Unser und Juditt Unser ehelich Hausfraw seelige Seelenheil und unser Nachkommen, also daß sich des vorgenannten Zehenden ein Iglich Vicarius des ehegenannten Altars immer und ewiglich gebrauchen soll, und soll darüber Unsern Herrn Gott vor Uns und vor Jutten, Unsere Hausfraw seelige und alle Unsere Erben bitten, deß zu Urkundt, so han wir Adolph Grave zu Nassaw und Dytze vorgenannt Unser Ingesiegel um dissen Brieff gehangen. Datum anno Domini MCCCCXVI ipso die annuntiationis beatae virginis (1416). —

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Am 2. September zum ersten Male „Die Malteser“, Tragödie in 4 Akten, mit teilweiser freier Benutzung des Schillerschen Entwurfes von Heinrich Bulthaupt. — Friedrich „der Große“ hat bekanntlich nur die Inhaltsangabe und eine kurze Szene der von ihm beabsichtigten Dichtung hinterlassen. Heinrich Bulthaupt, der bewährte Bremener Dramatiker, hat sich an die Ausführung des Plans herangemacht. Unter seiner Feder gestaltete sich das Drama folgendermaßen: Die Insel Malta, der Sitz der Johanniter, wird von deren Erbfeind, den Türken, hart bedroht. Zu der äußeren Gefahr gesellt sich noch die innere, die Verweltlichung der Ordensmitglieder, welche die Gelübde von Keuschheit und Gehorsam nicht beachten, mit Frauen leben und rebellieren. Beim Streite um eine griechische Sklavin bilden sich sogar zwei Parteien, an deren Spitze der Admiral Romegas und der Ritter Biron widereinander stehen. Als nun der Großmeister Jean de la Valette mit strenger Hand Ordnung schaffen will, verbünden sich beide Parteien insgeheim zur Verräterei. Aber der junge Ritter Saint Priest, der Liebling des Großmeisters, entdeckt den Plan. Romegas wird festgenommen und zur Strafe seines Verbrechens vom Felsen ins Meer gestürzt; seine Komplizen erhalten Verzeihung und beugen sich reu- und demütig unter des gewaltigen Oberen Hand. Das Verdienst Saint Priests bringt diesen dem Großmeister äußerlich noch näher; im überwallenden Gefühl giebt sich de la Valette dem Jüngling, den er übrigens strenger gehalten und mehr den Gefahren ausgesetzt hat als die anderen Ritter, als seinen Vater zu erkennen. Naturgemäß kämpfen in des jungen Mannes Brust die Gefühle der Enttäuschung und der Pietät einen harten Kampf miteinander, bis das letztere siegt. Nun will es aber das Schicksal, daß Saint Priest unmittelbar darauf selbst der Allgewalt der Liebe erliegt, als er entdeckt, daß sein getreuer Page, der Not und Gefahren mit ihm geteilt hat, Renée, ein Mädchen ist. Seine offene Natur treibt ihn, vor dem Vater und den Ordensbrüdern seine Liebe zu bekennen. Der Großmeister, der doch erst kurz zuvor das moralische Standrecht im Orden verkündet hat, bleibt auch in diesem Kriminalfalle unerbittlich; er spricht über den eigenen Sohn trotz der Fürsprache der Ritter und der Selbstanklage Renées, das Todesurteil aus. Dann bricht er ohnmächtig zusammen. Doch nun tritt der designierte Nachfolger de la Valettes, Pier del Monte, auf und verwandelt kraft nées das Todesurteil aus. Dann bricht er ohnmächtig den anderen nicht richten kann, das Todesurteil in ewige Verbannung. Den beiden Verbannten schließt sich der Großmeister, nachdem er sich der Zeichen seiner Würde entledigt hat, an. Aber man hatte über der inneren Katastrophe eine Zeitlang die drohende äußere vergessen. Dir Türken setzen mit aller Kraft zum Sturme an, und aus der Bedrängnis kann nur de la Valettes stets siegreiches Schwert retten. Man ruft die drei Ausgestoßenen zurück, und alle folgen der Aufforderung, voran Renée mit der Ordensfahne, eine zweite Jeanne Darc. Der Feind wird gänzlich geschlagen und vertrieben; aber Saint Priest und die Geliebte finden siegend den Tod, der beider Vergehen sühnt.

So baut sich, von einzelnem Accidentiellem abgesehen, die Handlung auf. Das Motiv ist ergreifend; die Entwickelung steigert sich spannend, und die Lösung ist befriedigend. Die Sprache ist edel und warm, mit Ausnahme einzelner allzu pathetischer Stellen. Zweifellos hätten wir aus Schillers Mund ein anderes Pathos vernommen. Auch will es uns unzweifelhaft bedünken, daß dieser dichterische Großmeister manches anders, ganz anders gestaltet hätte. So z. B. die Szene vor und nach **dem Streite um die Griechin, welch erstere bei Bulthaupt** zum bloßen Intermezzo wird, so ferner den Zwiespalt, der sich in den Handlungen des doch im Gewissen sich bedrückt fühlenden Großmeisters kund giebt, und endlich den Ausgang, d. h. eine entsprechende Verbindung der inneren und äußeren Katastrophe. Dagegen ist die Beiseitelassung des Chors, den Schiller zu verwenden gedachte, sowie die Hereinbringung der Person der Renée und damit eines neuen seelischen Konflikts dem Drama von Vorteil gewesen. Der Intendantur haben wir alle Ursache, zu danken, daß sie uns nur bereits das zweite Drama aus der Hinterlassenschaft des großen Dichters in ansprechender Bearbeitung zugänglich gemacht hat.

Die Regie Meister Kochs bewährte sich trefflich. Massenszenen und Einzelpartieen wirkten gleich ergreifend. Die Darsteller verkörperten ihre Rollen sämtlich so zweckentsprechend, daß nur Löbliches zu sagen ist. Herr Leffler gab den greisen, aber noch jugendlich feurigen Großmeister mit großer Naturwahrheit; schade, daß so manche Sätze ganz in seinem weißen Barte umkamen. Der jugendliche Herr Malcher (Saint Priest) hat sich vorzüglich angelassen, ebenso Frl. Egenolf (Renée), die mit schöner Aussprache und starker Begabung im Ausdruck seelischen Empfindens, dazu mit wohlgefälligem Aeußeren ausgestattet ist. Außerdem wären noch besonders zu erwähnen die Herren Wegener (Romegas), Aßmann (Biron), Engelmann (Landsberg), Zollin (del Monte) und Schwab (Miranda); auch der neue Herr Bernhöft (Laskaris) hatte Gelegenheit, sich vorteilhaft einzuführen. Die Ausstattung war gediegen; aber seit wann tragen die Johanniterritter weißen Mantel mit schwarzem Kreuze? Umgekehrt wär's gerade richtig gewesen.

Am 1. September konnte Herr Hofschauspieler Ferdinand Rudolph auf 40 im Dienste der Muse verbrachte Jahre zurückblicken, von denen wiederum 30 auf das Wiesbadener Hoftheater kommen. — Während der Theaterferien haben sich drei Mitglieder der Königlichen Bühne verheiratet: Frl. Doppelbauer und Frl. Tomschik mit den Herren Schauspielern Rodius, bezw. Mosel und Herr Aßmann mit Frl. Goetz, einer geborenen Wiesbadenerin.

---

* **Der Brömserhof zu Rüdesheim und seine Erbauer.** Eine Studie von G. Ballin, 16. S. Frankfurt a. M. Druck von Gebr. Fey. — Der Brömserhof, nicht zu verwechseln mit der Brömserburg, liegt an der Obergasse zu Rüdesheim und ist ein im Besitz der Stadtgemeinde befindliches Gebäude, das verschiedenen kommunalen Zwecken dient. Es ist noch verhältnismäßig gut erhalten und neuerdings auf Kosten der Stadt und des Bezirksverbandes im Innern teilweise restauriert worden. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens, der diese Arbeit ausführte, hat nun dem Publikum das sowohl historisch als kunstgeschichtlich merkwürdige Gebäude in ansprechender, Interesse erweckender Weise vorgeführt und seine Beschreibung durch treffliche Zeichnungen illustriert. Angeschlossen ist ein historischer Exkurs über die letzten Brömser und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu anderen Rittergeschlechtern, so daß das Broschürchen einen hübschen Beitrag zur Rheingauer Geschichte bildet.

* **Zwei Elternabende im Dienste der Volks- und Schulhygieine.** Zeitgemäße Mahnworte. Von J. Berninger. 63 S. Donauwörth, L. Auer. — Der Verfasser, Lehrer zu Wiesbaden, ist durch seine Bemühungen um die Hebung der körperlichen Wohlfahrt der Schüler und um das rechte Zusammenwirken von Schule und Haus zu genanntem Zwecke längst vorteilhaft bekannt. Die beiden Vorträge sind an sogenannten Elternabenden im Katholischen Lehrerverein zu Wiesbaden gehalten worden. Der erste giebt den Eltern Ratschläge darüber, welche gesundheitlichen Maßnahmen zu treffen sind, um die weitverbreiteten Kinderkrankheiten zu verhüten, oder wenn solche doch vorhanden, wie sie zu mindern oder zu beheben sind. Der zweite warnt eindringlich vor der Verabfolgung alkoholischer Getränke an Kinder, auch als sogenanntes Stärkungsmittel, und vor übermäßigem Genuß ersterer durch Erzeuger und Ernährer. Recht treffend sind die verderblichen Wirkungen des Alkohols im einzelnen illustriert. Die beherzigenswerten Worte eines langjährig praktisch thätigen, sorgsam beobachtenden, von der Liebe zu der Jugend erfüllten Mannes werden hoffentlich einen weiten Kreis von Hörern finden. Auch den Kollegen des Verfassers empfehlen wir die Schrift angelegentlichst.

Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg hat leider am 30. August einen bedauerlichen Unglücksfall erlitten. S. K. Hoheit hat nämlich bei der Heimfahrt von der Jagd das rechte Schienbein gebrochen. Wir wünschen von Herzen, daß der hohe Herr sich baldiger völliger Wiederherstellung erfreue.

Die Einweihung des Kaiserin Friedrich-Denkmals zu Homburg, hat am 19. und jene des Kaiser Friedrich-Denkmals zu Kronberg, beide von Professor Uphues geschaffen, am 21. August im Beisein des Kaiserpaares, des Kronprinzen und anderer hoher Fürstlichkeiten in feierlicher Weise programmmäßig stattgefunden. Das Weihelied für letzteren Akt war von R. Dietz gedichtet und von W. Geis komponiert, beide bekanntlich Nassauer. Der Kaiser hat der Stadt Homburg ein „Hessen-Denkmal“ gestiftet, das von dem nassauischen Bildhauer Fritz Gerth daselbst ausgeführt werden soll, und überdies dem Saalburgfonds aus seiner Privatkasse 10 000 Mark überwiesen.

Am 16. August ist der Grundstein zur katholischen Kirche in Eppstein, am 24. zur katholischen Kapelle in Holzhausen a. d. Heide und am 3. September zur evangelischen Kapelle in Aumenau gelegt worden. Die Gemeinde Aulhausen, bisher Filiale von Rüdesheim, wurde zu einer selbständigen Kuratie erhoben.

Die zweiklassige Präparandenanstalt zu Dillenburg ist in eine dreiklassige verwandelt worden. Diejenige zu Herborn wird im Oktober ihr neues Schulgebäude beziehen. Das neue Seminar zu Wetzlar ist mit 23 Zöglingen eröffnet worden; doch sollen die Abiturienten nur, oder vorzugsweise in der Rheinprovinz Anstellung erhalten. Auch für Nassau könnten wir eine neue Lehrerbildungsanstalt brauchen.

Kronberg eröffnet diesen Herbst eine städtische höhere Schule mit Zielen einer lateinlosen Oberrealschule bis Obertertia.

Die 1. Abteilung des 2. Nassauischen Feldartillerieregiments Nr. 63 wird von Mainz nach Frankfurt verlegt werden.

Am Taunus, in der Umgebung von Wildsachsen, im Lorsbacher Thal und bei Homburg, sind Spuren von Gold im Gestein entdeckt worden. Demnach hätte vielleicht der Goldbach seinen Namen nicht umsonst. Wie versichert wird, und zwar von durchaus glaubwürdiger Seite, dürften sich weitere Nachforschungen lohnen. Trotzdem erwarten wir nicht, daß sich etwa die Nassauische Schweiz oder die Homburger Gegend in ein kalifornisches Goldgräbergebiet verwandle.

Bei Bauarbeiten in Soffenheim ist der Schädel eines diluvialen Tieres, wie vermutet wird eines Mammuts, aufgefunden worden.

Auf dem Unterwesterwalde spukt ein neuer Rinaldo Rinaldini oder Johannes Bückler, Kaspar Klaus genannt. Er soll ein Raubmörder sein und eine ganze Reihe Frevelthaten bereits auf dem Gewissen haben. Augenscheinlich ist die ganze Sache bedeutend übertrieben und reicht noch nicht einmal an die berüchtigte Kneißl-Affäre heran. Die Zeit wird aufklären, wo die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit zu setzen ist.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. September.

1626. Georg Pasor wandert von Herborn nach Franeker (Westfriesland). Geboren am 1. August 1570 zu Ellar, war er 1594 Lehrer der gräflich nassauischen Kinder, von 1597 bis 1607 Lehrer am Pädagogium zu Siegen und Herborn, von 1607 bis 1626 Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen, auch Pädagogiarch. In Franeker starb er am 10. Dezember 1637 als Professor an der dortigen Universität.

1675. Graf Friedrich zu Nassau-Weilburg stirbt. Er war als Sohn des Grafen Ernst Kasimir am 26. April 1640 geboren und folgte seinem Vater am 16. April 1655 in der Regierung. Sein Nachfolger wurde sein Sohn, der berühmte Johann Ernst.

23. September.

1419. Erzbischof Johann II. von Mainz, ein Sohn des Grafen Adolf I. von Nassau-Idstein, stirbt zu Aschaffenburg. Sein Geburtstag und -jahr sind unbekannt. Seit 1397 hatte er die erzbischöfliche Würde bekleidet. Vor seiner Erhebung zu dieser, hatte er die Hälfte des nassau-saarbrückischen Teils der Burg Nassau und seit 1386 auch die Burg Adolfseck im Besitze. Die Burg zu Höchst ist von 1404 ab von ihm erbaut worden.

1804. Napoleon Bonaparte, erwählter Kaiser der Franzosen, besucht mit seiner Gemahlin Josephine von Mainz aus auf seiner Reise durch die französischen Rheinlande den Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen zu Biebrich.

28. September.

1711. In Franeker stirbt Nikolaus Gürtler, der, am 8. Dezember 1654 zu Basel geboren, von 1685 bis 1687 als Professor der Philosophie und Beredsamkeit in Herborn gestanden hatte. Dann ging er nach Hanau und 1707 nach Franeker. Er ist der Stammvater der nassauischen Familie von Gürtler. Er war auch Schriftsteller.

1789. Hans, Freiherr von Gagern wird (dreiundzwanzigjährig) nassau-weilburgischer Regierungsrat. (Vgl. „Nassovia“ Nr. 20 von 1901.)

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

Pf. L. in L. Beitrag dankend erhalten.

Ph. E. in Sch. Wir behalten uns die Entscheidung einstweilen vor.

H. Sch. in Sch. Gedicht leider nicht verwendbar. Aufsatz kommt in einer der nächsten Nummern.

E. F. in S. Miszelle dankend erhalten.

K. S. in W. Wir antworten Ihnen brieflich.

K. L. in S. Für jeden neu gewonnenen Abonnenten sind wir dankbar.

B. St. in M. Besten Dank und freundlichen Gruß.

F. S. in W. Gedichte dankend erhalten.



№ 19. Wiesbaden, den 1. Oktober 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Die Gräber der Gloire.

(Nach Emile Zolas Novellette „Le petit village.“)

Aus dem Weiß der blühenden Bäume schimmert dort ein Städtlein klein;
Sanfter Friede hüllt es sorglich in den duft'gen Mantel ein.

In der Welt bisher, der weiten, war sein Name ungenannt,
Bis der Krieg, der Männermörder, macht' es überall bekannt.

Hast vom großen Kampf im Blutjahr Siebenzig du je gehört,
Dann vernahmst du auch den Namen jenes stillen Städtleins: Wörth.

Ueber viele Gräberhügel spannt sich grün ein großes Tuch,
Und um all die Höhen weht's wie Pulverrauch und Blutgeruch.

Und vorm geist'gen Aug' entrollt sich uns ein Fernblick schrecklich klar:
Endlos dehnen sich zur Weite all die Gräber der Gloire.

Weit gen Ost zum Eisfeld Moskaus hin durchs große deutsche Land,
Weit gen Süd, wo die Skelette ruh'n am Nil im Wüstensand,

Durch die Eb'ne der Lombarden seewärts bis Sewastopol;
Jedes Land, das Frankreichs Heere sahen, heischte blut'gen Zoll.

Uebers Wasser führt der Blutstreif fernhin bis zum Gelben Meer,
Uebern Ozean vom Golfe Mexikos dann wieder her.

Wenn die Geisterstunde aufschreckt all die Schläfer aus der Ruh',
Heben sie die Knochenhände, rufen seufzend: „Ach wozu?

Warum riß so früh das Blutwerk uns zum Schattenreich hinab?
Warum grub es ohne Mitleid in der Fremde uns das Grab?“

Und die Antwort: „Hunderttausend Opfer, alle, Schar um Schar,
Fraß der Krieg, der große Moloch, nur um das Phantom: Gloire!“

C. Spielmann.

Johann der Aeltere, Graf zu Nassau-Dillenburg, 1559—1606.

8) Von Ernst Goebel. (2. Fortsetzung.)

Auf des Grafen Wunsch gab er das Herborner Bibelwerk heraus, die sogenannte „Strafmichgott-Bibel." Sie erhielt den Namen daher, weil er Markus 8, 12 übersetzte: Wann diesem Geschlechte ein Zeichen gegeben wird, so straf' mich Gott.

Das Werk besteht aus 4 Quartanten und enthält eine genaue Uebersetzung mit Erklärung, der 4 Band außerdem Register, Chronologie, sorgfältig ausgeführte Karten und Abbildungen sowie Ratschläge über den Gebrauch der Bibel. Von Piscators Werken sind ferner bekannt seine „Erklärung des Heidelberger Katechismus", wie er auch selbst einen „Katechismus" herausgegeben hat, in dem er das Glaubensbekenntnis, die 10 Gebote, die Taufe, das Abendmahl und das Gebet des Herrn ausführlich für die Hand der Pfarrer und Lehrer erklärt.[20])

Neben Olevian und Piscator sind noch folgende Professoren zu nennen:

Georg Pasor, der das erste Lexikon zum Neuen Testament herausgab und 1626 nach Franeker in Friesland berufen wurde.

Johannes Pilger. Er wurde zu Heidelberg geboren. Der bekannte Theologe Daniel Tossanus in Neustadt a. d. Hardt hatte ihn im Februar 1583 mit einem Empfehlungsbriefe an Graf Johann gesandt. Daraufhin wurde er Pfarrer in Nenderoth. Am 7. Mai 1584 wurde er für eine Professur in Herborn vorgeschlagen, d. h. zum Lektor der Theologie mit dem Zusatze, „daß er auch zum Ministerium daselbst zu brauchen wäre." Jedoch bald darauf stellte er dem Grafen vor, daß er mit seinem Stipendium in Herborn nicht auskomme und auch von der Seelsorge in Nenderoth zu sehr abgehalten werde. Er wurde infolgedessen als Expektant für die erste Pfarrstelle zu Ebersbach gesetzt, welche er auch im November 1585 bezog. Hier blieb Pilger bis zum Frühjahr von 1593. Nach dem Tode des Inspektors Crellius kam er nach Siegen, starb jedoch schon im folgenden Jahre, 1594.

M. Jodokus Naum, Schüler von Olevian und Ursin, stammte aus dem Städtchen Sinsheim in der Pfalz. Anno 1577 mußte er seine Heimat wegen seines reformierten Bekenntnisses verlassen und kam ins Dillenburgische. Graf Johann stellte ihn zuerst als Schullehrer in Nassau und dann 1582 als Oberschulmeister der lateinischen Schule zu Dillenburg an. In 1584 wurde er als Dozent an die Hohe Schule berufen und drei Monate später als Oberpfarrer zu Burbach angestellt. Als Olevian 1587 starb, wurde er sein Nachfolger; 1594 siedelte er zugleich mit der Hohen Schule, die der Pest wegen nach Siegen verlegt wurde, auch dorthin über. Allerlei Verleumdung seitens der Gemeinde Siegen bestimmten ihn, seine Entlassung beim Grafen einzureichen. Im Oktober von 1596 zog er nach Hanau, wohin er früher schon öfter beordert worden war, um das reformierte Bekenntnis zu begründen und auszubreiten. Hier wirkte er jedoch kaum ein Jahr; 1597 starb er. Es existieren 10 Schriften von Naum.

Johannes Bisterfeld. Dieser stammte aus Limburg. In 1586 war er Student in Herborn. Schon im Jahre 1589 wurde er Lehrer der zweiten Klasse am Pädagogium zu Herborn, 1591 Lehrer der Prima. Bald darauf wurde er Professor der Philosophie und Beredsamkeit sowie Pädagogearch; 1598 ernannte ihn Graf Johann zum Professor der Theologie. Zweimal bekleidete er die Würde des Rektors. Bisterfeld starb am 18. Januar 1619. Bekannt wurde er durch seine Teilnahme als Vertreter des Grafenvereins an der sogenannten Dortrechter Synode.

Von seinen wenigen Schriften ist zu erwähnen sein Kompendium: „Rhetorica ramea, libri duo", Herborn 1597.

Johannes Heidfeld. Er wurde geboren am 26. November 1563 zu Waltrop bei Dortmund und besuchte zuerst das Dortmunder Gymnasium. In 1585 finden wir ihn als Student zu Herborn; 1586 wurde er Lehrer der V. Klasse des Pädagogiums. Seine schlechte finanzielle Lage brachte ihn auf den Gedanken, mit seiner Frau, einer Tochter von Naviomagus, eine Privat-Mädchenschule zu gründen.[21]) Anno 1591 wurde er Pfarrer in Driedorf und 1596 zweiter Pfarrer und Professor der Theologie zu Siegen; er lehrte hauptsächlich praktische Theologie. Im Jahre 1597 wurde er Pfarrer zu Ebersbach, wo er 1629 starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Sphinx theologica et philosophica", „Hierophantae hierarchia", „Ideae sive forma optimi principis" und Predigten. Auf Befehl des Grafen übersetzte er auch das Büchlein des Daniel Tossanus: „De senectute."

Johannes Heinrich Alsted, welcher auf der Dortrechter Synode der Vertreter der nassau-oranischen Kirche war. Bekannte Schriften von ihm sind seine großen Enzyklopädien und zahlreichen Kompendien.

Die Zeit der höchsten Blüte der Hohen Schule bildeten unzweifelhaft die ersten fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens. Daß sie allmählich

[20]) Maurer, Festpredigt zur 300jährigen Gedächtnisfeier der Gründung der Hohen Schule zu Herborn; Herborn 1884.

[21]) Vogel, Archiv f. Kirchen- und Gelehrten-Geschichte. (Nach Cuno, Geschichte der Stadt Siegen, soll dies die erste Mädchenschule in Nassau gewesen sein.)

zurückging, hatte zum großen Teil darin seine Ursache, daß sie öfters wegen der Pest nach Siegen umwandern mußte, so z. B. in den Jahren 1594—1593, sowie 1605 und 1609. Trotzdem befanden sich nach Angabe Textors im Todesjahre des Grafen Johann nicht weniger als 50 Freiherren auf der Schule, die nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Böhmen, Mähren, Ungarn, Dänemark, England und Frankreich stammten. Ueber die Zahl der Studierenden giebt Sachsse[22]) an: „Die höchste Zahl der Immatrikulationen war 1600, nämlich 94; in den folgenden Jahren bewegte sich die Ziffer zwischen 60 und 90. Da wir nun aus einer Notiz der Matrikel ersehen, daß im Jahre 1599, wo 55 Studierende immatrikuliert wurden, die Gesamtzahl der Studierenden 91 betrug, so dürfen wir wohl annehmen, daß die meisten Studenten zwei Jahre blieben und daher die Gesamtzahl der Studierenden in der Blütezeit 150 bis 180 betrug." Das Pädagogium hatte 150 bis 200 Schüler und erreichte seine höchste Ziffer im Jahre 1609 mit 242 Schülern.

In finanzieller Hinsicht war die Schule sehr gut gestellt. Johann, der von 1577 bis an sein Ende 12 arme Studenten in Dillenburg unterhielt, suchte auch in Herborn durch Stipendien aller Art, Freitische u. s. w. unbemittelten Hörern fortzuhelfen. Jeder Student, der nach Straßburg, Wittenberg oder Marburg ging, erhielt 21 Gulden Stipendium. Daß er damit auskommen konnte, ist aus folgender Notiz ersichtlich. Es besuchten z. B. zwei Söhne des Ritters von der Hees aus der Herrschaft Siegen 1560 das Pädagogium zu Dillenburg. Sie bezahlten zusammen jährlich 22 Gulden Kostgeld und 2 Gulden für Schullohn und Bücher, also jeder nur 12 Gulden. Die jungen Grafen Johann Ernst, Johann der Jüngere, und Adolf, die später die Hohe Schule zu Herborn besuchten, mußten jeder pro Jahr für Tisch und Wohnung 60 Rthlr. aufwenden.[23]) Auch auf der Synode von 1559 waren schon Stipendien vorgesehen. Es heißt daselbst unter 4) „De Stipendio Scholasticorum": Aus jedem Kirchspiele sollten 2 Knaben ausgesucht werden und in der Schule jährlich 6 bis 8 Gulden Stipendium haben. Würden sie tüchtig, die Universität zu besuchen, so sollte jeder das erste Jahr 30 Gulden, das zweite auf ein gutes Zeugnis hin 40, und auf ein noch immer besseres noch 2 Jahre lang 50 Gulden erhalten, und diese Stipendiaten sollten vor allen andern befördert werden.[24])

Während Graf Johanns Regierung wurden folgende Professoren berufen:

I. Theologen: 1) Olevian, 2) Ursin, 3) Naum, 4) Heidfeld I., 5) Pilger, 6) Piscator, 7) Alsted 1584, 8) Textor 1590, 9) Heidfeld II. 1596, 10) Bisterfeld 1598, 11) Pasor 1607.

II. Philosophen: 1) Publian, 2) Gernberger, 3) Dickhaut, 4) Nobis, 5) Folbius 1584, 6) Gottslebius 1591.

III. Juristen: 1) Goedäus 1588, 2) Althus 1594, 3) Naurath 1599, 4) Fincius 1608.

IV. Mediziner: 1) Pincier 1584. — —

[22]) Sachsse a. a. O.

[23]) Keller a. a. O. 571.

[24]) Steubing a. a. O. S. 252.

3.

Da in dem Leben des Grafen immer die protestantische, speziell die reformierte Konfession eine große Rolle spielte, so dürfen wir von vornherein vermuten, daß er sein besonderes Interesse der Reformierung und Ausgestaltung des Kirchenwesens zuwandte. Dem war auch so.

Was die Reformation anbelangt, so war diese schon durch des Grafen Johann Vater, Wilhelm den Reichen, eingeführt worden; schon damals hielt man, namentlich durch Erasmus Sarcerius Kirchensynoden ab, worin u. a. sehr häufig über das unordentliche Leben der Geistlichen geklagt wurde. Graf Johann hatte kaum seine Regierung angetreten, als er auch schon darauf bedacht war, dem Lande eine wohlüberlegte, neue Kirchenordnung zu geben. Zu diesem Zwecke hatten der Superintendent Bernhardi und der Hofprediger Snepf den Auftrag bekommen, über den Zustand der nassauischen Kirchen zu berichten und Verbesserungen vorzuschlagen. In ihrem Berichte gaben sie an, daß, obgleich in den meisten Städten das reine Evangelium gepredigt werde, trotzdem noch verschiedene Mißstände zu beseitigen wären. So reiße z. B. „die schändliche Simonie[25]) in Kirchenämtern wieder ein", und die christliche Ordnung, Kirchendiener zu berufen, werde übergangen; ferner unterblieben die jährlichen Visitationen; Kirchengüter, Zinsen und Renten würden entzogen u. s. w. Obwohl nun auf Befehl des Grafen eine neue Kirchenordnung von Bernhardi und Snepf verfaßt worden war, so wurde doch vorläufig die alte Kirchenordnung des Grafen Wilhelm bestehen gelassen. Anno 1568 wurde Bernhardi das Pastorat zu Siegen übertragen und von dem Grafen der berühmte D. Max Mörlin aus Sachsen (1570) zum Hofprediger und General-Superintendenten berufen. Er war ein eifriger Lutheraner und hielt schon in dem ersten Jahre seiner Wirksamkeit eine Visitation im ganzen nassauischen Lande ab; 1572 ging er jedoch wieder nach Sachsen zurück und starb 1584 in Koburg. Nach Mörlin war Gerhard Geldenhauer, genannt Noviomagus, Pfarrer zu Herborn, von dem Grafen zu den Visitationen bestimmt worden. Im November 1573 kam dieser sowie der nassauische Rat M. Andreas Christiani mit den Abgesandten des Grafen Ludwig von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, M. Georg Weigel und dem Kaplan Andreas Rauting nebst M. Jakob Ursinus, Pfarrer zu Ferndorff, in Siegen zusammen, um über folgendes zu beratschlagen:

1. Ob man eine Ordnung verfassen solle wegen des „examinis Ordinandorum und ipsius actus ordinationis."
2. Ob man Kirchen-Agenden aufstellen solle, wonach man sich im ganzen Lande richten möge.
3. Ob es sich empfehle, die Kirchen-Rechnungen im Amte Siegen „abzuhören", Kirchengüter zu besichtigen, zu inventarisieren und zu „vermahlsteinen".

(Fortsetzung folgt.)

[25]) Versuch, geistliche Aemter durch Bestechung oder Geschenke an sich zu bringen.

Der Feldberg und seine Umgebung in der altgermanischen Mythe.

1) Von H. Kilz.

Jegliches Volk, wenn auch noch so klein und unscheinbar, hat seine sich stets weitererbenden Sagen. Die Sage ist nun allemal der letzte Nachhall von Begebenheiten in Natur oder Geschichte; sie knüpft an etwas, wenn auch vorgeschichtlich Geschehenes an. Durch Tradition erben sich solche Begebenheiten bis in die weitesten Volksschichten fort. Alle unsere ältesten Sagen sind in der altgermanischen Bibel, der *Edda* aufgezeichnet. Bischof Brunjulf Svenson in Skalholt in Island fand 1643 das Manuskript der sogenannten *Aelteren Edda*; man nimmt teilweise immer noch an, daß der Priester Sämund Sigfusson 1056—1133 sie gesammelt hat. Die 1628 von Arngrim Jonson aufgefundene sogenannte *Jüngere Edda* ist eigentlich nur eine Verbesserung der „älteren" und wurde großenteils von Snorri Sturluson (1179—1241) geschrieben. Beide Bücher enthalten zum Teil Götter-, zum Teil Heldensagen. Längst ist man darüber einig, daß die Edda *uns Deutschen* gehört. Hat auch alles ursprünglich nordische Gestalt, so muß man eben annehmen, daß die Edda nur gewandert ist. Schon W. Grimm sagt: „Die Sage kann, wenn sie verpflanzt wird, Namen und Gegenstand völlig ändern; erkennt sie aber in der Fremde die Heimat an, so ist das ein Beweis ihrer Abkunft."

Wie schon gesagt, besteht die Edda aus Götter- und Heldensagen. Aus Helden machte das Volk die Götter, nicht umgekehrt. Die *Asen* der Edda sind nicht ideale Phantasiegestalten, sie haben menschliche Gewohnheiten. Die Masse des Volks war eben von jeher viel zu realistisch, um aus allerlei bloßen Naturerscheinungen schöne Mythen zu dichten. Etwas Positives mußte vorhanden sein, um das sich die Volksdichtung gruppierte. Stätten, die noch heute Namen aus der Edda führen, konnten diese Namen nur erhalten, wenn dort wahrhaftige Wesen ihr Spiel trieben. Das ist als richtig für die Nachforschung zu zu beachten.

Die meisten in der Edda geschilderten Ereignisse sind weiter nichts als poetische Darstellungen von Naturerscheinungen. Licht und Finsternis, Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Sonnenaufgang und -untergang, das alles ist durch Personen in schönster Weise symbolisiert. Am verbreitetsten ist die Jahreszeiten-Mythe. Sie bildet ja gewissermaßen den Mittelpunkt der Darstellung aller Lebenserscheinungen und ist deshalb am herrlichsten ausgeführt. Und nun haben wir ganz in unserer Nähe den Ort, an dem jene Mythe lokalisiert ist.

Der *Große Feldberg*, 882 Meter ü. d. M., der höchste Berg Nordwestdeutschlands, gewährt einen wundervollen Ausblick in die Lande. Meilenweit kann das Auge einen Rundblick genießen, der selten seines Gleichen findet. Unwillkürlich muß man von vornherein vermuten, daß unsere Vorfahren hier den Sitz der seligen Götter verehrten. Die Bedeutung des Feldbergs ist allenthalben bekannt. Mächtige Völker hat er vorüberstürmen gesehen, und die erbittertsten Kämpfe wurden auf seinen Höhen und in seiner Umgebung gefiefert.

Was der Beschauer sehr oft staunend bemerkt, ist die ungeheure Menge von Felsblöcken, die hier wie an vielen anderen Punkten des Taunus zerstreut den Boden bedecken. Auch große Wallreste und Ruinen riesenhafter Mauern lassen sich allenthalben verfolgen. Oft bilden sie eine in sich zurücklaufende Linie, also eine Kreisform oder einen *Ring*. Sehen wir uns die Trümmer einzelner noch klar zu erkennender Wälle näher an, so unterscheiden wir mächtige, ungefüge Blöcke, die unregelmäßig auf einander geschichtet sind. Sie sind fast immer von Quarz, ungeheuer schwer, und oft von einem Durchmesser bis zu 2 Metern. Zwar findet man nirgends mehr die volle Höhe einer Mauer, sie läßt sich nur erraten. Die Einflüsse der Atmosphäre und noch mehr die Hände der Menschen haben diese Denkmale aus grauester Vorzeit vernichtet. Halte man doch hier die allerbequemste Steinbrüche. Vielfach bezeichnet auch nur noch der Schotter des zerschlagenen Gesteins den Lauf der Wälle. Manche wollen deshalb aus dem planlos umherliegenden Gestein einstige Mauern gar nicht mehr erkennen. Aber diese Zweifel sind leicht zu beseitigen. Die Mauern nämlich, die zum *Schutze* dienten, hatten nach außen die größten und schwersten Blöcke. Diese wurden zuerst herausgezerrt; die dahinterliegende Schicht kleinerer Steine rutschte naturgemäß nach, und so fiel die Mauer zu einem breiten, formlosen Wall auseinander. Der *Altkönig*, nahe beim Großen Feldberg, hat zwei solcher Ringwälle von großem Umkreis und Durchmesser. Noch mächtiger, aber weniger erkennbar, sind die Mauern der *Goldgrubenburg*, die im dichtesten Walde liegt. Beachtung verdienen ferner die Wälle, die von den *Althöfen* in das *Urselthal* hinab laufen.

Es ist nun nicht Zweck dieses Aufsatzes, eine nähere Beschreibung der an anderer Stelle schon oft behandelten Wälle zu geben; es handelt sich nur um die Frage: Durch wen sind diese cyklopischen Bauwerke entstanden? Ohne Ueberlegung wird sie mancher den Römern[1]) zuschreiben. Wer aber die Bauart der letzteren kennt, wird diese Annahme sofort zurückweisen, zumal auch nicht die geringste Spur der Anwendung von Mörtel ersichtlich ist. Man muß jene Bauwerke eben als *vorgeschichtlich* betrachten. Sie haben einem gewaltigen vorzeitigen Geschlecht als Wohn- und Kultusstätten gedient, das späterhin als *Asen* oder *Heunen* vergöttert wurde. Man darf jedoch letztere Heunen oder auch *Hünen* (Riesen) nicht etwa mit dem historischen wilden Volk den Hunnen verwechseln. Denn diese traten erst viel später auf, und hätten auch sonst wahrlich nicht als Halbgötter imponieren können. Vielleicht waren die Bewohner der wallgekrönten

Anmerkung. Die Veröffentlichung dieses Aufsatzes berechtigt nicht zu Schlüssen auf unsere Stellungnahme im einzelnen. (D. H.)

[1]) Das Saalburg-Kastell ist auf germanischen Festungsruinen aufgebaut.

Höhen die Urväter der tapferen Mattiaken. Letztere bewohnten bekanntlich zur Zeit der Römer unser Land und machten den fremden Eindringlingen viel zu schaffen.

Da man von jeher immer die höchsten Berggipfel als die „Hochsitze" der Götter betrachtete, so ist anzunehmen, daß das Volk auch in dem Feldberg eine geweihte Höhe verehrte. Auf solchen hochgelegenen Kultusorten bezeichnet dann gewöhnlich ein mächtiger Stein, daß hier geopfert wurde. So liegt auch auf dem Gipfel des Feldbergs in dessen Mitte ein mächtiger Felsblock, das *Brunhildenbett*. Seinen Namen führt er seit urdenklicher Zeit. In einer sehr alten Urkunde aus dem Jahre 1043, die eine Grenzbestimmung der Pfarrei Schloßborn betrifft, heißt es: „ad eum lapidem qui vulgo dicitur *lectulus Brunihilde*", d. h. „bis zu dem Steine, der gemeinhin das Bett der Brunhilde genannt wird.*) Ein deutlicher Beweis der Heiligkeit des Steines ist eine fast kreisrunde Vertiefung in der Mitte des Felsens. Sie ist ca. 1½ Meter lang und 1 Meter hoch, erscheint in einer Tiefe bis zu 16 Zentimetern ausgehöhlt und diente wahrscheinlich als *Opferschale*. Was die ausgeschliffene Rinne für einen Zweck hatte, vermag man nicht festzustellen. Vielleicht diente sie als Abflußkanal des Regenwassers. Die fein ausgearbeitete Höhlung ist zweifellos von Menschenhänden hergestellt worden. Merkwürdigerweise ist der Quarz des Steines so hart, daß selbst der beste Steinmeißel versagt, wenn man von dem Steine etwas abbringen will.

Einfügen wollen wir hier gleich, daß zu beachten und vom Brunhildenbett wohl zu unterscheiden ist: der *Brunhildenstein* auf der *Hohen Kanzel*, ein Quarzfelsen, über dem nunmehr der Aussichtsturm errichtet ist. Dieser Brunhildenstein kommt in der Beschreibung der Termineí des Klosters Bleidenstadt von 812 vor, zugleich mit dem nahegelegenen *Brunforst*. Er ist es aber nicht, an den wir unsere weitere Betrachtung anknüpfen.

Die symbolische Bedeutung des Brunhildenbetts auf dem Feldberg wurde später verschieden ausgelegt. Die Kirche machte selbstverständlich aus der heidnischen Brunhilde eine christliche *Hildegard*. In das Volk wollte diese an sich gewiß schöne Ummodelung nicht recht eindringen. Es bewahrte lieber die Erinnerung an eine fränkische *Königin Brunhilde* (die „braune Holde" † 613). Allmorgendlich erstieg diese den Feldberg und überblickte ihr Reich bei aufgehender Sonne. Hierin haben wir den Nachklang der Mythe von der *eddischen Brunhilde*. Die Sage erzählt: Erda oder Gerda, die Erdmutter, begünstigte den Eisriesen Agnar; dadurch erstarrte die Erde in Frost und Eis, bis Odin (der sonnige Frühling) wiederkehrte und die Schlafende (die Erde) erweckte. Das ist aber zugleich der *mytische* Kern der *Siegfriedsage*. Man muß Siegfried als ursprünglich rein geschichtlich nehmen; erst später bekam er mythischen Nimbus.

Die *Frühlingsmythe* war allen Germanen gemeinsam; das erklärt sich schon daraus, daß es mehrere Brunhildensteine giebt. Die Kultusstätten waren eben früher in unserem Lande ebenso verbreitet wie heute. Daß aber die Edda den Stein auf dem Feldberg bezeichnen will, ersehe man aus weiterem. Sigurd (Siegfried) hat den Drachen auf der *Gnitaheide* besiegt. Daß dies die Knitterheide in Westfalen oder Nittum an der Wupper sein soll, ist nur eine Annahme ohne triftige Beweise. Die Gnitaheide ist einzig die *Heide an der Nidda*. Früher hieß es urkundlich Nitagowe; das nordische vorgeschlagene G kommt im Deutschen in Wegfall. (Vergl. Gwotan = Wotan, Gerda = Erda u. s. w.) Weiter erzählt die Edda, daß, nachdem Siegfried den Drachen *) getötet und von dessen Blut geleckt hatte, er die Sprache der Vögel verstand. Die Adlerweibchen sangen:

„Ein Hof steht auf dem *Idarfeld*,
Ganz von Glut umgeben außen.
Auf dem Steine schläft die Streitkundige,
Und lodernd umgiebt sie der *Linde Feind*."

Weiter heißt es:

„Er (Siegfried) ritt hinauf auf das *Idarfeld*,
Er wandte sich südwärts gen *Frankenland*.
Auf einem Berge sah er mächtige Glut
Gleich als brennte ein Feuer,
Von dem es zum Himmel emporleuchtete.
Aber wie er hindurch kam, stand da eine *Schildburg*.
Siegfried ging in die Schildburg und sah,
Daß da ein Mann lag und schlief in voller Rüstung.
Er zog ihm zuerst den Helm vom Haupte;
Da sah er, daß es ein Weib war." . . . . .

(Der Linde Feind ist das Feuer.) Die Sage spielt, historisch genommen, *südwärts* im *Frankenland*; also dürfte in Wahrheit die Gnita die fränkische Nita oder Nidda sein. Auch heißt es später nochmals deutlicher: Gnitaheide im Frankenland. Der Niddagau war ja bekanntlich schon im 6. Jahrhundert im Besitze der Franken. Das hohe Idarfeld aber, zu dem Siegfried empor reitet, ist nichts anderes als unser Großer Feldberg.

Idh heißt indogermanisch flammen, leuchten; ach oder ar bedeutet Wasser, allgemein das Fließende. Feld (fiall) war früher ein weiterer Begriff als heute; es ist darunter ein ausgedehntes *großes Gebirgsfeld* gemeint. *Idarfeld* war weiter also in Wirklichkeit der *flammenumloderte Berg*.

Man kann somit die *Siegfriedsage* trefflich zu der vorher schon bezeichneten *Frühlingsmythe* in Beziehung setzen. Die Walküre ist an Stelle ihrer Herrin Freia, der jungen Erdgottheit, in den Zauberschlaf (des Winters) gebannt worden zur Strafe für eine Uebertretung des himmelsväterlichen Gebotes. Der winterliche Wotan hat sie mit dem Schlummerdorn gestochen. Nur der sich nicht vor dem Winterbanne fürchtende junge Frühlingsheld, die Gottheit des *wiedererneuten Lichtes*, wird sie erwecken können. Aber er kann sich nicht in Ruhe des dauernden Besitzes erfreuen. Sein Weg führt ihn zu den *Nibelungen*, der dunklen Mächten des *abnehmenden* Lichtes, der

*) In der Nähe des Brunhildenbetts, am Feldberghange giebt es auch einen Brunhildenborn.

*) Der Lindwurm „Fafner" lag der Sage nach im Schwarzenthale zwischen Feldberg und Altkönig.

schwindenden Jahreszeit. Sie bringen ihm langsam den Tod, und mit ihm endet die Walküre. Licht und Leben vergehen bis zum nächsten Frühling.

In dieser Mythe wird uns das Schönste, was die Edda überliefert, in denkbar großartigster Weise geboten, und Richard Wagner, unser großer Musikheros hat dies Schönste in seinem „Nibelungenring“ am unerreichtesten dichterisch-gesanglich verkörpert. Auf dem Feldberg denke man sich den „Feuerzauber“ aus der „Walküre“. Der Anblick eines Sonnenaufgangs auf dem Feldberge führt uns sofort die „Brunhildensage“ vor unser geistiges Auge und läßt sie uns in ihrer ganzen Erhabenheit begreifen.

(Schluß folgt.)

Das Gelbachthal.

1) Von H. Schmidt, Schönau.

Zu den schönsten Thälern des Westerwaldes gehört unstreitig das Gelbachthal, und zwar jener Teil desselben von Montabaur bis zur Mündung des Gelbaches unterhalb der ehemaligen Abtei Arnstein in die Lahn. Nach der Vereinigung der Ahr und des Aubaches führt der geeinte Bach den Namen Gelbach. Da sein Wasser den größten Teil des Jahres eine schmutzig gelbe Färbung zeigt, so trägt er seinen Namen wohl mit Recht.

Von Montabaur führen zwei Wege, der eine rechts, der andere links dem Aubache folgend, durch die saftigen Wiesengründe der schönen Moran. Der zur rechten Seite ist im Vorjahre in eine feste Kunststraße umgewandelt worden. Folgen wir zunächst diesem, so gelangen wir durch Feld und Wiesen bald an eine Loh- und Oelmühle, Buchsenmühle genannt, welche durch den Elberter Bach, einen Zufluß des Aubaches, in Bewegung gesetzt wird. Während bis hierher das Thal flach und muldenförmig war, treten nun auf beiden Seiten die Berge näher an den Bach heran, links bis dicht an denselben, zur rechten Seite durch die „Freiherr v. Steinsche Wiese“ von ihm geschieden. Infolge des weit vorspringenden Kahlenbergs wird der Aubach gezwungen, plötzlich seinen Lauf zu ändern und fast im rechten Winkel nach Südosten zu biegen. Ueberrascht bleibt der Wanderer vor dem sich ihm darbietenden Bilde stehen. In einer Entfernung von zwanzig Minuten erblickt er die Wallfahrtskirche von Wirzenborn. Auf einer unter einem großen Kreuze am Fuße des Kahlenbergs stehenden Bank kann er das liebliche Bild ungestört in sich aufnehmen. Nach kurzer Rast gelangt er an das Silberbergwerk „Mühlenberg“, von dem jetzigen Besitzer „Grube Maria“ genannt. Die früheren Besitzer dieser Grube haben keine Kosten gescheut, um den Betrieb lohnender zu gestalten. Daß die Arbeit nun schon längere Zeit eingestellt ist, kann man im Interesse der Bewohner der umliegenden Orte nur bedauern, da dieselben hier guten Verdienst fanden. Einige Schritte abwärts steht wieder eine ansehnliche Mühle. Wer Lust zu einem Glase Milch oder einer Portion kräftiger Bauernkäse mit Butter und Brot hat, mag hier eine kleine Stärkung zu sich nehmen. Ueber zwei Brücken gelangen wir an den Aufstieg, der längs der hohen Kirchhofsmauer hinauf zur Kirche führt. Durch eine überdachte Vorhalle treten wir in das altehrwürdige Heiligtum. Infolge der eifrigen Bemühungen des früheren Frühmessers Glasner, jetzigen Pfarrers von Katzenelnbogen, ist das Innere der Kirche in würdiger, stilgerechter Weise ausgemalt worden. Während das Chor in gotischem Stil erbaut ist, paßt das Schiff mit seiner flachen Bretterdecke durchaus nicht zu der übrigen Bauart. Obwohl man weder die Zeit, noch den Namen des Erbauers bestimmt weiß, so schließt man doch auf den Deutschorden als Erbauer der Kirche. Denn einmal besaß derselbe hier ein großes Hofgut, dann aber weisen die Wappenschilder an der Decke des Chores auf reich begüterte adelige Familien polnischer Abstammung hin. Der Hochaltar von Holz trägt in der Mitte das Bild der Patronin der Kirche, der Gottesmutter Maria. Außer anderen Bildern zieren den Hauptaltar auch die Statuen der polnischen Heiligen Kasimir und Stanislaus. Auf Postamenten über der Kommunionbank stehen die lebensgroßen Statuen der Mutter Gottes und des hl. Johannes von Nepomuk. Der rechte Seitenaltar trägt das Gnadenbild, eine kleine Statue der allerseligsten Jungfrau mit dem Jesuskind. Das alte Altarbild des Aufsatzes stellte die Anbetung der Weisen in einem Oelgemälde dar. Leider ist dieses, sowie dasjenige des linken Seitenaltars, durch wenig geschmackvolle Bilder ersetzt worden. Das frühere Gemälde des linken Seitenaltars, eine Kreuzigung Christi, wurde von Bürgern Montabaurs im Jahre 1622 gestiftet. Auf dem linken Seitenaltar steht ein wertvolles, altes Kreuz mit einem Elfenbeinkorpus. An den Wänden des Schiffes hängen die vierzehn Stationen des bitteren Leidens Jesu Christi. Sie sind das Geschenk eines still wirkenden Wohltäters. Auf die Orgelbühne führen eine hölzerne und eine steinerne Wendeltreppe. Nach der wohlgelungenen Ausmalung kann das altehrwürdige Wallfahrtskirchlein die Perle des Gelbachthales genannt werden. Es ist die Filialkirche der Orte Wirzenborn, Reckenthal und Bladernheim und nach Montabaur eingepfarrt. Während noch vor einigen Jahren ein eigener Frühmesser hier angestellt war, wird es jetzt durch einen Kaplan von Montabaur aus pastoriert. In früheren Zeiten versahen Kapuzinerpatres die kirchlichen Dienste. Alljährlich wallfahren viele Pilger nach Wirzenborn, um hier im stillen Gebete Trost und Hilfe zu erflehen. Die Hauptwallfahrtstage sind Mariä Verkündigung, Palmsonntag und Mariä Himmelfahrt. —

Auch auf dem links dem Laufe des Aubachs folgenden Wege kann man von Montabaur aus, an zwei Wollspinnereien vorbei, nach Wirzenborn wandern. Auf der Höhe, links von diesem Wege, liegt das Hofgut Roßberg. Hier residierten die Adeligen

Mühl von Ulmen bis zum Aussterben ihrer Familie im Jahre 1762. Johann Philipp von Walderdorf erwarb später dieses Gut und die Waldendorff sind heute noch die Besitzer desselben. Wer einen lungenstärkenden Aufstieg nicht scheut, klettere die sogenannten „Fußfälle“ hinauf, und er gelangt auf die jetzt in fruchtbares Ackerland umgewandelte Wirzenborner Heide. Die Fußfälle sind, auf einem Unterbau von Basalt, Sandstein und Granit errichtete Bildwerke, welche die Geheimnisse des Rosenkranzes in plastischer, kunstvoll polychromierter Steinhauerarbeit versinnbilden. Eine lateinische Inschrift auf dem mittleren Bau besagt, daß Johannes Erhartus (Ehrhart) von Renrod dieselben im Jahre 1726 aus Dankbarkeit aufführen ließ. Die Wirzenborner Heide war in den ersten Jahrzehnten der nassauischen Herrschaft die Kontrollstätte der Reservisten aus den damaligen Aemtern Meudt und Montabaur. —

Wirzenborn liegt zerstreut auf beiden Seiten des Aubachs. Ein Fußpfad und ein guter Fahrweg führen von hier aus über den steilen Mühlenberg nach Reckenthal. Doch folgen wir zunächst dem Fußpfad, der an der Gastwirtschaft Merz beginnt und uns zu einem schattigen Waldwege gelangen läßt.

Bald haben wir den Einfluß des Ahrbachs in den Aubach erreicht. Der Ahrbach hat seine Quelle zwischen den Dörfern Ettinghausen und Ehringhausen östlich vom Beulstein beim Dorfe Oberahr. Früher nannte man denselben „Anare“ oder „Aehre“, aus welcher Bezeichnung hervorgeht, daß man den Ahrbach als Hauptbach betrachtete. Diese Annahme bestätigen auch die Namen der Orte Kirchähr und Weinähr am Gelbach. Der Unterlauf des Ahrbaches heißt im Volksmunde Hermolterbach. In der Nähe seiner Mündung steht ein Gedenkstein mit der Inschrift: „Memento mori! Wanderer, gedenke im Gebete der Seelenruh' des so jäh aus dem Leben Geschiedenen.“ An dieser Stelle wurde der in der Erzählung „Der Wildschütz“, von A. Gaiser genannte Wilderer erschossen. An der Mündung des Ahrbachs vereinigen sich vier Thäler, das Ahr-, Au-, Gelbach- und Großholbacher Thal.

Durch das Großholbacher Thal führt ein Fußpfad nach dem Pfarrorte Großholbach. Aengstliche und abergläubische Leute gehen nicht gern durch dieses Thal, weil es an der „Bildcheseiche“, so genannt nach einer kleinen Muttergottesstatue, welche in einer Höhlung dieses Baumes aufgestellt ist, spuken soll. Gespensterseher erblicken hier zu gewissen Zeiten kopflose Reiter in wildem Kampfe miteinander. Diesem Spuk soll folgende Begebenheit zu Grunde liegen. Im Jahre 1619, also bei Beginn des Dreißigjährigen Krieges, durchzog der General Graf von Anholt mit seinen Söldnern das Thal. Das waren wüste Banden, und es geschahen oft die ärgsten Greuel und Frevelthaten. Der Ruf hiervon erfüllte die ganze Gegend mit Schrecken. So kam es denn, daß bei dem Herannahen des Heeres Montabaur die Thore verschloß und sich weder durch Bitten noch Drohungen zur Oeffnung derselben bewegen ließ. Es blieb dem General darum nichts anderes übrig, als weiter zu ziehen und die Landleute seinen Groll fühlen zu lassen. Die Bürger von Montabaur atmeten erleichtert auf, als die Anholtischen außer Sicht waren. Nach der Wiederöffnung der Thore eilten viele Jungfrauen der Stadt nach Wirzenborn, um hier Gott für die Errettung aus großer Gefahr zu danken. Doch kaum hatten sie das stille Kirchlein verlassen, da sprengte plötzlich aus dem Walde ein Haufe anholtischer Reiter und stürzte sich auf die wehrlosen Mädchen. Dem größten Teil derselben gelang es, in den Wald zu flüchten und auf Umwegen nach Hause zu eilen. Eine Anzahl der Jungfrauen wurde jedoch von den Räubern fortgeschleppt. Kaum hatte man in Montabaur von dem Raube gehört, so eilte die Bürgerwehr den Räubern nach, um ihnen ihre Beute zu entreißen. Sie traf dieselben im Großholbacher Thal. Nach kurzem, blutigem Kampfe, in welchem die meisten Anholtischen fielen, flohen die übrigen mit Zurücklassung der unversehrten Jungfrauen. Unter den Geretteten befand sich auch eine Tochter des Schultheißen von Montabaur.

Von seiner Entstehung bis zum Einfluß des Eisbaches durchfließt der Gelbach ein von Wiesen und bewaldeten steilen Bergen begrenztes, still romantisches Thal. Hier ist Weidmannslust. Wie oft habe ich als Kind dort gesessen und Herz und Sinn gestärkt an den erhabenen Schönheiten der Natur. Da singt und klingt es zur Frühlings- und Sommerzeit hoch in den Wipfeln und tief unten im Gebüsche am plätschernden Bache. Am Ufer flattert die Wasseramsel, und über den Spiegel des Baches schießt pfeilschnell der schillernde Eisvogel. Meister Reinecke hat daselbst seine Wohnung, und ungestört geht der Dachs seiner Beute nach. Nirgendwo in unserem schönen Nassauer Lande findet man so viele Nachtigallen wie hier. An der Mündung des Eisbaches angekommen, sehen wir rechts am Bergabhange, von einem Kranze fruchtbarer Obstbäume umgeben, die weißgetünchten, freundlichen Häuser von Reckenthal uns entgegenblicken. Doch ehe wir hinauf steigen, möchte ich noch einen kürzeren Weg erwähnen, der, am Fuße des Kahlenberges beginnend, in vierzig Minuten direkt nach Reckenthal führt. Derselbe durchschneidet oberhalb Reckenthals den obengenannten Weg, der, von Wirzenborn kommend, nach Untershausen zieht. Am Kreuzungspunkt beider Wege stehend, erblickt man in einiger Entfernung an dem Wirzenborner Wege ein kleines Fichtenwäldchen, „die Lärchen“ genannt. Im bewegten Jahre 1848, als man die Wälder abtrieb, die Hasen und Rehe als Nationaleigentum erklärte und die Jünglinge und Männer im kleinsten Dorfe Soldat spielten, da befand sich hier der Paradeplatz der „Bürgergarde“. Die Fortsetzung des Wirzenborner Weges heißt im Volksmunde „die Straß'“. Auf beiden Seiten ist sie mit riesigen Obstbäumen geziert, welche gleichsam das Wahrzeichen von Reckenthal bilden. In ihrem weiteren Verlaufe, etwa vierzig Minuten von dem Kreuzungspunkt entfernt, inmitten herrlichen Hochwaldes, wird die Straße von dem Hollerer Wege durchschnitten. Verfolgt man letzteren, so gelangt man durch Buchenwald an unzähligen Heidelbeersträuchern vorbei, nach Ettersdorf. Zur Frühlings- und Sommerzeit ein wundervoller Spaziergang. Der Schieferboden der Ge-

markung Reckenthal erzeugt vorzüglichen Roggen und sehr gute Kartoffeln. Wiewohl das Wort der Hl. Schrift: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen," für den Landmann von Reckenthal ganz besonders zutrifft, so findet man denselben doch stets froh und wohlgemut. Ein Schuß oberhalb Reckenthals abgefeuert, erweckt ein siebenfaches Echo. Während einige den Namen Reckenthal von einem gewissen Recho der alten Frankenzeit herleiten, wollen andere ihn auf ein dortselbst bestandenes altes Rittergut zurückführen. Sicher ist, daß im zehnten Jahrhundert hier ein adeliges Gut vorkommt. Eine hochgelegene Stelle im Dorfe heißt heute noch „Auf dem alten Hof." Die Freiherren v. Stein und diejenigen v. Schütz bezogen die Zehnten.

Im Mittelalter führte, von Montabaur kommend, ein Weg über Reckenthal und durch das gegenübermündende Seitenthal des Gelbaches nach Diez und Limburg. Auf großen, schwerfälligen Karren wurden die Waren von und nach den genannten Plätzen befördert. Noch gegenwärtig lassen sich Richtung und Spuren dieses Hohlweges erkennen. Eine Stelle am Gelbach, unterhalb Reckenthals heißt heute noch „die welsche Furt" und im Dorfe steht noch ein Gebäude, das den Fuhrknechten als Herberge und Pferdestall diente. Reckenthal bildet mit den Orten Wirzenborn und Bladernheim einen Schulverband. Bei ungünstiger Witterung und zur Winterzeit ist es für die Kinder von Wirzenborn und Bladernheim eine große Anstrengung, täglich viermal den Weg über die Höhen zwischen Wohn- und Schulort zurückzulegen. Das geräumige Schulhaus wurde im Jahre 1821 erbaut. Vordem befand sich das Lehrzimmer im Hirtenhause. Dortselbst walteten noch die alten Dinglehrer gegen eine jährliche Vergütung von 70 Mark ihres Amtes. Von Ostern bis Martini war schulfrei.

(Schluß folgt.)

Geographische Charakterbilder aus Nassau XII.

Von K. Jacobi.

Die Landschaft des Westerwaldes.

Wenn wir in der geographischen Betrachtung unseres engeren Heimatlandes uns nunmehr dem Westerwalde zuwenden, so mögen, bevor die orographischen und hydrographischen Verhältnisse der Landschaft vorgeführt werden, einige allgemeine Bemerkungen über deren Namen und geographische Umgrenzung vorausgeschickt werden.

Die erste Hälfte des Namens „Westerwald" lautet althochdeutsch westar = westlich, hat also adjektivische Bedeutung, wie in anderen Zusammensetzungen, wie Westerburc = westliche (westwärts gelegene) Burg oder Westerriche = das westliche Reich (Karls des Großen) im Gegensatz zu Ostarrihhi d. h. dem übrigen fränkischen Deutschland.

Nach dieser Etymologie bedeutet Westerwald also „westlicher Wald", welchen Namen ihm jedenfalls ostwärts siedelnde Bewohner gegeben haben. Urkundlich wird der Name zuerst in der Mitte des 11. Jahrhunderts genannt, und zwar in der Bezeichnung „Herrschaft zum Westerwalde." Diese umfaßte die Gerichte Neukirch, Emmerichenhain und Marienberg.

Die Landschaft, die heute in ihrer geographischen Abgrenzung mit dem Namen Westerwald bedacht ist, reicht nicht unbeträchtlich über die Grenzen unserer nassauischen Heimat hinaus. Sie bildet das Glied des Rheinischen Schiefergebirges, das durch das Achsenkreuz des Rheinthals und der Lahn-Moselsenke nach Nordosten hin aus diesem herausgeschnitten und im Norden von der Sieg und der Lahn bis Kölbe, im Osten und Süden von der Lahn und im Westen von der Rheinstrecke Lahnstein-Bonn begrenzt wird. Das ist die natürliche oder geographische Landschaft des Westerwaldes. Ihre natürlichen Grenzen bilden also rundum Flußthäler, durch welche sie scharf von dem benachbarten Berglande getrennt wird. Im Gegensatz zur Taunuslandschaft kommt bei dem Westerwalde der plateauartige Charakter vollauf zur Geltung. Von seiner höchsten Erhebung strahlen nach allen Seiten Wasserläufe aus, sodaß jene zu einem wahren hydrographischen Zentrum wird und ihre Abflüsse zur Lahn, zum Rhein, zur Sieg und zur Dill hinsendet.

Nur in unbedeutendem Maße wird der herrschende Plateaucharakter durch aufgesetzte Basaltkuppen und teilweise Trachytkegel unterbrochen; dagegen findet er eine wesentliche Umgestaltung durch die Thäler, deren Eigenartigkeit die Bezeichnung Westerwaldgebirge wohl rechtfertigen dürfte.

Alle Thäler zeigen im wesentlichen den Charakter von Erosionsthälern, deren Erstreckung genau den Wasserläufen folgt. Sie beginnen im Quellgebiet der einzelnen Rinnsale und zwar meist in einer flachen, oft versumpften Mulde, worauf sie bei mäandrischem Verlauf mehr und mehr in das Plateau einschneiden, bis sie schließlich dessen Rand oder eins der großen Durchbruchsthäler erreichen.

Die Wasserscheide des Gebietes bildet eine Linie höchster Erhebung, die sich aus dem Dillkreis nach Südwesten hinstreckt und folgende Erhebungen zeigt: Barstein 618 Meter, Fuchskauten 657 Meter, Salzburger Kopf 655 Meter, Höhen bei Ritzhausen 557 Meter, bei Höhn ca. 525 Meter und Langenbach ca. 170 Meter, der Beulstein 481 Meter, der Malberg 128 Meter. Daran schließt sich im Unterwesterwald ein Bergrücken mit der Montabaurer Höhe. Die beigefügten Höhenangaben zeigen eine Abdachung des Gebiets nach Südwesten. Ziehen wir eine Linie von Neunkhausen nach Dreifelden, Arborn, Breitscheid und zurück nach Neunkhausen, so umgrenzen wir ein Gebiet, das den höchsten Teil der genannten Wasserscheide umfaßt und auf das aus orographischen und geologischen Gründen zweckmäßig die Bezeichnung „Westerwald" beschränkt

bliebe, weil es sich fast ausschließlich als ein aus Tertiärablagerungen und mit diesen in engster Verbindung stehenden Basaltgesteinen zusammengesetztes Gebirge darstellt. Gewöhnlich nennt man das eben **umschriebene Gebiet den „Hohen Westerwald“.**

Dadurch aber, daß sich von der genannten Wasserscheide, und zwar vom Salzburger Kopf, Höhenzüge nach Nordwesten, Norden und Süden abzweigen, entsteht ein Gebirgsknoten, der sich aber nicht etwa als eine einzelne hervorragende Erhebung darstellt, sondern innerhalb des vorherbezeichneten Gebietes ein System von Muldenthälern bildet, das rings von Kuppen umgeben ist. Diesen trapezoidischen Bezirk mit den Kuppen: Stegskopf, Mühlfelderstein, Ketzerstein, Fuchskauten, Homberg und Salzburger Kopf nennt man vielfach den „Höchsten Westerwald“. Er ist fast ohne Waldbedeckung und zeigt nur die sogenannten Schutzhecken, die sich, aus mehreren Reihen Tannen bestehend, in dunkeln Streifen um die Dörfer und stellenweise um angebauten Boden ziehen zum Schutz gegen kalte Winde und Schneewehen.

Da von den gewöhnlich unterschiedenen drei Terrassen des Westerwaldes die Grenze zwischen der mittleren und unteren wohl nicht gut zu bestimmen ist, so betrachten wir am besten diese beiden als die Abdachung des „Westerwaldes“ in dem oben bezeichneten Sinne. Will man die ganze Landschaft in einen östlichen und westlichen Westerwald gliedern, so bildet die Senkungslinie der Hornister und Elb die Grenzscheide.

Als Zweig des Westerwaldgebirges sind noch die zum Teil im Dillkreise gelegenen, teilweise einen Höhenzug bildenden Bergkuppen zu bezeichnen, die zwischen dem Dillthal und den Nebenthälern der Sieg sich hinziehen. Diese streckenweise als „Kalteiche“ bezeichnete Gebirgspartie, deren höchster Punkt die „Haincher Höhe“ bei Offdilln ist, bildet nahezu die Grenze des Regierungsbezirks. Oestlich von Offdilln und zwar auch im Dillkreise sind noch einige höhere Bergkuppen gelegen, wovon der „Jagdberg“ die bedeutendste ist.

Der Hauptrücken des Westerwaldes vom Dillkreise bis jenseits der Grenze des Unterwesterwaldkreises hat eine Länge von ca. 52 Km. Wird diesem Höhenzug noch der nordöstliche Zweig des Gebirges mit der Kalteiche angeschlossen, so ergiebt sich eine Gesamterstreckung von ca. 80 Km. Die Abfälle des Hohen Westerwaldes, namentlich in südwestlicher Richtung, sind allmählich.

Der als Hoher Westerwald bezeichnete Bezirk hat eine Höhenlage von durchschnittlich 450 Metern. Dieses Hochplateau wird von dem sogenannten Höchsten Westerwalde und den aufgesetzten Kuppen nur wenig überragt. Die herrschende Gesteinsart ist der Basalt. Eine charakteristische Eigentümlichkeit dieses Gebietes sind die großen Viehweiden mit den unzähligen Felsblöcken. Die Erdkrume ist Verwitterungsprodukt des basaltischen Gesteins und hat vielfach eine thonige Unterlage. Diese bewirkt, daß das Wasser nicht tief in den Erdboden einsinken kann. Die flachen Thalmulden sind infolgedessen sehr feucht und können nicht als Ackerland benutzt werden. Sie eignen sich besser zu Wiesenflächen, die man „Trieschland“ nennt. Sie dienen, wie gesagt, als Viehweiden.

In Bezug auf die Thäler des Westerwaldes ist zu bemerken, daß sie eigentlich nicht besonders hervorragend sind. Das wenigstens in seiner Längenerstreckung bedeutendste ist das Nisterthal.

Die Große Nister bezeichnet man als den eigentlichen nassauischen Westerwaldbach. Sie kommt aus den Sümpfen in der Gegend des Salzburger Kopfes. Ihr Lauf ist anfangs südlich gerichtet. Bei Emmerichenhain wendet sie sich westlich bis Erbach, wo sie das Gebiet des Hohen Westerwaldes verlassen hat. Auf dieser ersten Laufstrecke nimmt sie die Schwarze Nister auf. Von Erbach an wendet sie sich nordwestlich, durchbricht in einem vielfach gewundenen und tief eingeschnittenen Thale den Schiefer („Kroppacher Schweiz“) und mündet außerhalb unseres Regierungsbezirks in die Sieg. Nahe bei der Stelle, wo die Nister unser Heimatland verläßt, nimmt sie die Kleine Nister auf, die aus einem großen Sumpfe (dem „Geschwemme“) am Ostabhang des „Heimerich“, einer Basaltkuppe nördlich von Marienberg, hervorquillt. Der Thalboden der unteren Nister enthält meistens schöne Wiesen und zuweilen auch fruchtbares Ackerland, auf dessen schieferigem Boden Korn, Hafer, Gerste, Flachs und Kartoffeln angepflanzt werden. Letztere gedeihen im Gebiete der Kroppacher Schweiz ganz vorzüglich und werden in großen Mengen nach auswärts gesandt.

Steigen wir vom Hohen Westerwald nach Südwesten abwärts, so gelangen wir ins Gebiet des Elbbaches. Das Thal beginnt bei Ailertchen in einer Höhenlage von 470 Metern, erstreckt sich von Norden nach Süden bis Wörsdorf, wendet sich von hier nordöstlich bis in die Nähe von Gemünden und dehnt sich zuletzt von Frickhofen ab in südlicher Richtung bis zum Lahnthal, woselbst die Höhenlage 106 Meter beträgt. Das Elbgebiet ist ziemlich dicht bewohnt.

Die der westlichen Abdachung folgenden Bäche Wied, Holzbach und Sayn führen ihre Wasser dem Rheine zu. Die Wied ist der bedeutendste Westerwaldbach. Sie fließt von ihrer Quelle oberhalb des Dorfes Linden, und nachdem sie den Dreifelder Weiher verlassen hat, bis zur Grenze unseres Heimatlandes nordwestlich, alsdann in vielfach gewundenem Lauf südwestlich bis zu ihrer Mündung. Die Lauflänge beträgt ungefähr 33 Km. Der Holzbach, ein linker Zufluß der Wied, kommt aus dem sogenannten Hausweiher in der Nähe des Dorfes Stahlhofen, fließt zuerst westlich, dann südwestlich bis zur Grenze, bildet hier ein Knie und wendet sich dann nordwestlich bis zu seiner Mündung. Diese letzte Thalstrecke benutzt die Unterwesterwaldbahn, um alsdann dem Thale der Wied bis Altenkirchen zu folgen und hier mit der Oberwesterwaldbahn zusammenzutreffen. Die Sayn entsteht aus zwei Quellbächen, der nördlichen und südlichen Sayn, die sich bei dem Dorfe Oberhaid vereinigen, um dann durch ein reizendes Thal nach Südwesten dem Rheine zuzueilen. Kurz vor der Mündung nimmt die Sayn von links den Brexbach auf, durch dessen Thal die Bahnlinie Siershahn-Engers führt.

Der nach Süden fließende **Gelbach** entsteht, wie die Elb aus dem Zusammenfluß von vier Bächen (Holler-, Au-, Ahr- und Eisenbach). Unterhalb des Dorfes Wirzenborn vereinigen sich jene und bilden den Gelbach. Dieser ergießt sich durch ein von steilen, bewaldeten Bergabhängen eingeengtes, vielfach gewundenes Wiesenthal und mündet als Weinährbach oberhalb Nassaus in die Lahn.

Sämtliche Thäler des Westerwaldes sind als Querthäler zu kennzeichnen, während nur eins, das allerdings nur auf sehr kurze Erstreckung dem Regierungsbezirke angehörende **Sägebachthal** als Längenthal anzusehen ist.

Wie schon in dem Namen zum Ausdruck kommt, war der Westerwald früher ein **waldreiches** Gebiet. Auch heute ist die Landschaft ungefähr noch zur Hälfte mit Wald bedeckt; nur der höchsten Stufe in der Gegend von Stein und Neukirch fehlt eigentlicher Wald ganz. Aber ein untrügliches Zeugnis dafür, daß auch hier ehedem Eichen-, Buchen- und Erlenbestände vorhanden waren, sind die in den dortigen Gemarkungen vorkommenden Flurbenennungen, die entweder „Wald“ bedeuten (Struth, Hecke, Heeg, Busch u. a.), oder die ehemals vorhandene Waldorte bezeichnen (Erlenberg, Eichwies, Buchenfeld, Lindenweiher, Weidebeck, Köhlerbuchen — s. Heyn, „Der Westerwald“).

Die Waldverwüstung, die sich im Laufe der Zeit zum Schaden der heutigen Bewohner vollzog, ist auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Zunächst waren bedeutende Rodungen notwendig, als sich deutsche Stämme (Allemannen und Franken) bleibend auf dem Westerwald niederließen, behufs Gewinnung von Acker- und Baugelände. Bei zunehmender Bevölkerung nahmen diese Rodungen, zumal sie ganz willkürlich vorgenommen werden konnten, größere Ausdehnung an. Sie wurden erst im 12. Jahrhundert eingestellt. Von großem Nachteil für den Waldbestand waren ferner die Nutzungen des Waldes zu landwirtschaftlichen Zwecken. Außerdem konnte jeder Markgenosse dem Walde nach Bedürfnis Bau- und Brennholz entnehmen. Diese Art Waldbenutzung nennt man bekanntlich „Raubbau“. Eine dritte Hauptursache der Waldverwüstung lag aber in dem übermäßigen Abtrieb von Holz zum Verkauf. Vornehmlich wurden im 16. und 17. Jahrhundert dem Hüttenbetrieb an der Dill und der Sayn, bedeutende Holzmassen geopfert. Da das Nachpflanzen und Ausbessern der Bestände gänzlich unterblieb, so ist es begreiflich, wie der heutige Zustand entstanden ist. Die nachteiligen Folgen der Entwaldung für Klima und Bodenbau waren Anlaß zur Anpflanzung der bereits erwähnten Schutzhecken.[1]) Im Gebiet der Nister und auf der westlichen und südlichen Abdachung findet man herrliche Buchen- und Fichtenwälder, gemischten Niederwald, aber wenig Eichen. Damit sei für dieses Mal geschlossen.

[1]) Vergl. „Die Walderneuerung des Westerwaldes“, „Nassovia“ 1902, Nr. 5 u. ff.

Der Achtundvierziger.

2) **Geschichte eines nassauischen Freischärlers. Von W Zimmermann.** (1. Fortsetzung.)

Die vier Burschen aber zogen lustig durch das Unterthor hindurch, und unser Heinrich schaute nicht hinter sich, ob auch unter dem Weinlaub am Gasthaus „Zum letzten Heller“ ein frisches Mädchengesicht in Erwartung eines freundlichen Abschiedsgrußes angelegentlich durchs Fenster ausschaute. Als es sich in seiner Hoffnung getäuscht sah, zog es die frischroten Lippen kraus und schalt vor sich hin: „Der Hochmutspinsel, er spielt sich immer auf 'was Feines und Vornehmes hinaus, als ob's der Graf Bassenheim wäre.“ Von dieser üblen Nachrede erklang unserm Heinrich glücklicherweise das rechte Ohr nicht; deshalb war er der erste, der das übliche Wanderlied mit entsprechender Abänderung anstimmte:

„Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß,
Weil, weil, weil und weil, weil ich vom Taunus muß.
So schlag' ich's Finkeland aus dem Sinn
Und wende mich, Gott weiß wohin.
Ich will mein Glück probieren,
Marschieren!“

Als sie den „Fröhlichen Mann“ überschritten und die weite Mainlandschaft überschauten, worin in nebelhafter Ferne die Linien des Frankfurter Pfarrturms für ihre guten Augen eben noch sichtbar waren, nahmen die drei Begleiter Abschied von ihrem Freunde: „Heinrich, vergiß nit, uns einmal einen Brief durch den Frachtfuhrmann Kraft zu schicken, worin du uns de' Kaisersaal und de' Eschenheimer Turm mit dem Nenner in der Wetterfahn' beschreibst.“ „Den sollt ihr habe“, versprach der Heinrich, „und noch ein Meßstück dazu. Was ist euch am liebste', ein neumodischer Geldbeutel, genannt Portemonnaie, oder Offenbacher Pieffernüß'?“ „Der Heinrich muß doch immer uze'“, wehrten sie ab. „Diesmal nit“, beteuerte er mit ernstem Gesicht, während in den Mundwinkeln der Schalk saß. „Nun eßt gut und trinkt mäßig und schlaft euch brav aus, halt't aber hübsch den Mund, wie sich's für brave Bürgersöhn' in der ehemalige' Hofresidenz geziemt, wenn sie nit die Wecklieferung fürs Hofgericht gekündigt kriege' solle. Zieht mir aber Michels Schlafsmütze nit zu tief über die Ohr'n, daß ihr den Ruf hört, wenn Alldeutschland euch nötig hat zum Dreinschlage'. Adjes, all' miteinander.“ Sie schüttelten dem Heinrich herzhaft die Hand und wandten sich rückwärts. Der aber stieß einen hellen Jauchzer vor Lebenslust aus, als er in den schattigen Waldweg über den „Hammelhals“ einbog, und jubelte: „Gottlob, daß ich frei bin! Vaterland, deutsches, was bist du doch so groß und schön, in deinen Wäldern und Bergen! Wenn du doch nur einig wärest!“ —

II. In Sturm und Drang.

Im Jahre 1849 treffen wir unsern jungen Feuerkopf als Handlungsgehilfen seiner Frankfurter Firma: „Rind u. Lehr Gebrüder“, die ein Zweiggeschäft in der badischen Rheinstadt Mannheim be-

trieb, an. Er ist stärker geworden, ein hübscher Bursche, bei dem die munteren Badenserinnen aus Stadt und Umgegend gern ihren Staat einkaufen; die blauen Augen haben einen so schwärmerischen Ausdruck, und das weiche, blonde Schnurrbärtchen stimmt kleidsam zu der feinen Gesichtsfarbe. Er ist in Frankfurt auch ein tüchtiger Kaufmann geworden, dem seine Prinzipale in allen Geschäftsangelegenheiten großes Vertrauen schenken; nur zu seinen schwärmerischen Deklamationen über die Wünsche und Aufgabe der neuen Zeit hatten sie als praktische, maßvolle Männer bald belustigt, bald ernsthaft väterlich abmahnend den Kopf geschüttelt. Das hatte das Gute, daß der junge „Ellenreiter“, wie ihn sein Freund, der Berliner Student der Jura, in seinen Briefen scherzend nannte, sich von den geheimen politischen Vereinen jugendlicher Schwarmgeister in der Mainstadt, fürsichtiglich zurückzog; aber um so eifriger erhielt er sich durch den Briefwechsel mit seinem Freunde und durch das Studium der politischen Litteratur über die Entwickelung des freiheitlichen Zeitgedankens auf dem laufenden und entflammte seinen Zorn über des Vaterlandes Zerrissenheit an den grollenden, oder zu leidenschaftlicher That aufreizenden Gedichten Heinrich Hoffmanns von Fallersleben und Georg Herweghs. Und wahrlich, nachdem die Nachricht vom Ausbruch der Pariser Februarrevolution gleich dem Funken, der ins Pulverfaß fällt, in den Volksgemütern in ganz Deutschland gewirkt hatte, kamen seine leichtgläubige Seele zu froher Hoffnung erregende Nachrichten von glückverheißenden Vorstößen der nationalgesinnten Freiheitskämpfer von allen Seiten. Bald stand Frankfurt selbst im Mittelpunkt des nationalen Interesses, und mit dem ganzen deutschen Volk wandte sich Heinrichs eigner Blick den Vorgängen in der Paulskirche zu. Seine junge Seele begeisterte sich an dem Anblick der edelsten, gelehrtesten und besten Männer aus Alldeutschland, die, obwohl oft verschiedene Zungen redend, vom Pflug oder von der Feder gekommen, fürstlichen oder bürgerlichen Geblüts, doch in dem Vorhaben, zu Deutschlands Heil eine neue, einheitliche Verfassung schaffen zu wollen, e i n e s Sinnes waren. Unser „Ritter von der Elle“ jubelte mit, als am 11. Juli der provisorische Reichsverweser, Erzherzog Johann von Oesterreich, seinen Einzug in die alte Kaiserstadt hielt; die Vereine bildeten Spalier, von den hochgiebeligen Häusern wehten die schwarz-rot-goldenen Fahnen, und aus allen Fenstern erscholl begeisterter Jubelgruß von jung und alt, Männern und Frauen. Nun hatte Heinrich seinem bedächtigen Alten gegenüber mit seinen Hoffnungen doch recht behalten, und er hätte ihm auch gern bewiesen, daß er kein bloßer „Maulheld“ war, sondern für das neue Gut Leib und Leben, wenn nötig, lassen könne, trotz seiner zarten Konstitution und seines empfindsamen Gemüts. Aber dazu hatte bis jetzt noch die richtige Gelegenheit gefehlt; unter den tollen Pöbel und die Barrikadenkämpfer hatte er nicht gehen wollen, und zudem war er auch nicht traurig darüber gewesen, daß er anno 47, da er militärpflichtig geworden, durch seines Vaters „glücklichen“ Griff in die Urne freigelost worden war. Was konnte auch Verdienstliches und Rühmliches dabei sein, Knöpfe zu putzen und bei friedlichem Mondscheine vor dem Kasernenthor den gesunden Schlaf der dröhnend schnarchenden Kameraden zu bewachen! Im 1848 aber, da er gerade nach Mannheim übergesiedelt war, kam eine von ihm freudig begrüßte Gelegenheit zu patriotischer That. Die Nationalhymne der Elbherzogtümer „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“, klang durch ganz Deutschland, zur Anrufung der Bruderhilfe gegen die dänische Vergewaltigung der verbrieften Verfassungsrechte der Herzogtümer. Wie in den zwanziger Jahren nach Griechenland, so eilten jetzt Freiwillige, Bauern, Turner, Studenten, Förster, Beamte, Offiziere, dem bedrängten Bruderstamme zu Hilfe. Vergnüglich schmunzelte unser Heinrich, als er in Mannheim von der nassauischen Militärbehörde Ordre erhielt, sich mit den anderen Freigelosten seines Jahrgangs zu einer sechswöchigen Einübung in Wiesbaden zu stellen. Es war beabsichtigt, ihn als Reservisten dem nassauischen Kontigent nachzuschicken, das zu dem zur Unterstützung der aufständischen Schleswig-Holsteiner bestimmten Bundeskorps gehörte. „Hurra! auf nach Schleswig!“ Aber jetzt spielte ihm die besorgte Mutterliebe einen nachmals bös beklagten, heimlichen Streich. Bei dem Gedanken daran, daß ihr zarter und feinfühlender Heinrich Kommißbrot und Kasernenklöße ertragen müsse, sprach sie im stillen vor sich hin: „Das bringt er nicht fertig; dann verekelt er sich und kriegt die Auszehrung.“ Deshalb kaufte sie ihn ohne sein Vorwissen mit 1000 vollwichtigen süddeutschen Gulden von der Heeresfolge los und fand für ihn einen Ersatzmann in Langenschwalbach, der nicht solche Angst vor der Kasernenkost hatte wie die Hofbäckersfrau, wahrscheinlich, weil er als geborener armer Schelm sich nicht erlauben konnte, das Brot erst zu besehen, ob es auch ausgebacken und weiß sei. Aber der Langenschwalbacher hat sicher noch ein paar Wochen Purzelbäume geschlagen, nicht etwa, weil ihn eine Dänenkugel getroffen hätte, sondern aus eitel Vergnügen über den vorteilhaften Handel mit der Frau Handel; denn schon unterwegs, als er noch weit weg von der Eider war, wurde Rechtsumkehrt! kommandiert, und jeder Reservist durfte wieder, unverrichteter Sache zwar, aber mit heiler Haut heimgehen. Ich will dem Ersatzmann noch nachträglich wünschen, daß mittlerweile eine fürsorgliche Mutter die 1000 Gulden bereits auf der Nassauischen Landessparkasse in Numerosicher gebracht hatte,[1]) sonst wäre in der Wiedersehensfreude wohl ein stattliches Bröcklein von dem Reichtum zerronnen, wie gewonnen. Aber die allzu besorgte Hofbäckersfrau seufzte schwer, als sie die Mär von der sichern und frühen Heimkehr des Ersatzmannes hörte, und der Heinrich wetterte ganz unbotmäßig, wie er's allgemach am Main und am Rhein gelernt hatte, und zwar nicht bloß auf die hinausgeworfenen 1000 Gulden, was man ihm als dem Geldwert achtenden Kaufmann keineswegs verübeln kann, sondern auch, und noch mehr, auf das schmachvolle Zurückweichen der deutschen Bundesstaaten, die, eingeschüchtert durch die Drohungen der Großmächte, zu Gunsten Dänemarks einschreiten zu

[1]) Das ging wohl nicht recht an; da die Sparkasse erst 1870 begründet wurde. D. H.

wollen, Schleswig-Holstein voreilig geräumt und den deutschen Bundesstamm verlassen hatten, was man, ich meine „das Wettern“, dem Heinrich vom nationalen Standpunkte aus noch weniger verübeln kann. Dieser Rückzug geschah auf Grund des Waffenstillstands zu Malmö am 26. August 1848. Mit dem deutschen Volk erkannte nun Heinrich die ganze Ohnmacht des Frankfurter Parlaments. Als man 1849 die Scharte durch erneutes Einschreiten für die schleswig-holsteinischen Brüder wieder auszuwetzen suchte, wäre Heinrich wohl freiwillig mitmarschiert, wenn nicht drunten im badischen Lande, nach seiner Meinung, die nächste Pflicht ihn festgehalten hätte. Am 28. März 1849 war nämlich das Verfassungswerk des Frankfurter Parlaments nach mancherlei nutzlosem Gerede und scharfem Parteihader mit der Wahl Friedrich Wilhelms, Königs von Preußen, zum Kaiser von Deutschland abgeschlossen worden. Als der König im April die unbedingte Ablehnung der ihm dargebotenen Kaiserkrone aussprach, gab dies der radikalen Partei einen sehr plausiblen Vorwand zu einer neuen Schilderhebung, die besonders gefährlich in der bairischen Pfalz und in Baden war. Weil man Fürsten und Parlament vorwarf, teils aus Schwäche, teils aus bösem Willen die deutsche Freiheit und Einheit zu gefährden, sollte das Volk selbst zu den Waffen greifen, um die deutsche Republik mit Gewalt einzuführen. Was Baden speziell anlangt, so war die von den Radikalen genährte Volksmeinung, daß die großherzogliche Regierung ihrem Volk die Reichsverfassung zu verkümmern suche, obwohl nach dem Geschichtsschreiber Professor Jäger keinerlei Rechtsgrund zur Erhebung geltend gemacht werden konnte, da der Großherzog die Reichsverfassung anerkannt hatte. Es ist bekannt, daß ein Teil des badischen Militärs meuterte, und der Großherzog vor den eigenen Offizieren die Flucht ergreifen mußte. Eine große Volksversammlung in Offenburg bezweckte die laute Kundgebung entschiedenen Verlangens der Badener nach Ausführung der Reichsverfassung. In den Straßen der Städte Mannheim und Karlsruhe sah es recht kriegerisch aus. Militär, Bürgerwehr und Freischaren mit Heckerhut und Blusen tummelten sich aufgeregt durcheinander; kleine und große Geschütze sah man anfahren, Frauen und Jungfrauen nach Art der Freischaaren bekleidet, die Büchse auf der Schulter, marschierten in den geschlossenen Gliedern mit einher. Und Buben von 13 und 14 Jahren zogen als Trompeter und Tambure mit gegen die Preußen, die das Großherzogtum zum Schutze angerufen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

H. H. **Ein altnassauisches Pensionsgesuch.** Das nachfolgende Gesuch eines alten nassauischen Offiziers dürfte den Lesern der „Nassovia“ wegen des darin enthaltenen kurzen Ueberblicks des Petenten über seine Kriegserlebnisse nicht uninteressant sein, weshalb wir es der Oeffentlichkeit übergeben. Es lautet:

Weilburg, den 22. Mai 1829.

An Herzogliches 1tes Bataillons-Commando, Dahier.

Herzoglichem Bataillons-Commando beehre ich mich, durch meine Gesundheitsumstände vermäßiget, folgendes gehorsamst vorzustellen.

Unter dem vormaligen Großherzoglich bergischen Gouvernement trat ich am 8ten Merz 1807 in den Militairdienst ein. Den 12ten October deßselben Jahres avancirte ich in demselben zum Corporal und erfüllte nun weiter durch die verschiedenen Grade von Unteroffiziersdienste die eingeschlagene Laufbahn, bis ich am 17ten December 1811 zur Stelle eines Lieutenants gelangte. In folge der wieder eingetretenen Staatsveränderungen wurde ich als solcher am 18ten Mai 1814 in fürstlich Oranien Nassauischen Dienst übernommen und weiter ebenso im Jahre 1815 in den Herzog-Nassauischen, in welch letzterem mir die Bestimmung zum Herzoglichen 2ten Regiment damals zu Theil wurde. Bey letzterem avancirte ich am 10ten Januar 1817 zur Stelle eines Oberlieutenants: nachdem aber besagtes Regiment aus den Niederlanden wieder in das Herzogthum zurückkehrte, wurde ich in das Herzogliche 1te Regiment versetzt, bei welchem ich nun bis hierhin so nahe 8 Jahre noch weiter gedient habe. Vom Jahre 1807 an bis Ende des Jahres 1813 brachte ich im Felde zu: zuerst im Feldzuge nach Preußen und in die K. Schwedischen Provinzen an der Ostsee, in welchen ich den Belagerungen und Affairen bei Graudenz und Stralsund beywohnte: dann vom Jahre 1809. bis Ende 1811. in Spanien, wo ich ebenfalls den Belagerungen und Affairen bei Giron beywohnte. In den Spanischen Feldzügen wurde ich am 18ten July 1809. bey Bagniol durch eine Gewehrkugel in den linken Schenkel verwundet und am 19. September deßselben Jahres traf mich beym Sturme von Girona eine Kugel in die linke Seite des K o p f s, wodurch, nach erfolgter Heilung der Wunde selbst, die üble Folge zurückblieb, daß sich eine Gehörschwäche von jener Zeit an einstellte, die bald mehr, bald weniger ihren Einfluß äußerte. Gegenwärtig war ich jedoch wieder im Jahre 1810 bei der Affaire von Behalu, und im Jahre 1811. bey derjenigen von Manresa. Im Jahre 1812. befand ich mich bey dem Feldzuge nach Rußland und insbesondere am Ende noch auch bey der Schlacht an der Berezina: sodann aber ferner im Jahr 1813. in Frankreich in der Vestung Cherbourg. Ohne die verschiedenen angestrengten Märsche und Strapazen namentlich aufzählen zu wollen, welche ich in den erwähnten Campagnen mitgemacht habe, erlaube ich mir nur das zu bemerken, daß die Strapazen derselben um so bedeutender und beschwerender für mich waren, als ich in der ersten Zeit, welche über 4½ Jahre gedauert, mit Rüstung, Gepäcke und Nachtragen der Munition ganz in dem Zustande eines Soldaten zugebracht habe, wenngleich das Avancement zum Corporal und zu den weiteren Chargen der Unteroffiziersdienste mir schleunig genug zu Theil wurde.

Mehr und mehr habe ich nun bey jetzt weiter vorgerücktem Lebensalter schon seit einigen Jahren die Folgen jener früheren Strapazen, insbesondere aber diejenigen der in Spanien erlittenen Blessuren in der Hinsicht störend empfunden, daß ich den Pflichten des Dienstes selbst, wie nöthig, Genüge zu leisten mich dadurch gehindert fühle. Die bemerkte Blessur in dem linken Oberfuß erzeugt bey Märschen eine sehr angreifende Ermüdung, Schwäche und selbst Steifheit: das erwähnte Gebrechen am Gehör aber, welches durch die Kopfwunde entstanden, hat seit verwichenem Jahre, wo ich, wie Herzoglichem Bataillons-Commando bekannt, von dem Monat Merz bis zum Monat Juni an einem nervösen Brustübel litt — das wahrscheinlich auch als folge der früheren Kriegsstrapazen sich einstellte, — so sehr zugenommen, daß ich dadurch nach Maaßgabe des Einflusses der Witterung, oft sehr beschwert und in den Verrichtungen des Dienstes durch ermangelnde Vernehmung des Commandos förmlich behindert bin. Zugleich stört mich auch selbst seit kurzem bey Ruf und Sprechen im Exerzierdienste der Verlust der beyden oberen Vorderzähne, welches ich beyläufig zu erwähnen gleichfalls für meine Pflicht halten muß, weil daraus eine sehr ermüdende Anstrengung, um den Nachtheil der Undeutlichkeit nicht eintreten zu lassen, erfolgt.

Durch alle diese dringenden Motive sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, bey seiner Herzoglichen Durch-

laucht für gnädigste Bewilligung der Pensionirung submissest anzusuchen, und da dieses Gesuch übrigens nur durch unglückliche Folgen aus Kriegsbeschwerden und erlittenen Blessuren herrührt, zugleich aber ich auch als Familienvater von vier noch ganz in unerzogenem Alter stehenden Kindern dabey einer huldreichsten Rücksicht mir schmeicheln zu dürfen wage, so gelanget an H. B. Commando meine gehorsamste Bitte, dieses Gesuch gefälligst befördern und gütigst unterstützen zu wollen.

Unterschrift.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Am 8. September zum ersten Male: „Ruhmlose Helden", vier dramatische Balladen mit einem Vorspiel von Paul Busson, Musik von Leopold Stolz. — Der Autor will den Gedanken verkörpern: Tausende von wirklichen Helden des Lebens vergehen ruhmlos und unbekannt, während verhältnismäßig wenige andere mit Pauken- und Trompetenschall erhoben, in Wort, Schrift und Denkmälern gefeiert und verewigt werden. Die Schatten vier solcher Ruhmlosen werden dem Dichter im Vorspiel vom Tode vorgeführt. Da dieser, wie die Schatten selbst, sich weigert, die Geschichte letzterer zu erzählen, der Dichter aber ihr Heldentum gern der Welt verkünden möchte, so übernimmt es des Todes Bruder, der Schlaf, ihm die Thaten der Stummen und Vergessenen zu enthüllen. 1. Leben um Leben. Zwei Schwäger, Hassan und Omar, sind in die Hände ihres Feindes, des Tyrannen Muley Bey gefallen, der sie zu töten befiehlt. Doch will er schließlich Gnade walten lassen und einen verschonen. Das Los soll entscheiden. In Omar, dem jüngeren, regt sich der mächtige Drang zum Leben; Hassan, der durch Muley Bey weiß, wo sich das Todeslos birgt, wählt dieses und opfert sich so dem Glücke des Ahnungslosen. 2. Die Flüchtlinge. Olga, die Schwester, bezw. Braut zweier um ihrer politischen Umtriebe willen verfolgter russischer Studenten, rettet diese durch den Verkauf ihrer selbst an den Menschen, der jenen das Mittel zur Flucht verschafft, ohne daß die beiden den Preis ihrer Freiheit kennen, noch zu kennen begehren; sie giebt sich aber enttäuscht und des Daseins überdrüssig, den Tod, als der Elende auf Erfüllung seiner Forderung besteht. 3. Coeurdame. Die an einen Wüstling verheiratete Vicomtesse de Kerendar wird von ihrem Ehemann in dem ersten Rendezvous mit dem geliebten Roger de Varignac überrascht, so daß sie letzteren nur rasch in einer großen Wanduhr verstecken kann. Der eifersüchtige Vicomte durchsucht alles resultatlos, schießt auch im Zorn seine Pistole in die Uhr ab. Kaum hat er sich entfernt, so tritt Varignac, tödlich in die Brust getroffen, aus der rasch geöffneten Uhr. Er hat die Geliebte nicht kompromittiert, besitzt auch noch die Kraft, sich aus dem Hause zu schleppen; dann stirbt er. 4. Morgenrot. Der Lehrer Oberhauser hat die feindlichen Franzosen, die Zerstörer seines Heimatdorfes, freiwillig übers Gebirge zu führen sich erboten. Alles verflucht ihn darob als Verräter. Er aber leitet den Feind in eine Schlucht, wo dieser von den von allen Seiten andringenden Freischaren vernichtet wird. Freilich findet der Wackere deshalb den Tod durch die Bajonette der Verlorenen, auch nimmt er den Verdacht des Landesverräters mit ins Grab, aber er sieht das Morgenrot der Freiheit. Jedes der Stückchen ist ein ergreifendes, kleines Meisterwerk, das seinen Eindruck auf die Zuschauer nicht verfehlte. Die große Wahrheit des leitenden Gedankens und ihre treffliche lebenstreue Durchführung im einzelnen vereinigten sich, um einen vollen Erfolg zu erzielen, zumal durchweg warmherzig gespielt wurde. Erwähnenswert waren besonders Herr Schreiner als Tod und brutaler Vicomte, Herr Aßmann namentlich als Dichter und lebenslustiger Omar, Herr Malcher als edler Hassan und leichtfertiger Wanja, Herr Wegener als grausamer Muley Bey und als Kapitän, Frl. Arnstädt als Yvonne, Frau Rodius-Doppelbauer als Schlaf. Herr Schwab als chevaleresker Varignac, Frau Haubrich-Willig als opfermutige Olga und Herr Leffler als verkannter patriotischer Oberhauser. Die einleitende und begleitende Musik des Herrn Kapellmeister Stolz war ansprechend und stimmungsgemäß.

Am 13. September zum ersten Male: Der erste Schliff, Lustspiel in 3 Aufzügen von Hugo Lubliner, sowie ebenso: Der Fünfte, Büreaustudie in 1 Akt von Paul Busson. — Das erste, Lustspiel genannte Stück ist ein Schwank Lublinerscher Mache, der, gut und schlecht, sich an die Lachmuskeln des Publikums wandte. Wertvoller, weil lebenswahr, ist das zweite Stückchen vom Dichter der „Ruhmlosen Helden", eine kleine, nicht Kabinetts-, sondern Büreauintrigue, wie sie im Leben häufig vorkommt und die mit der Entlarvung des Intriganten und der Belohnung des Redlichen endet. Die Darsteller thaten ihr Möglichstes, um die Ansprüche des Publikums zu befriedigen.

M.E. **Kurhaus zu Wiesbaden.** Der sonderbare diesjährige Sommer, mit dem so manche unzufrieden waren, benahm sich gegen die hiesige Kurdirektion mit ausgesuchter Aufmerksamkeit. Nicht einmal fand wegen schlechten Wetters eine Absage statt. Die schönen Gartenfeste verliefen regenlos, und das Feuerwerk stieg jedesmal in „glänzender" Weise zum klaren Himmel empor. Jedenfalls hat die Kurverwaltung, die es sich stets angelegen sein läßt, großartige Engagements abzuschließen, in diesem Jahr ein besonders günstiges Abkommen mit dem hl. Peter getroffen. Doch wollen wir diese „himmlischen" Angelegenheiten, über die zu referieren unsere Aufgabe überschreitet, doch lieber nicht ausplaudern und uns ganz den irdischen widmen.

Das Juliprogramm eröffnete der Karlsruher Großh. Musikdirektor Böttge mit seiner Kapelle des Badischen Leib-Grenadier-Regiments (2. Juli). Ihm folgten (14. Juli) der Kgl. Stabstrompeter Peschke mit der Kapelle des 2. Garde-Dragoner-Regiments Kaiserin Alexandra von Rußland, am 19. Juli Herr J. Einödshöfer mit seinem bekannten Orchester und am 26. das „Kaiser-Cornet-Quartett" aus Berlin. Dazwischen fanden am 18. und 20. Cornet à piston-Vorträge des Kgl. Kammermusikers Werner von hier statt, sowie am 8. und 19. ein Gartenfest, am 12. eine Réunion dansante und am 17. eine Rheinfahrt. Der August begann wiederum mit einem Militärkonzerte, dem „Amerikanischen Orchester", unter Leitung des Musikdirektors Gabriel, welches am 6. August im Gartenfest auftrat. Am 9. fand ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert der „Société Chorale" unter Direktion Professor Müllers statt, außerdem bengalische Beleuchtung und Feuerwerk. Vom 14. bis inkl. 18. absolvierte Johann Strauß mit seiner Wiener Kapelle ein längeres Gastspiel. Am 16. arrangierte außerdem die hier längst bekannte Aeronautin Miß Polly zum Gartenfest eine großartige Luftballon-Konkurrenz-Fahrt. Am 20. gastierte das Waldhornquartett der Kgl. Kapelle in Hannover und der Pistonvirtuose Richter. Am 21. wurde eine Rheinfahrt veranstaltet, am 23. war großer Ball, am 28. wieder Gartenfest mit Miß Polly und am 31. ein „Niederländisches Nationalkonzert" anläßlich des Geburtstages der Königin von Holland. Ein besonderes Ereignis für Wiesbaden und somit auch unser Kurleben bildete der Besuch der Mitglieder des „Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins", deren Anwesenheit seitens des Kurhauses durch ein „Oesterreichisches Operettenkonzert" (5. Sept.) und ein Gartenfest mit Feuerwerk speziell geehrt wurde. Außerdem füllte sich das Septemberprogramm mit einem „illuminierten" Ballabend (13.), einer Zaubersoirée des Herrn Meunier-Selar (17.), einem Gartenfest mit Ballonfahrt des Herrn Lemaire (20.), einem humoristischen Unterhaltungsabend des Herrn Förtsch aus Stuttgart (24.), einem großen Illuminationsabend (27.), und den Schluß des Monats und zugleich der Sommersaison bildete ein Doppelkonzert des Trompeterkorps der Bismarck-Kürassiere des Regiments von Seydlitz. Der militärische Charakter gab demnach den Ausschlag in der Fülle der Veranstaltungen. Hoffen wir, daß auch für den Winter der Paradeschritt im Wettmarsch mit den übrigen Weltbädern tapfer fortgesetzt werde.

M.E. **Wiesbadener Kunstbrief.**

Um wälzt sich die Kunst
Nach ewigem Brauch,
Tritt ein, o Wandrer,
Und wälze dich auch!

Mit dieser einladenden Aufforderung des Katalogs der „Seh-cession" in der Hand wälzte ich mich, meine kritischen Fühlhörner erfreut zusammenziehend, in Bangers Kunstsalon. Gott sei Dank, diese Menschen haben ein Einsehen mit uns armen Krititern, sie geben uns in Anerkennung unserer Verdienste (?) Urlaub, indem sie sich lustig selbst kritisieren. Das ist eigentlich eine bessere Manier, das Publikum zu belehren und zu unterhalten, als unsere langweilige Zeitungsreferiermethode. So eine Art satirischer Anschauungsunterricht. Man denkt an Buschs heitere Philosophie: „Die Selbstkritik hat viel für sich" u. s. w. Natürlich sind es gewisse Kollegen, denen es am schlechtesten geht, z. B. Lenbach und Stuck. An denen bleibt kein guter Fetzen hängen, aber auch Böcklin, Leibl, Liebermann, Menzel, L. v. Hofmann, Sascha Schneider, Leistikow werden schonungslos verrissen. Im großen und ganzen bewegt sich der Humor auf der Ebene reinsten Blödsinns. Der herrenlose Atelierwitz herrscht vor; nur manchmal schwingt er sich wie in dem „Porträt einer Patriotin" (Nr. 52), zu beißender Satire auf. Unter den zahlreichen Namen, welche der mit einem köstlichen Vorwort versehene Katalog aufzählt, nenne ich hier nur Käthe Schönberger, deren Witz vielleicht der feinste ist, da er nie die Grenze echten Humors überschreitet. Ihre Menzelparodie gehört zum besten der sehenswerten „Sehcession."

Im Nassauischen Kunstverein ist eine Anzahl kleiner Landschaften von Könemann sehr beachtenswert. Sie zeigen aber neben bedeutendem Können im Luftton und in den Wolkenpartieen eine Trübheit und Schwere der Farbe, welche das Ganze beeinträchtigt. Der Künstler muß zunächst danach streben, reinere Farben auf die Leinwand zu bringen. Ida Schulz, welche die verschiedenen „ismen" der französischen Kunst zweifellos ein wenig studiert hat, ohne ihr Wesen zu erfassen, dilettiert in verschiedenen kleinen Arbeiten mit bewunderungswürdiger Kraftlosigkeit. Wohlthätig sticht daneben Brauers Blumenstück „Rosen" ab. Ferner sind noch zu bemerken, einige sehr feine Aquarelle von Lutherorth, Heydens altväterisches „Auf der Schwelle" aus Schlitts famose „Froschszenen".

---

* **Freiherr vom Stein.** Von Max Lehmann. 1. Teil. **Vor der Reform**, 1757—1807. XIX. und 451 S. Leipzig, S. Hirzel. — Nunmehr hat der rühmlichst bekannte Biograph Scharnhorsts sich an die Darstellung des Werdegangs von des letzteren größeren Zeitgenossen gegeben. Es thut wirklich not. Populäre und populärwissenschaftliche Arbeiten über Stein giebt es ausreichend, darunter mehrere recht gute. Wer aber je rein wissenschaftlich mit dem alten Pertz operieren mußte, der weiß, wie schwierig das war, da in dem vielbändigen Werke zwar viel Quellenmaterial, aber das Werden und Wachsen Steins nur implicite geboten war. Nun bringt Lehmann die wissenschaftliche Verarbeitung, gestützt außerdem auf eine wertvolle, ausgiebige Nachlese im Steinschen Familienarchiv, sowie in einer Reihe von Staatsarchiven bezw. Regierungsregistraturen, die vieles Neue zutage förderte. Der vorliegende prächtige Band bildet gleichsam die Introduktion zu dem weltgeschichtlichen Werke, das der zweite Band schildern soll. Wir werden zunächst in die Familie der vom und zum Stein eingeführt und verfolgen die Lehrjahre unseres großen Landsmanns, der, obwohl er nie irgend ein Examen gemacht hat, der Wiedererwecker des preußischen Volkstums und damit zugleich auch des Deutschtums geworden ist. Möglich wurde das durch die lange und auf die mannigfachsten Zweige der Staatsverwaltung und -regierung sich erstreckende Lehrzeit, die Stein im preußischen Dienste seit 1780 durchlaufen hat. Mit der Arbeit im westfälischen Bergwerksdepartement begann er, und als Direktor der westfälischen Bergwerke sehen wir ihn bereits mit segensreichen wirtschaftlichen Reformen in seinem Ressort einsetzen, die aller Augen auf ihn lenkten und auch den großen Friedrich aufmerksam machten. Zwischendurch gelang ihm auch schon sein erster diplomatischer Versuch, indem er Kurmainz dem „Fürstenbunde" gewann. Als Kammerdirektor, nachher Präsident in Kleve-Mark hatte er dann Gelegenheit, sich mit dem ständischen Wesen vertraut zu machen, (vergl. hier die meisterhafte Abhandlung des Verfassers über „die soziale Struktur des Ostens und des Westens" u. s. w.), die Selbstverwaltung und ihre sozialen Vorzüge kennen zu lernen, das Milizwesen zu studieren und teilweise zu erproben, des Chausseebaus Wichtigkeit zu erkennen und die Vorteile und Nachteile der Staatsaccise gründlich gegeneinander abzuwägen sowie die Schäden des Gewerbezwangs zu beobachten. Auch sog er schon damals den Haß gegen die französischen Dränger ein und gehörte zu den grimmigsten Gegnern des Friedens von Basel. Als Oberpräsident in Minden, dann in dem neuerworbenen Münster erprobte er sich in der Bauernbefreiung, der Zentralisierung der Verwaltung, der Steuerreform, der Abmessung der Rechte von Staat und Kirche gegeneinander. Man sieht, all die großen Staatsreformgedanken, die der Minister später zur Durchführung brachte, hatte der Oberpräsident bereits mit Nutzen in die That umgesetzt. So trat Stein 1804 wohlvorbereitet und -ausgerüstet ins Generaldirektorium ein. Seine Thätigkeit in der Reform des Zollwesens (vgl. die vortreffliche Abhandlung des Verfassers über die preußischen Zölle) und der Steuern wurde leider durch die neuen Koalitionskriege von 1805/06 unterbrochen. Steins Kämpfe gegen das verrottete altpreußische Wesen zur genannten Zeit sind bekannter. Der Band schließt mit der ungnädigen Entlassung Steins im Januar von 1807. Es ist ein herrliches Buch, in welchem der Verfasser es meisterhaft verstanden hat, die imposante Gestalt des Riesen aufwachsen, vor uns entstehen zu lassen. Bei aller Liebe aber, die er seinem Helden mit Fug und Recht entgegenbringt, läßt er auch dessen Schattenseiten nicht unbelichtet, s. z. Beispiel wenn er auf den Widerspruch hinweist, daß Stein die Leibeigenschaft und Patrimonialgerichtsbarkeit im Staate abschaffen, aber auf seinen eigenen Gütern beibehalten wissen wollte. (Er wird diesen Widerspruch in der Zeit nach 1815, in Steins Konflikt mit der nassauischen Regierung, noch schärfer ausgedrückt finden.) Lehmanns Werk über Stein verspricht wie das über Scharnhorst eine Mustererscheinung unserer Geschichtslitteratur zu werden.

* **Burgen und Schlösser im Lahngebiete des Nassauer Landes.** Postkartenserie (12 Stück in Mappe, 1 Mk.) von P. Aßmann. Limburg a. d. L., A. Hötte. — Eine mit feinem Kunstverständnis und in trefflicher Ausführung (Federzeichnung) zusammengestellte Sammlung. Originalarbeit nach der Natur. Nicht nur Künstler werden an diesem schönen Mappchen ihre Freude haben, sondern auch die Freunde der historischen Vergangenheit, denen auf den Karten die stolzen alten Zeugen der letzteren entgegenwinken. Die Sammlung kann mit jeder Künstler-Postkarten-Serie würdig konkurrieren.

Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg. Das Befinden S. K. H. des Erbgroßherzogs hat sich erfreulicherweise sehr gebessert, so daß die Wiederherstellung bald zu erwarten sein dürfte.

Der Bau des neuen Zentralbahnhofs Wiesbaden wird hoffentlich nunmehr, da die Stadt Wiesbaden 1½ Millionen Mark baren Beitrag und 425 000 Mk. Terrainkosten für den bisherigen Hessischen Ludwigsbahnhof als Bauplatz für das neue Museum bewilligt hat, rüstiger als bisher gefördert werden.

Großherzog Adolf hat der katholischen Gemeinde Amöneburg den Bauplatz zu einer Kirche geschenkt.

Zu Haiger ist eine katholische Kapellengemeinde errichtet worden.

Rüdesheim hat ein neues Krankenhaus erhalten; zu Marienberg und Haiger sind neue Postgebäude entstanden.

Der Bau der Kleinbahnstrecke Braubach-Oberlahnstein ist gesichert.

Die Lahnbrücke bei Dausenau ist eröffnet. Auch Staffel bekommt eine Lahnbrücke. Sie wird dreibogig und aus Beton hergestellt. Dausenau wird Bahnstation.

Dem verstorbenen Reichs- und Landtagsabgeordneten Dr. Ernst Lieber soll in seiner Vaterstadt Kamberg ein Denkmal errichtet werden.

Bei Wallmerod im Markwalde hat Dr. Ritterling mehrere Gräber mit Skeletten, eine Feuerstätte u. a. aus der jüngeren Bronzezeit (ca. 1000 v. Chr.) aufgedeckt. Ebenso ist beim Ausgraben des rö-

mischen Feldlagers zu Hofheim eine ganze Reihe interessanter Funde gemacht worden.

Bei Ailerchen ist ein mächtiges Braunkohlenlager aufgefunden worden.

Am 20. August ging unweit Erbachs bei Kamberg ein Luftballon nieder. Er war vom Observatoire météorologique zu Trappes bei Paris am genannten Tage um 3 Uhr 4 Minuten aufgelassen worden und um 8 Uhr 15 Minuten bei Erbach gelandet, hatte also den Weg von 500 Kilometern in 5 Stunden 11 Minuten zurückgelegt.

Die Generalversammlung des Deutschen Weinbau-Vereins zu Bacharach am 9. September hat sich für das Hagelschießen mit Vitalschen Raketen ausgesprochen. Die Raketen dürften sich nun bald allenthalben einbürgern.

Nassauische Personalien.

III. Quartal 1902.

Ernennungen u. a.: Reg.-Assessor Billroth, Insterburg, a. d. Regierung z. Wiesbaden. Oberförster Froning, Langenschwalbach, a. s. n. Lonau. Schulkandidatin P. Roll, Arenberg, a. Lehrerin in Hasselbach b. Kamberg. Frhr. v. Dieskau, Hof Retters, z. Großh. luxemb. Kammerherrn zu Königstein. Kammerherr Frhr. v. Ritter, Königstein, u. Hohenburg. Hofgärtner Poths, Königstein z. Offizianten. Reg.-Rat v. Keudell, Wiesbaden, a. s. n. Posen. Reg.-Assessor Dr. Quassowski, Gumbinnen, a. d. Landr.-Amt Rheingau. Frl. Reif, Ems, z. Lehrerin a. d. Kleinkinderschule in Nassau. Lehrer Schmidt, Kleinschwalbach, a. Hauptlehrer nach Flörsheim. Oberlehrer a. d. Baugewerkschule Braune, Idstein, a. s. n. Erfurt. Ger.-Assessor Keutner, Wiesbaden, a. Hilfsrichter a. Landgericht das. Kat.-Kontrolleur St.-Inspektor Helmer, Lüdinghausen, a. s. n. Wiesbaden. Schulkandidat E. Wagner, Usingen, a. Lehrer n. Wehrheim. Zuchthausinspektor v. Beck, Siegburg, a. s. n. Diez. Lehrer Zwengel, Wolfenhausen, a. Präp.-Lehrer n. Dillenburg. Reg.-Assessor Dr. v. Brüning, Höchst, z. Adlatus d. Landrats z. Bonn. Oberst Schneider, Magdeburg, z. Kommandeur der 21. Feld-Art.-Brigade, Frankfurt. Staatsanwalt Dr. Wahn, Essen, z. Amtsrichter in Diez. Oberlehrer a. d. Realschule Biebrich, M. Heyne, Oberlehrer a. d. Realschule Ems, Dr. Baltzer, Oberlehrer a. d. Oberrealschule Wiesbaden, Dr. Klein, z. Professor. Reg.- u. Geh.-Baurat Böttger, (v. Wiesbaden) z. vortr. Rat i. Landw.-Ministerium Berlin. Pfarrverwalter K. Pehl, Schönberg-Möllingen, z. Pfarrer. Ger.-Assessor Wenkenbach, Herborn, z. Amtsrichter i. Daaden. Ger.-Referendar Risch, Wiesbaden, z. Assessor. Major Gerheim v. 1. Bat. Inf.-Regts. 88 z. Bat.-Kommandeur i. Inf.-Regt. 40. Unterarzt Dr. Sames, Höchst, z. Assistenzarzt. Ger.-Assessor Müller, Halle, z. Staatsanwalt i. Limburg. Ger.-Assessor Bepler, Nassau, z. Amtsrichter i. Waldbroel. Schulkandidatin W. Steinhauer, Wiesbaden, z. Lehrerin i. Obertiefenbach. Lehrer P. Brück, Düsseldorf, a. Reallehrer n. Nassau. Ger.-Referendar Ries, Frankfurt, n. Idstein. Landrat Dr. v. Bederath, Dillenburg a. s. n. Hanau. Reg.-Assessor v. Wussow, Lüneburg, z. Landrat i. Dillenburg u. z. Reg.-Rat. Geh. Ober-Finanzrat Dombois, Berlin (geb. Nassauer) z. Wirkl. Geh. Ober-Finanz-Rat u. Unterstaatssekretär. Oberpostinspektor Frosch, Frankfurt a. M., a. Telegraphendirektor n. Wiesbaden. Rechtsanwalt Dr. Alberti, Wiesbaden, z. Justizrat. Gymn.-Hilfslehrer Debes, Weilburg, z. Oberlehrer i. Kassel. Cand. med. P. Geis, Lindenholzhausen, a. Ass.-Arzt a. Krankenhaus Düsseldorf. Rechtsanwalt Dr. Zimmermann, Homburg, z. Justizrat. Ger.-Assessor Dr. v. Rößler, Wiesbaden, a. d. Staatsanwaltschaft z. Frankfurt. Kreisbauinspektor Krüden, Lauenburg i. P., a. s. n. Weilburg. Rechtsanwalt Raht, Limburg, z. Justizrat. Bergmeister Bäumler, Dillenburg, z. Bergrat. Amtsrichter Bierbaum, Wiesbaden, a. Hilfsrichter a. d. Landgericht das. Assessor Westphalen, Wiesbaden, a. Hilfsrichter a. d. Amtsgericht das. Assessor Hertzog, Dillenburg, z. Hilfsrichter n. Hochheim. Rechtskandidat Frhr. Löw v. Steinfurt, a. Referendar n. Eltville. Seminaroberlehrer Schnurr, Schlüchtern, a. s. n. Dillenburg. Lehrer Brandenburger u. Theile a. L. a. d. dreiklass. Präp.-Schule Dillenburg. Lehrer Dietrich, Eschborn, z. Hauptlehrer. Reg.-Rat Großkopff, Wiesbaden, a. s. n. Frankfurt a. O. Pol.-Diätar Holstein, Frankfurt, z. Pol.-Sekretär. Badeinspektor Lorch, z. Sanitätsrat. San.-Rat Dr. Wuth, Ems, Breßler, Langenschwalbach, z. Dom.-Rentmeister i. Kassel. Schulkandidatin H. Opel, Montabaur, a. Lehrerin n. Braubach. Stadtbaumeister Balzer, Oschersleben, a. s. n. Ems. Ger.-Assessoren Dr. Zitelmann u. Dr. v. Gülich, Wiesbaden, i. Ausw. Amt, Berlin. Dr. Löb, Limburg u. Dr. G. Hilffsen, z. Geh. San.-Rat. Seminarlehrer Geisel, Usingen, a. s. n. Schlüchtern u. Kellermann, Schlüchtern, a. s. n. Usingen. Schulkandidat G. Marheimer a. Lehrer i. Eschborn b. Usingen. Ger.-Sekr. Widmaier, Hechingen, a. Landger. Wiesbaden. Ger.-Assist. Heiman, Wetzlar, z. Ger.-Schreiber i. Höhr-Grenzhausen. Stadtrechner Hofmann, Hochheim, z. Amtsanwalt. Pfarrer Bohris, Wehrheim, z. Dekan. Lehrer Pleimes, Dickschied, z. Lehrer a. d. Präp.-Schule Herborn. Reg.-Baumeister Behse, Wiesbaden, z. Stadtbaumeister i. Barmen. Hilfslehrer a. d. Oberrealschule Dr. H. Wallbott, Wiesbaden, z. Oberlehrer. Ger.-Assessor Westphalen, Wiesbaden, a. Hilfsrichter a. d. Landgericht Frankfurt a. M. Rektor Schildchen, Hachenburg, z. Rektor der Realschule i. Kronberg. Ass.-Arzt Dr. Schmelzeis, Irrenanstalt Weilmünster, z. Oberarzt a. d. Eichberg, Dr. Resch, Frankfurt als Oberarzt und Dr. Schulz, Hannover, a. Arzt a. d. Irrenanstalt Weilmünster. Eis.-Schaffner A. Groß, Freiendiez, z. Pedell d. Landwirtschaftsschule Weilburg. Ger.-Assessor Flindt, Wiesbaden, a. Amtsgericht das. Lehrer a. D. W. Paul, Langenschwalbach, z. Lehrer in Casdorf. Schulkandidat Scheerer, Bierstadt, z. Lehrer in Fleisbach. Schulkandidat Roussellet, z. Lehrer i. Huppert. Kreisarzt Dr. Wiese, Filehne, a. s. n. Westerburg. Forstmeister Elze, Königstein, a. Reg.- und Forstrat n. Wiesbaden. Schulverwalter Sehr, Eppstein, a. Lehrer n. Schönau. Amtsrichter v. Reineck, Hochheim u. Dr. Follenius, Wiesbaden, z. Amtsgerichtsräten. Lehrerin Feldhausen, Weilburg a. s. n. Lissabon.

Jubiläen u. a.: Juli: 9. Regisseur a. D. K. Schultes, Hannover, (fr. a. Hoftheater Wiesbaden) 80 J. alt. — 13. Gemeinderechner Rudolf, Schierstein, 25 J. i. D. — 15. Lehrer E. Epstein, Biebrich, 25 J. a. O. — Lehrer Gräb a. d. Mädchenmittelschule Biebrich, 25 J. i. D. — Magazinverwalter K. Hild I, Schelder Eisenwerk, 50 J. i. D. — August: 1. Reg.-Sekretär Ph. Holstein, Wiesbaden, 25 J. i. D. — 3. Feuerlöschdirektor L. Ph. Mayer, Rödelheim, 25 J. i. Feuerwehrdienste. — 6. Frl. Eva Merkel, Hochheim, 60 J. b. Familie Müller das. — 7. Pfarrer J. Fenner v. Fenneberg, Marienthal 25. J. i. A. — 9. Landwirt M. Schmidt, Helferskirchen, 98 J. alt. — 12. Stadtsekretär W. Christmann, Höchst, 25 J. i. A. — 23. Pfarrer P. Koch, Helferskirchen 50 J. i. A. — Pfarrer Monrial, Obertiefenbach, u. Frühmesser Riel, Geisenheim 25 J. i. A. — 26. Maschinenzeichner A. Peter b. Firma A. Flach, Wiesbaden, 25 J. i. D. — September: 1. Lehrer Ch. Roll, Stierstadt, 50 J. i. D. — Lehrer M. Schäfer, Ried, 25 J. i. D. — Obersekretär b. d. Staatsanwaltschaft J. Meutges, Limburg, 25 J. i. D. — 23. Dekan Mencke, Eschborn, 25 J. a. O.

Pensionierungen: Gerichtsvollzieher F. Eschhofen, Wiesbaden. Telegraphen-Direktor Frhr. v. Seckendorff, Wiesbaden. Ger.-Sekretär Hecker, Nassau. Lehrerin E. Munsch, Flörsheim. Lehrerin der Kleinkinderschule Frl. Zimmer, Nassau (34 J. a. O.). Eisenb.-Betr.-Sekretär Hartmann, Wiesbaden (40 J. i. D.). Zuchthausinspektor Wille, Diez. Lehrer Steyer, Bremthal. Schloßkastellan E. Hartmann, Friedrichshof. Lehrer Klas, Waldhausen. Lehrer J. Löhr, Dietkirchen (48 J. i D.; 31 a. D.). Lehrer P. Kinkel, Höchst. Reg.- und Forstrat Leo, Wiesbaden. Lehrer Frankenbach, Schloßborn. Postsekre-

tär Jung, Wiesbaden (40 J. i. D.). Pedell A. Steuernagel v. d. Landwirtschaftsschule Weilburg. Lehrer Rieser, Linter. Oberarzt d. R. Dr. Sartorius, Wiesbaden (Abschied bewilligt). Forstmeister Bladert, Rod a. d. W. Stationsverwalter G. Sauer, Sulzbach b. Soden (70 J.).

Todesfälle: Juli: 4. Stadtrat a. D. J. Blum, Watertown, Nordamerika (geb. 15. 1. 1823 Wiesbaden). — 8. Pfarrer P. Wolf, Oberwalluf (geb. 1840 z. Goldhausen). — 10. Bürgermeister Schneider, Langenhain. — 18. Ger.-Referendar E. Weber, Frankfurt (geb. z. Höchst 1877). — 19. Mathilde v. Bodenstedt (Mirza Schaffys Wwe), Wiesbaden (geb. 1824). — 22. Kellermeister J. Maurer, Hochheim (s. 1857 b. Burgeff u. Komp., geb. 1830). — 24. Bürgermeister a. D. J. Steyer, Hornau (18. J. i. A., geb. 1841). — 26. Kreisbaumeister Baurat Spinn, Weilburg. — 28. Stadtverordneter Dr. H. Wuth, Diez. — August: 1. Konrektor Prof. a. D. F. Brandscheid, Wiesbaden (geb. 1828). — 16. Lehrer E. Vogler, Sarmingstein (geb. 1828). — Theaterdirektor A. Schirmer, Wiesbaden (geb. 1838). — Sanitätsrat Dr. W. Krekel, Eppstein (geb. 1848). — 24. Amtsapotheker H. Ulrich, Hochheim (geb. 1833). — 30. Pfarrer A. Montenbruck, Wehen. — September: 4. Domänenrat K. Walther, Usingen. — 6. Lehrer a. D. Heymann, Barig. — 10. Bürgermeister Schleidt, Flörsheim (12. J. i. A.). — 13. Pfarrer O. Hain, Eppstein, (38 Jahre i. Nassauischen, geb. 1837). — 23. Geh. Reg.-Rat a. D. L. Rospatt, Wiesbaden (geb. 1828).

Nassauischer Geschichtskalender.

3. Oktober.

1250. Gräfin Mechtild von Sayn, Witwe Heinrichs III. des Großen, schenkt die Pfarrkirche zu Winden mit dem Patronatsrechte an die Abtei Arnstein. Schon vorher hatte sie dieser ihr damit in Verbindung stehendes Erbgut daselbst verkauft.

1866. König Wilhelm von Preußen ergreift durch das Patent von Babelsberg Besitz von dem annektierten Herzogtume Nassau, wobei er verspricht, die neuen Unterthanen bei ihren Gesetzen und Einrichtungen, „soweit sie der Ausdruck berechtigter Eigentümlichkeiten sind und in Kraft bleiben, können, ohne den durch die Einheit des Staats und seiner Interessen bedingten Anforderungen Eintrag zu thun“, zu erhalten.

8. Oktober.

1676. M. Johann Heinrich Heiler stirbt zu Sankt Goar als Senior und Definitor. Er war früher und 1658 Pfarrer in Patersberg.

1694. Fürst Georg August zu Nassau-Idstein gründet an der Ecke seines Gebiets gegen Mainz und Hessen-Rheinfels, am Südhange der Hohen Wurzel eine Niederlassung meist pfälzischer Emigranten, die nach ihm den Namen Georgenborn erhält.

13. Oktober.

351. Der heilige Lubentius stirbt an der Mosel. Er war der erste Apostel der Nassauer, der dem Volke an der Lahn das Evangelium des Lichtes und der Erlösung predigte und in einem heiligen Götterhain zu Dietkirchen hoch auf einem Felsen die erste Kirche des Landes baute. Hierhin wurde auch seine Leiche gebracht und daselbst begraben.

1379. Die Grafen von Wied, Katzenelnbogen und Nassau und die Herren von Isenburg, Rodenstein, Kronberg, Reifenberg und Waffenhausen gründen zu Wiesbaden den Ritterbund der Löwengesellschaft, so benannt von dem Abzeichen der Ritter und Edelknechte: ein goldener, bezw. silberner Löwe. Der Bund hatte den Zweck, innere Streitigkeiten gütlich zu schlichten und äußere Feinde gemeinsam zu bekämpfen.

Briefkasten.

O. K. in J. Die Buchhändler-Abonnenten erhalten die „Nassovia“ immer etwas später als die, welche durch die Post oder direkt beziehen.

K. Pf. in U. Gedicht leider nicht verwendbar.

W. S. in B. Friedrich, Graf zu Nassau-Weilburg, Sohn des Grafen Ernst Kasimir, regierte von 1655 bis 1675. Vergl. „Nassovia“ Nr. 6 von 1902: „Die nassauischen Regenten I.“

L. M. in W. Ueber das Thema finden Sie einen Aufsatz in „Nassovia“ 1900, Nr. 9.

S. L. in W. Das Betreffende muß erst noch etwas bearbeitet werden; wir fanden bisher noch keine rechte Muße dazu.

F. v. E. in G. Besten Dank für Brief und landsmännischen Gruß.

Redaktionsschluß: 24. September.



№ 20. Wiesbaden, den 16. Oktober 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Abend im Herbst.

Mein Lieb, wie ist der Abend so schön,
Wie ist es so herrlich zu wandern
Weit über die freien Bergeshöh'n
Von einem Hügel zum andern.
Zu unsern Füßen das Leben . . . die Welt,
Im Thal die Hütten, lichterhellt . . . .
Und darüber die ewigen Sterne!

Mein Lieb, o komm und laß uns das Glück
Dieser flüchtigen Stunde genießen.
Bald ruft uns die Pflicht ins Thal zurück,
Wo müd' wir den Abend beschließen.
In deinen Armen vergessen die Welt,
Die Brust von süßen Träumen geschwellt . . . .
Und darüber die ewigen Sterne!

Mein Lieb, so möchte ich lustbeglückt,
Noch eh' der Morgen begonnen
Hinschweben, den Sorgen der Welt entrückt,
Zum Lichte der strahlenden Sonnen.
Zu unsern Füßen, mächtig und hehr,
Die Lande der Heimat . . . . das weite Meer . . . .
Und darüber die ewigen Sterne!

Schon steht im herbstlichen Schmuck der Wald;
Das Laub fällt von den Bäumen.
Wie rauscht doch vorbei die Zeit so bald
Samt dem wonnigen Wandern und Träumen.
Bald stehen auch wir im herbstlichen Kleid,
Mit unserm Sehnen, mit all unserm Leid . . . .
Und darüber die Sterne der Liebe!

Herbststimmung.

So seh' ich nun die Sommertage
In ihrer gold'nen Pracht verglüh'n,
Die letzten Rosen dort am Hage,
Im Abenddämm'rungsschein verblüh'n.

Nur hier und da im feuchten Moose,
Auf dunkelgrünem Wiesengrund,
Erhebt sich eine Herbstzeitlose
Und öffnet ihren Blütenmund.

Mir ist's, als ob die schlichte Weise,
Die fern aus Lerchenmunde dringt,
Der ganzen Welt zum Ruhm und Preise,
Auch mir zum Abschiedsgruß erklingt.

Emil Heymer.

Johann der Aeltere, Graf zu Nassau-Dillenburg, 1559—1606.

4) Von Ernst Goebel. (3. Fortsetzung.)

Diese Konferenz hatte den Erfolg, daß die „Formula examinis Ordinandorum“ zustande kam und approbiert wurde. Steubing bemerkt hierzu: „Die Formel selbst ist mir nie zu Gesicht gekommen; dagegen aber habe ich die Ordinationsartikel und Punkte von diesem Jahre, nach welchen die Prädikanten ordiniert werden sollten, gesehen, und alles darin gefunden, was auf heut zu Tage bei diesem Akte geschieht.“ Ueber die beiden anderen Punkte wurde am 30. November beraten. Die Inventarisierung der Pfarrgüter wurde beschlossen, und die Agenden sollten 1575 in allen nassauischen Kirchen eingeführt werden. In demselben Jahre fand abermals eine Besprechung statt; es wurde beraten, auf welche Weise am besten die Visitation in den nassauischen Landen vorzunehmen sei. Ihrer Beschluß legten die Berater in einem „Bedenken“ fest. Darnach schlugen sie die Anstellung von 3 oder 4 Inspektoren vor, ferner allgemeine und besondere Klassen-Synoden, jährliche Kirchenvisitationen, sowie Errichtung eines General- und mehrerer Ober- und Unter-Konsistorien. Demzufolge (2. August 1575) erließ Graf Johann folgenden Befehl:

1. Alle Mittwoch sollte das Konsistorium gehalten werden mit Ausnahme der Ferien in der Erntezeit.

2. Die Generalkonvente sollten zu Dillenburg jedes Jahr auf Mittwoch nach Trinitatis, die Spezial- und Klassenkonvente jedes Bezirks auf den 4 Fronfasten und

3. die Visitation alle 2 bis 3 Jahre von Dom. 1. Trin. bis Baptistae abgehalten werden.

Inzwischen neigten Graf und Geistlichkeit immer mehr dem reformierten Bekenntnisse zu. Namentlich der oben erwähnte Pfarrer Geldenhauer gen. Noviomagus, der öfter nähere Beziehungen zu dem Siegener Pfarrer Wolfgang Crellius hatte, wandte sich der Lehre Calvins zu. Nachdem nun auch noch die wegen Krypto-Calvinismus aus Sachsen vertriebenen Theologen D. Christoph Pezelius, D. Widebram und D. Cruciger bei dem Grafen Zuflucht gefunden hatten und Noviomagus mit ihnen verkehrte, wurde er bald von Calvins Lehre überzeugt.

Besonders Pezel und Wiedebram waren es, die den reformierten Lehrbegriff in Nassau begründeten und festsetzten. Durch den Einfluß Noviomagus' gelang es auch, die Geistlichen auf den Synoden zu Dillenburg (8. und 9. Juli 1578), Eisemroth (21. Juli), Neukirch (28. Juli) und nachher zu Höhn für das reformierte Bekenntnis zu gewinnen. Auf dem Dillenburger Konvent, dem auch der Dillenburger Haushofmeister von Nymptsch und Junker Otto von Grünrade teilnahmen, wurde eine lange Denkschrift aufgesetzt und diese von 22 Pfarrern, auf dem Konvent zu Eisemroth von 13, zu Neukirch und Höhn von 20 und später noch von 10 Pfarrern der Grafschaft Siegen als Glaubensbekenntnis, Richtschnur ihrer Lehre und als Vorschrift des äußeren Kirchen-Zeremoniells mit Beifall aufgenommen und eigenhändig unterschrieben.[26] Was den Grafen Johann anbetraf, so war er selbst früher einem milden Luthertum ergeben gewesen. Aber der wachsende Fanatismus der strengen Lutheraner stieß ihn ab; durch seine Beziehungen zu Wilhelm und den Niederländern, durch persönlichen Verkehr mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und seinem Hofmarschall, dem Grafen Ludwig von Sayn, ward er allmählich für die reformierten Anschauungen und Ordnungen gewonnen. Daraus erklärt sich auch, daß er die aus Wittenberg und der Pfalz (1576) vertriebenen reformierten Geistlichen aufnahm und anstellte. Es würde zu weit führen, die vielen Synoden und die oft unter persönlicher Mitwirkung des Grafen gehaltenen Besprechungen zu erwähnen. Nur folgendes möchte ich diesbezüglich noch bemerken. Zu Middelburg in Seeland hatte man 1581 eine Kirchenordnung von 69 Artikeln aufgesetzt, die auch nach der Rückkehr des Grafen aus Geldern in Dillenburg vom 16.—27. Januar 1582 besprochen wurde. An diesen Sitzungen nahmen außer dem Grafen und Otto von Grünrade die Inspektoren Nauting, Cepper, Crell, Widebram, Noviomagus und Atropäus teil. Auch Olevian, der noch in Berleburg weilte, hatte eine Einladung erhalten. Die Middelburger Kirchenordnung wurde sorgfältig beraten und beschlossen, dieselbe ins Deutsche zu übersetzen. Auf dem nächsten Konvente, an dem Graf Johann mit seinem Sohne, Graf Johann dem Mittleren, Graf Ludwig von Wittgenstein und Graf Konrad von Solms teilnahm, wurden dann verschiedene Punkte eingehend behandelt. Diese Zusammenkunft war die Grundlage für die jetzt folgende, am 13. Juli 1586 auf der Generalsynode zu Herborn[27]) verfaßten Kirchenordnung, die das nassauische Volk lange festgehalten und bewahrt hat. Außer 17 nassauischen Geistlichen waren auch Solms mit 5, Wittgenstein und Wied mit je 2 Abgeordneten vertreten. Schon morgens um 6 Uhr begann die Sitzung in dem oberen Teil des Chores in der Kirche und dauerte mit geringer Unterbrechung bis 6 Uhr abends. Zum Vorsitzenden wurde D. Kaspar Olevianus, zum Adjunkt M. Wolfgang Crellius und zum Protokollführer Wilhelm Cepper

[26]) Scriptum propositum in Synodo Dillenburgensi.

[27]) Synodus generalis Herbornae habita.

gewählt. Nachdem nun Olevian den Segen Gottes erfleht hatte, wurde zur Tagesordnung geschritten, die aus 4 Punkten bestand. Im wesentlichen wurden folgende 4 Arten Konvente festgesetzt:

1. das Presbyterium,
2. der Klassenkonvent (Conventus classici),
3. die Landessynode (Synodus particularis seu provincialis),
4. der Generalkonvent (Synodus generalis).

Jedes Presbyterium soll aus einem oder mehreren Geistlichen und den von der Gemeinde wählbaren Aeltesten bestehen, die alle Sonntage oder alle 14 Tage ihre Sitzungen zu halten haben; auch haben diese darüber zu wachen, daß die Pfarrer ihre Pflichten eifrig erfüllen und der Gemeinde durch ihren Lebenswandel ein gutes Beispiel geben. Neben dem Presbyterium besteht noch das Amt der Diakonen, die auf gleiche Weise wie die Aeltesten gewählt werden. Ihr Amt ist es, die Almosen einzusammeln, dieselben treulich an die Armen zu verteilen, Betrübte zu besuchen und auf eine richtige Verwendung der Almosen zu achten. Ueber die Einnahmen und Ausgaben müssen die Diakonen dem Presbyterium Rechnung ablegen, dem jedermann beiwohnen kann. Acht Tage vor der Revision soll diese deshalb angekündigt werden. Diakonen sowohl wie Aelteste sollen ihr Amt zwei Jahre verwalten und immer am 1. Januar antreten. — Ist eine Pfarrstelle erledigt, so kann von den Aeltesten ein Pfarrer vorgeschlagen werden.

Der Klassenkonvent soll aus den benachbarten Pastoren und wenigstens einem Aeltesten bestehen; wenn es erforderlich scheint, kann auch ein Aeltester vom Presbyterium dem abgesandten Pfarrer beigeordnet werden. Sämtliche Zusammenkünfte sollen mit Gebet begonnen und mit Danksagung geschlossen werden. Jeder Klasse steht ein Inspektor vor, der von dem versammelten Konvent aus der Geistlichkeit gewählt wird und von der Landessynode noch bestätigt werden muß. Er hat die Kirchen zu visitieren, die Konvente auszuschreiben, die Geistlichen zu beaufsichtigen, Kirchen-Rechnungen „abzuhören“ und darauf zu sehen, daß jährlich in allen Kirchen die Heiratsordnung verlesen wird. Zu Beginn einer Sitzung wird ein Vorsitzender, ein Beisitzer (adiunctus) und ein Protokollführer (scriba) durch Stimmenmehrheit gewählt. Der Vorsitzende hat die Tagesordnung festzusetzen und darüber zu wachen, daß Ordnung bei der Abstimmung herrscht; Zanksüchtige kann er auch mit Strafen belegen. Jeder ist dazu verpflichtet, das Amt eines Vorsitzenden zu übernehmen; doch darf er nicht zweimal hintereinander gewählt werden. Der Klassenkonvent hat namentlich darüber zu wachen, ob auch die Presbyterien in den einzelnen Kirchen (Bezirken) regelmäßig gehalten werden, ob Zucht und Ordnung (disciplina) herrscht, ob die Armen richtig unterstützt werden und in den Schulen richtig gelehrt wird. Ferner hat der Klassenkonvent die Aufgabe, die Beschlüsse des Presbyteriums nochmals zu prüfen; namentlich ist eine von diesem verhängte Exkommunikation ohne Zustimmung des Klassenkonvents ungiltig. Das Amt des Vorsitzenden erlischt mit dem Schlusse des jeweiligen Konvents.

An der Landessynode soll außer dem Inspektor noch ein Deputierter teilnehmen, der durch Stimmenmehrheit auf dem Klassenkonvent gewählt wird. Die Landessynode entscheidet über alles, was im Presbyterium und Klassenkonvent noch nicht seine Erledigung gefunden hat. Die Akten der vorhergegangenen Synode muß der Protokollführer immer vorlegen, damit man nach deren Einsicht ein richtiges Urteil fällen kann. Wie schon erwähnt, hat die Landessynode auch den Inspektor zu bestätigen. Dieselbe soll jährlich nach Quasimodogeniti zusammenkommen. Vor dem Schlusse einer jeden Synode (Klassen-, Landes- oder Generalsynode) soll der Ort und die Zeit der künftigen Synode festgesetzt werden.

An der Generalsynode nimmt der Inspektor und der in der Landessynode gewählte Geistliche teil. Sie tritt jährlich Dienstag nach Cantate zusammen, kann jedoch auch in besonderen Fällen öfter gehalten werden. Die Generalsynode hat über Lehre, kirchliche Gebräuche, liturgische Schriften, Zeremonien und über alles in letzter Instanz zu entscheiden, was auf den vorhergehenden Konventen unentschieden geblieben ist, oder worüber Appellationen eingelegt wurden. Deputierte auswärtiger Gebiete, die zu Synoden entsandt werden, haben sich als solche zu legitimieren und dann das Stimmrecht.

In genannter Kirchenordnung wird auch noch folgendes bestimmt:

Die Taufe soll von den Eltern nicht lange aufgeschoben, noch privatim von den Hebammen vorgenommen werden, sondern von einem Pfarrer in öffentlicher Zusammenkunft nach dem Gesange. Der Vater soll der Taufe beiwohnen, und zu Taufpaten sollen nur gläubige, fromme Leute genommen, sowie die Namen der Täuflinge, Eltern und Zeugen unter Erwähnung der Zeit in eine besondere Liste (peculiarem catalogum) eingeschrieben werden.

Zum Abendmahle soll niemand zugelassen werden, der sich nicht zur reformierten Kirche bekennt und einen ehrenhaften Lebenswandel führt. Wenigstens einmal im Monat soll dasselbe gefeiert werden.

Bei Begräbnissen und sonstigen Versammlungen sollen Texte genommen werden, die sich auf die heilige Schrift stützen. So wird z. B. besonders empfohlen: Joh. Kap. 12; 1 Kor. 15; 1. Thess. 4. 5; Ezech. 37; Joh. 19; und Psalm 39.

In Kriegszeiten, bei Pest, Verfolgung und anderen Nöten können mit Zustimmung der Kirche und des reformierten Magistrats besondere Fast- und Bettage festgesetzt werden.

Die Feiertage der Heiligen sollen abgeschafft und die Gesänge in den Kirchen in deutscher Sprache (vernacula lingua) gesungen werden. (Auch waren schon früher die Orgeln, Bilder u. s. w. in den Kirchen abgeschafft worden).

Verzieht einer an einen anderen Ort, so wird ihm mit Zustimmung des Presbyteriums ein Zeugnis über sein Bekenntnis und seine sittliche Führung (testimonium doctrinae et morum) mitgegeben. Bei Armen soll auf Befürwortung des Diakons ein Umzugsgeld (viaticum) bewilligt und der Betrag auf das Zeugnis geschrieben werden.

Wie der Schluß dieser Herborner Generalsynode besagt, wurden diese Artikel auf einstimmigen Beschluß approbiert und angenommen und zwar unter der Bedingung, daß sie je nach Notwendigkeit — jedoch nur auf Beschluß einer Generalsynode — anderweitig festgesetzt werden können. (Schluß folgt.)

Der Feldberg und seine Umgebung in der altgermanischen Mythe.

2) Von H. Kilz. (Schluß.)

Der Leser wird nun wohl bemerkt haben, daß wir den Feldberg als Mittel- und Ausgangspunkt der altgermanischen Mythen betrachten dürfen. Derselbe liegt bekanntlich im früheren Niddagau. Niddagau (Nitagowe) hieß der Gau nach dem Flüßchen Nidda[1]) oder Nied; er hatte von jeher einen Ehrenplatz in der Geschichte. Große, mächtige Völker haben um ihre Seßhaftigkeit daselbst gekämpft, und der Gau gehört zu den sagenreichsten, ist vielleicht sogar der sagenreichste in Deutschland. Imposante Berge und Festen geben dem Gebiete unendlichen romantischen Reiz und sind somit zugleich Zeugen von dessen großartiger Vergangenheit. Nicht oft wird man, wie schon gesagt, eine Gegend finden, die so reich an Burgwällen und alten Schanzen ist. Der stolze Altkönig mit seinem zweifachen Ringe, in der Nähe die Althöfe mit ihren trotzigen Mauern, die Goldgrube, der Lindenberg, die Gickelsburg, der Staufen, der Kapellenberg bei Hofheim u. s. w., u. s. w.

Die Aeltere Edda erzählt:

„Die Asen einten sich auf dem Idarfeld,
Hof und Heiligtum hoch sich zu wölben.
Erbauten Essen und schmiedeten Erz,
Schufen Zangen und schön Gezäh." — —

Weiter heißt es:

„Nördlich stand an den Niddabergen
Ein Saal aus Gold für Sindris Geschlecht."

Sindris Geschlecht sind die Söhne der Erde. Ob dies nun poetisch für die Fruchtbarkeit der Berge bezeichnend sein, oder prosaisch andeuten soll, daß die Niddaberge Gold enthielten, ist offene Frage. Die Verse der Edda besagen nur, daß die Kultur in den Bergen an der Nidda auf hoher Stufe stand. Und in der That findet man noch heute in geringer Tiefe die Ueberreste altgermanischer Schmiedewerkstätten. Man hatte einst dafür den Namen Waldsmitten = Waldschmieden. Eine solche Schmiede bestand gewöhnlich aus einer kreisförmigen, festgestampften Vertiefung, in deren Mitte ein nagelförmiger Amboß zu einem Drittel seiner Länge in den Grund getrieben war. Betrachtet man solch einen Nagel-Amboß, so versteht man leicht die Sage, wonach „Jung Siegfried den Amboß in den Grund schlug". Aber nicht nur Eisen, auch Edelmetalle wurden zutage gefördert. Die „Goldgrube" bei Oberursel hat jedenfalls nicht umsonst ihren Namen; man findet in ihr noch Stollen und Schachte eines alten Bergwerks. In einem Seitenthale des Lorsbacher Thals, bei Ehlhalten wurde noch im vorigen Jahrhundert ein Silberbergwerk betrieben. Der Name des „Goldbaches" deutet jedenfalls auch auf früheren Goldbergbau. Der „Güldenladenweg", der vom „Scharterwald" von Falkenstein aus nach dem Altkönig führt, hat auch noch eine weitere direkte Beziehung zur „Siegfriedsage". Siegfried ritt, nachdem er den Drachen in der Scharterhohle besiegt hatte, reich mit Schätzen beladen, auf den Feldberg weiter. In dem Altkönig sitzt der Sage nach ein langbärtiger Greis bei seinen Schätzen eingeschlummert

Ueber den Altkönig ist weiter die Sage vorhanden, daß, wenn die Bauern Heidelbeeren suchen, sie dem Alten des Berges drei Steine zu opfern pflegen, die sie auf einem hohen Felsen niederlegen. Noch bis heute hat sich der Brauch erhalten.

Um auf die steinernen Wälle zurückzukommen, so erklärt sich auch der Name den der Geograph Ptolemäus dem Taunus gab. **Artannon** ist die erste Bezeichnung des Taunus. Man hat versucht, den Namen von Tann abzuleiten, doch ist diese Erklärung nicht angebracht. Denn ar heißt auf indogermanisch Stein, und taun ist Zaun, also richtig der „steinerne Zaun". Das ist verständlicher und logischer als alle sonstige gelehrte Erklärung, die man dem Worte Artannon gab. Einen weiteren Beweis, daß die Mauern uralt sind, und daß ihre Bedeutung schon früher klar war, erblickt man in der Deutung des altgermanischen Namens Lindenberg. Diese uralte Verschanzung liegt zwischen der Goldgrube und dem Bleibeskopf, und sie hatte den Zweck, einer Umgehung der Goldgrube vorzubeugen; denn von den Althöfen zog sie sich durch das Urselthal nach der Goldgrube als eine mächtige Thalsperre, die sehr gute Dienste geleistet haben muß. Der Name Lindenberg ist von dem altdeutschen linda = Schild, nicht von dem Baum Linde, abzuleiten. Denn die Linde ist kein Waldbaum; auch würde man in der Nähe des steilen Lindenbergs vergebens einen solchen Baum suchen. Der Berg hieße demnach richtiger „Schildberg", welcher Name auch vollständig zweckentsprechend war; denn die Burg bildete Schild und Schutz für das hintere Urselthal.

Sehr prägnant zeigt auch die fernere Umgebung des Feldbergs und Altkönigs, daß hier zahllose mythische Stätten bestanden. An der Nidda liegt eine Burg Assenheim. Sie deutet auf die Asen hin. (Ptolemäus erwähnt, 140 n. Chr., einen **Asciburgis mons**, ein **Asciburgum** in Schlesien, vergl. Asberg in Württemberg, Asseburg in Braunschweig u. s. w.) Auch Dornassenheim ist nicht weit. Heilige Orte in der Nähe waren Altenhain, ferner die ältesten Gerichts- oder Malstätten Asciburnon (Asenborn, Eschborn) und Tidenheim (Tiu = der altgermanische Kriegsgott.) Die Sage erzählt: Als das

[1]) Die Nidda war früher viel tiefer, breiter und reißender.

Christentum Eingang gewann, nahmen auch Eichborn und Tidenheim den christlichen Glauben an. Zornentbrannt zerstörte Wotan den Ort Tidenheim; wider Eichborn vermochte er nichts, denn dort stand die Kirche. Tidenheim ist in der That ein verschwundener Ort. Merkwürdig ist es, daß gerade diese Orte, die als erste heidnische Kultusstätten galten, auch zuerst das Christentum annahmen.

Nachstehend seien einige Sagen erwähnt, bei welchen der mythische Untergrund noch durchleuchtet.

Am bekanntesten ist wohl die Eppsteiner Sage, wonach der Ritter Eppo ein Fräulein aus der Gewalt eines Riesen befreite. Fro, Freyr, der Frühling, trifft die in der Winterhaft des Riesen Beli weilende Gerda (die Erde.) In der Sage heißt der Name Berta. Fro (hier der Ritter Eppo) muß erst den Riesen erschlagen, um Gerda (Berta) befreien zu können. In der Sage ist der Riese nur zu bezwingen, wenn er gefesselt und den Berg hinabgewälzt wird. Die erweckende, befreiende Sonne schmilzt und wälzt eben Eis und Schnee von der jungfräulichen Erde. So haben wir als Grundgehalt in der „Eppsteiner Sage“ die wunderschöne Frühlingsmythe.

Aehnlichen Sinn und Bedeutung hat die Sage von der sogenannten Steinernen Straße, die sich von Stierstadt über Niederursel nach Heddernheim zieht. Wie man in der Gegend erzählt, warb in uralter Zeit ein König Ariovist[2]) (Arion = Apollo = Baldur) um die Tochter eines Edeln an der Nidda. Als Beweis der Liebe verlangte das Fräulein folgendes Probestück von dem Könige, dem sie nicht hold war. Frühmorgens bei Sonnenaufgang solle derselbe von des Taunus Höhen eine Bahn pflastern, letztere aber, während er mit seinem Sechsgespann darüber sause, zugleich wieder aufbrechen. Sie glaubte hierdurch den König von seiner Werbung abgebracht zu haben. Wie erschrak sie aber, als am kommenden Morgen bei Frührotschein der feurige Wagen ihres Anbeters von der Höhe des Altkönigs in vollem Trabe herabkam. Als er in den Schloßhof einfuhr, erkannte das Fräulein die dämonische Macht des Königs und stürzte sich in die Nidda. Alljährlich muß nun der König mit seinem Sechsgespann zur Nidda fahren. Kommt er zurück, so plagt der Teufel den Armen bis Sonnenuntergang.

Diese etwas prosaische und sehr verunstaltete Sage hat die Sonnenmythe als Kern. Wie der feurige Sonnengott Baldur auf seinem Sechsgespann die Dämmerung verscheucht, so wird er selbst von Hödur, dem Gott der Finsternis, besiegt und erschlagen. Der längste Tag des Jahres (21. Juni) ist hierfür bezeichnend. Wie die aufgehende Sonne ihre Bahn vorauf bescheint, so ist diese beleuchtete Bahn mit dem Untergang der Sonne zugleich wieder verschwunden.

Bemerkenswert ist noch die Sage von der Wölwenhöhle bei dem allerdings vom Feldberg weit abgelegenen Weilburg. Wölwa oder Wöla ist = Wala, die Mutter der Nornen, die allwissende Urmutter bei der Wotan sich Rat holt. Die Sage erzählt eine lange unverständliche Geschichte von einer heidnischen Jägerin Almeida (Freia = Artemis = Diana?), die zur Wöle kommt. Das „Ottarlied“ der Edda zeigt fast genaue Uebereinstimmung mit der Wölwen-Sage. Auch hier besucht Freia (zugleich Göttin der Jagd) die Wöle. Die mythische Basis der Sage ist nicht besonders bedeutend; die jungen Götter des Lichts Freia und Fro kommen zur alten Gottheit des Winters und Todes. In der Sage ist Kirchliches und Heidnisches so vermengt, daß man keine Urgestalt mehr erkennen kann.

Zum Schlusse seien als Beispiele noch einige Orte erwähnt, deren Namen mythische Bedeutung durchblicken lassen.

An die Namen Heune oder Hune klingen folgende Namen an: der Hünerkippel bei Laubuseschbach, die Hunenburg bei Essershausen, die Hunengräben bei Kubach, der Hünerberg und die Hünerkirche bei Wehen, auch die Himburg bei Wallmerod u. s. w. Die Namen der mächtigen Gegner der Wälsungen, der Hundinge, haben sich in den Worten, Hundisthal, Hundsthal (woraus man prosaisch Hund-stall machte) und Hundisangen erhalten. Der Sage nach war ihr Wohnplatz nördlich von der Lahn. Die Gegend an der Sieg war die Heimat der Wölsungen oder Wälsungen. Der Hünerkopf, im Volksmunde der Hoinjerköppel, scheint zu dem Wälsungen Högni Beziehung zu haben. An den Stammvater der Wälsungen erinnert auch das Wilinathal (Weilthal) = Wielandsthal. Siegfried ist ein Wälsung. Drommershausen bei Weilburg kommt von Thrim den altgermanischen Sturmriesen (früher Trumirshausen), welche Thors Gegner sind. Auf Thor oder Donar kann man Dornburg, Dorlingen und Dorlar beziehen[3]), auf Fricka Frickhofen, auf Freia, Freilingen, auf Balder Baldersbach. In der Gemarkung Wiesbadens wird 1225 ein Siffbrunnen erwähnt. Siff (Sippia) ist die Gemahlin Thors und symbolisiert die quellenreiche Erde.[4]) Eine merkwürdige Notiz sei noch angeführt. Nach einer Sage und der Jüngeren Edda wohnte ein König Hialbrek in Thiodi. Dieser Ort lag in der Nähe desjenigen, wo Sigurd den Drachen erschlug. Sollte Thiodi das heutige Diez (Theodissa um 790) sein?

Man sieht also, welche Fülle von mythischen Namen in unserem Nassau zu finden ist. Mit den angeführten sind lange nicht alle erschöpft; jene dienen nur als klarste Beispiele. Die Geistlichkeit, die in unserm Nassau allem Heidnischen ein Mäntelchen umgehängt hat, ist hierbei manchmal nicht vorsichtig genug gewesen. Freilich, das Herkommen eines Namens aus dessen heutigem Klange zu deuten, ist stets verfehlt. Erst wenn man die Aenderungen, die ein Name im Laufe der Zeit erhielt, soweit verfolgt als sich der Name vorfindet, kann man bestimmen. Ebensowenig kann die heutige Topographie eines Landes für frühere Verhältnisse maßgebend sein. Es herrscht indes eine staunenswerte Aengstlichkeit, einen Namen mythisch zu deuten; man nimmt im Volke lieber jede andere, auch die dümmste und

[2]) Nicht der geschichtliche König Ariovist (Ehrenfest.), die Sage ist viel älter.

[3]) Auch den Thorberg, eigentlich Dorberg bei Wiesbaden. (D. H.)

[4]) Auch der frühere Holder- oder Hollerborn bei Wiesbaden deutete auf eine Gottheit, nämlich Holda, die der Fricka vielfach gleich stand. (D. H.)

trivialste Herleitung an. Die Aengstlichkeit vor dem geschriebenen Wort und die übertriebene Scheu vor dem Heidentum mag hauptsächlich Ursache hiervon sein. Es ist eben nichts schwerer, als die eignen Landsleute in die Vergangenheit ihrer Heimat einzuführen. Von einer Urzeit will die Masse des Volkes nichts wissen; ja selbst viele Altertumsforscher verhalten sich sehr skeptisch gegenüber allen Ausführungen die auf die vorrömische Zeit zurückgreifen. Freilich verlangt die mythische Deutung einen weiteren Gesichtskreis und kein ängstliches Binden an vorhandene Urkunden.

Allerdings ist immerhin Vorsicht geboten; nichts führt leichter zu phantasievollen Uebertreibungen, als gerade die mythische Deutung. Solche Demonstrationen sind an sich gewiß recht schön; aber es fehlt ihnen der natürliche Halt und die Logik. Auch das Historische wird hierdurch nicht beachtet; über Ueberliefertes und Urkundliches setzt sich der kühne Deuterolog leicht völlig hinweg. Das ist ebenso verfehlt wie lächerlich. Die Ehrfurcht vor dem Historischen, thatsächlich Niedergelegten muß gewahrt bleiben.

Sind aber die uralten Herrlichkeiten Nassaus dessen Bewohnern verständlich und klar dargestellt, sind die Stätten bekannt, wo unsere Vorfahren ihre Götter verehrten und ihnen opferten, — dann wird das Volk die Bedeutung seiner Heimat erfassen und in ehrfürchtiger Scheu werden jene geweihten Stätten besucht werden. Mit des Dichters etwas veränderten Worten können wir dann sagen:

Warum willst du weiter schweifen?
Sieh' das Schöne liegt so nah!

Das Gelbachthal.

2) Von H. Schmidt, Schönau. (Schluß.)

Von Neckenthal führen zwei Wege hinab ins Gelbachthal. Der eine schlängelt sich in vielen Windungen durch die „Hart", einen bewaldeten Bergabhang, nach Bladernheim, während der Hauptweg zur Brücke führt. Ueberschreiten wir dieselbe, so befinden wir uns im Kreise Westerburg. Ein großes Kreuz unter einem Baume bezeichnet die Stelle, wo ehedem das Dorf Sespenrod stand. Nicht Feuer noch Wasser, weder Krieg noch Erdbeben bereiteten ihm den Untergang. Durch einstimmigen Beschluß seiner Bürger hörte es im Jahre 1853 auf zu bestehen. Diese waren ein eigenartiges Völkchen. Außer Bauern gab es Korbflechter, Zinngießer, Kesselflicker und Maulwurfsfänger. Der Unterschied zwischen mein und dein scheint ihnen nie recht klar geworden zu sein. Als vor fünfzig Jahren das Auswanderungsfieber so manchen Deutschen ergriff, da sang man auch in Sespenrod: „Amerika, du edles Land, du bist der ganzen Welt bekannt! Da wächst der Klee drei Ellen hoch, da giebt es Wein und Bier genug!" Und da waren die Einwohner nicht mehr zu halten. Kurz entschlossen veräußerten sie Hab und Gut, verteilten den Erlös der Gemeindeländereien unter sich, und fort ging es über das große Wasser. Ob sie Reichtum und Glück gefunden? Nie hat man von ihnen mehr etwas gehört.

Unterhalb der Sespenroder Brücke nimmt der Gelbach an Breite und Tiefe zu, so daß man ihn mit kleinen Nachen befahren könnte. Im Winter giebt es hier eine prächtige Eisbahn. Bei starkem Regen sowie beim Schmelzen des Schnees schwillt der sonst ruhig dahinfließende Bach so gewaltig an, daß er das ganze Thal ausfüllt. In fünfzehn Minuten haben wir Bladernheim erreicht; ein kleines, sauberes Dörfchen mit einem schmucken Kirchlein. Der schön geschnitzte Altar in diesem ist aus der Schreinerwerkstatt des Herrn Jung hervorgegangen. Der Name Bladernheim soll von einem reichen Freien, namens Blatho herstammen. Die Pfarrei Herschbach sowie das Florinstift in Koblenz bezogen ehemals hier den Zehnten. In der Nähe befinden sich noch die Ueberreste des im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Dorfes Altendorf. Im Hintergrunde von Bladernheim erhebt sich der Dillkopf bis zu 400 Metern. Indem wir unsere Wanderung auf der rechten Seite des Gelbaches fortsetzen, zeigt sich nach Durchschreitung eines Wäldchens, bald das Dorf Ettersdorf. Gegenwärtig wird es mit Bladernheim durch einen leidlich fahrbaren Weg verbunden. Das Hauptgebäude dortselbst ist eine Kunstmühle. Bis zur Reformation war Ettersdorf nach Hirschberg eingepfarrt, welches auch den Zehnten erhob. Später wurde es der Pfarrei Kirchähr zugeteilt. Die neue Pfarrkirche steht auf luftiger Höhe bei dem Pfarrdorfe Gackenbach. Seit einigen Jahren hat Ettersdorf auch ein Schulhaus mit einem ständigen Lehrer. Vor dieser Zeit gehörte es zum Schulverband Stahlhofen.

Wer das Gehlbachthal zum zweitenmal besucht, dem ist zu empfehlen, bei Bladernheim nach Ueberschreitung der hölzernen Brücke dem Wege links des Baches zu folgen. Dieser führt unterhalb Ettersdorf in den weiten Thalkessel von Isselbach. Wieder ein neues, prächtiges Bild zeigt sich hier dem Wanderer. In dem Thalkessel die Orte Ettersdorf, Isselbach und Giershausen, alle in nächster Nähe. Im Hintergrunde steigt der Höchst, die bedeutendste Erhebung der Gelbachberge bis zu 425 Metern empor, während im Nordwesten der Stahlhofer Kopf ihm den Rang streitig zu machen sucht. Isselbach, vordem Usselbach genannt, bildete in alten Zeiten eine eigene Vogtei, die mit sieben Schöffen besetzt war. Im Jahre 1607 kam sie an Nassau-Hadamar, welches den Katholizismus wieder einführte. Als aber Graf Johann Ludwig von Hadamar 1643 Isselbach mit der Esterau an den reformierten kaiserlichen General Peter Melander, Graf von Holzappel verkaufte, mußten die Bewohner abermals ihre Religion wechseln. Seit dem siebzehnten Jahrhundert ist Isselbach eine Filiale von Eppenrod. Es hat eine große Kapelle. Nach dem Pfarrort Eppenrod führt eine schöne neue Straße. In

Eppenrod giebt es verschiedene Branntweinbrennereien, die einen wohlbekömmlichen „Zwetschen" brennen.

Von Isselbach gelangt man auch in 1½ Stunden auf schattigem Feld- und Waldweg nach dem Dorfe Hirschberg. Vor der Reformation war Hirschberg ein besuchter Wallfahrtsort. Die dortige Pfarrkirche war eine Filiale der im Jahre 1607 eingefallenen Laurentiuskirche zu Limburg. An den hohen Feiertagen mußten darum die Hirschberger zur Mutterkirche nach Limburg wandern. In der Nähe des Ortes heißt ein Platz heute noch „die Bäckersbuch." Zur Wallfahrtszeit schlugen nämlich die Bäcker, Metzger und Wirte hier ihre Zelte auf. Zum Schulbezirk Isselbach gehört außer Giershausen auch das in einem rechten Seitenthälchen des Gelbachs gelegene Ruppenrod. Ruppenrod ist der einzige auf der rechten Seite des Gelbachs gelegene Ort, der zur Herrschaft Holzappel-Schaumburg gehört. Hier befand sich das Hochgericht der Vogtei Isselbach. Ursprünglich pfarrte Ruppenrod nach Kirchähr. Nach der Reformation kam es nach Hirschberg, und seit 1630 gehört es zur Pfarrei Eppenrod. Von Giershausen führt eine schöne Kunststraße in vierzig Minuten nach Horhausen, auf der linken Seite des Gelbaches gelegen. Die Fortsetzung dieser Straße geht über Holzappel nach Laurenburg an der Lahn. Durch dieselbe ist somit die Verbindung des Gelbachthales mit dem Lahnthal hergestellt. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bestand Horhausen nur aus 14 Häusern, die den Namen Hofhäuser führten. Dem entsprechend heißt heute noch ein aus vierzehn größeren Parzellen bestehender Gemarkungsteil: der Hofteil. Die zusammenliegenden Grundstücke durften nicht geteilt werden und erbten nach dem Recht der Erstgeburt weiter. Der Ort hat gutes Trinkwasser und ist von einem Haine schöner Obstbäume umgeben. Bis zum Jahre 1868 besuchten die Kinder die Volksschule zu Holzappel. Von hier aus erblickt man auf der jenseitigen Höhe des Gelbachthales die Dörfer Stahlhofen, Horbach und Hackenbach.

Die Orte Isselbach, Eppenrod, Hirschberg, Horhausen und Giershausen gehören zum Unterlahnkreis und bilden einen Teil der Grafschaft Schaumburg-Holzappel, deren jetziger Standesherr der Fürst von Waldeck ist. Verfolgen wir von Giershausen den Lauf des Gelbachs weiter, so sind wir in einer halben Stunde in Kirchähr, einem kleinen Dorfe, mit alter, zerfallener Kirche. Die Bewohner ernähren sich von Ackerbau, Bergbau und Holzfällerei. Nach einer weiteren Wanderung von fünfzig Minuten erreichen wir Dies, noch kleiner als Kirchähr. Hier ist nichts, was besondere Erwähnung verdiente. In einer Stunde haben wir Weinähr erreicht, das, durch Winzer von der Mosel gegründet, einen freundlichen Anblick gewährt. An den steilen Bergabhängen sind gut gepflegte Weinberge angelegt. Nach kurzer Stärkung bei einem Glase guten, wenn auch etwas herben Rebensaftes sind wir bald an der Mündung des Gelbaches in die Lahn angekommen. Schloß Langenau und Kloster Arnstein grüßen, letzteres von luftiger Höhe herab und bieten dem müden Wanderer noch ein schönes, freundliches Schlußbild. Rasch haben wir dann Nassau erreicht, von wo uns das Dampfroß in einigen Stunden nach unserem trauten Heim zurückträgt. Noch lange aber wird uns die liebe Erinnerung an die fröhliche Wanderung durchs freundliche Gelbachthal mit seinen biedern, stets wohlgemuten Bewohnern bleiben.

Der Achtundvierziger.

3) Geschichte eines nassauischen Freischärlers. Von W. Zimmermann. (2. Fortsetzung.)

Unter den Feuerköpfen, die in Mannheim die Waffen ergriffen hatten, befand sich auch unser Heinrich. Sein Freund, der Student, der vor Jahresfrist nach Alt-Heidelberg übergesiedelt war, hatte ihn in Verkehr mit jungen Schwärmern an der dortigen Universität gebracht, in denen das Freiheitsfest der deutschen Studenten auf der Wartburg am 12. Juni 1848 noch lebendig nachwirkte. Durch das Beispiel Kinkels der den Professorstuhl in Bonn mit der Büchse vertauscht hatte, um für die Rechte des badischen Volkes zu kämpfen, war bei Heinrich das letzte Bedenken gegen seine Beteiligung am Aufstand gefallen. Mit der ganzen Ueberzeugung seiner jugendlichen Natur trat er, werbend und anfeuernd, wo Unentschiedene und Zaghafte zu gewinnen waren, auf und offenbarte dabei ein wirkungsvolles volkstümliches Rednertalent, das ihn in der Bürgerschaft bekannt und beliebt machte. Dann ging's siegesfreudig hinüber über den Rhein, wie zur Zeit der deutschen Erhebung wider Napoleon, in die Pfalz hinein, und bei den munteren Jünglingen erwachten die alten Freiheitslieder wieder, die einst Körner gedichtet hatte. An dem Vorabend vor dem entscheidenden Zusammenstoß mit den preußischen Soldaten schrieb Heinrich aus seinem pfälzischen Quartier in einem weingesegneten Dörfchen, bei freundlichen Wirten seinen Eltern kurze Nachricht: „Liebe Eltern! Ich konnte nicht anders; ich hätte mich selbst „einen feigen Buben" schelten müssen. Verzeiht, wenn ich Euch mit meinem Schritt kränke! Wir stehen vor dem ersten Kampfe, vertrauen aber der guten Sache. Lebt wohl, wenn mir 'was Menschliches passieren sollte!" Noch einmal leerten die jungen Stürmer mit dem gastfreien Wirte die Gläser mit feurigem Hardtwein auf den Sieg des Volksrechts; dann stellten sie sich zusammen zu feierlichem Abendgebet.

„Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, erhöre mich!"

Mit gefalteten Händen stand der alte Pfälzerbauer dabei. Sie reichten ihm die Hand zum Ab-

schied und suchten ihr Lager auf. Der aber schaute ihnen mit traurigen Blicken nach „Schade um solch junges Blut!"

Seine Ahnung ging in Erfüllung. Schon am 18. Juni mußte die 8000 Mann starke pfälzische Revolutionsarmee nach ihrer Niederlage über den Rhein zurückweichen; die Sieger folgten ihr auf dem Fuße, nahmen Mannheim unter heftiger Gegenwehr ein und besetzten schon am 25. Karlsruhe. Noch folgten ernste Gefechte für die Insurgenten, aber sie blieben für sie erfolglos; am 23. Juli mußte sich auch die von ihnen behauptete Festung Rastatt ergeben. Und damit war auch das persönliche Schicksal Heinrichs besiegelt. Bei Waghäusel, am 21. Juni, war er als Leichtverwundeter den Preußen in die Hände gefallen. Man internierte ihn vorerst zu Bruchsal, dann mit vielen Unglücksgefährten in den Kasematten des wiedergewonnenen Rastatt. Bezüglich seines weiteren Schicksals war das Schlimmste zu erwarten, denn er galt als kein Verführter, sondern als ein Verführer, und die preußischen Kriegsgerichte fällten über die Rädelsführer nach strengen Grundsätzen manch Urteil zum Tod durch Pulver und Blei.

„Das gottlose Mundwerk! hab' ich's nit gesagt, daß es ihn so weit bringe' würd'! Räsonnieren und hasselieren ist gefährlicher als dreinschlagen," jammerte der alte Hofbäckermeister zu Usingen, als er der schlimmen Folgen von seines Sohnes frischem Wagemut gewahr wurde. Die Mutter aber zeigte sich merkwürdigerweise gefaßt: „Ich mein', gered' is lang nit so schlimm, als gethan, und sicher hat der Heinrich keine' tot geschosse', das hat er gar nit übers Herz gebracht; deshalb müsse' sie ihn bald freigebe'. Wann er nur in den feuchte' Keller' das Podagra nit kriegt! Er ist gar zu zart."

III. Buße und Befreiung.

Der geneigte Leser folge mir im Geiste in die Festung Rastatt, ins Blockhaus links vom Fort A. Es stand an der äußeren Seite eines Laufgrabens. Das Gebäude war zweistöckig; der Haupteingang führte vom Laufgraben aus zunächst in ein kleines Höfchen, das von einer nahezu sieben Meter hohen und mit Schießscharten versehenen Mauer umschlossen war; von da erst ging eine Thür in das Gebäude selbst. Dieses hatte zwei Stockwerke; von dem unteren führte eine Stiege zu dem oberen. Der letztere Raum war halbrund, und seine meisten Fensteröffnungen gingen auf den angrenzenden Teil des Glacis hinaus. Von hier aus konnte letzteres mit Kanonen bestrichen werden. Im Laufgraben steht ein Doppelposten; aber unser Seelchen gelangt selbstverständlich unangerufen an ihm vorbei und schaut mitleidsvoll durch eine Maueröffnung in den finsteren Raum hinein. Da liegen zu nachtschlafender Zeit hundert Mann Kriegsgefangene auf faulem Stroh, eng zusammengepfercht; schlechte, mit Ungeziefer aller Art durchsetzte Teppiche, alte, abgetragene Mäntel dienen manchen zum Zudecken. Dem einen fehlt das Hemd, dem anderen das Schuhwerk und dem dritten die Hose. Hin und wieder schüttelt sich einer vor Fieber oder vor Frost; denn draußen ist die Septemberwitterung naßkalt und innerhalb der 6 Meter dicken Mauer ist selbst im Sommer kein erwärmender Sonnenstrahl zu spüren, und nicht jedem ist es gelungen, bei dem unzureichenden Deckenmaterial einen alten Mantel sich zu erkämpfen. Die Trauer unseres Seelchens steigert sich plötzlich zu offenbarem Schreck; denn da drinnen scheinen plötzlich nächtliche Spukgeister lebendig zu werden. Das ist ein Rascheln und Pfeifen, ein Knuppern und Knappern, ein Huschen und Haschen. Doch erholt sich unser Seelchen von dem Schreck und lächelt sogar, denn das Unglück hat hier auch eine trostreiche, heitere Seite; es erschaut Mäuschen, manche davon sind an Schnürchen gebunden, schlüpfen den Gefangenen zum Rockärmel hinein und schlafen bei ihnen unter dem warmen Arm. Wenn einer nicht schlafen kann, spielt er mit seinem zahmen, niedlichen Schlafkameraden. Dann kommt der Tag, und unser Seelchen zieht sich behutsam von den Fensterluken zurück. Nun schaut der Tag hinein, und was er gesehen hat, wollen wir weiter hören: Die ins Höfchen führende, bis dahin verschlossene Thür öffnet sich, und unsere Gefangenen treten heraus, um ihre Morgenwassersuppe und den Tagesbefehl entgegenzunehmen. Sie tragen zerlumpte Kleider; ab und zu sieht man auch wohl noch einen durchlöcherten Heckerhut auf dem Kopfe; aber da der verpönt ist, hat sich die Mehrzahl Käppis nach Franzosenart aus alten Lumpen von blauem Tuch geschneidert. Hin und wieder fehlen ganz und gar die Schuhe, oder die Zehen sehen aus den zerrissenen vorn heraus. Die verschiedensten Nationen sind unter den Gefangenen vertreten: Franzosen, Schweizer, Ungarn, Italiener und Deutsche, namentlich Baiern, Württemberger, Badener und Nassauer. Die Offiziere erscheinen, um Musterung zu halten und vorschriftsmäßige Meldungen entgegenzunehmen. Die Gefangenen nehmen militärische Aufstellung, und einer von ihnen, dem man die Stuben- und Arbeitsaufsicht übertragen hat, meldet die während der Nacht eingetretenen Erkrankungsfälle. Dann geht es an die Arbeit: Vierzig Mann von unserm hundert müssen Erde karren, Lafetten abwaschen und Kanonen putzen; die Handwerksleute, als da sind: Schneider, Schuster, Schlosser, Schreiner, Maurer und Zimmerleute, müssen die Arbeit ihres Gewerbes verrichten. Mittags giebt's Erbsen oder Gerste, hin und wieder Reis und Kartoffeln, alle zwei Tage ein Stückchen Fleisch. Zum Essen werden unsere Blockhausgefangenen auf einen großen Platz der Festung transportiert, woselbst sie mit drei- bis vierhundert anderen Gefangenen zusammentreffen. Sonntags besteht ihre Erholung darin, daß sie im Laufgraben hin- und herspazieren dürfen. Mancher schmaucht dann sein kölnisches Pfeifchen mit billigem Tabak und trägt seine zahme Maus auf dem Arm oder der Achsel. Das sieht ganz possierlich aus, und wenn sie so gravitätisch mit ihren Mäuslein daherschreiten, ist das ein Anblick zum Lachen und Weinen zugleich.

Eine andere Erholung und zugleich willkommene Gelegenheit, etwas Ersprießliches, aber Verbotenes, in die Festung einzuschmuggeln, war das Geschäft des Wasserholens. Unter Begleitung einer Patrouille mußten unsere Gefangenen in der Vorstadt ihr Trinkwasser selbst holen. Dann schlüpfte wohl der eine und andere in den Metzgerladen, um sich eine Wurst

zu kaufen. Gutherzige Bürger und Bürgerinnen ließen auch oft eine solche, oder etliche Aepfel, oder gar Kaffee und Tabak in ihre dickbauchigen Krüge hineingleiten. Mehrere wurden deswegen verhaftet; man ließ sich aber nicht abschrecken, den Gefangenen Gutes zu thun. Auf diesem Wege wurden auch Briefe und Geldsendungen eingeschmuggelt. Die Behandlung der Gefangenen war nicht gleichmäßig streng, sie gestaltete sich manchmal milder, ja nachdem die von oben einlaufenden Befehle lauteten, und die in der Aufsicht wechselnden Offiziere gesinnt waren; unser Gewährsmann bezeichnet sogar einige derselben als „menschenfreundlich“. War der Werktag mit schwerer Arbeit vorbei, dann wurden unsere Gefangenen wieder ins Blockhaus links eingeschlossen. Ihr Obmann, oder „Zimmerkommandeur“ — er war kein anderer, als der schwäbische Jägersmann aus Blaubeuern, dessen in der Einleitung dieser Erzählung bereits Erwähnung geschehen ist — verteilt heute eingeschmuggelte Lebensmittel und Geld unter die ärmsten seiner Genossen, und das Herz ist ihm nach seinem eigenen Berichte angesichts des die eigene Not noch übersteigenden fremden Elends zum Weinen weich. Da tritt ein bleicher, junger Mensch, der kaum die Zwanzig überschritten haben mag, zu ihm. Aus seinem weitbauchigen Kruge hat er Geld hervorgeholt, das ihm beim Wassertragen ein Rastatter Bürger heimlich zugesteckt hat. Es ist unser Usinger Heinrich Handel, und das Geld haben ihm seine Eltern durch Vermittelung seiner Prinzipale zusenden können. Die beiden geben sich ein verstohlenes Zeichen, und dann legen sie sich gleich den Kameraden auf faulendes Stroh nieder, anscheinend zum willkommenen Schlafe. Und sicher wären sie nach der harten Tagesarbeit, trotz der quälenden Störenfriede von Kleingetier vor Ermüdung bald eingeschlafen, wenn sie nicht schon seit Tagen zur Nachtzeit wichtigeres zu thun gehabt hätten, nämlich am Werk ihrer Befreiung zu schaffen!

Ein unter den Gefangenen befindlicher Pole hatte nämlich schon vor einigen Wochen die Entdeckung gemacht, daß vom Blockhaus aus ein Minengang unter dem Glacis hindurch bis in die Gegend des Feldes führe. Er selbst hatte einen Versuch gemacht, auf diesem Wege zu entfliehen, war aber erwischt und schwer gezüchtigt worden. Daraufhin war die Thür im unteren Teil des Blockhauses, welche zunächst in Nebengelasse und dann in den besagten alten Minengang führte, und welche der Pole aufgesprengt hatte, vermauert worden. Etwas später vertraute ein Schweizer dem schwäbischen „Zimmerkommandeur“ seine Vermutung an, daß man vom früher beschriebenen Höfchen aus durch eine am Gefängnis in etwa fünf Metern Höhe angebrachte Oeffnung in die unteren Kasematten und von da in den bewußten Minengang gelangen könne. Unser vorsichtiger Schwabe hatte sich aber vorerst gehütet, diese wichtige Meldung auf ihre Richtigkeit zu untersuchen. Als er mitten in der Ueberlegung war, welche Leute unter seinen Mitgefangenen, als besonders vertrauenswert und mutvoll, er zu Mitwissern und etwaigen Mithelfern machen könne, trat eines Sonntags beim Lustwandeln in den Laufgräben Heinrich zu ihm und fragte ihn mit schelmisch-lächelnder Miene, ob er Lust habe, mitzuentfliehen, oder ob er vorziehe, hier zu bleiben. Während der bedächtige Schwabe ihm fragend und staunend ins Gesicht sieht, entdeckt der andere ihm, daß er in Verbindung mit noch einem anderen Nassauer, einem Hessen und einem Württemberger schon seit mehreren Nächten in der Mine gearbeitet habe. Sie hatten anfangs, als sie am Ende des Ganges angelangt waren, welcher ungefähr hundertundachtzig Schritte unter dem Wall nach der Rheinseite zulief, harte Arbeit gefunden, hatten nämlich eine mehrzöllige Bretterwand, welche die Mine schloß, mit einem alten Messer durchschneiden müssen, ehe sie daran denken konnten, sich in die Höhe zu arbeiten. Aber ihrer Ausdauer war es schon gelungen, sich einige Fuß terrassenförmig aufwärts zu graben. Wer beschreibt das Erstaunen des Jägersmanns aus Blaubeuren, als er solch ermutigende Kunde vernahm! Was er im stillen kaum zu planen gewagt hatte, war schon zu einem guten Stück ins Werk gesetzt worden. Er, der selbst Mithelfer mit Bedacht auswählen wollte, mußte sich jetzt in die bescheidenere Rolle eines Gewählten finden. Waghalsigere waren ihm zuvorgekommen, und was für Leute von äußerem Ansehen! Wer konnte dem blutjungen, schwächlichen Handel ansehen, welch eine energische, impulsive Natur er war! Und die anderen hatte er als sogenannte „ruhige“ Naturen kennen lernen; offenbar aber besaßen sie Ruhe, die selbst im Augenblicke der höchsten Gefahr nicht die Zähigkeit des Willens und die Besonnenheit der Ueberlegung verliert. Natürlich trat der Schwabe ohne Besinnen den vier Kühnen bei und zog nur noch weitere acht Mann, die er für entschlossen und verschwiegen hielt, in das Geheimnis. Jeder Verdacht eines geheimen Einverständnisses zwischen den Zwölfen und ihrem Obmanne, mußte durch anscheinende Strenge desselben gegen diese im Entstehen erstickt werden. Aber wenn die große Masse schlief, schlichen sich zweimal je sechs Mann mit dem Aufseher von dem Stroh weg, hinab ins Höfchen, kletterten an der hohen Blockhausmauer hinauf, schlüpften zur Oeffnung hinein, kletterten wieder abwärts und kamen durch die gesprengten Thüren in den Minengang, wo dann mit Feuerhaken, ja mit den Händen geschafft wurde, daß der Schweiß aus allen Poren und das Blut unter den Fingernägeln hervorquoll. Aber niemand achtete darauf. Es galt ja die Freiheit, dieses köstliche Gut, wertvoller als das Leben!

(Schluß folgt.)

Miszellen.

C. B. in R. Dem nachfolgenden Gedicht des Volksdichters Adolf Tönges in Vogel liegt folgende Thatsache zu Grunde.

Im Hasenbachthal, etwa 1 Kilometer oberhalb St. Goarshausens, an der nach Vogel und Nastätten führenden Chaussee, standen bis in diesen Sommer zwei an Größe und Bauart fast ganz gleiche alte Mühlchen, deren oberstes das besondere Interesse des Schreibers dieser Zeilen, so oft er vorbei ging, erregte. Es trug auf dem Querballen über der niedrigen Thüre die Jahreszahl der Erbauung „1714“. Also fast anderthalb Jahrhunderte, nämlich bis zur Erbauung der Chaussee vor 50 Jahren, muß es in dem engen, wegelosen Thal, trotz der Nähe des Rheins in entlegener Einsamkeit mit seinem Nachbarn gestanden haben. Selten ist ein Wanderer von auswärts bei ihm eingekehrt oder hat es nur geschaut. Denn der Weg nach dem Schloß und Amtssitz Reichenberg führte oben über das Gebirge. Nur das Bächlein, wie das Wild und die Vögel des Waldes waren seine Besucher. Da wurde 1852 und 53 die Chaussee gebaut, dicht vorn an dem Mühlchen vorbei; sie wurde bald eine der am meisten begangenen und befahrenen Straßen Nassaus. Das Mühlchen war „entdeckt“ und sah tagtäglich reges Leben und Treiben an sich vorüberziehen. Auch war eine kurze Strecke abwärts die Gerberei in munterem Betrieb; — Nun schrieb man das Jahr 1900. Da wurde im September die Kleinbahn St. Goarshausen-Nastätten eröffnet und geht nun dicht an der hinteren Seite des Mühlchens, auf der anderen Seite des Bachs vorbei. So zwischen zwei Verkehrswege eingeklemmt, konnte sich das altersschwache Mühlchen nicht mehr halten. An einem schönen Sommertage d. J. war es verschwunden (— das untere steht noch —), und ein Neubau an seiner Stelle bezeichnet als „Leichenstein“ die Stätte seines ehemaligen Daseins. So schwindet unter dem Getriebe der neuen Zeit manches der alten, idyllisch gelegenen und von Dichtern besungenen einsamen Thalmühlchen, wie es deren noch eine Reihe in den Thälern Nassaus, z. B. im unteren Mühlbachthale, giebt. Sie können nicht so lange wie die festen Burgen auf Bergeshöhe dem Zahne der Zeit trotzen.

Im Hasenbacher Grunde,
Ein Mühlchen friedlich stand;
Jahrhunderte entschwanden,
Seit man zuerst es fand.

Es stand an schmalem Wege,
An blum'gem Wiesensaum;
Auf schwankem, morschem Stege,
War's zu erreichen kaum.

Es ruhte still und träumte,
In tiefer Einsamkeit;
Bis alles Alte räumte,
Beiseit' die neue Zeit.

Erst ward mit Fleiß gebauet,
Die Straße durch das Thal;
Das Mühlchen hat geschauet,
Die Werkleut' sonder Zahl.

Dann zog mit hellem Sange,
Der Postillon vorbei;
Verwundert lauscht's dem Klange,
Der Posthorn-Melodei.

Es hat sein Haupt geschüttelt,
Ob dieser andern Zeit:
„Wer hat mich aufgerüttelt,
Aus meiner Einsamkeit?“

Doch allgemach gewöhnt' es,
Sich an den frohen Sang;
Und allgemach versöhnt es,
Sich mit des Hornes Klang. —

Nach aber fünfzig Jahren,
Da kam mit wildem Braus,
Das Dampfroß gar gefahren; —
Das Mühlchen sah's mit Graus.

Es zog wie tiefe Trauer
Durch seine Mauern hin,
Und bange Todesschauer
Düsterten seinen Sinn.

Da hub es an zu sprechen:
„Mein Stündchen ist bestellt;
Bin alt und muß zerbrechen,
Taug' nicht mehr in die Welt.“

D'rauf hat es sich geneiget;
Still ging's zur Ruhe ein,
Und seine Stätte zeiget,
Kein Kreuz, kein Leichenstein.

J.B.E. **Alter Spruch.** Auf der Rückseite des alten Eppsteiner Gerichtsbuchs findet sich folgender beherzigenswerter Spruch:

Ach Godt wie Gernn ich Wissen Woldt
Wem ich Vf Erden verTrauwen Soldt
Wann der Mundt Sprichdt Godt Grüß dich
So meindt das Hertz hüt du dich.
Da man Meindt da Treuw sey
Alda ist falschheidt Nuhr darbey
Lachdt mich Ahnn Vnnd gebdt mich hinn
Das ist izunder der Weldt sinn.
Wiltu das dir sol Gelingen
So Vertrauw Godt Vor Allenn Dingen.

Darunter steht: Wir Rudolfus Vonn Godts Gnadenn Erwelter Römischer Keisser zu Allenn Zeidtenn Mehrer des reichs in Germanien.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Am 29. September zum ersten Male: „Louise“, Musikroman in 4 Akten und 5 Bildern von Gustave Charpentier. Deutscher Text von Otto Neitzel. — Die Königliche Bühne ist uns mit dieser Vorstellung einmal echt französisch gekommen. Ein merkwürdiges Darstellungsmotiv: der Kampf eines Pariser Nähmädchens zwischen kindlicher Pflicht und freier Liebe, der dank der die „Heldin“ umgebenden „Lichtstadt“-Atmosphäre zugunsten der freien Liebe endet. Louise, die Tochter braver Arbeitsleute, verliebt sich in einen jungen Künstler, Julien, von der Montmartre-Bohème, der sie durch seine Verführungskünste völlig bethört hat. Weder die spöttische Behandlung seitens der Mutter, noch der liebevolle Zuspruch des Vaters können sie bewegen, ihrer Pflicht treu zu bleiben. Aus der Nähstube und aus der Mitte der verblüfften Kameradinnen brennt sie mit ihrem Galan durch. Beide kommen auf dem Montmartre unter Ihresgleichen zu einem gewissen Ansehen; Louise hat sogar die „Ehre“, zur „Muse des Montmartre“ gekrönt zu werden. Aus dem Taumel wird sie durch die Stimme der alten Mutter gerissen; sie hört, daß ihr geliebter Vater sehr krank sei und kehrt wirklich noch einmal in die ärmliche Dachwohnung zurück. Aber nicht auf lange; Paris, das sündenreizende, zieht sie mit hundert Armen wieder hinaus. Die Eltern können sie nicht halten; ja der Vater reißt, als er erkennt, daß sein Kind verloren ist, selbst die Thüre weit auf, und — der Rest ist Schweigen. Also ein echtes Stück Pariser „Sitten“leben; Charpentier muß es wissen, ob er typisch verfahren ist, da er sich selbst als Sohn der Bohème bezeichnet. Wir müssen offen gestehen, daß die Eigenartigkeit des Stoffes und seiner dichterisch-musikalischen Behandlung nicht ohne Wirkung auf uns geblieben ist. Der Dichter-Komponist ist jedenfalls ein Mann von hoher Begabung; er hat sich in Wort und Ton originell gezeigt. Freilich, als schaffender Geist tritt er uns nicht entgegen. Denn daß er einen so gewagten Stoff als Text seines Musikromans wählt und ihn mit pikanter Realistik behandelt, erscheint eben nur als kühner Griff. Und was die Musik betrifft, so sind mitunter recht bedenkliche Anleihen nicht nur bei Franzosen (Bizetsche Carmen-Motive), sondern auch, und zwar recht häufig, bei unserm Wagner gemacht worden. Man denke nur, Wagnersche Klänge, die dazu dienen müssen, die freie Liebe und die Herrlichkeit des Seinesündenbabels zu feiern! Denn gerade

im dritten, dem wirkungsvollsten Akt, in dem die Grisette ihr freies Leben preist und gar zur Déesse erhoben wird, da wird auch am meisten „gewagnert". Allerdings hat es Charpentier verstanden, trefflich zu verarbeiten, die Deklamation dramatisch zu gestalten und das Orchester mit einem gewissen Raffinement zu behandeln. Diese hervorstechenden Aeußerlichkeiten versagten ihre Wirkung nicht, und die echt deutsch sentimentale Ausstattung der Rolle der Titelheldin brachte uns diese stellenweise sogar gemütlich näher.

Die Regie hat gewiß Mühe genug gehabt, die Aufführung so vorzubereiten, daß sie mit Ehren bestehen konnte. Solisten, Chor und Orchester vollführten zusammen eine Glanzleistung. Frl. Triebel als Louise stand natürlich im Mittelpunkte des Ganzen; sie war eher eine Art von deutschem Gretchen als eine Pariser Grisette, mit gutem gesanglichem Können und trefflichem Spiel. Ihr Partner, ein Gast, Herr Joern aus Berlin, besitzt eine gute Stimme; aber sein Spiel war im allgemeinen zu wenig gelenkig für einen Pariser Bohémien, wie wir sie vom Hörensagen kennen. Ein treffliches Paar bildeten Herr Müller (Vater) und Frau Mosel-Tomschik (Mutter); namentlich ersterer gewann in seiner Rolle, welche die einzige sympathische ist, unseren vollsten Beifall. Aus der Schar der übrigen Komparsen — es war die stattliche Zahl von 37 Solisten auf dem Zettel verzeichnet — dürfen wir wohl namentlich die Herren Winkel und Henke und die Damen Robinson und Sedlmaier hervorheben. Alle thaten ihre Schuldigkeit. Die Volksszenen: Nacht auf dem Montmartre, Vorführung aller Pariser Straßentypen, vom Lumpensammler und Gamin aufwärts; die Nähstube mit den schnatternden, genußlüsternen Grisetten und dem tollen Lehrmädel, die Apotheose der Louise mit dem gewaltigen Aufwand an Personen, Stimmmaterial, Dekorations- und Lichteffekten waren lebensvoll und packend. Als Meisterstück der Technik konnte die Perspektive auf das Häuser- und Lichtermeer der Millionenstadt vom Montmartre aus gelten.

Am 4. Oktober zum ersten Male: „Die Karolinger", Trauerspiel in 4 Akten von Ernst v. Wildenbruch. — Das Stück ist eines der ältesten Dramen des Dichters, in dem man bekanntlich vor zwanzig Jahren Schiller II. sah. Es spielt zur Zeit der Familienkämpfe unter Ludwig dem Frommen; die historischen Verhältnisse sind ohne gewaltsame Veränderung mit dichterischer Freiheit behandelt worden. Im Mittelpunkte der Handlung steht der herrschsüchtige Markgraf Bernhard von Barcelona der Judith, die zweite Gemahlin des alternden Kaisers, sich zu gewinnen weiß und zunächst deren Sohn Karl dem späteren „Kahlen") einen Reichsanteil verschaffen hilft. Rücksichtslos schleudert der Gewaltmensch die Fackel der Zwietracht in die Kaiserfamilie; erbarmungslos räumt er die ihm hinderlich gewordene Geliebte, die getreue Maurin Hamatelliwa hinweg, und selbst nicht vor dem Aeußersten, dem Morde seines Kaisers und Lehnsherrn, schreckt er zurück, um dann, wie er hofft, nach Beseitigung aller Karolinger selbst die höchste Stellung im Reiche einzunehmen. Aber das Gericht ereilt den großen Schuldigen nach der entdeckten Unthat; die Kaiserin rafft der Schrecken über des Grafen That dahin, und Bernhard fällt unter den Streichen der an des Vaters Leiche wieder versöhnten Brüder. Gespielt wurde unter Köchys Regie ganz vorzüglich. Herr Leffler gab den dämonischen Grafen mit Kraft und oft elementarer Wildheit. Frau Haubrich-Willig war die gesteigerte historische Intrigantin, die dem Verbrecher ihre Liebe schenkte und bewahrte, bis sie dessen Doppelspiel entdeckte. Der sechzehnjährige Karl des Frl. Arnstädt war eine schöne Leistung; nur schade, daß zu dem Heldenpathos die Sopranstimme so wenig paßte. Auch die anderen Darsteller, die Herren Wegener (Kaiser Ludwig), Malcher (Lothar), Schwab (Ludwig), Zollin (Abt Wala, eine Glanzrolle des gern „Alte" spielenden jungen Künstlers), Schreiner (Abdallah) u. s. w., sowie Frl. Egenolf (Hamatelliwa) sind lobend zu erwähnen. Das karolingische „Milieu" in Kostümen und Dekorationen war reizvoll; die Illusion blieb bis ins Detail gewahrt. Die beiden Oberzauberer Raupp und Schick hatten hier eines der schwierigsten Probleme vor sich: Vorführung des in Baukunst und Tracht byzantisierten fränkischen Hofes, ein Mixtum zweier assimilierter Kulturen —; sie haben dieses Problem in mustergiltiger Weise gelöst. Das Haus war gefüllt und sein Beifall warm.

---

* **Die älteste Gutenbergtype.** Von Dr. G. Zedler (Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft, I) 57 S. und 13 Tafeln in Lichtdruck. Mainz, Verlag der Gesellschaft. — Der Autor, dessen gediegenes Werkchen „Gutenberg-Forschungen" wir in Nr. 20 der „Nassovia" von 1901 anerkennend besprachen, hat einen trefflichen Beleg seiner Ausführungen erhalten. Er hat nämlich auf der Nassauischen Landesbibliothek, an der er beamtet ist, auf dem Deckel einer aus dem 15. Jahrhunderte stammenden Schönauer Handschrift einen Gutenbergdruck aufgefunden, das Fragment eines Kalenders (Januar bis April), der mit Hilfe astronomischer Berechnung als für das Jahr 1448 bestimmt, festgestellt ist, also 1447 gedruckt wurde. Die hierbei zum Druck verwandte älteste Type Gutenbergs ist die der sogenannten 36zeiligen Bibel, welch letztere somit unumstößlich als Gutenbergs Werk zu betrachten ist, ebenso wie der sogenannte 27zeilige Pariser Donat. Dagegen sind die übrigen Drucke, die mit dieser Type geschaffen sind, wohl das Werk von Gutenbergs Schüler Pfister aus Bamberg, dem der Meister sein Lettermaterial überlassen hat. Das hat Zedler im ersten und dritten Teil seiner Abhandlung sachlich klar und allgemeinverständlich nachgewiesen, während er im zweiten eine sehr interessante Darstellung der Entstehung und Entwickelung der Urtype giebt. Es dürfte schwer halten, diese gründliche, mit soviel Aufwand von Zeit verfaßte Apologie im wesentlichen zu widerlegen. Den rührigen Forscher sowohl, der mit diesem Werk die Autoritätsstufe in der Gutenbergforschung erreicht, als auch die Gesellschaft, die ihre „Veröffentlichungen" so schön eingeführt hat, können wir dazu beglückwünschen. Die äußere Ausstattung des Buchs ist sehr ansprechend; namentlich die Reproduktionen der alten Drucke erscheinen äußerst fein und zweckdienlich.

Geheimrat Dr. Wilhelm v. Oechelhäuser †. Geheimrat v. Oechelhäuser ist am 25. September gestorben. Geboren 1820 im altnassauischen Siegen, hat er lange Zeit seine Villeggiatur in Niederwalluf gehabt. Ursprünglich Kaufmann, wurde er 1848 Assessor des Reichshandelsministeriums zu Frankfurt a. M., war 1852 bis 1856 Bürgermeister in Mülheim a. d. R. und wurde später Direktor der „Deutschen Kontinentalgasgesellschaft" in Dessau, deren Aufsichtsrats-Präsident er bis zuletzt blieb. Ebenso war er Präsident der von ihm begründeten „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft". Von 1878 bis 1893 gehörte er dem Deutschen Reichstage an. Er veröffentlichte eine Anzahl Aufsehen erregender sozialpolitischer Schriften sowie schöngeistiger Arbeiten über Shakespeare. Adelsprädikat, Geheimratstitel und Ehrendoktor belohnten ihn für seine Thätigkeit.

Der Kaiser hat angeordnet, daß das 1. Nass. Feld-Art.-Regiment Nr. 27 (Oranien) allein berechtigt ist, den „Oranje-Nassau-Marsch" von J. Kessels als Parademarsch zu spielen, und zwar den Marsch als Parademarsch im Schritt und das angefügte Wilhelmuslied als Präsentiermarsch in der Aufstellung.

Die fürstliche Familie zu Wied gedenkt den Winter von 1902/03 in Wiesbaden zu verbringen, wo sie eine Villa an der Sonnenberger Straße bezogen hat.

Als Nachfolger Virchows ist der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Johannes Orth zu Göttingen berufen worden. Orth ist 1847 zu Wallmerod geboren, Sohn des 1888 zu Ems verstorbenen Geheimen Sanitätsrats Dr. Orth, des langjährigen Badearztes der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich. Seine Gattin, Charlotte geb. v. Ibell, ist die Schwester des Oberbürgermeisters zu Wiesbaden.

Herr Dr. Bauer (aus Höchst), der im Auftrage des Königlichen Museums zu Berlin in Mexiko Ausgrabungen unternimmt, hat dem Altertumsmuseum

in Höchst 245 verschiedene Fundstücke zum Geschenke gemacht.

Akademische Vorlesungen für Volksschullehrer finden vom 11. Oktober ab in Limburg statt. Die Universitätsprofessoren Dr. Groos und Dr. Collin von Gießen halten je acht Vorträge über Deutsche Litteratur, bezw. Psychologie.

Am 28. September feierte die Unteroffizier-Vorschule Weilburg das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Bestehens.

Am 29. September äscherte ein mächtiger Brand das Lager und die Gebäude der Schleiffschen Holzhandlung an der Armenruhstraße zu Biebrich ein. Ein ganzes Stadtviertel war bedroht; doch konnte die Gefahr glücklicher Weise beschworen werden, so daß nur eine Anzahl Hintergebäude Schaden litten.

Am 29. September ist die Dehrner Lahnbrücke eröffnet worden.

Am 5. Oktober ist der Grundstein zur neuen (zweiten) evangelischen Kirche zu Biebrich gelegt worden. Der Bau, der sich neben dem Rheinbahnhof erhebt, ist schon beträchtlich über die Sockelhöhe gediehen.

Mit dem 1. Oktober traten für den Briefverkehr zwischen dem Deutschen Reiche und dem Großherzogtume Luxemburg die innerdeutschen Bestimmungen in kraft.

Kirdorf, das erst im vorigen Jahre Homburg eingemeindet wurde, scheint Lust zu haben wieder ausgemeindet zu werden. Die Steuerfrage ist schuld daran.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. Oktober.

1554. Anton Weber wird, wegen seines lutherischen Bekenntnisses aus dem Herzogtume Jülich vertrieben, der Gemeinde Idstein durch den weilburgischen Superintendenten Kaspar Goltwurm als Pfarrer präsentiert. Weber wurde 1577, am 15. November, von der Synode zum Inspektor der Herrschaft Idstein ernannt und gab 1590 um Pfingsten das Pfarramt und die Inspektion auf, worauf sein Sohn Tobias Weber an seine Stelle kam.

1690. Fürst Georg August zu Nassau-Idstein verleiht, um seine Städte Idstein und Wiesbaden wieder stärker zu bevölkern, den Ansiedlern daselbst einen Freibrief, in welchem er ihnen nicht nur Bauplätze und Baumaterial frei überweist, sondern auch Religions- und für eine Reihe von Jahren Steuerfreiheit bewilligt. Außerdem wurde eine neue Befestigung der Städte vorgenommen.

23. Oktober.

1573. Prinz Wilhelm der Schweiger von Oranien tritt von der katholischen zur reformierten (kalvinistischen) Kirche über.

1685. Die Kapuziner verlassen ihr Hospitium in Lorch, das sie 1652 in dem sogenannten Präsenzhaus und 1664 in dem ihnen von den von Breidenbach überlassenen Turm errichtet hatten. Sie zogen nach Bacharach zurück, von wo sie 1632 durch die Franziskaner vertrieben worden waren. Der Kurfürst von Trier hatte diesen geistlichen Brüdern 1630 den sonderbaren Namen: Trompeter des heiligen Geistes gegeben.

28. Oktober.

1278. Friedrich, genannt Stahl von Biegen, Ritter Gottfrieds Sohn, belehnt den Ritter Heinrich Esel wede von Scharfenstein erblich mit seinem Dorfe Igstadt.

1462. Die Reichsstadt Mainz, die in der sogenannten Bistumsfehde zwischen den Erzbischöfen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau zu ersterem hält, wird von letzterem mit Hilfe von Verrätern nächtig überfallen, erobert und landsässig, d. h. unterthan gemacht.

Briefkasten.

S. W. in K. Die Namen der sechs luxemburgischen Prinzessinen sind: Adelheid, Charlotte, Hilda, Antonie, Elisabeth und Sophie.

K. R. in W. Schreiben Sie nur die Urkunde buchstäblich ab. An die Vorschriften des Gelehrtenausschusses betr. der Orthographie brauchen Sie sich nicht zu stören.

C. S. in N. Der offizielle Name ist „Amtsgericht“. Sie dürfen aber im Umgang auch „Amt“ sagen, und man wird Sie verstehen. Im Volke sagt man überhaupt so. „Er muß aufs Amt“, oder „Es ist ein Schreiben vom Amt da“.

C. B. in M. Besten Dank und freundlichen Gruß. Ist, wie Sie sehen, verwendet.

H. H. in M. Besten Dank für die Sendung. Sie können uns gewiß zeitweise Miszellen allgemeinen, nicht bloß lokalen Inhalts senden.

R. S. in W. Mit größeren Arbeiten von 2—3 Fortsetzungen sind wir vorläufig ausreichend versehen.

Redaktionsschluß: 10. Oktober.



№ 21. Wiesbaden, den 1. November 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12–16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Nassaus eigenstes Flüßlein.

Auf Bergeshöh' im Siegerlande,
Da quillt ein Börnchen silberhell;
Durch Busch und Wald, in Kies und Sande
Gräbt's abwärts sich ein Bettlein schnell.
Doch unten mäßigt es den Lauf,
Und viele Quellen nimmt es auf.

Es fließt dahin in klarem Strome
Durch ein an Anmut reiches Thal,
Sieht Dörfer, Städte, Burgen, Dome
Und grüßt sie freundlich allzumal.
Am Ufer pranget wohlbestellt
Manch wallend' Korn- und Weizenfeld.

Die Berge hallen lustig wider
Vom Hammerschlag in Hütt' und Schacht,
Vom Volksgesange deutscher Lieder,
Vom Büchsenknalle froher Jagd.
Des Schiffmanns Hallio verhallt
Wie Geisterlaut im fernen Wald.

Dem warmen Mittagssonnenscheine
In ihrer Richtung zugekehrt
Sind Strom und Thal und Berg' und Raine,
Ein Prachtstück mitteldeutscher Erd'.
Geh' weit ins Land hinaus und sieh',
Du findest schön're Marken nie.

Und wo der Thalstrom seine Fluten
Trägt durch sein letztes Felsenthor,
Bricht, von verborgnen Feuersgluten
Erwärmt, ein Heilquell kühn hervor.
Vieltausend Menschenkinder zieh'n
Alljährlich nach dem Orte hin

Kennst du dies Thal voll Lust und Leben?
Komm', schau! es ist das Thal der Lahn.
Auf Freund, laß uns das Glas erheben
Und freudetrunken stoßen an:
„Ein Hoch der Lahn und ihren Höh'n!
Du deutsches Thal, wie bist Du schön!"

Friedrich Seibert.

Die letzten Prinzessinnen von Nassau-Usingen.

1)

Von Dr. C. Spielmann.

Die jetzt zu Luxemburg residierende nassauische Dynastie stammt bekanntlich aus dem Hause Weilburg, während zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts neben diesem noch das Haus Usingen bestand und zwar als älterer Ast des walramischen Stammes. Die beiden letzten Vertreter dieses Hauses waren die Brüder Karl Wilhelm und Friedrich August, ersterer Fürst, letzterer, sein Nachfolger, später Herzog. Beider Söhne starben frühe, dagegen sind eine Anzahl Töchter nachgeblieben, deren Schicksale uns hier beschäftigen sollen und die namentlich unsere Leserinnen interessieren werden. Es war ein tragisches Geschick, das den einst so voll belaubten Ast Nassau-Usingen so rasch verdorren ließ.

Fürst Karl Wilhelm, geboren am 9. November 1735, regierend seit dem 21. Juni 1775, war seit dem 16. April 1760 mit der Fürstin Karoline Felicitas, einer geborenen Prinzessin von Leiningen-Heidesheim in der Pfalz, geboren am 22. Mai 1734, vermählt. Die Ehe des fürstlichen Paares war eine recht glückliche zu nennen; es bewohnte das Residenzschloß zu Biebrich, das des Fürsten Vater zu seinem Sitze erkoren hatte. Drei Kinder entsprangen der Verbindung: Prinz Karl Wilhelm, geboren am 26. März 1761, gestorben am 10. März 1763; Prinzessin Karoline Polyxena, geboren am 4. April 1762, und Prinzessin Luise Henriette, geboren am 14. Juni 1763. Prinzessin Karoline wurde am 2. Dezember 1786 mit dem am 11. September 1747 geborenen Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel zu Rumpenheim vermählt und bezog dieses Schlößchen, das, in reizender Zurückgezogenheit an den schönen Ufern des Mains gelegen, seitdem der Buen Retiro jenes Zweiges der Landgrafenfamilie geblieben ist. Prinzessin Luise blieb dagegen unvermählt und lebte mit ihren Eltern zusammen.

Als der Fürst Karl Wilhelm am 17. Mai 1803 starb, mußten seine Witwe und seine Tochter das Biebricher Schloß räumen. Sie zogen nach Frankfurt und blieben von hier, wo sie ihre Wohnung im Deutschordenshause zu Sachsenhausen nahmen, in steter Verbindung mit ihren Angehörigen in Rumpenheim, das ja nur etwa drei Stunden entfernt lag. Die Fürstin starb indes bereits am 8. Mai 1810 und wurde in der Usinger Fürstengruft beerdigt. Da zog die unvermählt gebliebene Prinzessin Luise zu ihrer Schwester, der Landgräfin, nach Rumpenheim hinüber. Sie verbrachte in deren Gemeinschaft all die folgenden bewegten Zeiten, sah 1813 das bei Leipzig geschlagene und doch bei Hanau nochmals siegreiche Franzosenheer vorüberfluten und 1816 das Haus Weilburg jenes von Usingen im Herzogtume Nassau ersetzen. Sie beweinte ihre am 17. August 1823 verschiedene Schwester und ihren am 20. Mai 1837 verstorbenen Schwager[1]); sie selbst aber lebte immer weiter. Es war, als ob der Tod die letzte des älteren Zweiges von Nassau-Usingen recht lange hätte schonen wollen. Endlich am 31. Mai 1845 starb sie, fast 82 Jahre alt, zu Rumpenheim und wurde nach ihrem Willen dort beigesetzt.[2]) Eine treue Anhänglichkeit bewahrte sie ihrem usingischen Ländchen; milde Gaben flossen alljährlich von ihr hinüber, und zum Neubau der Stadtkirche zu Usingen (1838) hat sie eine namhafte Summe gespendet. Noch heute ist das Andenken alter Usinger an die aus der Ferne Gutes wirkende „Rumpenheimerin", wie man sie vertraulich im Volke nannte, nicht erloschen. —

Ueberaus wechselvoller als die Schicksale der Töchter Karl Wilhelms waren diejenigen der Töchter Friedrich Augusts, die wir nunmehr kennen lernen wollen.

Friedrich August von Nassau-Usingen war der zweite Sohn des Fürsten Karl, geboren am 23. April 1738, vermählt am 23. April 1775 mit Luise, Prinzessin von Waldeck, die am 29. Januar 1751 geboren war. Der Prinz hatte, da er voraussichtlich nicht zur Regierung bestimmt war, österreichische Militärdienste genommen und sich im Siebenjährigen Kriege ausgezeichnet, obgleich er auch einmal kurze Zeit Kriegsgefangener war. Man behielt ihn ob seiner Tüchtigkeit zu Wien im Auge; er wurde 1764 Oberdirektor der k. k. Werbung im Reiche mit dem Sitze zu Frankfurt, 1780 Reichsfeldmarschalleutnant und 1790 kaiserlicher Feldmarschall. Als sein Bruder, der Fürst Karl Wilhelm, keine Nachkommen mehr erzielte, verheiratete sich Friedrich August, wie erwähnt, und zwar auf Wunsch seines Vaters kurz vor dessen Tode. Seine Gemahlin schenkte ihm sieben Kinder: Christiane Luise, Karoline Friederike, Auguste Amalie, Friedrich Wilhelm, Luise Marie, Friederike Viktoria und Friedrich Karl. Die beiden Prinzen starben in den ersten Lebenswochen, Friedrich Wilhelm (geb. am 31. Juli 1780) am 17. August 1780,[3]) Friedrich Karl (geb. am 16. Juni 1787) am 29. September 1787[4]). Der

[1]) Ueber Schloß Rumpenheim und dessen Besitzer, die Verwandten der Frau Großherzogin Adelheid, soll später ein kleiner Sonderaufsatz erscheinen.

[2]) Dieses Datum wurde mir vom Landgräflich Hessischen Hofmarschallamte mitgeteilt; Menzel VII., S. 549 hat dafür den 30. Mai 1845.

[3]) Menzel VII. S. 907 hat unrichtig 18. August.

[4]) Die Mitteilung der Prinzessin Auguste, daß Friedrich Karl sechs Monate alt geworden sei, ist unrichtig.

Schmerz des Vaters war gewaltig, namentlich über des jüngeren Prinzen Tod, mit dem die letzte Hoffnung auf Bestand des Hauses Nassau-Usingen begraben wurde. Die Lebensschicksale der fünf Töchter wollen wir nun näher betrachten.

Christiane wurde am 17. August 1776 als ältestes Kind des prinzlichen Ehepaares zu Usingen geboren, wo die Eltern bis zum Jahre 1786 im Schlosse wohnten, wiewohl der Vater meist dienstlich in Frankfurt abwesend war. Im letztgenannten Jahre siedelte der Prinz mit seiner Familie nach Frankfurt über, in ein der Prinzessin gehöriges Haus an der Eschenheimer Gasse, das behaglich eingerichtet war. Unter den vielen fürstlichen Personen, die bei dem kaiserlichen Reichswerbedirektor dienstlich vorsprachen, befand sich auch der Markgraf Friedrich von Baden (geb. am 29. August 1756), zweiter Sohn des Markgrafen, späteren Großherzogs Karl Friedrich. Er verliebte sich in die bildschöne, lebenslustige Prinzessin, die kaum das fünfzehnte Lebensjahr überschritten hatte. Diese selbst war froh, aus dem engen Elternhause, wo es ziemlich ernst herging, fortzukommen. Sie freute sich, wie ihre Schwester Auguste berichtet, wie ein Kind über den schönen Trousseau, die Juwelen und den Frauentitel, sowie über das vergnügte Leben, das im schönen Karlsruhe sie erwartete. Eine tiefere Neigung scheint ihr der Gemahl nicht eingeflößt zu haben. Am 9. Dezember 1791 fand die Trauung zu Usingen in Gegenwart der Familie und der beiden Oheime, des Fürsten und des Prinzen Johann Adolf, sowie einiger Mitglieder des befreundeten und benachbarten hessen-homburgischen Landgrafenhauses statt.[5]) Dann reisten die Neuvermählten mit Eltern und Geschwistern nach Frankfurt und von da allein nach Baden ab.

Das Paar wohnte anfangs in Karlsruhe; später erbaute der Markgraf das hübsche Schlößchen Neueberstein, das er auch zum Witwensitze seiner Gemahlin bestimmte. Als 1803 und 1806 Baden erst zum Kurfürstentum, dann zum Großherzogtum erhoben wurde, erhielt der Markgraf eine höhere Apanage und somit die Mittel, bequemer zu leben. Die anfängliche Vernunftehe — wie sie wenigstens von der kinderlosen Prinzessin aufgefaßt worden war — gab mit der Zeit einem innigeren Verhältnisse Raum; aber sie blieb kinderlos. Der Markgraf starb am 28. Mai 1817 zum größten Schmerze seines Neffen, des Großherzogs Karl, der ein Jahr später ins Grab sank. Da auch er kinderlos war, so folgte sein Oheim Ludwig, der 1830 als der letzte der altbadischen Dynastie starb, worauf die heutige Linie Baden-Hochberg nachfolgte.[6])

Die Markgräfin-Witwe lebte abwechselnd zu Karlsruhe in ihrem neuerbauten Palais an der Karl-Friedrichstraße, unweit des Karlsthores, und zu Neueberstein. Sie war bei ihren badischen Verwandten sehr beliebt und von den Bedürftigen im Volke als allzeit freundliche Spenderin hoch verehrt. Bald nach dem Tode ihres Gemahls berief sie ihre Schwester Auguste und behielt sie bis an ihr Lebensende bei sich. Dieses letztere war tragisch. Die Markgräfin war in ihren späteren Lebensjahren stark geworden. Bei einem Kirchgange im Winter glitt sie beim Austritt aus der Kirche auf einer kleinen Eisfläche aus, und der Schreck verursachte einen Schlaganfall, von dem sie sich nicht mehr erholte. Nach einigen Tagen, am 19. Februar 1829, starb sie im 53. Lebensjahre und wurde an der Seite ihres Gemahls in der sogenannten alten Gruft des fürstlichen Erbbegräbnisses in der Schloßkirche zu Pforzheim beigesetzt.[7])

Karoline, die zweite Tochter, ward am 30. August 1777 zu Usingen geboren. Sie wird als auffallend schön, zart und schlank, mit angenehmen Zügen und langen, dunklen Locken geschildert; in ihrem Wesen soll sie im Gegensatze zu ihrer älteren Schwester kindlich und schüchtern gewesen sein. Noch nicht vierzehn Jahre alt, erregte sie das Wohlgefallen des am 19. November 1769 geborenen Prinzen August von Anhalt-Köthen. Dieser war ein schöner Mann, aber rauh und „ohne allen Anstrich von gesellschaftlicher Sitte", wie die Prinzessin Auguste vermerkt. Nichtsdestoweniger wußte der Prinz, ein schneidiger österreichischer Reiteroffizier, und als solcher bereits im Türkenkriege an seines Vaters Seite bewährt, das Herz des unerfahrenen Kindes zu gewinnen; wahrscheinlich hat er seine rauhe Natur etwas zu verbergen gewußt. Da nun erst ganz kurz zuvor bei der Hochzeit der Prinzessin Christiane eine kostspielige Aussteuer beschafft worden war, so mußte nunmehr zur Aufbringung der neuen die sogenannte Fräuleinsteuer im Nassau-Usingischen beansprucht werden.[8]) Die Hochzeit fand am 9. Februar 1792 zu Frankfurt statt, und unmittelbar darauf reisten die jungen Leute nach Köthen ab. Ein Jahr später machten Mutter und Schwester (Auguste) der Prinzessin am Köthener Hofe einen Besuch, der ihnen schreckliche Dinge offenbarte. Der Prinz kannte nur rohe Vergnügungen; immerwährende Jagden oder Gelage, ausgelassenes Treiben und sonderbare Veranstaltungen machten sein Thun und Leben aus. Vor dem Schlosse walteten zwei angekettete Adler als Wächter; jedwede Etikette war verachtet, aber auch die gute Sitte oft verhöhnt. Der junge Herr vergnügte sich unter anderem damit, mitten in die ahnungslose Ballgesellschaft seine großen Jagdhunde loszulassen, die alles umrannten, worüber sich der Prinz höchst amüsiert zeigte. Das arme nassauische Fürstenkind an der Seite eines solchen Wüstlings! Man hoffte, die tollen Streiche würden sich geben, wenn der Prinz Fürst werde, und ermahnte den Gatten freundlichst und bat die Gattin, das Unabänderliche hinzunehmen.

Elf Jahre lang hat die arme Karoline zu Köthen verbracht. Der Prinz August wurde noch 1793 durch den Tod seines unverheiratet gebliebenen Bruders Fürst. Doch verließ er Köthen, um in österreichischem Dienste den Feldzug gegen die französischen Revolutionsheere in den Niederlanden mitzumachen.

[5]) Prinzessin Auguste giebt unrichtig „im Dezember 1790" an.

[6]) v. Weech, Badische Geschichte.

[7]) Gütige Mitteilung des Großherzoglich-Badischen Oberhofmarschallamtes.

[8]) Die Fräuleinsteuer war ein freiwilliger Beitrag der Unterthanen zur Aussteuer einer Prinzessin, der aber nur in Notfällen erhoben wurde.

Durch seine wilde, todesverachtende Tapferkeit und seine heroischen Gewaltritte stieg er bis zum Feldmarschallleutnant der kaiserlichen Reiterei auf. Seine Willkür und Herrschsucht indes fügte sich nur schwer der militärischen Disziplin, und bald gab es Differenzen, die den trotzigen jungen Mann veranlaßten, seinen Abschied einzureichen. Daheim ging nun das ungezügelte Leben von neuem an. Die Bitten und Thränen des weichen Gemütes der Fürstin hatten nur Spott und Hohn des Fürsten zur Folge; sogar vor Mißhandlungen schreckte der rohe Mensch nicht zurück. Unglücklicherweise blieb die Ehe wie die badische kinderlos, so daß kein innigeres Band die beiden völlig ungleichartigen Gatten miteinander verknüpfte. Die zarte Konstitution der Fürstin litt unsäglich; schließlich trat eine körperliche und seelische Zerrüttung ein. Da legte sich der unterdes Fürst gewordene Vater Karolinens ins Mittel; verderben lassen wollte Friedrich August seine Tochter nicht. Am 1. Oktober 1803 wurden Karoline und August von Anhalt-Köthen geschieden. Froh, der Tyrannei des Wüstlings ledig zu sein, kehrte die geprüfte sechsundzwanzigjährige Frau heim, um am väterlichen Hofe zu Biebrich Gesundheit und Lebensmut neu zu schöpfen.

Allein das wollte ihr nicht gelingen. Vielmehr ging die Schwermut der unglücklichen Frau allgemach in Irrsinn über; sogar Tobsuchtsanfälle stellten sich ein. Der betrübte Vater mußte daran denken, sein armes Kind vom Hofe zu entfernen und an einem anderen Ort unter Aufsicht zu halten. Er wählte dazu das sogenannte Hochheimer Schloß, d. h. das alte Domherrenhaus, das dicht neben der katholischen Kirche, in gleicher Front mit ihr steht. Hier auf dem sonnigen Rebenhügel mit der herrlichen Aussicht auf den blinkenden Main, würde die Tochter, so hoffte der Fürst, vielleicht gesunden. Er ließ das Haus schön ausstatten, und im Jahre 1808 bezog Karoline die traulichen Räume. Alle Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, die Fenster des Schlafzimmers der Fürstin (das Eckzimmer nach der katholischen Kirche zu) sogar mit Eisenstäben vergittert worden.

Die Geisteskranke wurde sich ihrer Gefangenschaft bald bewußt. Sie versuchte verschiedene Male zu entfliehen; aber als dies stets verhindert wurde, ergab sie sich schließlich in ihr Schicksal. Sie lebte in der fixen Idee und damit in steter Furcht, ihr Gatte wolle sie wiederholen. Als der Fürst August wirklich einmal zu Wagen durch Hochheim reiste, bekam Karoline zufällig einen von dessen Dienern zu Gesicht und erkannte ihn an der eigenartigen Livree. Der Schrecken und die Furcht machten sie völlig rasend, so daß man sie fesseln mußte. Obwohl sonst körperlich elend, entwickelte sie bei ihren Anfällen eine kolossale Kraft; ihren Dienern soll sie öfter die silbernen Messer und Gabeln mit solcher Wucht nachgeworfen haben, daß sie in Thüren und Wänden stecken blieben. Dabei gab es auch wieder Tage und Wochen, in denen sie völlig bei Sinnen war. Dann weinte sie viel und konnte sich in der Fürsorge für Arme und Notleidende nicht genug thun. Kein Wunder, daß die Hochheimer der Unglücklichen aus doppeltem Grunde sehr zugethan waren.[*])

Ueber zwölf Jahre brachte Fürstin Karoline in ihrem Refugium zu, einmal, doch glücklicher Weise nur vorübergehend, aufgestört durch den Kriegslärm von 1813, als das flüchtige Franzosenheer von den Alliierten verfolgt, sich die Mainstraße hinabwälzte und Hochheim mit stürmender Hand von den Oesterreichern genommen wurde. Den Tod des Gatten und der Eltern vernahm Karoline mit stumpfer Ergebung; endlich, am 28. August 1821, zwei Tage vor ihrem 44. Geburtstage, wurde sie von ihrem traurigen Dasein erlöst. Die Beisetzung fand in der Fürstengruft zu Usingen am 1. September 1821 in aller Stille statt.

(Fortsetzung folgt.)

[*]) Nach freundlich durch Herrn V. Walch in Hochheim gesammelten Mitteilungen.

Johann der Aeltere, Graf zu Nassau-Dillenburg, 1559—1606.

5) Von Ernst Goebel. (Schluß.)

Anno 1570 finden wir die Bestimmung, daß die Zehrung auf den Synoden von den Kalands-Brüderschaft-Gefällen bezahlt, die Visitationskosten jedoch aus dem „Fabrik- oder gemeinen Kasten“ genommen werden solle „und so dieselben uff etliche Pfarrkirchen zu gering wären, sollen die andern, so bessern Vermögens sind, nach Gelegenheit zulegen schuldig seyn.“

Es sei hier gestattet, ein Verzeichnis der Inspektoren und Pfarreien zu des Grafen Zeiten anzufügen.[28])

A. Inspektoren.

I. Allgemeine Inspektoren:

M. Bernhard Bernhardi 1555—69, danach Spezialsuperintendent zu Siegen 1569—72, D. Max Moerlin, Generalsuperintendent 1570—71, M. Gerhard, Eoban Geldenhauer, genannt Noviomagus 1574—81, D. Christoph Pezelius, Inspektor und Generalsuperintendent 1578—81.

II. Besondere Inspektoren:

a) Zu Dillenburg: Andreas Rauing 1581—82, Kaspar Olevian 1584—87, M. Jodokus Naum 1587—93 und von da an bis 1596 zu Siegen, Wilhelm Zepper Inspektor zu Herborn 1594—1607, vorher Inspektor in Dillenburg, Bernhard Textor 1594—1603.

b) Zu Siegen: Leonhard Wagner 1531—68, M. Bernhard Bernhardi 1569—72, M. Wolfgang Crellius 1575—93, Johannes Pilger 1593—94, M. Jodokus Naum 1594—96, Johannes Bisterfeld 1597—1618.

[28]) Nach Steubing.

c) Zu Diez: Friedrich Widebram 1577—81, Cicero Stingelius 1585—1614.

B. Pfarreien, gehörig

a) zu Dillenburg: Dillenburg, Herborn, Haiger, Ebersbach, Frohnhausen, Hirzenhain, Eisemroth, Bicken, Offenbach, Schönbach, Tresselndorf, die Kapellen zu Breitscheid, Ballersbach, Burg und auf dem Dillenburger Schloß;

b) zu Siegen: Siegen, Netphen, Holzklau, Krombach, Ferndorf, Hilchenbach, Irmgarteichen, Oberfischbach, Rödchen, Wilnsdorf, die Kapellen zu Freudenberg und Kloster Keppel;

c) zu Diez: Diez, Freiendiez, Petersberg, Oberneisen, Flacht, Hahnstätten, Höhn, Willmerod, Weiher, Hirschberg, Niederhadamar, Dauborn, Elsoff, Niederzeuzheim, Lahr, Frickhofen, die Kapellen zu Ellar, Oberhadamar, Eppenrod;

d) zu den Gemeinschaften: Burbach, Neunkirchen, Weilnau, Wehrheim, Kapelle Eschbach, Kloster Thron und Beselich, Kirberg, Kapelle Nauheim und Netzbach, Nassau, Dienethal, Dausenau, Ems, Dornholzhausen, Frücht, Becheln, Singhofen, Bachheim, Marienfels, Obertiefenbach, Oberwallmenach, Weiher, Altenberg, Kirdorf, Esten, Löhnberg, Weilnau, Komberg. —

4.

Zum Schlusse möge noch einiges über Lebenshaltung, Charaktereigenschaften und Familienverhältnisse des Grafen folgen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts betrug die Zahl aller Staats- und Hofdiener des Grafen nur 61. Jeder erhielt jährlich 50, also alle zusammen 3050 Rädergulden. Davon wurden 2120 in bar und das übrige in Früchten, Wein und Vieh geliefert. Für außergewöhnliche Fälle standen noch 1000 Rgl. zur Verfügung. Dies war die ganze Summe, die vom Grafen zur Bestreitung des Regierungsaufwandes angewiesen war.

Obwohl nun auch die Hofhaltung des Grafen ziemlich einfach war, so lesen wir doch gelegentlich von Familienfesten, Grafenkonferenzen u. a. großen Zusammenkünften auf dem Dillenburger Schloß. So hielt z. B. 1559 seine Braut mit 500 Reitern in Dillenburg ihren Einzug, und Graf Johann empfing sie mit 20 Grafen und einer glänzenden Begleitung. Auch kamen öfters Gesandtschaften aus den Niederlanden u. s. w.; kurzum, trotz des einfachen Lebens der gräflichen Familie selbst wurden doch durch die vielen Gäste große Anforderungen an die Schatulle des Grafen gestellt. Alles was er jedoch that, gab er mit Freuden, und nirgends finden wir, daß er sich über die häufigen Besuche unliebsam äußerte. Wie freundlich und leutselig der Graf war, sehen wir besonders aus seinem Verhalten gegen die Professoren seiner Hochschule. Sehr oft lud er sie zur Tafel ein, unterhielt mit ihnen einen regen wissenschaftlichen Verkehr und wohnte mit seinem Hofe den akademischen Feierlichkeiten bei. Professoren, die Graf Johann wegen ihrer Verdienste hochschätzte, erhielten ihren Weinbedarf aus dem gräflichen Keller (z. B. Piscator). So viel Freiheit der Graf auch seinen Beamten ließ, so sah er doch mit eiserner Strenge auf den regelmäßigen Besuch der Kirche und ließ selbst seine höchsten Beamten dazu anhalten. Er selbst war sonntäglich regelmäßig zweimal in der Kirche, und kürzer als eine Stunde durfte keine Predigt dauern. Hatte der Prediger sein Thema nicht ganz durchgeführt oder ordentlich bewiesen, so nahm er ihn nachher in scharfe Zensur. Wollte ein neuer Theolog als Pfarrer angestellt sein, so empfing er ihn in Audienz. Er pflegte dann gewöhnlich mit dem Betreffenden im „Tiergarten" spazieren zu gehen, wobei er ihn prüfte, ob er auch fest in der reformierten Lehre sitze. In seiner Familie selbst herrschte ein sehr religiöses Leben. Regelmäßige Hausandachten, woran die ganze Familie teilnehmen mußte, wurden abgehalten und öfters das heilige Abendmahl gefeiert, zu dessen Vorbereitung der Hofprediger stets herbeigerufen wurde. Erziehung zur Frömmigkeit, Tugend und Ehrbarkeit waren die Hauptpunkte, worauf der Graf sah; dies zeigt sich am besten daraus, wie er seine eigenen Kinder erzog. Für dieselben wählte er die besten Lehrer, hielt sie auch mit der Mutter selbst zum Lernen an. Auch wohnte er oft ihrem Unterrichte bei und verordnete, daß sie häufig geprüft wurden. Morgens und abends mußten sie bei dem gemeinschaftlichen Gebete und Bibellesen der Familie zugegen sein; auch wurden sie selbst zum Beten früh angeleitet und zur Ordnungsliebe und zum Fleiß mit aller Strenge angehalten. Wenn seine Kinder sich zu ihrer ferneren Ausbildung nach auswärts begeben sollten, war er in der Wahl der Höfe oder Universitäten sehr vorsichtig. Seine Söhne ließ er in Genf und Heidelberg studieren. Gerne hätte er sie nach Leiden geschickt; dies war ihm jedoch in dieser Zeit, wo so große sonstige Anforderungen an ihn gestellt wurden, zu kostspielig. Später sandte er sie nach den Niederlanden, um den Kriegsdienst zu erlernen. Bei ihrem Aufenthalte in Dillenburg ließ er sie in der Regierung und Kanzlei sich fleißig üben und mit der Not der Unterthanen bekannt machen, „damit sie so ihre Zeit nützlich anwenden möchten." Eine verzärtelte Behandlung kannte Graf Johann nicht, wie selbst die Erziehung seiner Töchter beweist.

Graf Johann war dreimal verheiratet. Am 6. Juni 1559 vermählte er sich mit Elisabeth, der Tochter des Landgrafen Georg von Leuchtenberg. Aus dieser ersten Ehe des Grafen gingen 14 Kinder hervor, von denen 10 zu mündigem Alter kamen. Drei Söhne dieser Ehe wurden Stifter einzelner Linien, nämlich: Johann der Mittlere der siegischen, Georg der dillenburgischen und Ernst Kasimir der diezischen.

Am 13. September 1580 vermählte sich der Graf wiederum und zwar mit Kunigunde, der Tochter des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, die bei ihrem Tode (26. Januar 1586) 4 Kinder hinterließ. Nur eine Tochter, Amalie, erreichte das mündige Alter. Sie vermählte sich am 22. August 1600 mit dem Grafen Wilhelm zu Solms-Greifenstein.

Die Hochzeit Graf Johanns mit seiner dritten Gemahlin, Johannette von Sayn-Wittgenstein, fand am 14. Juni 1586 zu Berleburg statt. Dieser letzten Ehe sind 7 Kinder entsprossen. Der älteste Sohn,

Johann Ludwig, wurde der Stifter der hadamarischen Linie.

Der Graf, welcher von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau war und sich bis 1575 stets einer guten Gesundheit erfreut hatte, klagte in der letzten Zeit seines Lebens sehr über die Schwäche seiner Augen, wodurch er sich in seiner gewohnten Thätigkeit, besonders seiner allseitigen Korrespondenz gehemmt sah. Zu Ende des Jahres 1605 hatte er einen heftigen Krankheitsanfall zu bestehen, der jedoch nochmals vorüberging. Beim Beginn des folgenden Jahres ließ er dem Pfalzgrafen schreiben, daß sein Ende nahe sei. Da es nun aber doch wieder von Tag zu Tag besser gehe, so habe er dem lieben, getreuen Gott, in dessen Händen allein Leben und Sterben stehe, nicht genug zu danken und er zweifle nicht, daß derselbe es nach seinem gnädigen Willen so regieren werde, wie es zu seiner zeitlichen und ewigen Bestimmung dienlich sei. Bereits im Februar von 1597 hatte er sein Testament gemacht, worin die Erbfolge seiner Söhne bestimmt ward und dieselben zur Erhaltung des evangelischen Glaubens im Lande und an der Hohen Schule zu Herborn aufgefordert wurden. — Am 8. Oktober 1606, morgens um 2 Uhr, vollendete Graf Johann seine irdische Laufbahn; er verschied, wie sein Hofprediger Hermann bezeugte: „gleich als in einem Schlaf, ohne Schmerzen des Leibes, ohne Anfechtung," nachdem er 47 Jahre segensreich regiert und ein Alter von beinahe 71 Jahren erreicht hatte. Am 28. Oktober wurde er in der von ihm in der Dillenburger Stadtkirche errichteten Familiengruft beigesetzt.

So hatte denn einer der vorzüglichsten nassauischen Regenten seine Augen geschlossen. Kummer und Not sind wahrlich nicht an ihm vorüber gegangen; jedoch sein festes Gottvertrauen, sein eiserner Fleiß, seine Beharrlichkeit, Willenskraft und staatsmännische Begabung ließen ihn das erreichen, was wir nur kurz geschildert haben.

„Mit ihm ging," sagt Vogel, „im nassauischen Lande ein Stern erster Größe unter; aber noch weit und segensreich in die Zukunft hinaus leuchtete das Vorbild, das er seinen Nachfolgern und dem Lande gegeben hat."

Die Kirchen zu Eppstein II.

Von J. Brumm.

Die katholische Kirche.

Nachdem wir in Nr. 6 dieser Zeitschrift die evangelische Kirche zu Eppstein einer eingehenden Betrachtung unterzogen haben, wollen wir heute die derzeitige katholische Kirche daselbst in ihrer geschichtlichen Entwickelung verfolgen.

Das Jahr 1492 ist in der Geschichte der Herren von Eppstein besonders bedeutungsvoll. Am Montag nach Matthias desselben Jahres verkaufte der damalige Herr Gottfried X. von Eppstein Schloß und Thal zu Eppstein zum halben Teil, sowie die Hälfte des Landgerichts zu Hof Heusels und viele Dörfer und Höfe samt aller zugehörigen Obrigkeit und Gerechtigkeit für 64 000 rheinische Goldgulden an den Landgrafen Wilhelm II. von Hessen. Kaum hundert Jahre später, nach dem Tode des Erben der Eppstein-Königsteiner Linie, des Grafen Christoph von Stollberg, trat Kurmainz auf und nahm im Jahre 1581 Besitz von den eppsteinisch-königsteinischen Gebietsteilen. So teilten sich von diesem Zeitpunkte ab Hessen und Kurmainz in das Regiment über Eppstein.

In die Zwischenzeit von 1492 bis 1581 fällt nun ein bedeutsames Ereignis, die Reformation. Sie brachte auch für Eppstein eine Umgestaltung der Verhältnisse, indem im Jahre 1525 der damalige Pfarrer Johannes Bueser samt der ganzen Gemeinde zum Protestantismus übertrat. Rein evangelisch blieb aber der Ort nur von 1525—1581, an welch letzterem Zeitpunkte Kurmainz die oben erwähnte Okkupation vornahm.

Nachdem nun Kurmainz die halbe Grafschaft inne hatte, war sein Streben natürlich darauf gerichtet, die katholische Konfession durch eine Gegenreformation wieder einzuführen, ganz besonders hier. Der Anfang wurde in der Weise gemacht, daß kurmainzer Beamte sich im Schlosse Messe lesen ließen. Von seiten Hessens konnte nicht verhindert werden, daß einzelne Bewohner des Ortes daran teilnahmen und auch schließlich wieder zur katholischen Kirche zurückkehrten. Bereits im Jahre 1631 hielt der Amtmann von Königstein, Rudolf Sparr von Greifenberg, für Eppstein einen eigenen katholischen Geistlichen und richtete auf dem Schlosse vollständigen Gottesdienst ein. Da sich im Laufe der Zeit das Andachtszimmer daselbst zu klein erwies, verlangte der Kurfürst von Mainz, ermutigt durch das stetige Wachstum der Gemeinde, für die Katholiken den Mitgebrauch der evangelischen Kirche. Dies Ansinnen wies Hessen indes zurück. Als aber 1697 Kurmainz mit Gewalt sich dieses vermeintliche Recht zu verschaffen suchte, legte Hessen 200 Mann in den Ort, um eintretenden Falls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aus diesem Umstande entwickelte sich ein Streit, der sich bis zum Jahre 1718 hinzog, und der dadurch beendet wurde, daß zwischen Hessen und Mainz ein Vergleich abgeschlossen wurde, den wir hier in seinen wesentlichsten Bestimmungen wiedergeben.

Nach dem angezogenen Rezeß wurde dem Landgrafen zu Hessen-Darmstadt das „ius episcopale in toto suo complexu et cum omnibus suis speciebus ad modum pacis Westphalicae zu Eppstein allein zugebilligt" und dem Erzstifte zu Mainz das „exercitium privatum catholicae religionis" gewährt und zwar dergestalt, daß die Katholiken in der Beamtenwohnung auf dem Schloß, ohne Bauung einer Kapelle, in der Stille, ohne Orgel und Aussteckung einer Fahne Gottesdienst halten durften. Zuzulassen zu den Gottesdiensten waren alle katholischen Einwohner zu Eppstein; dagegen

waren alle auswärtigen Katholiken, sowie die Bekenner der Augsburgischen Konfession durch Strafe und Zwang fernzuhalten. Was besondere kirchliche Handlungen, wie Taufe und Kopulation betraf, so hatte man sich in der Weise geeinigt, daß in eben berührten Fällen die Katholiken sich des lutherischen Geistlichen oder desjenigen katholischen Privatgeistlichen zu bedienen hatten, welcher auf dem Schlosse Messe las. Wurden derartige Amtshandlungen in den Privathäusern vorgenommen, so mußte das ganz in der Stille geschehen, und dem lutherischen Pfarrer hatte man dafür die gewöhnlichen „iura" abzustatten, auch den Hessen-Darmstädter Beamten Kenntnis davon zu geben. Kein verstorbener Katholik durfte in Eppstein zu Grabe gebracht, vielmehr mußte die Leiche nach Fischbach oder einem andern Nachbarort übergeführt werden. Die Beerdigung hatte still zu geschehen, ohne Geläute und ohne Zeremonien. Bediente man sich des Eppsteiner Geistlichen und Schulmeisters, so waren die ortsüblichen Zeremonien erlaubt. Ausnahmen wurden ferner gestattet, wenn ein Mitglied einer kurmainzischen Beamtenfamilie oder ein Bedienter des Erzstifts starb. Auf Ansuchen sollte dann das Geläute jedesmal willfahrt werden; unter keinen Umständen aber durfte die „Exportierung" der Leiche durchs Städtchen selber stattfinden. Der Besuch der Kranken und die Erteilung des heiligen Abendmahls war in Notfällen nach zuvor geschehener Anzeige bei den hessischen Beamten erlaubt; jedoch ohne öffentliche Vorantragung der Monstranz. Die Vornahme der letzten Oelung war gleichfalls gestattet. Die Katholiken konnten die gebotenen kirchlichen Feiertage halten, und es durfte ihnen an denselben keine Fronarbeit oder dergleichen, was zur Entheiligung der Feiertage beitragen konnte, zugemutet werden. Prozessionen durften weder innerhalb noch außerhalb des Städtchens vorgenommen werden. Kein katholischer Geistlicher, noch Schulmeister sollte jemals im Schloß oder Städtchen wohnen. Dagegen war es dem Erzstifte Mainz unbenommen, sich zur Abhaltung der geistlichen Uebungen im Schlosse eines Privatgeistlichen oder benachbarten katholischen Pfarrers zu bedienen. Ebenso war es den Einwohnern freigestellt, durch einen Privatinstruktor, d. h. Schuldiener katholischen Glaubens ihre Kinder auf dem Schloß oder jeder privatim in seinem Hause unterweisen zu lassen, oder aber sie in die evangelische Schule zu Eppstein zu schicken.

Wie aus allen diesen Bestimmungen ersichtlich ist, waren die Rechte der katholischen Einwohnerschaft Eppstein in religiöser Beziehung sehr beschränkte, und ihr Streben war unablässig auf eine Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse und Erleichterung der bestehenden vertraglichen Bestimmungen gerichtet. Man begann hiermit in der Weise, daß man die im kurmainzischen Teile des Schlosses belegene Rüstkammer zur Kapelle umgestaltete. Die weltliche Rüstkammer, aus welcher die alten Ritter den ehernen Helm, den schuppigen Panzer, das blitzende Schwert und den schützenden Schild nahmen, wurde in eine geistliche Rüstkammer umgewandelt. Da die Kammer räumlich zu beschränkt war, wurde eine Vergrößerung in der Weise herbeigeführt, daß man den Zwischenboden zwischen diesem und dem darüber liegenden Raume beseitigte, um so eine Emporbühne anbringen zu können. Diese Umänderung wurde noch unter Hessen, 1765 ausgeführt. Eine erneute Erweiterung und Vervollständigung erfuhr die Schloßkapelle 1812, nachdem Pfarrer Spies bei der nassauischen Landesregierung die Genehmigung hierzu erwirkt hatte. Die Kapelle erhielt einen Glockenturm, zu dem die Bremthaler Gemeinde unentgeltlich das Holz lieferte, und welchen Johannes Sauer von Eppstein zurecht zimmerte. Der neue Landesvater, Herzog Friedrich August, schenkte die größere Glocke, welche aus dem aufgehobenen Kapuzinerkloster Notgottes stammt; die kleinere Glocke wurde auf eigene Kosten beschafft. Die zwei Eingänge aus dem Schloßhofe in die Kapelle wurden in einen verschmolzen; eine neue Kanzel, ein besserer Altar und schönere Kirchenstühle trugen wesentlich zur würdigeren Ausgestaltung des Kirchleins bei. Zur Erhöhung der musica sacra verhalfen die aus dem aufgehobenen Nonnenkloster zu Limburg überwiesene Orgel. Auch ward die Kirche bei Verteilung der Kirchenparamente aus der aufgehobenen Abtei Eberbach und den Klöstern Montabaur und Königstein reich bedacht, so daß zur Aufbewahrung der Geschenke eine Sakristei und ein Schrank nötig wurden. Diese Notwendigkeit stellte Pfarrer Spies dem Domänenpräsidenten von Mülmann in einem Bittgesuche vor, und dieser erlaubte bereitwilligst, daß die bisherige Waschküche des Schlosses zur Sakristei umgewandelt wurde, auch ließ er auf herrschaftliche Kosten den notwendigen Schrank beschaffen.

So wurde nach und nach die Kirche geräumiger, vollkommener und würdiger und genügte, wenn auch nicht allen, so doch bescheidenen Ansprüchen.

Die äußere und innere Instandhaltung des Gotteshauses ist Sache des Staates. Es handelt sich hierbei um ein Servitut aus der Kurmainzer Zeit, welches 1803 die nassauische und 1866 die preußische Regierung übernehmen mußte. Gegenwärtig ist man mit der Ablösung dieser Gerechtsame beschäftigt, da die katholische Gemeinde zu Eppstein bereits mit dem Bau einer neuen katholischen Kirche begonnen hat.

Die seitens der Katholiken hart empfundenen Bestimmungen des Mainzer Rezesses fielen meist, nachdem Eppstein 1803 nassauisch wurde. In huldreicher Weise kam die nassauische Landesregierung den Wünschen der katholischen Bevölkerung entgegen und gewährte ihnen nach und nach die gleichen Religionsrechte, wie sie auch die Evangelischen besitzen. Im Jahre 1848 wurde die katholische Gemeinde zu Eppstein selbständig. Ermöglicht wurde ihr dieser Fortschritt durch einen wohlhabenden Ortsbürger, Johannes Ohlenschläger, welcher der Gemeinde sein gesamtes Vermögen testamentarisch vermachte. Der erste Seelsorger war Pfarrer Matthias Kloft aus Salz. Er hatte die Pfarrei bis 1861 inne. Auf ihn folgten Karl Haas aus Weilburg bis 1863, Wilhelm Haas, Bruder des vorigen, bis 1887. Letzterer ist jetzt Pfarrer und Dekan zu Großholbach. Als vierter Pfarrer amtierte hier Heinrich Kloos aus Limburg von 1887—1899. Sein Nachfolger wurde Joseph Fassel aus Wiesbaden, dessen energischen

Bestrebungen es während der kurzen Zeit seines Hierseins gelungen ist, den Neubau einer katholischen Kirche so weit zu fördern, daß am 10. August d. J. die feierliche Grundsteinlegung zu derselben erfolgen konnte.

Wir schließen unsere Ausführungen mit dem Wunsche, daß in Zukunft beide Konfessionen in Eintracht nebeneinander leben möchten, eingedenk des altes Satzes: „Aus der Kräfte schön vereintem Streben, erhebt sich wirkend erst das rechte Leben!“

Der Achtundvierziger.

4) Geschichte eines nassauischen Freischärlers. Von W. Zimmermann. (Schluß)

Dem geneigten Leser, der alle Umstände genau verfolgt hat, wird bis jetzt ein Punkt dunkel geblieben sein: Wie war es den Gefangenen möglich geworden, in das bewußte Höfchen zu gelangen, da doch, wie früher berichtet worden, die Ausgangsthür des Blockhauses bei Nacht verschlossen gehalten wurde. Diesen Punkt wollen wir nachträglich aufklären, und es wird dadurch wieder einmal der Beweis erbracht werden, welch hochbedeutsame Rolle für den Unglücklichen oft das Verachtete und Widerwärtige spielen kann, von dem er sich in glücklichen Zeiten mit Geringschätzung oder Abscheu abgewendet hat. Ja, wahre Not kennt kein Gebot, ich meine das der Salonästhetik und des Katechismus der feinen Sitte! Wie Muhamed der Sage nach einem unschönen Spinngewebe auf der Flucht vor seinen Feinden die Rettung verdankte, so priesen unsere gefangenen Freunden dankbaren Sinnes später gar oft ein äußerst unangenehmes, aber auch äußerst notwendiges Inventarstück, dem noch niemals die Kraft dichterischer Phantasie eine poetische Seite hat abgewinnen können, als das unscheinbare Mittel, das allein die Vorbedingung zur erfolgreichen Bethätigung ihres Wagemutes schaffen konnte. Und „Weg hat er, (Gott) aller Wegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht!“ Diese unausgesprochen bleibenden Inventarstücke hatten anfangs im unteren Teil des Blockhauses, nahe bei der Thür, ihre Aufstellung gefunden. Unserm schwäbischen „Zimmerkommandeur“ war es aber gelungen, durch die dringlichen Vorstellungen, die er dem Offizier und dem Arzte über die sanitären und ökonomischen Nachteile dieser Platzanweisung gemacht hatte, deren Transportierung in das mehrfach erwähnte Höfchen zu erwirken. Somit war die untere Blockhausthür von da an auch zur Nachtzeit offen geblieben.

Noch vierzehn volle Nächte arbeitete der Schwabe mit seinen Genossen an dem Durchbruch. Unter tiefer Stille begaben sich jede Nacht die dreizehn Mann an ihre gefährliche Arbeit. Abwechselnd stand einer nach dem andern bei der Blockhausthüre Wache. Bei dem geringsten Geräusch, das den Posten in dem Laufgraben etwa hätte aufmerksam machen können, hätten die eisernen Inventarstücke die wirkungsvolle Entschuldigung des ersteren in einer zwar stummen, aber jeden Zweifel ausschließenden Sprache abgeben müssen. Eine übermenschliche Anstrengung war dazu nötig, um jede Nacht hin- und herzusteigen, mit den Händen die Erde zu durchgraben, und bei Tag wieder den Karren zu ziehen, oder in der Werkstatt zu arbeiten. Zudem war schon das bloße Hinauf- und Hinabklettern an der Blockhausmauer mit Lebensgefahr verbunden. Jeder vorspringende Stein, jedes Mauerloch mußte mit Vorsicht benutzt werden, wie der Bergsteiger seinen Fuß in die kleinste Schrunde der Felswand setzt. War man in der Mine, so galt's vorerst: Licht anzünden; denn ohne solches konnte man nicht bergmännisch arbeiten. Heinrich hatte auf einem Schleichwege einige Unschlittlichter herbeigeschafft. Als dieser Vorrat ausgegangen war, wurde der „Zimmerkommandeur“, weil er mehr Geltung bei der Wachmannschaft und kraft seines Amtes freiere Bewegung genoß, mit der Erneuerung desselben beauftragt. Der ging auf die Wache und verlangte von dem Wachkommandanten einen „Patrouilleur“, der ihn zur Stadt begleite; er stellte ihm vor, sein Ausgang sei nötig, da er für seine Mannschaft Tabak holen müsse. Im Kaufladen wollte er nun auch Lichter mitnehmen. Das wurde ihm aber von dem Geleitsmann nicht gestattet. Nunmehr gab sich unser Schwabe auch mit Unschlitt und Lichterabfällen zufrieden, die er angeblich zum Stiefelschmieren brauche. Im Blockhaus hatte er einen kleinen Topf, in welchem vorher zur Vertreibung gewisser Hautschmarotzer Quecksilbersalbe hergerichtet worden war. In diesen wurde nun das Unschlitt hineingepreßt, aus den Kerzenstumpfen wurde ein Docht herausgesucht und dieser in die Topfmitte eingedrückt. So macht die Not erfinderisch!

Nicht weniger als hundert Karren Grund wurde in den vierzehn Nächten etwa dreihundert Schritte rückwärts geschafft. Auf dem Bauche liegend scharrte jeder seinem Hintermanne nach Maulwurfsart mit den Händen die Erde zu; von den letzten wurde sie in den Seitenminen angehäuft. Es war ein weiteres Glück bei dem mühseligen Unternehmen, daß die Maulwürfe à la Trenck auf lauter lockeren Kies- und Sandboden stießen. Der war leicht zu durchgraben. Auf der anderen Seite hätte dieser Umstand auch leicht durch Einsturz der Schachtwände das größte Unglück herbeiführen können. Jeder, der zufällig an der Einsturzstelle gearbeitet hätte, wäre dann unrettbar verloren gewesen. Der Schacht, der den Weg von unten herauf nach dem Licht bahnen sollte, war von rundem Querschnitte, gerade nur so weit, daß einer sich durchzwängen konnte, wenn er sich gegen die Absätze, die man an der Wand hatte stehen lassen, stemmte, oder von unten geschoben, oder von oben gezogen wurde.

In der Nacht des 7. Oktober um 11½ Uhr gelang endlich unseren Gefangenen der Ausbruch. Kurz vor den letzten Handgriffen war die Erde feucht geworden, ein Zeichen, daß sie der Oberfläche nahe

waren. Nun noch ein letztes hoffnungsvolles Scharren, und ein runder Schacht von nahezu sieben Metern Höhe öffnete sich im Graben der Chaussee.

Der Schwabe stand gerade Wache am Blockhause, da erhielt er das verabredete Zeichen, daß alles fertig sei. Nun kletterte auch er in den Minengang. Am Ende desselben saßen seine Verbündeten mit freudestrahlenden Augen beim matten Lichtscheine. Sie umringten jubelnd ihren Obmann; der eine hatte ein Stück Brot in der Hand, um den bisher unerhört gelassenen Hunger zu beschwichtigen; ein anderer rauchte zur Ermunterung der Lebensgeister sein Pfeifchen. Dann sanken sie bewegten Herzens auf die Kniee, dankten dem allbarmherzigen Gott für die gelungene Vorarbeit und erbaten seinen Segen auch für den letzten Akt des Befreiungswerkes.

Es war genau ausgemacht, in welcher Reihenfolge die Einzelnen durchschlüpfen sollten, daß die Schwächsten mit dem in Streifen zerschnittenen Mantel heraufgezogen werden und wohin sich die Flüchtlinge in einzelnen Abteilungen wenden sollten. Nach diesen Abmachungen würde auch mit Ruhe gehandelt worden sein, wenn nicht auf einmal ein verdächtiges Geräusch in dem Gange panischen Schrecken verbreitet hätte. Man glaubte, die Wache nahe heran. Nun ging es planlos, über Hals und Kopf, auf dem Bauche kriechend, dem Schachte zu. Wer zuerst das Freie gewann, rannte unbekümmert um seinen Kameraden, in wilder Hast, nur an die eigene Sicherheit denkend, auf und davon. Unserem Schwaben, als dem letzten, stand ein Schweizer Kaminfeger auf dem Kopfe; der jammerte, daß der Sand nachgebe, und bat, ihm um Gottes Willen zu helfen. Als der biedere Schwabe dem Geängstigten hinaufgeholfen hatte, zwängte er seinen eigenen mageren Leib durch den Schacht. Niemanden sah er mehr, keine Antwort erhielt er auf sein gedämpftes Rufen. Da mußte er glauben, daß seine Kameraden vor einer Patrouille reißaus genommen hätten und dachte nunmehr nur an die eigene Sicherheit. Erfahrungen, die die Gefangenen während ihres Aufenthalts in der Festung bezüglich der Geheimhaltung von Geheimnissen seitens der Schicksalsgenossen gemacht hatten, sprachen für die Möglichkeit einer unangenehmen Ueberraschung selbst im letzten Moment des bisher glücklich verlaufenen Werks. Der mächtige Instinkt der Selbsterhaltung, der durch die nach ihrem irrtümlichen Verdacht wie ein Fallstrick über sie hereinbrechende Gefahr geweckt worden war, hatte die Wackeren, welche seither kameradschaftlich treu verbunden gewesen und mit so kühlem Blute an das gemeinsame Interesse gedacht hatten, auseinandergetrieben, wie der plötzlich fallende Schuß des heranschleichenden Jägers die friedlich verbundene Vogelfamilie auseinander scheucht. Noch einen schwermütigen Gedanken widmete der gute Schwabe den in der Festung Zurückgebliebenen, unter denen er so manchen Braven wußte; aber niemandem wäre gedient gewesen, wenn er noch mehr Kameraden in das Geheimnis eingeweiht hätte. Dann schüttelte er die trüben Gedanken von sich ab und dachte nur an die eigene Verlegenheit in gegenwärtiger Lage.

Es regnete, was vom Himmel fallen konnte; die Oktobernacht war rabenschwarz. Das war gut und hatte auch wieder den Mißstand, daß keiner der Flüchtlinge von dem andern was gewahren und jeder sich nur schwer darüber zurechtfinden konnte, wo er eigentlich sei, und wohin er zu laufen habe. Der Schwabe fand später, als der Wind die Wolken ein wenig zerteilt, und der Mond sich zeigte, den Weg unter die dunklen Fittiche des Schwarzwaldes. Unser nassauischer Landsmann steuerte im Zickzack dem Rheine zu. Unterwegs hatte sich ein Genosse zu ihm gefunden. Von der Landstraße trieben sie die hörbar gewordenen Schritte eines nächtlichen Wanderers in die Deckung eines Maisfeldes; dann ging's über Stoppeläcker, Wiesen und durch Auenwäldchen, immer der Hauptsache nach in der mutmaßlichen Richtung nach dem Strome zu. Hundert Fehltritte wurden gethan; man stürzte in die mit Wasser hochangefüllten Gräben und raffte sich wieder auf; durch Sümpfe mußte hindurch gewatet und Bächen entlang nach einer Brücke gesucht werden. Immer trieb die Angst vorwärts, und die Vorsicht hemmte wieder die Eile. Als die Kräfte erlahmen wollten, weil der Hunger in den Eingeweiden nagte, mußten die weißen Stoppelrüben auf dem Acker eines badischen Bauern Leib und Seele wieder beleben. Sie wußten, der Mann gönnte sie ihnen lieber, als dem Windischgrätz, wenn der auf solcher Flucht gewesen wäre.

Der Mond trat wieder einmal hervor und erlaubte ihnen kurzen Ueberblick über die Gegend. Nach seinem Stand zu schließen, mußte es gegen 3 Uhr sein. Da, auf einmal trägt der Wind den Schall von drei Kanonenschüssen durch die Ebene zu ihnen. Sie erkennen sie als Alarmschüsse. Man hatte also ihre Flucht bemerkt, und von neuem ging das Hasten und Tasten durch die Niederung weiter, wenn auch unter geringerer Sorge. Ihr Fuß wurde glücklich geleitet: nach einer knappen halben Stunde stehen sie an einer Fährmannshütte. Sie klopfen ans Fenster und wecken den Schiffer. Ein paar Worte genügen, um den Mann für sich zu gewinnen. „Ah, Kasemattiers!“ sagt er kurz und führt sie aus Sturm und Regen in seine Stube. Während er den Kahn zur Ueberfahrt rüstet, kocht die mitleidige Hausfrau den Erschöpften eine dampfende Milchsuppe, dies kostbare Volksgericht, das die Kraft der Nahrung mit der der Arznei vereinigt. Dann geht's in den schwankenden Kahn, aber sicher trägt dieser sie über den rauschenden Strom; denn dessen freundliche Nixen haben der Wogen Groll beschworen, daß er das geängstigte junge Blut, das ihr Mitleid erweckt, nicht verderbe. So ward die Freiheit mit Preisgabe des Vaterlandes gewonnen. —

Das Weitere ist rasch erzählt. In Straßburg fand unser Paar Freunde, die für frische Kleidung und weitere Lebensnotdurft sorgten. Sie blieben dortselbst einen Tag. Dann trennten sich die Flüchtlinge; der Kamerad ging nach Frankreich, unser Heinrich in die Schweiz, vorerst nach Basel. Durch Vermittelung eines nassauischen Freundes, der später eine hohe Stellung in der kommunalständischen Verwaltung des Regierungsbezirks einnahm, erhielt er einen Paß und weitere Legitimationspapiere von der heimatlichen Behörde. Er blieb in der Schweiz, bis gelegentlich der zweiten Vermählung des Herzogs

Adolf durch einen Gnadenakt desselben für die politischen Vergehen der „tollen Jahre" Amnestie erteilt wurde. Am 27. Januar 1851, also als zweiundzwanzigjähriger, sah Heinrich Handel seine Vaterstadt und seine Eltern wieder. Sie zürnten ihm nicht mehr, da er sein jugendliches Ungestüm allzu schwer gebüßt und überdies bewiesen hatte, daß trotz seiner Zartheit ein ganzer Kerl von echt fränkischem Holze in ihm steckte. Was er zu bereuen hatte, er nannte es später offen und ehrlich: „Es war eine Jugendeselei, wie sie jeder, der kein Philisterblut in sich hat, in seiner Art, so oder so, einmal macht und machen muß, wenn er gesunden will. Bei mir war's idealistischer Sturm und Drang in politischer Jugenddummheit."

Daß ihm diese in der Achtung der Groß- und Edeldenkenden keinen Eintrag gethan hat, beweist ein hochwichtiges Schreiben, das zwar keine nachträgliche offizielle Standeserhöhung enthielt, aber, was mehr wert für ihn war, den Eintritt in den preiswürdigsten aller Stände, den unser Herrgott selbst im Paradiese begründet hat, bedeutete:

Sophie Rind.
Heinrich Handel,
Verlobte.
Frankfurt a. Main.

Es war die Tochter seines Frankfurter Prinzipals, in dessen Geschäft er wieder eingetreten war, die ihm die Hand reichte. Vier Kinder entsprossen der glücklichen Ehe. Ihrem Vater wäre nach menschlichem Ermessen zu gönnen gewesen, wenn er gleich dem Schwaben das Jahr des Heils erlebt hätte, in welchem die Frucht der deutschen Einheit und Freiheit, um deren verfrühte Einbringung beide ihr Leben gewagt hatten, endlich reif geworden war. Heinrich Handel starb aber sehr früh, erst 34 Jahre alt, an der Halsschwindsucht. So hatte die Mutter doch recht behalten, und sie behauptete es bis an ihr Ende: „Er war zu zart für die Kasern', für Rastatt und die rauhe Welt. Sein Geist war stark, aber sein Leib war schwach!" —

Sollen wir, die wir das kostbare Gut erlangt haben, das so viel vorzeitige, aber sicher nicht unnötige Opfer gefordert hat, über solch frühes Ende nur in bitterem Leide klagen?

Ich erinnere an die Hoffnung, daß auch der Tod ein rechter Befreier sein, daß er frei machen soll von allen Hemmnissen des Lebens und Schlacken des irdischen Wesens und hinaufführen zu der vollkommenen Freiheit, die auf Erden keine Wohnstätte haben kann, deren irdisches Abbild in verzeihlichem Menschenirrtum sich so oft in ein Zerrbild verkehrt, und von der der Dichter singt: „Sie wohnet überm Sternenzelt!" —

Miszellen.

E. F. **Vergleich zwischen der Gräfin Juliane von Stolberg**, zweiten Gemahlin Graf Wilhelms zu Nassau-Dillenburg und Witwe des Grafen Philipp II. von Hanau **einer- und ihren Kindern erster Ehe, anderseits am Freitag nach Dionysius anno 1537.**

Der Vergleich betraf die Kleinodien oder Juwelen, welche die Vormünder der Kinder Graf Philipps der Grafschaft Hanau erhalten wollten. Gräfin Juliane erhielt als Abfindung tausend Gulden und folgende Stücke:

„Ein wolckenn haube mit Perlin Reutchen und etlich spenchin (Spangen), dar jnn vnd sust etlich jngefasten steynchen.

Ein Perlinhaube gestickt nemlich Maß holterblätter mit Rebin jnn Goldt und die Stirn gefaßt.

Ein Haub mit heidnischen Blumen (Heidekraut?) gestickt, mit Perlin vund beschlechts (Beschläge).

Ein Haub mit heidenischen Plumen (Heidekraut?) tenförmig) daruff geheftt.

Ein gulden haub vff der laden gewirckt, mit Perlin Kreutzain.

Ein Perlinhaub mit Eichen laube blettern.

Ein schwartz gestrickt haub mit gulden Rosen vnd zweyffel stricken.

Ein schwartz gestrickt haub mit gold vnd silber jngezogen.

Ein Schnure vff ein Broittuch mit hipschen Perlin Rautten vund jnn den Rautten jngefaßt Robin.

Ein Perlin Fürstück mit zweyen je lenger je lieber Esten mit einem R (wahrscheinlich der Anfangsbuchstabe von Reinhard, Julianens erstem Schwiegervater.)

Ein Fürstucke mit Perlin Rautten inwendig daran Gedanken blumlin.

Ein Perlin Broit Tuch mit einem je lenger je lieber Baume in der mitte.

Ein Perlin broittuchschnur mit zweyen je lenger je lieber ästen und mit dreyen R.

Ein gezogen goldt gürttel mit Rosen vorn das Beschlechts mit steynchem.

Ein gezogen goldtgürttel mit schwartzen seidenn Rautten vorn das Beschlechts mit Perlin.

Ein rotten (roter) Gürttel mit Perlin Blettern vund silbern vnd vergulten granatten Aepfeln vorn das Beschlecht mit eynem steyn.

Ein schwartzen Gürttel mit silbern vnd vergulten Hirschen vnd Eichhornern.

Ein Gürttel mit gulten R vnd silbern Schafen.

Ein Pater noster mit hipschen rondten Perlen vierzehn stück jeglichs jnn der mitte mit eynem Duccatten vnd dartzwischen mit Robin verhengt." —

Der Schluß vorstehenden Verzeichnisses lautet: „Vnd nachdem die hauben gurttel vnd schnur im Buchstaben etwhas dapfer lautten moechtenn so seynd die alle doch oungeverlich nicht viel ober oder vnder dreyhundert gulden gewirdiget."

G. P. **Das Königsteiner Sahlbuch.** Ein für die Geschichte Nassaus wertvolles Buch, nämlich das Königsteiner Sahlbuch, befindet sich in dem Kreis-Archiv zu Würzburg. Dasselbe ist ein Sammelband, betreffend die Herrschaft Königstein; angelegt ist es im letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts.

Beschreibung des Aeußeren: Das Buch ist ein Großfolioband von 421 Blättern aus starkem Median-Papier. Gebunden ist dasselbe in einen mit braunem, etwas verziertem Leder überzogenen Holzdeckel und geschlossen mit zwei weißen Riemen; auf der Vorderseite des Leders befinden sich zwei messingene Stifte. Der Deckel ist etwas wurmstichig; einige Blätter zeigen auch am Rande Wasserflecken. Der Sprung von Blatt 189 bis 200 ist ohne Zweifel durch ein Versehen des Schreibers entstanden; im Text ist keine Lücke, denn die Blätter sind unbeschrieben.

Inhalt: Auf Fol. 1—6 befindet sich ein alphabetisches Ortsregister, auf Fol. 8—29 ein Register über die Briefe der ehemaligen Herrschaft Königstein. Auf Fol. 1—189 und 200—346 ist die Abschrift des Kopialbuches der Herrschaft Königstein aus dem Jahre 1461 enthalten. Auf Fol. 351—355 befindet sich die Abschrift des Lehenbuches der Herrschaft Königstein von 1433—1453, auf Fol. 357—379 die Zusammenstellung des Zinsbuchs der Kellerei der Herrschaft Königstein des 15. Jahrhunderts. Sämmlicher Inhalt des Buches scheint von e i n e r Hand aus dem letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts geschrieben zu sein.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Am 13. Oktober zum ersten Male „Klytämnestra“, Tragödie in 5 Akten von Eduard Tempeltey. — Der Stoff der Tragödie ist jedem, der eine bessere Schule besucht hat, bekannt. Der Autor hat ihn aber mit dichterischer Lizenz bearbeitet. Aus dem rachsüchtigen, verbuhlten Weibe der Ueberlieferung ist eine durch Aegisthus' Ränke getäuschte Frau geworden, die den heimgekehrten, totgeglaubten ersten Gatten umbringt, um sich den zweiten zu erhalten, dafür aber von diesem keinen Dank und von dem Sohne nur Verachtung erntet. Die von der Tempelteyschen Verbrecherin acceptierte Motivierung der Mordthat mit der doppelten Schuld Agamemnons, der Opferung der Iphigenie und seiner vermeinten Liebe zu Kassandra erscheint gekünstelt. Der Figur der Klytämnestra ist überhaupt das antike Dämonische abgestreift; aus einer Thatpersönlichkeit ist sie zu einem unsicheren, schwankenden Charakter geworden. Die Handlung ist durch die vielen monologischen Stellen stark retardiert, und alle Feinheit des Jambenstils, aller Wohllaut der Verse vermag über jene und noch manche andere innere Schwäche der Dichtung nicht hinwegzutäuschen. Es war aber ein lobenswerter Akt der Pietät gegen den greisen Exintendanten, daß die Bühne an seinem 70. Geburtstage ehrend seiner gedachte. Die Künstler bemühten sich, das Ihre voll zu thun. Frau Haubrich-Willig suchte als Titelheldin dieser die antiken großen Züge möglichst zu wahren; Herr Wegener war als Agamemnon eine sehr sympathische Gestalt; Herr Leffler mimte den Aegisthus entsprechend als gemeinen Kerl; Frl. Egenolf hatte als wesenlose, deklamierende Kassandra wohl die undankbarste Rolle. Frisch und natürlich spielte Herr Malcher den Orestes und die beiden Nebenrollen des Silas und der Ismene waren bei Herrn Zollin und Frl. Santen gut aufgehoben. Der Beifall des Publikums galt vorzugsweise der Regie und den Darstellern. Die Szene, für alle Akte dieselbe, war nicht mykenisch, sondern spät-hellenisch, aber sie genügte.

M. E. **Wiesbadener Kunstbrief.** In Bangers Kunstsalon ist wieder einmal die „Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst“, diesmal mit einer „Schwedischen Ausstellung“ eingezogen. Nordländer sind immer interessant. Alle Erscheinungen des Daseins sind für sie Probleme, die sie sich berufen fühlen, zu lösen oder sich zum mindesten darin zu verwickeln. Aber während der Norweger sich ganz der Tendenz des Fragezeichens hingiebt, ist der Schwede doch ungleich realistischer. Er freut sich an der Wirklichkeit, und seine Sensitivität ist keine tastende, sondern eine gefühlssichere. So giebt Zorn auf seinem „Bild der jungen Mutter“ mehr eine Antwort als eine Frage; — es ist wie ein Bekenntnis innerster Empfindung, während sein nächstes Bild „Nach dem Bade“ einzig aus künstlerischer Freude an sonnenheiterer Lichtwirkung entstanden ist. An Frische momentanen Erfassens strebt ihm Pauli mit seiner „Dampferbrücke“ nach. Etwas übertrieben charakterisiert Gerla seine Menschen, und auch Thegerströms „Porträt“ ist fast zu interessant. Die Landschafter entwickeln verschiedene Temperamente. Janssen ist sentimental, Spöburg frisch, Normann feurig, Erdtmann romantisch und Kreuper genial. Letzterer setzt seine Force darein, mit einer eigenartigen Strichtechnik über das Material der Oelfarbe hinwegzutäuschen. Ein Warum weiß er wohl selbst nicht dafür, aber „die Sache hat etwas.“

Für den Nassauischen Kunstverein naht jetzt die Ueberschwemmungszeit. Die sommerlichen Ausstellungen haben geschlossen, und nun heißt es für die bemalte Leinwand wandern, wandern ruhelos. Ubbelohdes ausgezeichnetes „Im Stall“ und Zieglers „Selbstporträt“, welche beide manchem Besucher der Wormser Ausstellung noch in Erinnerung sein dürften, wäre wohl eine baldige Rast zu wünschen. Kurowskis „Stillende Mutter“ behandelt dasselbe Motiv wie Zorns „Junge Mutter“. Es fesselt, obwohl seelisch weit geringer, durch geistreiche Technik. Von Staad sind einige Landschaften recht ansprechend. Seemann gehört zu den Glücklichen, die Ben Akibas Wort zu Schanden machen. Bei ihm spiegelt sich die Abendröte im östlichen Fenster eines Hauses. Von einer Anzahl Blumenstücke sind Rees von Esenbecks Päonien und Geranien hübsche Arbeiten.

---

* Der Heerohme. Ein bürgerliches Drama in 5 Akten. Von Josef Lauff. 124 S. Köln, A. Ahn. — Der Roman „Karrefiek“, aus dem der Dichter den Stoff des nun im Buchhandel erschienenen Dramas genommen, ist von uns in der „Nassovia“ Nr. 2 von 1902 beurteilt, die Aufführung des Dramas in Nr. 8 besprochen worden. Seitdem ist letzteres über mehrere Bühnen gegangen und hat jedesmal im Publikum die günstigste Aufnahme gefunden, während die Kritik vielfach etwas auszusetzen hatte. Von den einen geschah das, weil man da und dort Lauff als Dramendichter grundsätzlich nicht obenaufkommen lassen will. Andern erscheint das Stück nicht streng genug nach den Bühnenregeln aufgebaut. Allerdings ist es das nicht genau, insofern als die Charaktere mit Ausnahme vielleicht des Grades Mesdag als von vornherein „fertig“ erscheinen und auftreten, so daß das Drama gleichsam zu einem großen Situationsbilde wird. Das soll es ja aber auch sein. Die Handlung spielt sich innerhalb achtzehn Stunden ab. Es geht hier ähnlich wie in Ernsts „Flachsmann als Erzieher“; auch dieses Stück hat seitens der Kritik denselben Vorwurf erfahren müssen. Damit ist letztere entschieden auf falschem Wege. Wir sind keiner von denen, die so leicht der Menge Beifall trauen; wenn aber die Zuhörerschaft sich an so vielen und verschiedenen Orten sehr beifällig äußert, dann soll man dieses Kriterium auch als solches achten. Und das Stück ist wirklich hervorragend: es hat einen großen historischen Hintergrund, es stellt tiefe seelische Konflikte auf die Bühne, es spielt nicht mit gepreßten Motiven und zeigt kein geschraubtes Phrasentum. Es sind Menschen, die da vor uns stehen, Menschen, die von gewaltigen inneren Kämpfen durchwühlt sind und nach Erlösung schreien, bis des alten Mesdag Hand wild und jäh den auf allen lastenden Bann bricht. Als Buch- und als Bühnendrama ist der „Heerohme“ von gleich mächtiger Wirkung.

* Neues Oberwesterwälder Liederbuch. 24. S. Marienberg, K. Ebner. Eine Zusammenstellung von Vaterlands- und Volksliedern, wie sie vornehmlich auf dem Oberwesterwalde gesungen werden; sie ist zur Benutzung in fröhlicher Gesellschaft bestimmt. So unscheinbar das Büchelchen aussieht, so freudig ist es zu begrüßen, daß in ihm namentlich die alten Volkslieder („Die Reise nach Jütland, die fällt mir so schwer,“ „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,“ „Wo mag denn nur mein Christian sein“ u. a.) enthalten sind, die dadurch dem Volke bewahrt und von ihm auch fernerhin gesungen werden.

Erbgroßherzog Friedrich von Baden ist auf seinen Antrag hin vom Kommando des VIII. Armeekorps entbunden worden und wird nach Karlsruhe übersiedeln. Die Koblenzer Bevölkerung sieht betrübt Seine Hoheit und dessen Gemahlin, die sich aller Herzen gewonnen hatten, scheiden. Wir aber wünschen dem verehrten hohen Paare, daß ihm das Glück beschieden sei, noch recht lange sich der geliebten Eltern in der Nähe zu erfreuen.

Regierungspräsident Dr. phil. **R. Wentzel zu Wiesbaden** ist als Nachfolger des zurückgetretenen Grafen Konstantin zu Stolberg-Wernigerode zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover ernannt worden. Herr Dr. Wentzel ist 1850 geboren und bekleidete seine bisherige Stelle seit 1898; er ist verhältnismäßig früh zu dem Posten eines königlichen Statthalters gelangt. Das Nassauer Land sieht den allzeit konzilianten Herrn und vortrefflichen Verwaltungsbeamten ungern gehen. Möge seine Zukunft sich ihm günstig gestalten. Zum Nachfolger Dr. Wentzels ist der Oberpräsidialrat W. Hengstenberg zu Breslau (geboren 1853) ernannt. Er war als junger Referendar bereits einmal kurze Zeit zu Wiesbaden thätig.

In Niederwallmenach äscherte am 7. Oktober ein Brand eine ganze Reihe von Gebäuden ein.

Am 12. Oktober wurde in Gegenwart des Oberbür-

germeisters Dr. Adickes von Frankfurt, der bei der Gelegenheit als erster der Festredner auftrat, der neue Feldbergturm eingeweiht. Binnen einem Jahre ist dieser mit einem Aufwande von 60 000 Mark errichtet worden. Seine Höhe beträgt bis zur ersten Galerie 7 Meter, bis zur Plattform 22, und bis zur adlergekrönten Spitze 35 Meter. Er enthält mehrere Gelände, ist bequem besteigbar und bietet wie denkbar eine prachtvolle Fernsicht. Das Verdienst, den höchsten Punkt des westdeutschen Mittelgebirges reizender gestaltet zu haben, kommt in erster Linie dem rastlos wirkenden Taunusklub Frankfurt zu, was wir hiermit in unserer Heimatzeitschrift gebührend verzeichnen.

Am 12. Oktober wurde auf dem Wiesbadener Friedhofe die neue nach dem Entwurfe Baurat Genzmers erbaute Urnenhalle (Kolumbarium) eingeweiht. Sie hat Raum für 580 Urnen und ist das erste derartige Gebäude in Preußen, das aus öffentlichen Mitteln errichtet wurde.

Am 15. Oktober waren 25 Jahre verflossen, daß die Strecke der damaligen Hessischen Ludwigseisenbahn Idstein-Frankfurt eröffnet wurde. Die Strecke Limburg-Idstein war schon früher im Betrieb.

Am 19. Oktober fand im Stadtpark (früheren Schloßgarten) zu Usingen die Grundsteinlegung zum Denkmal des Fürsten Walrad, des Neubegründers der Stadt und Erbauers des alten Schlosses, des großen Türken- und Franzosenbekämpfers, statt. Lehrer W. M. Dienstbach, ein geborener Usinger, hat eine Festzeitung mit der Biographie Walrads herausgegeben; ferner ist eine wunderschöne Postkarte mit dem Bildnisse des Helden nach Original erschienen. Der Vorstand des Verschönerungs-Vereins, (Vorsitzender Herr Seminar-Oberlehrer Franke), welcher das Denkmal setzen will, appelliert an den Geldbeutel. Also wer historischen Sinnes ist und „es dazu hat" —: „Joachim heraus!" Gaben nimmt Herr Rektor Werner zu Usingen entgegen.

Der Oberwesterwaldkreis erweist sich ungemein rührig in der Kulturmelioration. Die „Kreisschau", die vom Landratsamte am 29. September zu Unnau veranstaltet worden war, und die sich namentlich auf Tier- und Obstzucht erstreckte, gab Zeugnis davon. Eigenartig und praktisch nahm sich die angefügte Uebung der freiwilligen Kreissanitätskolonnen aus, die vollständig zufriedenstellend verlief. Gewiß, es ist anders, ganz anders auf dem Westerwalde geworden. Wenn nur recht weite Kreise davon erfahren und sich's notieren.

Die Orte Biebrich, Steinsberg und Wasenbach im Lahngebiete wollen eine gemeinschaftliche Kirche bauen, die wahrscheinlich nach Wasenbach kommt.

Diez erhält eine neue Kaserne, da die alte den an sie gestellten Anforderungen in keiner Hinsicht mehr entspricht.

Zu Idstein wird ein Altenheim errichtet. Ein ungenannter Wohlthäter hat als ersten Beitrag 25 000 Mark gestiftet.

Nassauischer Geschichtskalender.

3. November.

1630. Der Superintendent M. Weber hält auf landesherrlichen Befehl zu Idstein die sogenannte Hexensynode ab, in welcher sämtlichen Geistlichen anempfohlen wurde, ihre Gemeinden vor den „vermaledeiten Zaubereisünden und Hexenwesen zu warnen." Auf Andreastag sollte jeder in der Predigt „von solchen teuflichen Lastern abmahnen und auf das große Unheil aufmerksam machen, so zeitlich und ewig daraus entstehe." So unwissend und verblendet handelten damals die Regierenden und Gebildeten.

1651. Graf Friedrich Ludwig zu Nassau-Saarbrücken-Ottweiler, wird geboren. Er war der Sohn des Grafen Johann Ludwig, trat 1681 die Regierung an, da sein Vater, welcher erst 1690 starb, entsagt hatte, erbte mit seinem Schwiegersohne Karl Ludwig zu Saarbrücken 1721 Nassau-Idstein und nach dieses Fürsten Tode auch Nassau-Saarbrücken und starb sohnlos am 25. Mai 1728 zu Saarbrücken. Seine Lande fielen an Nassau-Usingen.

8. November.

1576. Die Bevollmächtigten der niederländischen Provinzen und Städte: Holland, Seeland, Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Lille, Douai, Orchies, Namur, Tournai und Mecheln schließen die sogenannte Pazifikation von Gent zur Vertreibung der Spanier und Wiederherstellung der alten Zustände. Wilhelm von Oranien wird als Statthalter der beiden erstgenannten Provinzen bestätigt.

1627. Graf Ludwig von Nassau-Weilburg stirbt. Geboren am 9. August 1565, hatte ihn das Schicksal dazu ausersehen, alle seit 1355 und später getrennten nassau-walramischen Länder unter seinem Szepter wieder zu vereinen; denn er beerbte seine Brüder Wilhelm 1597 und Johann Kasimir 1602, in letzterem Jahre auch seinen Onkel Philipp IV. und 1605 die nassau-idsteinische Linie.

13. November.

1259. Erzbischof Arnold II. von Trier stirbt auf der Burg zu Montabaur. Er war ein geborener Herr von Isenburg-Grenzau und hatte seit 1242 regiert. Seine Leiche wurde in feierlichem Pompe nach Trier gebracht und beerdigt.

1567. Moritz von Oranien, Sohn Wilhelms des Schweigers und Annas von Sachsen, wird zu Dillenburg geboren. Er wurde 1585 zum Statthalter von Holland und Seeland, 1590 auch von Utrecht, Overyssel und Geldern erwählt und zugleich zum Generalkapitän und Admiral der Union ernannt. Als solcher führte er vierzig Jahre hindurch den Krieg gegen die Spanier als einer der größten Feldherren aller Zeiten. Er starb am 23. April 1625 im Haag, unvermählt, worauf ihm sein Stiefbruder Friedrich Heinrich im Amte nachfolgte.

Redaktionsschluß: 24. Oktober.

Briefkasten.

C. W. in R. Wir benutzen die Gelegenheit, Ihnen öffentlich zu antworten, da auch von anderer Seite schon verschiedentlich ähnliche Anfragen an uns ergangen sind. Es giebt neben dem Herausgeber noch einen Schriftsteller gleichen Zunamens: Dr. Ferdinand Spielmann, Gymnasialprofessor in Brixen. Außerdem schreiben 3 Schriftsteller pseudonym unter dem Namen Spielmann, nämlich Justizrat Joseph Pape zu Büren in Westfalen, Redakteur Ludwig Hamann zu Hohenstein und Großh. Hofkommissär C. F. Kerlow zu Neustrelitz; letzterer führt schon lange geradezu das Pseudonym C. Spielmann. Daß der Herausgeber allermeist den „Dr." seinem Namen vorsetzt, geschieht deshalb aus guten Gründen. Kerlow ist auch der Verfasser der von Ihnen erwähnten Zirkusgeschichten. Sie haben es getroffen, wenn Sie schreiben, daß „derartiges nicht in die Richtung des Herausgebers paßt", und nun wird Ihnen wohl „der Stein vom Herzen fallen".

G. P. in K. Beides dankend erhalten.

F. O. in U. Die Gedanken sind gut, die Form ist leider nach allen Seiten hin nicht ausgereift.

B. St. in M. Besten Dank und freundlichen Gruß. Wir werden im Hinblick auf die Notiz in Nr. 20 gebeten mitzuteilen, daß die älteste Tochter J. J. K. K. Hoheiten des Erbgroßherzogpaares von Luxemburg auf die Namen Marie Adelheid getauft ist.



№ 22. Wiesbaden, den 16. November 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12–16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Ein Spaziergang.

Ging heute an der Fabrik vorbei;
Es strömten hinein die Leute
Zum stets geschäftigen Einerlei,
So gestern wie morgen und heute.

Da sprang vor mir her ein blasses Kind
Mit aufgedunsenen Wangen;
Im dünnen Röckchen fing sich der Wind,
Im Auge lag Hungers Verlangen.

Es plauderte unbefangen mit mir
Und sprach mit wichtigen Mienen:
„Heut' bin zum letztenmal ich hier;
Von morgen an muß ich verdienen.

Hab' heut' mir noch ein paar Blumen gepflückt:
Denn morgen hat alles ein Ende. —
Da steh' ich über den Webstuhl gebückt
Und rühre fleißig die Hände." —

Und fort lief sie, und trotz Sonnenschein
Hat mich ein Frösteln beschlichen.
O armes Kind, welch Los harrt dein,
Eh' wenige Jahre verstrichen!

Dein karger Reiz ist dann schon verblüht,
Wenn and're beginnen zu leben;
Das Alter naht sich dir verfrüht;
„Verdienen" nur —: all dein Streben.

Vielleicht in kurzem Liebestraum
Wirst ein flüchtiges Glück du finden,
Ein trügerisch' Glück, und du ahnst es kaum,
Wie schnell es dir wird entschwinden.

Und es war doch der einzige Sonnenstrahl,
Der deine Wege beschienen:
Denn dann kommt der Sorgen unendliche Zahl,
Die bald dir verdüstern die Mienen.

Es wachsen die Kinder von Jahr zu Jahr
Und mit den Kindern die Sorgen.
Die Not, die anfangs erträglich war,
Sie steigt von Morgen zu Morgen.

Und dann wirst du stumpf und lebenssatt
Und wankst auf zerbröckelnden Stufen,
Bis dich, die müde und krank und matt,
Der Herr wird zu sich rufen. — — —

O ewiges Rätsel vom menschlichen Sein,
Was starrst du mich an mit den hohlen
Medusenaugen von kaltem Stein,
Die dennoch brennen wie Kohlen! —

Ich wollte atmen die stärkende Luft;
Die Luft daran war mir verdorben.
Erschien die Fabrik mir doch als die Gruft,
Die lebende Leichen geworben.

Josephine Gräfin von Leiningen-Westerburg.

Die letzten Prinzessinnen von Nassau-Usingen.

2) Von Dr. C. Spielmann. (1. Fortsetzung.)

August von Anhalt-Köthen war, wie bemerkt, schon vor seiner durch ihn elend gewordenen Gemahlin abgeschieden. Der Nekrolog, den der anhaltischen Regenten Geschichtsschreiber ihm widmet, ist nicht rühmlich.[10]) Mit militärischer Strenge, heißt es, verband er rohe Willkür und Heftigkeit des Begehrens. Nichtswürdige Soldatenspielereien wechselten mit Trinkgelagen und anderen Arten gemeiner Liederlichkeiten ab. Die tyrannische Willkür trat den Einzelnen wie die Allgemeinheit; mit eigener Hand mißhandelte der launische und jähzornige Despot vornehm und gering. Haufenweise lief das Wild über die Felder; unbarmherzig knallte die Peitsche auf den Rücken der Fröner. Daß der Fürst einen Teil des Ländchens Anhalt-Zerbst bei dessen Teilung erwarb, daß er infolge seines Beitritts zum Rheinbunde die Herzogswürde erlangte, verstärkte nur seinen Cäsarenwahn. Zur Bildung des Volkes und zur Verschönerung des Landes geschah nicht das Geringste. Die alte landständische Verfassung beachtete August nicht; an ihre Stelle setzte er seinen Willen, und als er schließlich halb gezwungen dem Lande eine neue Verfassung nach französischem Muster gab und sogar die Einführung des Code Napoléon befahl, da geschah dies nur aus Furcht und zum Schein. Durch eine solche Wirtschaft brachte er es fertig, bei einem jährlichen Landeseinkommen von 480 000 Mark eine Schuldenlast von 6 Millionen Mark anzuhäufen, an der das arme Ländchen noch Jahrzehnte hindurch zu schleppen hatte. Als er am 5. Mai 1812 zweiundvierzigjährig starb, atmeten alle seine Unterthanen auf. Er hatte sich nicht wieder verheiratet; sein wüstes Leben konnte er ja, aller Bande ledig, umso besser fortsetzen. —

Auguste, die dritte Tochter, erblickte das Licht der Welt zu Usingen am 30. Dezember 1778. Von ihren Lebensschicksalen sind wir durch eine Art von Memoirenwerk am genauesten unterrichtet.[11]) Auch sie soll eine schöne Dame gewesen sein. Ihre Freundin giebt ihr dunkle Haare und Augen, nicht zu regelmäßige, aber anziehende Züge, schwärmerischen Blick, abgerundete Formen, ebenmäßige Figur. Ein eigenartiges Kind muß diese Prinzessin jedenfalls gewesen sein. Als sie zur Welt kam und noch längere Zeit nachher, so berichtet sie selbst, war sie schwach und elend, von Zahnweh, Kopfschmerzen und Fieber abwechselnd oder gleichzeitig geplagt. Deshalb wurde sie als „weinerliche Person" von ihren beiden älteren Schwestern wenig gelitten und viel „herumgestoßen", und hielt sich deshalb meist allein. Umsomehr Liebe brachte sie dafür ihrer Gouvernante und ihrem ersten Lehrer entgegen. Früh wurde die Wißbegierde in ihr rege. Sie studierte die „scheußlichen Holzschnitte" im alten Bildersaale des Usinger Schlosses, machte sich über die Bücher der „Blauen Bibliothek" her, von denen sie besonders den Robinson Crusoe und mehrere Ritter- und Räuberromane (es war die Zeit, da die Stürmer und Dränger schrieben) verschlang. Die Wirkung auf die Phantasie blieb nicht aus. Das Kind suchte nach verborgenen Thüren und heimlichen Treppen, erwartete Wunder und Abenteuer, die indes ausblieben. Dagegen erlebte es den Durchzug kaiserlicher Truppen nach den Niederlanden, auch den Transport zum Tode verurteilter Räuber, wobei eine Zuchtelexekution auf dem Schloßplatze und die Galgenphysiognomien der Verdammten der Kleinen in lebendiger Erinnerung blieben. Angenehmer war das Gedenken an die Spaziergänge und Spiele im ausgedehnten schönen Schloßgarten.

Sieben Jahre alt war Auguste, als (1786) die Eltern nach Frankfurt übersiedelten; der Aufenthalt zu Usingen hörte indes damit nicht ganz auf; vielmehr verbrachte die Familie einen Teil des Sommers nach wie vor daselbst.[12]) Die Fahrt in der Galakutsche durch die weite, dörferübersäte Mainebene, durchs freundliche Homburg, wo bei der befreundeten Landgrafenfamilie eingekehrt wurde, über die Waldhöhe der Saalburg, durch das noch befestigte Wehrheim machte der fröhlichen Mädchenschar immer großes Vergnügen. Frankfurt, die alte Reichsstadt, kam Auguste als eine ungeheure Stadt vor. Die ersten Eindrücke der Messe — die Familie kam bei der Uebersiedelung um die Messezeit an — mußten jene Ansicht befestigen. Auch das gesellschaftliche Leben und Treiben war lebhafter und geräuschvoller als im abgelegenen Usingen. Im gastlichen Hause des Reichsnerbedirektors an der Eschenheimer Gasse herrschte ein ewiges Kommen und Gehen von Offizieren und Diplomaten; damit verbunden waren Einladungen zu Festlichkeiten in und außer dem Hause, Besuch von Theatervorstellungen, die von wandernden Truppen gegeben wurden, von Konzerten u. a. Auguste erinnerte sich noch lange des Grauens, das ihr der „Hamlet" eingeflößt hatte. Eifrig las sie ihre, wie sie sagt, schlechten Romane weiter, blieb auch nach wie vor bei ihrem isolierten Leben.

[10]) Stenzel, Handbuch der anhaltischen Geschichte.

[11]) Aus dem Leben einer deutschen Fürstin. Von M. F. Freifrau von Dalberg. Karlsruhe, F. Nöldecke 1847. Nach Briefen und Tagebüchern der Prinzessin, die der D. überlassen worden waren. Wir haben uns bemüht, kritisch Wahrheit und Dichtung zu sondern.

[12]) Einzelne der Erinnerungen der Prinzessin an Usingen, werden wohl auch in die Zeit nach 1786 fallen.

Bereits 1787 kehrte in die Familie große Trauer wegen des Todes des nur fünfzehn Wochen alten Prinzen Friedrich Karl (s. o.) ein. Auguste sah den Vater weinend und händeringend an der Wiege des sterbenden Brüderchens sitzen. Das Dezembergewitter von 1787, mit Erdbeben verbunden, erschreckte sie nicht minder. Bald darauf erhielt sie einen Hofmeister und begann nun auch ihre Aufmerksamkeit den öffentlichen Ereignissen zuzuwenden. Dazu gehörte zunächst der Tod des großen Kaisers Joseph II., der die ganze Stadt in dunkle Trauer hüllte (1790), dann die Ankunft der französischen Emigranten, deren Ausgelassenheit, ja Zuchtlosigkeit die Ehrbarkeit der Reichsstädter auf eine harte Probe stellte. Und doch fand die Prinzessin, die sonst nicht gut auf die Ausländer zu sprechen ist, unter ihnen eine aufrichtige Freundin in der gleichalterigen zwölfjährigen Komtesse von Manneville, die ein unverdorbenes Kind war.

Die beiden rasch aufeinander folgenden Hochzeiten der Schwestern (1791/92), brachten Auguste diesen näher; der Abschied von Karoline wurde ihr sogar schwer. Nun war sie, die kaum Dreizehnjährige, die älteste Tochter und neben der Mutter schon bei Repräsentationen und Gesellschaften gegenwärtig. Hier schloß sie sich unter der Menge der Prinzessinnen und Gräfinnen ihres Alters, die sie im Frühjahre von 1792 kennen lernte, besonders innig an Luise von Mecklenburg-Strelitz und Pauline von Aremberg an, von denen erstere später den preußischen Königsthron besteigen, letztere als Fürstin Schwarzenberg bei der Hochzeitsfeier Napoleons und Marie Luisens so elendig umkommen sollte, wenige Monate vor dem gleich frühen Tode der königlichen Freundin. Wer hätte solches dem Prinzessinnen-Trio damals, achtzehn Jahre vor jenen Ereignissen prophezeien, wer der dritten, Auguste von Nassau-Usingen, ihre wechselvollen Schicksale künden mögen!

Der Krönung des letzten römischen Kaisers Franz II. folgte fast unmittelbar der Krieg gegen die Revolution, anfangs bejubelt von dem „Schwarm der karessierenden Franzosen und koketten Weibsbilder." Die ernsten Zeiten erheischten eine bessere Obhut für das Prinzenkind. Eine sechs oder sieben Jahre ältere mecklenburgische Adelige, Ch. v. d. Klettenburg, wurde als Begleiterin und ein Fräulein Drueg als Gouvernante angenommen. Nun sah und erlebte Auguste die kriegerischen Regungen und Bewegungen, den Durchzug der blauen preußischen und der weißen österreichischen Regimenter, die so siegesgewiß die „Promenade nach Paris" antraten. Wenige Monate später, und die Retirade begann; der Revolutionsgeneral Custine erschien am Oberrhein, Mainz und Frankfurt bedrohend. Nun griff eine wahnwitzige Angst um sich. Der Emigrantenschwarm zerstob in alle Winde; auch die deutschen Adeligen packten. In einer dunkelen Septembernacht von 1792 rollten die Usinger Wagen zum Allerheiligenthore hinaus nach Würzburg. Zwar kam man noch einmal zurück, um sich von dem ersten unnötigen Schrecken zu erholen; aber die kopflose Flucht des Mainzer Hofes zu Anfang Oktobers hatte auch zu Frankfurt ein abermaliges Flüchten zur Folge. Diesmal reiste die prinzliche Familie unter Zurücklassung von Hofmeistern und Gouvernanten nach Wien, wo man ganz sicher war.

Dort lebte, zu Wieden, der kaiserliche Feldmarschalleutnant, Prinz Christian von Waldeck, der Oheim der Prinzessinnen, der gleich einer Anzahl seiner wackeren Vorfahren, ein tapferer Türken- und Franzosenbekämpfer war.[13]) Er war gerade heimgekehrt, da er bei der Belagerung von Thionville einen Arm eingebüßt hatte. Sein gastliches Haus öffnete sich nicht nur den Verwandten, sondern auch — zum Leidwesen Augustens — den französischen Emigranten. Bei seinen großen militärischen Anlagen war Prinz Christian auch geistig hochgebildet, besaß ein reichhaltiges Antiquitätenkabinett und eine schöne Bibliothek. Daneben war er ein vollendeter Hofmann. Dem Kreise, der sich um ihn sammelte, gehörten u. a. der Prinz von Ligne, die Malerin Lebrun und die Gräfin Waldstein an; auch besuchten ihn sowie den Cercle in der Lebrun Atelier die Erzherzoginnen Marianne, Klementine und Amalie. Obschon Auguste noch so sehr jung war, erschien sie — etwas gegen die Etikette — überall mit ihrer Mutter, wurde daher nur „la Petite" genannt. Das Verhalten der Prinzessin Luise ist erklärlich; sie wollte als verheiratete Dame nicht ohne Begleiterin erscheinen, und somit gab „die Kleine" ihre dame d'honneur ab. Die wie die Mutter einfach gekleidete Prinzessin Auguste wunderte sich über den Aufwand der österreichischen Erzherzoginnen und über deren zahllose Dienerschaft, Mohren, Heiducken, Läufer, Zwerge u. s. w. Innig schloß sie sich an die vierzehnjährige Gräfin Antoinette Kollowrat an.

Der Winter 1792/93 verlief unter buntem Treiben in der lustigen Kaiserstadt, das zuletzt durch die Geburt des Thronerben Erzherzog Ferdinand (späteren Kaisers) noch erhöht wurde. Besuch des Theaters, wo italienische Oper, Burleske und Ballett abwechselten, von Bällen und Maskeraden, Spazierfahrten im Prater und Augarten, in der Brigittenau, nach Schönbrunn und Laxenburg, verbunden mit Gastereien und Theeabenden, bei denen für Auguste viel Süßigkeiten, die sie gerne aß, abfielen, all das machte letzterer den Aufenthalt angenehm. Daß jede Woche Mordthaten vorfielen, nahm die fidele Gesellschaft mit in den Kauf; sogar die Hinrichtung des unglücklichen Oheims des Kaisers, des Königs Ludwig XVI., regte sie nicht sonderlich auf. Mit der Zeit aber stellte sich bei Prinzessin Luise und ihrer Tochter Ueberdruß an dem üppigen Leben und Treiben ein, und sie waren froh, als der Vater ihnen schrieb, die Franzosen wichen vom Rheine zurück und sie könnten nun ohne Gefahr heimkehren.

(Fortsetzung folgt.)

[13]) Er trat später in portugiesische Dienste und starb als Feldmarschall zu Cintra 1798.

Kronberg und sein Geschlecht II.

Von A. Geyer.

Die Schlacht bei Kronberg 1389.

Zu jener Zeit traurigen Angedenkens, als Kaiser Wenzel (1378—1400), statt sich um des Landes Wohl zu kümmern, sich in Böhmen an Jagd und Trunk ergötzte und das Reich seinem Schicksale überließ, da entbrannten heiße Kämpfe zwischen den Fürsten und den aufstrebenden Städten. Die Städte beschwerten sich über ungerechte Zölle und rohe Gewalt der ihnen stets feindlichen Ritter; die Fürsten aber beklagten sich, daß die Städte gemaßregelten Unterthanen hinter ihren Mauern Schutz gewährten. Rohe Selbsthilfe und Raub lasteten schwer auf Deutschland. Kein Recht galt mehr als das der Faust, und das Schwert trat an die Stelle des Gesetzes. Am Rhein, in Schwaben, Franken und Sachsen lebten Hunderte von Adeligen nur vom „ritterlichen Handwerke". Den kaiserlichen Landfrieden „war nicht zu trauen"; sie blieben ein Stück Pergament. So mußten denn die Unterthanen selbst Hand an das Werk legen, der Fehdelust zu steuern. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts waren Städtebündnisse entstanden, wie die Hansa, der Rheinische und Schwäbische Städtebund u. a. Gleicherweise bildeten sich im 14. Jahrhunderte Bündnisse der Ritter und adeligen Herren, wie der Bund „zum Leuen", „St. Georg", „mit den Hörnern" etc., die wieder häufig Verbindungen untereinander eingingen.

Nach Wenzels Landfriedensversuchen von 1384 und 1387, in denen er die Städte zu sehr begünstigte, griffen deren Gegner zur Selbsthilfe, und es entbrannte 1388 der „Große Städtekrieg". Den Städten ging es schlecht. Das schwäbische Heer — darunter auch Frankfurter Hilfstruppen — wurde am 23. August 1388 bei Döffingen von Graf Eberhard dem Greiner von Württemberg auf das Haupt geschlagen, und am 4. Dezember desselben Jahres brachte Kurfürst Ruprecht von der Pfalz den Städten, darunter wiederum Frankfurt, bei Pfeddersheim, unweit von Worms, eine totale Niederlage bei. Fast sämtliche Frankfurter wurden niedergeworfen. Der Kurfürst ließ 60 Gefangene zu Alzei in einem Kalkofen verbrennen.

Die Stadt Frankfurt war jetzt selbst hart bedroht. Der Sturm erhob sich mit einer Flut von Fehdebriefen des Herrn Ulrich von Hanau, der Reifenberger und 13 anderer Adligen. Kronbergs Ritter schrieben am 8. Januar 1389 und beschuldigten in dem Briefe die Frankfurter „großen Unrechts, Mutwillens und Gewalt", womit die „unschuldigen" Kronberge beeinträchtigt würden, woran namentlich Johann von Holzhausen, der im Stadtregimente saß, schuld sei.

Am 20. Januar 1389 nimmt Ruprecht von der Pfalz die Ritter Johann III. (vom Kronenstamm) sowie die beiden Ritter Walter VII. und Frank VIII. (vom Flügelstamm) von Kronberg zu Helfern gegen die Städte, besonders gegen Frankfurt, an. Hier hatten Flüchtlinge aus den rheinischen Bundesstädten Aufnahme gefunden. Die Stadt selbst befand sich in einem schlechten Befestigungszustande, weil man infolge einer Stadterweiterung seit 1333 die alten Bollwerke hatte verfallen lassen.[1])

Da die Kronberge die Häupter und Führer der Feinde waren, so bildete ihre Burg deren nächsten Sammelplatz; aber bereits im Februar von 1389 zogen die Bürger aus Frankfurt gegen die Burg und verbrannten auf dem Wege dorthin der Kronberge Hof in Wallau und eins ihrer Häuser vor Niederhöchstadt. Gleichzeitig bestimmte Frankfurt einen Sühnetag. Die Kronberge verstanden aber die Sache anders, machten sich am 12. März 1389 an eine umfassende Berennung von Sachsenhausen und richteten dabei großen Schaden an. Nun rief der Rat von Frankfurt durch einen Mahnbrief vom 18. März desselben Jahres die Bundesgenossen um Hilfe an, die sich aber wahrscheinlich nur in geringer Anzahl einstellten.

Wutschnaubend ließen die Frankfurter anfangs Mai durch den städtischen „Feuerschützen", den Schießkundigen mit Brandpfeilen, Heinrich von Niedererlenbach und seine Gesellen elf schöne große Wälder um Kronberg herum schälen und niederhauen. Dadurch stark gemacht, beschlossen die Städter, in hellen Haufen vor Kronberg zu ziehen und das „Räubernest", wie sie es nannten, dem Erdboden gleich zu machen. Am 12. Mai 1389 konnte der Auszug mit 1500 (nach anderen Angaben mit 2000) Mann stattfinden. Das Heer bestand teils aus Reisigen (berittenen Patriziern) und Söldnern, teils aus den zu Fuß kämpfenden Zünften und übrigen Korporationen. Den Oberbefehl führte der Stadtschultheiß Edelknecht **Winter von Wasen**; auch trug er das Stadtbanner. Unter Winter befehligte der Stadthauptmann **Philipp Breder von Hohenstein**. Die beiden Bürgermeister **Jakob Weyhe** und **Jakob von Bommersheim** machten den Zug nicht mit. Dagegen beteiligten sich viele adlige Herren und Freunde des Rates daran, so: Johann, Hermann, Henne und Siegfried von Holzhausen mit ihren Knechten, Henne von Glauburg, Henne und Heinz Frosch, Konze zum Römer, Henne von Marburg, Heinrich Wysse zum Rebstock, Wigel Wendenbuch, Rule Schweinheim u. a. Die Zünfte waren vollzählig erschienen. Sie führten Zunftfahnen, Zelte und Heerwagen mit sich.

Also zog das stattliche Heer, bewaffnet mit Ritterlanzen, Hellebarden, Schwertern, Armbrüsten, Streitäxten und Morgensternen, unter dem Klange der Heerhörner durch die Stadt zur Rödelheimer Pforte hinaus, voran der Stadtschultheiß mit den edeln Geschlechtern, dann die Söldner in ihren Glenen (1 Glene = 4 bemannte Pferde), etwa 200 bis 250 Berittene, hierauf die Zünfte, zuletzt die Geschütze und sieben Heerwagen.

Quellen: v. Ompteda, Die von Kronberg, 1899. Dr. Speyer, Die Schlacht bei Kronberg, 1882. Römer-Büchner, Entwickelung der Stadtverfassung. „Die Niederlage der Frankfurter", Bd. I. Kriegk, „Bürgerzwiste" und „Geschichte von Frankfurt."

[1]) Die neuen Festungswerke Frankfurts wurden erst 1423 vollendet.

Zunächst ging es nach Rödelheim, dann über Sossenheim, Sulzbach und Schwalbach in das Kronthal. Ihren Kampfesmut ließ die Heldenschar vorerst an einem Walde von Kastanienbäumen und an verschiedenen feindlichen Gehöften, die sie in Brand steckte, aus. Obgleich sie versuchte, ihren Weg durch schützende Waldungen unbemerkt fortzusetzen, blies sie doch bald der Turmwächter von Kronberg an, und mit Ungestüm machten die Burginsassen einen verzweifelten Ausfall. Tapfer stürmten sie auf die Vorhut der Frankfurter, wurden aber ihrer geringen Zahl wegen — es waren etwa 100 Ritter und Knechte — nach kurzem Kampfe unter Verlust einiger Gefangener in die Feste zurückgeworfen.

Am folgenden Tage, den 13. Mai, richteten die Frankfurter ihre Geschütze gegen Kronbergs Mauern; am 14. sollten jene ihr Spiel beginnen. Aber da hörten die Städter, daß die Pfälzer und Hanauer, Kronbergs Bundesgenossen, im Anzuge seien. Rasch brachen sie ihr Lager ab, schickten die schweren Donnerbüchsen mit der Bedeckung nach Hause und sammelten sich zum Abmarsch. Das nahm aber begreiflicherweise eine geraume Zeit in Anspruch.

Der Abend nahte. Da trafen die pfälzischen und Hanauer Panzerreiter in dem Thale zwischen Kronberg und Steinbach auf das Frankfurter Heer.[2]) Gleichzeitig brachen die Kronberger hervor und fielen den von der Abendsonne geblendeten Städtern in die rechte Flanke. Diesmal war der Vorteil entschieden auf Seiten der Angreifer; denn die Hauptwaffe im damaligen Kriege, die Reiterei, war bei den Frankfurtern nicht so gut vertreten wie bei den Kronbergern. Es entstand ein gewaltiges Ringen. Die Gefangenen befreiten sich und schlugen gleichfalls tapfer drein. Bald löste sich das Heer der Städter in wilder Flucht in zwei Haufen auf. Der eine eilte über Eschborn, der andere über Praunheim nach Frankfurt, verfolgt von den Kronbergern bis zur Rödelheimer Pforte. „Also schlug," sagt der Chronist, „der kleine Hauf den großen Hauff nieder. Das war nicht Wunder; denn der große Haufen floh und der kleine stritte. O Frankfurt, Frankfurt, gedenke dieser Schlacht!"

Wohl an 100 städtische Streiter hatten ihr Leben lassen müssen; viele waren verwundet worden, und 620 gerieten in Gefangenschaft. Außer der ganzen Metzger-, Bäcker-, Schlosser- und Schuhmacherzunft befanden sich unter den Gefangenen: der Stadtschultheiß Winter von Wasum, der Hauptmann Philipp Breder, drei Herren von Holzhausen, zwei Herren von Glauburg, zwei Frosch und ein Weiß von Limburg.

Die schwerste Last erwuchs Frankfurt aber aus der Auslösung der Gefangenen. Nicht weniger als 73 000 Goldgulden (= 650 000 Mk.) mußte es in sechs Terminen zahlen und zwar auf Martini 1389: 13000 Goldgulden, sodann jedes Jahr auf Walpurgis bis 1394: 12000 Goldgulden.

Darauf wurden die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Die Frankfurter ließen jetzt in ihren Kriegsgelüsten nach; die Zünfte zogen es vor, „bei ihren Leisten zu bleiben."

Um die Niederlage der Frankfurter recht beurteilen zu können, muß man wohl in Betracht ziehen, daß die Reichsstädte nicht wohlgeübte Ritterheere in das Feld stellten, ferner, daß Patrizier und Zünfte lange schon um die Herrschaft rangen, also ihre Streitkraft selbst schwächten, und endlich, daß die bezahlten Söldknechte, wenn es schief ging, nicht gern ihre Haut zu Markte trugen. Das Frankfurter Heer bestand aber neben den „Gevattern Schneider und Handschuhmacher" meist aus solchen Elementen. Kein Wunder also, daß es gegen geübte Waffen nichts auszurichten vermochte und rasch die Flucht ergriff. Solches kam eben auch in anderen Städtekriegen vor, und der Adel sah daher mit Geringschätzung auf die Städter herab. In seinen Augen galten Mut und kriegerische Tüchtigkeit mehr als die Kunst und der Handel der „Pfeffersäcke". Daß aber trotzdem die Frankfurter ihre Schuldigkeit in dem Kampfe bei Kronberg gethan haben, darüber geben uns eine Anzahl beeidigter Zeugnisse, die wir leider Raummangels halber hier nicht anführen können, Aufschluß. —

Die Kronberger Ritter zählten diese glänzende Waffenthat zu den glorreichsten Ereignissen in ihrer Familie und säumten nicht, den großartigen Sieg durch bildliche Darstellung zu verherrlichen und diese in den Prunksälen ihrer Burg zum Gedächtnis und zur Nacheiferung in der Tapferkeit für die Nachkommen aufzubewahren.

Nach alten Urkunden soll eine Ahnfrau der von Kronberg auf „einen großen, uralten Teppich in dem Saal auf dem hohen Hans zu Kronberg" die Worte gestickt haben: „Das ist der Streit, der geschehen is, da man zehlt nach Christi Geburt 1389, auf der hl. martyrer tag Nerei Achillaei u. Pankratii das ist 12 id. zwischen Kronberg und Frankfurt bei Steinbach." Auch wurden Abbildungen der Schlacht auf Leinwand in Oel gemalt und in dem Schlosse aufbewahrt. Eins dieser Bilder befindet sich jetzt in Mainz; ein anderes kam in den Besitz des historischen Museums zu Frankfurt und das letzte, sehr verdorbene Bild wurde noch vor Jahren im Schlosse zu Kronberg aufbewahrt. Es war die genaue Kopie eines in dem Rittersaal des älteren Teils der Burg (der wahrscheinlich an der Stelle des jetzigen, nach 1650 entstandenen Wohnraumes stand) auf die Wand gemalten gleichzeitigen Schlachtbildes, dessen Einzelheiten eine Fülle kulturhistorischen Materials ergeben. Wir lassen eine Beschreibung der erwähnten Kopie zu Frankfurt mit den Worten Dr. Speyers hier folgen:

„Das Bild ist in eine obere und untere Hälfte geteilt; die obere zeigt die Abbildung der Schlacht. Rechts oben, Ansicht von Frankfurt, höchst primitiv gemalt. Der Kampf findet auf dem Vorgebirge des Taunus statt. Links ein Ort mit sieben Häusern. In der Mitte der Streitenden flattert das Reichspanier, ein rotes Fahnentuch mit dem zweiköpfigen Reichsadler, oben zwei lange Wimpel; auf dem einen steht: „Geschehen anno 1389." Hinter dem Panier geht der Zug der Flüchtigen nach Frankfurt. Dieselben führen drei Banner mit dem Reichsadler, sodann folgen die Zünfte mit drei Fahnen, weiß und rot, auf letzteren befinden sich die Zunftzeichen der Sporer, Schuster und Schlosser; eine Schar Reiter verfolgt die Flüchtigen. Im Vorder-

[2]) Das „Haderfeld" heißt der Kampfplatz noch heute.

grunde erblickt man 22 geharnischte Ritter zu Pferde, die Helme mit Federn geschmückt, auf dem Schilde das Kronberger Wappen. Hinter diesen eine große Zahl Krieger mit drei Bannern, das eine weiß und schwarz gestreift mit dem Kronberger Wappen, das zweite mit den pfälzischen Wecken, das dritte unkenntlich. In der Mitte ist Kampfgewühl; die Frankfurter haben keine Wappen, die Kronberger Ritter nebst ihren Knechten tragen das ihrige auf den Waffenröcken. Ein Wagen, mit zwei Schimmeln bespannt und einer Zunftfahne, mit Verwundeten und Toten, eilt nach Frankfurt, hinter diesem ein Rüstwagen der Stadt mit der Fahne der Hufschmiede, an dessen Seiten zwei Geharnischte. Es wird ein Angriff auf diesen Rüstwagen gemacht, das Pferd eines Kronbergers fällt verwundet, der Reiter steht neben demselben mit gezücktem Schwert. Aus der Stadt eilt ein Wagen, mit drei Pferden bespannt, dem darin-Sitzenden erzählen die Fliehenden das Vorgefallene; derselbe, mit Helm und Hellebarde bewaffnet, reckt die Hand gegen sie aus, als wollte er sie beschwören, die Waffenehre der Vaterstadt nicht preis zu geben. Zwei Reiter reiten vor dem Wagen, hinter welchem ein zweiter aus der Stadt kommt.

Das untere Feld stellt den Kampf um das Stadtbanner dar, mutmaßlich der letzte Akt der Schlacht vor der Flucht. Achtzehn Frankfurter mit dem Stadtbanner, rotes Fahnentuch mit dem weißen Adler, vollständig geharnischt, verteidigen sich mit ihren Speeren; auf ihrem rechten Flügel Fußvolk mit Armbrüsten im Anschlag. Gegen dieselben kämpfen 16 Ritter mit eingelegten Speeren, sie führen das pfälzische Banner, vier derselben haben das Kronberger Wappen im Schilde, einer das von Vilbel, einer das von Elkershusen. Unter dieser Kampfesszene liegen Verwundete, zerstreute Schilde, Streitäxte, Hellebarden, Helme und Harnische. Links ein Flüchtling, barhaupt zu Pferde, welchem zwei zu Fuß, ohne Waffen folgen. Weiter links befindet sich ein Wald, in welchem Männer mit Aexten die Bäume schälen. Im Hintergrund ein brennendes Dorf. Rechts auf dem Berge die Burg Kronberg; dahin bewegt sich ein Zug, vier berittene Trompeter, sodann fünfzehn verwundete und blutende Gefangene, den Schluß machen zwei mit Speeren bewaffnete Reisige mit geschlossenem Helm."

Der Hergang der Schlacht wird in erbaulichen Versen, die unter den Gemälden stehen, geschildert.

Ein neueres Bild der Schlacht bei Kronberg ist das von Professor Norbert Schrödl: „Kampf Hartmuts VIII. von Kronberg und Johanns des Jüngeren von Holzhausen um die abfahrende Frankfurter große Büsse (Büchse)". Dieses Werk des modernen Kronberger Malers hat einen würdigen Platz in Ompteda's „Die von Kronberg" gefunden und kann also von jedermann in Augenschein genommen werden. —

Am 18. März 1391 kam zwischen den Rittern Johann dem Alten, Hartmut dem Alten, Johann und Hartmut von Kronberg und der Stadt Frankfurt ein Friedens- und Bündnisvertrag zustande, in welchem sich letztere Stadt verpflichtete, an die beiden Ritter, Johann und Hartmut jährlich 32 Gulden, an Johann den Alten und Hartmut den Alten aber jährlich 60 Gulden auf Martini zu zahlen.

Der Rat von Frankfurt ernannte, wahrscheinlich um die Kronberger günstig zu stimmen, 1394 Hartmut den Alten auf zwei Jahre zum Amtmann zu Bonames, Niedererlenbach, Dortelweil, Sulzbach und Soden. Im 1395, nachdem die Kriegsentschädigung gezahlt war, verzieh Johann der Alte von Kronberg den Frankfurtern und schloß sogar am 12. März desselben Jahres einen ausführlichen Bundesvertrag mit der Stadt auf vier Jahre, darin er sich verpflichtete, die Bürger und ihre Messen zu schirmen und zu verteidigen, ihnen bei ihren Fehden zu helfen, sich der Hauptmannschaft zu unterziehen und etwa gemachte Beute mit ihnen zu teilen, wofür ihm die Stadt 1000 Gulden zahlte. — Man nimmt vielfach an, daß die Händler zu Kronberg jenem blutigen Tag bei Kronberg ihre Marktgerechtsame zu Frankfurt zu verdanken gehabt hätten.

Der Butznickel.

Von Johs. Wagner-Wittenberg.

Wiederum naht die liebe Weihnachtszeit, es ist bald Dezember, und in Kürze haben wir auch echten, rechten Winter. Bald fallen große Schneeflocken auf die ruhende, müde Erde und hüllen alles in ein weißes Kleid. Ueber die Felder brausen schneidende Nordostwinde, welche uns den Frost bringen, der den Weiher zu einem Tummelplatz fröhlicher Schlittschuhläufer umgestaltet. Da ist es eine Lust, noch ein Kind zu sein! Abends, wenn am wärmespendenden Ofen die Jugend des Hauses versammelt ist, die Mädchen heimlich zum heiligen Feste für die Eltern Ueberraschungen arbeiten und die Knaben sägen und schnitzen, da ist so recht Gelegenheit, um trauliche Märchen zu erzählen, vom Glasberge, dem Nußknacker und dem Wettermännchen; selbst die Kleinsten horchen gespannt auf. Da klopft es barsch an die Thüre. Wer mag das sein? Der Butzemann tritt drohend ein und erschreckt mit seiner Rute und der Frage, ob alle hübsch artig sind, die kleine Gesellschaft. Dann öffnet er seinen Rucksack und beschenkt sie mit Aepfeln und Nüssen — und schnell ist er weitergegangen. So rauh und wieder so lieb ist der allen bekannte Butznickel. — Heute aber will ich von seinem weniger bekannten Namensvetter im Taunus für die Großen erzählen.

Hart südwestlich von Schloßborn, an der Gabelung des Dattenbaches liegt in herrlicher Gebirgsgegend der 463 Meter hohe Berg Butznickel, dessen Waldeinsamkeit bisher nicht gar zu oft, auch nicht von schwärmerischen Naturfreunden, gestört wurde. Wohl jahrhundertelang ist er unverdientermaßen unbeachtet geblieben, trotzdem er nicht nur dem Touristen, sondern auch dem Altertumsfreunde und Etymologen Hervorragendes bietet. Erst in

diesem Jahre hat er wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, als Architekt Thomas aus Frankfurt a. M. an der dem Butznickel nahe liegenden Stegwiese künstlich angelegte Planböden, von vorgermanischen Ansiedelungen herrührend, entdeckte und an dem Abhange des Berges in großer Menge Hochäcker nachwies. Während unser verdienstvoller Archäologe v. Cohausen auf dem Butznickel einen Ringwall glaubte gefunden zu haben, sehen Thomas und Dr. A. Hammeran in den dort lagernden großen Steinen auf der Kuppe des Berges lediglich Naturbildungen, welche ohne Dazuthun von Menschenhand mauerähnliche Formationen angenommen haben. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls ist nunmehr das archäologische Interesse auf den Berg und seinen Nachbar, den Dattenberg gelenkt, und es dürfte daher an der Zeit sein, auch seinem eigentümlich lautenden Namen „Butznickel“ etymologisch näher zu treten. Ist das denn aber notwendig? Jeder führt schon von Jugend an jenen Namen im Munde, ja der Butznickel ist in der Adventszeit so populär wie selten einer. Und doch möchte ich wetten, daß von hundert Leuten neunundneunzig nicht seine tiefere Bedeutung kennen; mit einem kurzen Hinweis auf Sankt Nikolaus oder den Knecht Ruprecht ist da nicht viel geholfen. Die Erklärung ist nicht so einfach, wie man glauben möchte, und noch dazu ein wenig langwierig, weil die Bedeutung der zwei Bestandteile, aus denen sich der Name zusammensetzt, im Laufe der Zeiten einem Wandel unterworfen war. Fast von selbst ergeben sich zunächst jene zwei Bestandteile „Butz“ und „Nickel“.

Kommen wir zum ersten. Die Silbe „Butz“ stammt vom mittelhochdeutschen Zeitwort bôzen ab, welches nach seiner Grundbedeutung mit klopfen und pochen erklärt und im übertragenen Begriff auch für dreschen angewendet wird. Dies sind die ursprünglichen Bedeutungen. Es lag dem frühen Mittelalter sehr nahe das Butz auch als Namen für einen Poltergeist, an dessen Existenz das Volk felsenfest glaubte, anzuwenden; erst später verstand man unter dem aus ihm gebildeten Eigenschaftswort butt, wie noch jetzt in Holland, ein kurzes dickes, oft auch mißgestaltetes Wesen. Daher rührt auch die körperliche Kleinheit der germanischen Zauberwesen, wie der Elfen und Zwerge, welche vielfach den Namen Butz unter vielen andern bis auf den heutigen Tag führen. Aber verweilen wir noch bei dem Grundbegriffe des Wortes: klopfen. Da Butz erst seit dem frühen Mittelalter nachweisbar ist und meines Wissens im Althochdeutschen fehlt, so muß es, in Hinsicht auf unsern Berg, nur der vielleicht absichtlich untergeschobene Stellvertreter, aber immerhin der Anklang an einen ursprünglichen Grundbegriff gleichen Charakters sein. Butz gehört unzweifelhaft in das Gebiet der Mythologie, — jener Grundbegriff folglich auch. Wer aber klopfte und pochte in der altgermanischen Welt lauter, vornehmlicher oder gar gewaltiger als Donar? Er, der älteste und mächtigste Sohn Wotans personifiziert das donnernde Unwetter jeder Art, oder besser, das Gewitter mit seinen Blitzen und Donnern selbst. Miölnir, der fliegende Steinhammer (auf deutsch der Zermalmer), ist eine fürchterliche Waffe in Donars Hand; wo er niederfällt, da bebt die Erde; jeder Schlag verkündet den Aufruhr im Luftelemente, Berg und Thal erschallen und dröhnen. Kurz, ohne Donner ist der Gott nicht denkbar. Zeigt er sich der erschreckten Menschheit, so fährt er auf dumpf rollendem Wagen, der mit riesigen Böcken bespannt ist. Diese haben die Eigentümlichkeit, im Zickzack vorüberzujagen, das heißt, sie sind die Blitze. Gott Donar aber erscheint nicht, um seinen Lieblingen, den Ackerbauern, zu schaden, sondern um die grimmigsten Feinde des Götter- und Menschengeschlechtes, die Riesen, zu töten. So haben wir also gesehen, daß die Hauptbegriffe, welche das Wort Butz enthält, sich durchaus mit dem Wesen Donars decken.

Kommen wir nun zur Grundbedeutung von „Nickel“. Es gehört ebenfalls der mittelhochdeutschen Sprache, aber nur als Lehnwort, an. Zunächst möchte ich der falschen Annahme entgegentreten, daß es irgend etwas etymologisch mit Nickes, aus dem später Nix(e) wurde, zu thun hat; denn dann ließe sich in Nickel das l absolut nicht erklären. Nickel ist vielmehr die volkstümliche Abkürzung von Nikolaus, das aus dem Griechischen stammt und mit „Volkssieger“ zu übersetzen ist. Nach Deutschland kam der Name erst durch die Verehrung des heiligen Nikolaus. Diese Hauptstütze der katholischen Kirche ward zu Patera in Lykien geboren, früh zum Bischof von Myra gewählt und gelegentlich der diokletianischen Christenverfolgung eingekerkert, später aber befreit. Im Jahre 325 trat er auf der Kirchenversammlung zu Nicäa als ausgesprochener Feind der Arianer auf und wurde nach seinem Tode heilig gesprochen. Seine Verehrung in deutschen Landen wird kaum vor Karl dem Großen allgemein üblich gewesen sein. Für unsere Zwecke ist aber seine Volkstümlichkeit von besonderem Werte: er war weit und breit als ein gütiger Geber bekannt und darum verehrt. Deshalb entwickelte sich die Sitte, am 6. Dezember, dem Nikolaustage, in seinem Namen die Kinder zu beschenken. Bald war der Nikolaus-Umzug vor Weihnachten allgemein beliebt, ward beibehalten und wechselte nur je nach der Gegend den Namen. Hier heißt es: der Butzemann kommt, dort Sankt Ruprecht geht um. Auch Nickel ist nur der Stellvertreter Donars, der Gott in christlicher Verkleidung. Gerade in unserer schönen Taunusgegend war bei den Germanen kein Ase (Gott) beliebter als er. Donar war dem Volke, namentlich den Bauern stets ein gütiger Geschenkgeber. Er sandte den bestellten Feldern befruchtenden Regen, er entfesselte die Luft von Dünsten und von allzugroßer Wärme durch reinigende, kühlende Gewitter, und was das wichtigste war: er allein schenkte dem in den Schoß der Mutter Erde gelegten Samen die Kraft zum Keimen, er gestaltete mit seinem Hammer den härtesten Fels allmählich zu fruchtbarer Ackererde, und so war Donar in der That ein gütiger Gott. Da man den verderblichen, zündenden Blitzschlag und die die grünenden Saaten verheerenden Wolkenbrüche den „Riesen“ allein zuschrieb, so that selbst die Vernichtung der Ernte, dem Kultus des Donar keinen Abbruch; — er blieb der Segenspender. War das Unwetter vorüber, dann dankte

der Germane inbrünstig dem Gotte durch Opfer und Gebete. Man dachte sich Donar als älteren Mann mit langem Haupthaare und wallendem Barte von rötlicher Farbe, von gewaltiger Körperkraft, etwas plumper, gedrungener Gestalt (wer erinnert sich nicht an den bereits erklärten butt!) und gutmütigem Wesen. Somit wäre auch die Parallele zwischen Nickel-Nikolaus und Donar gezogen und erklärt.

Ehe wir nun zu den späteren Begriffsveränderungen übergehen, die das Wort Butznickel in spätchristlicher Zeit erlitt, wäre die Frage zu beantworten: Paßt denn nun ein Donar-Kultus für die Gegend, in welcher der Berg liegt? Die Beantwortung kommt selten in so übereinstimmender Weise der Etymologie zu Hilfe, wie in diesem Falle. Gerade im östlichen Taunus ist die Verehrung Donars nachgewiesen. Der benachbarte Altkönig trägt ebenfalls seinen Namen von Donar, war also sein Heiligtum, und als weiteres Beispiel sei hier noch angeführt, daß man bereits früher im Walde zwischen Neuenhain und Königstein, bei Rodungen und Wegverbesserungen viele steinerne Streithämmer ausgrub, welche, für den praktischen Gebrauch unpassend, weil zu klein, sich nur als für die Verehrung des Donnergottes hergestellt, erklären lassen. Auch in der Nähe Idsteins, bei Dasbach finden wir einen Gemarkungsnamen Am Nickel, ferner einen gleichen bei Niederwallmenach, bei Sankt Goarshausen. Die in Nassau liegenden Flurbezeichnungen Nickelsberg und Nickelsborn scheinen dagegen meist auf den christlichen Taufnamen sich zurückführen zu lassen. Wir wissen, daß die Gegend am Butznickel schon zu sehr früher Zeit, ja schon vor den Germanen besiedelt war; denn als jener von unseren Vorfahren zu einem Heiligtum Asa-Donars erhoben wurde, mußten jene von Thomas dort gefundenen vorgermanischen Ansiedelungen längst zerfallen oder zerstört worden sein. Die alten Deutschen litten nämlich im Banne ihrer Götterstätten keine Niederlassungen irgend welcher Art. Auch im Bergnamen selbst liegt der Beweis, daß er Donar geweiht war. Lange mag Donar hier verehrt worden sein, wohl noch zu den Zeiten, als das Christentum äußerlich angenommen worden war. Das Volk des Taunus, urtümlich und zäh am Alten hängend, brauchte Jahrhunderte, um auch innerlich wahrhaft christlich zu werden; nur allmählich erlosch die Liebe zu den alten Göttern auch in den Chattenherzen. Die Kirche stürzte die ihr verhaßten Götter, und bald verknüpfte nur noch ein leises Erinnern die jungen Christen mit den alten, religiösen Anschauungen ihrer Urväter. Zunächst degradierte der siegreiche neue Glaube den Gott zum leibhaftigen Gottseibeiuns, oder richtiger, man übertrug einzelne Züge Donars auf das Bild des Teufels. So konnte es nicht ausbleiben, daß durch Verwechslung mit dem bereits erwähnten Worte Nir, Nickel zu einem, namentlich von Hexen oft gebrauchten Teufelsnamen wurde und man deshalb unter Nickel einen K o b o l d verstand. Auch Butz erhielt einen anderen Begriff. Poltern und Pochen trat in den Hintergrund, man verstand unter Butze oder Butzemann vielmehr einen vermummten Popanz oder Teufel. In diesem Sinne sind die Ausdrücke bereits im 12. Jahrhunderte bezeugt. Butznickel wird jedenfalls um jene Zeit entstanden sein. Noch dem Dr. Luther war bei seiner Bibelübersetzung das Wort für das Volksverständnis so wichtig, daß er eine Bibelstelle mit „Teufelslarven und Butzen" verdeutschte

Resumieren wir das bereits Gesagte, und wenden wir es im Zusammenhang auf unsere Bergnamen an, so ergiebt sich als Resultat: Es ist Butz mit klopfen, Nickel aber mit Kobold zu übersetzen. Das will sagen: Hier auf dem Berge wohnte ein „klopfender Kobold" der ursprünglich mit Donar identisch ist. Hier oben im stillen Hochwalde herrschte er, von hier aus vernahmen die Germanen jener wilden Gegend im Donner aus luftiger Höhe die Stimme des zürnenden, im Säuseln der Blätter den Schritt des gütigen, segnenden Gottes. War schon zu der Zeit, wo das Wort Butznickel aufkam, das Andenken an den Bauerngott halb verloren und verschleiert, so wurde es in der Folge beinahe bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Immer mehr verlor der Name und die Stellung jenes klopfenden Geistes an Würde innerhalb der spätmittelalterlichen deutschen Mythologie. Wir finden ihn nicht mehr in freier Natur waltend, sondern als herabgekommenen, bösen Hausgeist, der sich in sein letztes Refugium, in den Keller, den Stall und die Scheune zurückzieht, um dort in Gestalt eines verkrüppelten Zwerges den Menschen allerlei Schabernack zu spielen. Sic transit gloria; erst ein Gott, dann der Kinderschrecker, und als wenn es noch nicht genug der Satire wäre, — auch noch der Namensleiher für die Vogelscheuche!

Was aber hat sich von jenem hehren Donar-Mythus hinübergerettet in die Jetztzeit? Ich gehe gern den Spuren gefallener Größen nach und habe sie auch hier, als Sagensucher, gefunden. In Schloßborn erinnert noch eine entstellte und unsichere Sage, welche eher ein Märchen zu nennen ist, daran, daß dereinst die Thalbewohner voll banger Ehrfurcht zu dem alten Götterberge, der nun so unschön Butznickel heißt, heraufschauten. Die unscheinbare Sage sei hier der Oeffentlichkeit übergeben; möge sie durch diese Blätter erhalten bleiben!

Die Schloßborner Sage vom Butznickel.

Hoch oben auf dem Butznickel, da, wo am Südende der Kuppe der große Stein aufragt, lag vor vielen tausend Jahren das Heidenschloß. Es war ein gar prächtiger Bau, in welchem alles auf das Kostbarste ausgeschmückt war. Nur Wasser gab es da oben nicht; darum mußten die Heiden (so viel wie Riesen) an der Ostseite des Berges auf dem steinigen Heidenpfade zum Bache niedersteigen. Auf den Bergabhängen blühten und dufteten die seltensten Pflanzen und Blumen, wie sie weit ringsum nicht zu schauen waren, gleich einem Zaubergarten. Dann verschwanden die Heiden, das Riesenschloß zerfiel, graue Trümmermassen und einzelne riesige Blöcke bedecken in wüstem Durcheinander seitdem die Höhe. Nun wohnt in den Ruinen der böse Butz und behütet argwöhnisch den verborgenen Schatz, welcher tief unter dem Heidenschloß noch heute liegt. Am Nikolausabend geht im Dorfe der Nikolaus umher und

besucht unter Kettengerassel und hier und da Schläge austeilend, die Kinder, denen er Nüsse und Aepfel schenkt. Wo aber ein Kind unartig ist, da sagt zu ihm die besorgte Mutter: Still, sonst kriegt dich der Butzmann, der böse Butz![1]) —

Das Alter dieser Sage zu bestimmen, ist nicht angängig. Schloßborn wird urkundlich zum ersten Male 1043 als Brunnon genannt; ich halte sie aber für ganz wesentlich jünger, das heißt, den Inhalt, die Fassung stammt von mir. Aber immerhin enthält sie eine bemerkenswerte Stelle. In ihr folgt auf die reichen „Heiden“, deren Andenken beim Volke offenbar in Ansehen stand und die kaum als schlimme Wesen gefürchtet wurden, der „böse Butz.“ Man sieht die fortgeschrittene Christianisierung in der Auffassung. — In der Umgebung z. B. in Oberjosbach, knüpft sich die Ueberlieferung nur an Römergräber und geht nicht bis in die germanische Urzeit zurück.

Ich schließe, indem ich dem Natur- wie Altertumsfreund bestens rate, im nächsten Jahre, „wenn der Frühling auf die Berge steigt,“ einen Ausflug nach dem schönen Dattenbachthale und dem stillen Schloßborn zu unternehmen. Für jetzt aber hoffe ich, daß der Butznickel uns und unserer Jugend ein gütiger Verkündiger des nahenden Christfestes sein möge!

[1]) Als Kinder nannten wir in unserer Heimatstadt den uns „unbequemsten“ Polizisten (Schutzmann) den „Butz“, auch den „Kinnerbutz“. D. H.

Isabella.

Geschichtliche Erzählung aus dem spanischen Kriege.

1) Von Wilhelm Wittgen.

„Nun bin ich die Geschichte aber bald satt,“ sprach am 20. Juni 1813 Heinrich Danster von Kirberg zu seinem Freunde Wilhelm Kübler von Heringen im Thale der Zadorra in Spanien, wo sich das nassauische 2. Regiment unter dem Obersten von Kruse gelagert hatte. „Wenn ich nur wüßte, weshalb wir uns nun schon über vier Jahre die Knochen zerschießen lassen von den verfluchten Spaniern, die ebendarin recht haben, daß sie sich ihrer Haut wehren. Der Napoleon, der Halunke, ist an allem Unglück schuld. Wie mancher von uns hat schon ins Gras beißen müssen die langen Jahre heraus; ich wollte, ich wäre auch tot wie sie. Denn seid Monaten keinen warmen Bissen mehr über die Lippen zu bringen und seit Wochen in keinem Bett mehr zu schlafen, das halte aus, wer will.“

„Nun, tröste dich, Heinrich,“ begann der andere, „wir sind die längste Zeit in Spanien gewesen; denn, wie man überall munkelt, hat Napoleon in Rußland seine Schmisse gekriegt, die ihm sobald nicht heilen werden. Warum geht's dann jetzt rückwärts, aus Spanien heraus? Weil er seine Truppen braucht, um sich in seinem eigenen Lande zu schützen.“

„Meinst du, ich würde für den Spitzbuben auch gegen meine deutschen Brüder, die sich von jeher gegen ihn gewehrt haben, kämpfen? Es war von vornherein verkehrt, daß wir Nassauer es mit dem Napoleon hielten. Der ganze „Rheinbund“ soll die Mucken kriegen, denn dem verdanken wir es, daß wir uns hier den Schädel einrennen können an den spanischen Bergen, wenn wir wollen. Eher soll mich eine spanische Kugel durchbohren, als daß ich noch länger für den Napoleon kämpfe!“

„Das ist ja gar nicht dein Ernst,“ spottete Wilhelm Kübler, „was sollte denn das Minchen machen, wenn wir anderen aus dem Kriege kämen, und du wärest nicht dabei?“

„Gott weiß, ob die noch an mich denkt,“ versetzte wegwerfend der andere, doch wärmer werdend fuhr er fort: „Ja, ein echtes Mädchen war's doch, das Minchen, das muß ich sagen, ich weiß es noch wie heute, als wir damals fortmußten zur Einstellung nach Mainz, da fiel es mir um den Hals, bedeckte mein Gesicht mit Küssen und sprach: „Leb' wohl, Heinrich, und denk' an mich!“ Ja, ich habe mein Wort, das ich ihr gegeben, gehalten. Aber, ob sie nicht schon eines anderen Gattin geworden ist in den vier miserabeln Jahren, wer weiß. Der Kuckuck soll auch diese verfluchte Wirtschaft holen!“

„Na, nun nicht so böse, Landsmann,“ mischte sich jetzt Daniel Schmann von Mensfelden dazwischen, „denkt einmal, wir stünden jetzt auf dem Mensfelder Kopf und schauten hinab nach Limburg zu, was würdet ihr wohl für am schönsten halten, dieses „schöne Spanien“ oder unser Nassauer Land?“

„Halt's Maul, Schumann,“ rief ihm Sergeant Jakob Bauer von Ohren zu: „Wie kann man nur fragen, ob es ein schöneres Land gäbe, als unser liebes Nassau? Und wißt ihr, jetzt sind sie daheim in der Limburger Gegend am Heumachen, und die Burschen und die Mädchen scherzen miteinander im Wiesengrund. Unsere „Schätze“ sind, bis wir heimkommen, gewiß alte Weiber geworden, so lange ist's schon her, seitdem wir fort sind. Der Danster hat recht: „Der Kuckuck soll die verfluchte Wirtschaft holen!“

Plötzlich ertönte das Signal zum Aufbruch. Die Engländer, welche gegen Napoleon im Felde standen, zeigten sich in der Ferne; bereits hatte das nassauische Regiment am 12. ein Gefecht an der Brücke von Tardejos gegen diese und am 18. gegen die Spanier bei San Domingo zu bestehen.

Heute hatte General Hill eine Streitmacht von 30 000 Mann bereitstehen. Die Zahl der Verbündeten, darunter das nassauische 2. Regiment, betrug nur 5000 Mann.

Bereits in der Morgenfrühe des 21. Juni entspann sich die Schlacht. Die erste Brigade der Franzosen wurde bereits nach kurzer Gegenwehr zurückgeworfen, und nun stürzte sich der Feind mit voller

Wucht auf die noch standhaften Nassauer. Oberst von Kruse, der mit den Seinen schon so manches Gefecht ausgehalten, stemmte sich dem Feinde mannhaft entgegen und verschaffte so den Franzosen Zeit, sich wieder zu sammeln. In geschlossener Kolonne konnten darauf die Verbündeten den Rückzug antreten, wobei die Nassauer den nachdrängenden Feind abzuwehren hatten. Die französische Kavallerie, der eigentlich diese Aufgabe zugefallen wäre, drückte sich — wie immer, und suchte schimpflicher Weise bei der Infanterie Schutz.

Die Nassauer hatten durch ihr heldenhaftes Benehmen die Verbündeten vor der gänzlichen Vernichtung bewahrt; der französische General war großmütig genug, dem Obersten seine Bewunderung offen auszudrücken. Aber welche Verluste hatten die Nassauer auch gehabt! 6 Offiziere und 18 Mann waren tot, darunter auch Sergeant Bauer von Obren, 6 Offiziere und 276 Mann waren verwundet. Unter den letzteren befand sich auch Wilhelm Kübler von Heringen.

Den ganzen Tag hatte er an der Seite seiner Freunde gefochten; gegen Abend aber traf ihn ein feindliches Geschoß in den Oberschenkel, daß er sich kaum von der Stelle zu rühren vermochte. Infolge des vielen Blutverlustes war er in eine schwere Ohnmacht gesunken, aus der er erst um Mitternacht erwachte. Ringsum war alles dunkel, die Stille der Nacht wurde durchbrochen von dem Wehklagen der schwer Verwundeten, die um ihn herum in großer Menge lagen. Anfangs wußte er gar nicht, was mit ihm geschehen war. Erst nach und nach kam ihm die Erinnerung an die Erlebnisse des gestrigen Tages zurück.

Die Wunde brannte entsetzlich, vor Durst klebte seine Zunge am Gaumen. Mühsam auf Händen und Füßen kroch er vorwärts, um vielleicht einen Tropfen Wasser zu erspähen. Bald aber schwanden ihm die Sinne von neuem. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er aus seiner Ohnmacht erwachte. Alle Glieder waren ihm wie zerschlagen, schon dachte er, sein letztes Stündlein sei gekommen, da erblickte er zu seiner unendlichen Freude, hinter Bäumen versteckt, ein kleines Haus.

Mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft schleppte er sich vorwärts. Vorsichtig lauschte er, ob ihm keine Gefahr drohte, und als ihm nichts verdächtig erschien, schlich er durch die offenstehende Thüre hinein. Noch blieb alles still und stumm. Aber ein Krug, der bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt war, stand auf einem Schemel. Gierig griff der Verwundete danach und löschte seinen Durst. Wie mit einem Zauberschlag fühlte er wieder neues Leben in seinen bereits erstorben geglaubten Gliedern, und als er sich noch immer allein wähnte, nahm er den Rest des Wassers und wusch seine Wunde damit aus.

Plötzlich schlug eine weinende Kinderstimme an sein Ohr. Er horchte hin, und nun merkte er, daß diese aus der Stube kam.

So schnell er konnte, öffnete er die Thüre, und nun sah er, wie in einer Wiege ein Kind von etwa einem Jahre lag und nur noch leise röchelte.

Kübler schlich bis an die Wiege und rief dem Kind allerhand Kosenamen auf spanisch zu; darauf öffnete dieses die Augen und fing wieder an zu weinen. „Das arme Wurm hat Hunger," dachte der Krieger; er sah sich in der Stube nach etwas Nahrung um, und siehe da, wie von Gott gesandt, erblickte er einen Rest Brot in einer Ecke am Boden liegen.

Schnell hob er den Bissen auf und reichte ihn dem Kinde. Dieses griff nun gierig danach und führte ihn eifrig zum Munde. „So bringst du die Kruste nicht klein," sprach Kübler mitleidig, „warte, ich will sehen, daß ich ein wenig Wasser zum einweichen finde!" Damit hinkte er denn auch schon wieder hinaus und brachte nach einer Weile den Krug mit frischem Wasser, an einer nahen Quelle gefüllt, herein.

Nun tauchte er das Brot hinein und gab es dem Kinde.

„Ob das Wurm denn gar keine Angehörigen in der Nähe hat?" fragte sich Kübler. Jedenfalls waren die Leute vor den plötzlich angekommenen Franzosen geflüchtet und hatten vergessen, das Kind mitzunehmen. Er behielt aber keine Zeit, seinen Gedanken weiter nachzuhängen, denn sein Schützling fing plötzlich an, entsetzlich zu schreien.

Nun hob er das Kind aus der Wiege und nahm es auf den Arm, während er selber den Rest des Brotes mit Wohlbehagen verzehrte. Zum Glück fand er im Laufe des Tages noch neue Nahrungsmittel, die ihn und seinen Pflegling vor dem Hunger retteten.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

P. St. Mainz. **„Der Achtundvierziger".** Zu dem Thema wird uns von einem Freunde der „Nassovia" geschrieben: Valentin Freimuth aus Winkel im Rheingau war meines Wissens derjenige, der im Jahre 1849 sechs Freischärler aus der Gefangenschaft in den Rastatter Kasematten gerettet hat. Wenigstens war er der Veranlasser der Rettung, der Leiter der Rettungsarbeiten und der Führer auf der Flucht von Rastatt über den Rhein aufs französische Ufer. Freimuth war bei meinem Onkel in Winkel und dann, etwa zwanzigjährig, als Pumpenmacher, Bleiwalzer und Bleirohrzieher, auch in der Messinggießerei und Maschinenfabrik meines Vaters zu Mainz thätig. Ein schöner, kräftiger, stattlicher, dabei fleißiger und treuer Bursche war er, der sein Auskommen hatte, auch gerne mitmachte, wo es etwas zu wagen galt. So kam er im Mai jenes Jahres zum rheinhessischen Freischärler-Bataillon nach Kirchheimbolanden. Erst Adjutant zu Fuß bei meiner kleinen Kompagnie, war er bei Annweiler berittener Adjutant, da es galt, mit dem Willichschen Korps, das eben mit den Preußen kämpfend, über Albersweiler aus dem Annweiler Thale herauskam, gen Langenkandel hin weiter zu retirieren, über die Rheinbrücke ins Badische hinüber. Valentin war der allerletzte, dieses nun vereinigten Freischärler-Bataillons, gewissermaßen unsere Spitze nach hinten. Die einbrechende Dämmerung kam ihm zu Hilfe, sonst hätte er fallen können. In Karlsruhe trennten wir uns wenige Tage darauf. Wohin ging er? Nach Rastatt, wo er sowohl in Stadt als Festung sehr bekannt war; denn mein Vater hatte ihn bis dahin und zwar schon etwa ein Jahr lang an Festungsbauarbeiten (Badeeinrichtungen, Pumpenanlagen, Brückenbauten) daselbst plaziert gehabt. Dadurch ist Va-

lentin Freimuth ortskundig in allen Bastionen, Gräben, Höfen und Wegen gewesen, und so lag es ihm bei seiner Kraft, Gewandtheit und seinem Wagemut nahe, daß er, in Rastatt mit den übrigen nun eingeschlossenen Tausenden von Freiheitskämpfern auch gefangen genommen, ans Ausbrechen dachte, Hand dazu anlegte, sich mit anderen, ich meine etwa sechs Kameraden, dort herauszurühlen, wo wir anderen ihn hineingewühlt hatten. Was aus ihm geworden ist? Ich weiß es leider nicht. Nach Amerika sei er gegangen, sagte man mir bad darauf. Freimuth war wohl der „andere Nassauer“, von dem Ihre Nummer 20 Seite 257 bei Erzählung dieser Affäre in dem Artikel „Der Achtundvierziger“, 2. Fortsetzung, von W. Zimmermann, spricht. Ich glaube nicht, daß noch andere Ausbrüche von Reichsverfassungskämpfern aus den Rastatter Kasematten stattfanden, stattfinden konnten, der später verdoppelten Wachsamkeit der preußischen Postenringe um die Festung wegen und des lokalkundigen Valentin Freimuth aus Winkel wegen, der sich zu retten wagte. — Als nassauischer Infanterist hat Freimuth wohl mehr als einmal auf Posten lieber in nahe dabeistehenden Wagen schlafen gelegen, als am Schilderhaus wachend gestanden. Einmal mußte er darob denn auch gehörig brummen.

C. W. **Alte Brunnen-Trinkregel.** Der älteste Trinkbrunnen zu Langenschwalbach ist der Weinbrunnen. Er wurde bereits im 16. Jahrhunderte frequentiert, und es wurde im Jahre 1582, vielleicht direkt durch den praktischen Arzt Theodor Schenkenberg (Tabernaemontanus) folgende Trinkregel für die Gäste aufgestellt:

Erstlich mußt du am morgen fry,
Anstatt einer suppen oder brü,
Trincken, deß Brunnens also kalt.
Ein solchrs Glaß voll, das behalt,
Den andern morgen trink ein par,
Den dritten drey; also fort fahr,
Biß Du auffs sechste kommen bist,
Des sey genug zu der morgen frist.
Nachmals must Du auch hin und her
Spatzirn und Dich bewegen sehr. —
Wann der Abendt daher geht schier;
Umb die drey uhren oder vier,
Trinck wiederumb gleichwie am morgen. —
Was essen speiß belangen thut,
Halt Dich dieweil in guter Hut,
Gleich wie die Aderlasser pflegen,
Reh, obs, Käß, Fisch bey seitz thu legen,
Auch milch, gebacknes, Sawerkraut
Soll gar nit kommen in Dein Haut.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Am 31. Oktober zum ersten Male „Die Tyrannei der Thränen“, Lustspiel in 4 Akten von C. H. Chambers, deutsch von B. Pogson. Durch den Erfolg, den dieses Stück überm Kanal bei des Dichters Landsleuten erlebt hat, wurde unsere Theaterleitung bestimmt, es aufzuführen. Der Inhalt ist kurz angegeben. Eine junge Frau hält ihren braven Gatten durch ihre oft und reichlich fließenden Thränen in strengem Gehorsam und Gewahrsam. Eifersüchtig ist sie auf die junge Sekretärin, die sie dabei ertappt hat, als diese das Bild ihres Mannes küßte. Sie verlangt die Entlassung der Schuldigen ohne Motivierung ihres Wunsches, stößt aber hier bei dem sonst willigen Manne auf Widerstand; er kann nichts Schlimmes an dem Mädchen finden. Die zornige Frau brennt durch und setzt ihren galanten Herrn Papa dadurch in diverse komische Verlegenheiten. Als sie dann etwas besänftigt zurückkehrt und erfährt, daß die Sekretärin nur aus Mitleid und mütterlichem Gefühl (!) für den armen tyrannisierten Ehemann die verdächtigen Bildküsse riskierte, versöhnt sie sich reumütig, und gleichzeitig wird die vermeintliche Nebenbuhlerin durch ihre Verlobung mit dem der Gattin unbequemen, ewig ob der bewußten Tyrannei „kiekfenden“ Hausfreunde total unschädlich gemacht. Also zwei, oder, wenn man will, drei Fliegen mit einer Klappe. Das Stück ist ein harmloser, aber zu sehr in die Länge gezogener Ulk, der anfangs Spannung erzeugt, dessen Schluß aber allgemein enttäuscht. Man wartete und wartete, aber es kam nichts Befriedigendes heraus. Nun, wir haben wenigstens den Geschmack der modernen Engländer kennen gelernt. — Gespielt wurde vorzüglich, und das hielt den Schwank über Wasser. Frl. Arnstädt war eine Tyrannin, die man sich gefallen lassen konnte. Herr Schwab gab den braven Ehemann trefflich wie all seine Salonrollen. Herr Malcher war ein flotter Junggeselle und Herr Ballentin ein prächtiger alter Schwerenöter. Frl. Egenolf hatte als Sekretärin wieder eine undankbare Rolle zu verkörpern; sie unterzog sich ihrer Aufgabe nach bestem Vermögen. Die Ausstattung war sehr gediegen.

---

* **Rechtskarte des Oberlandesgerichts Frankfurt a. M.** (mit Ausschluß der Hohenzollernschen Lande), nebst Erläuterungen. Von H. Düssell. Herausgegeben von O. Sayn. 104 S. u. Karte. Wiesbaden, C. W. Kreidel. — Nun ist also das Vermächtnis des für unsere heimische Geschichte so hochverdienten, leider zu früh verstorbenen Forschers erschienen. Eine Lebensarbeit; denn über zwei Jahrzehnte, so lange der Herausgeber seinen lieben Freund kannte, arbeitete dieser unermüdlich an dem Werke. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen trug er das Material zusammen; oft genug verfolgten wir gemeinsam die Entwickelung der Arbeit. Der Herausgeber hat pietätvoll die Absichten Düssells interpretiert; die Bearbeitung hat sich allerdings in mancher Beziehung, d. h. aber nicht unvorteilhaft, anders gestaltet. Somit besitzen wir in der Karte nicht nur eine vortreffliche Illustration der alten Rechtszustände in dem Lande zwischen Wetterau, Main, Rhein und mittleren Sieg, sondern zugleich ein ebenso vorzügliches Bild der territorialen Gestalt der betreffenden Gebiete zu Anfang des vorigen Jahrhunderts (vor 1803, bezw. 1806), so genau wie es bisher keine einzige historische Karte zu bieten vermochte. Der Text, der die Beschreibung der Territorien nach ihrer Entstehung und ihrem wechselnden Schicksale in knapper und präziser Form bringt und die Zugehörigkeit aller Orte des Bezirks nachweist, ist ein nicht minder ausgezeichnetes Hilfsmittel, für den Rechtsgelehrten wie für den Historiker. Einzelne kleine Versehen: die Freiherren von (statt vom) Stein (die von Stein sind ein ganz anderes Geschlecht), Frankfurt, die Hauptstadt des ostfränkischen Reichs (?), antiquierte oder verschriebene Namen (Dagsburg, statt Dachsburg, Braunsburg, statt Braunsberg u. a.) hätten allerdings vermieden werden dürfen. Die Teilung des Hüttenbergs 1706 statt 1703, Territorialgrenze bis 1817, statt 1816 sind wohl nur Schreibfehler. Wir empfehlen das vortreffliche Werk allen Bibliotheken und allen denen, die sich für die alte Territorialgeschichte interessieren, aufs wärmste, zumal bei der hochfeinen Ausstattung — der Verlag ist dafür bekannt — der Preis, 5 Mark, nur mäßig ist.

* **Die Unteroffiziervorschule in Weilburg am Tage ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens.** Bearbeitet von Leutnant Kaldrack. 91 S. Berlin. H. Costenoble. — Eine für Militärs interessante und für ehemalige Mitglieder des Bildungsinstituts gewiß wertvolle Erinnerungsschrift, die Entstehung und Geschichte des ersteren in kurzen Zügen vorführt. Angereiht sind die Halbjahresdienstpläne des ersten und des letzten Schuljahres, eine Statistik und die Personalien der an der Anstalt wirkenden Militär- und Zivilbeamten, sowie für die Praxis ein Auszug aus den Dienstvorschriften. Geschmückt ist das auch sonst recht elegant gehaltene Werkchen mit den gut ausgeführten Bildnissen des Kaisers, der General-Inspektoren der Infanterieschulen und mehreren Landschafts- und Mannschafts-Bildern. Die Darstellung ist gemeinverständlich, der Stil flott und das Ganze durchweht von einem echten Herzenspatriotismus. Somit kann die Schrift neben umfangreicheren militärischen Erscheinungen in Ehren bestehen. Sie ist vom Geschäftsbüreau der Unteroffiziervorschule zum Preise von 2,25 Mk. für das fein gebundene und 1,25 Mk. für das broschierte Exemplar zu beziehen.

Am 20. Oktober fand die feierliche Einweihung des neuen Gebäudes der Präparandenschule zu Herborn statt. Damit hat die alte Vor-

bildungsanstalt für Volkslehrer endlich ein ihr würdiges, dauerndes Heim gefunden.

Am 26. Oktober wurde die Einweihung der evangelischen „Heilandskirche“ zu Niederwalluf festlich begangen. Das hübsche Kirchlein steht auf der Höhe östlich vom Dorfe mit herrlichem Blick in den gesegneten Rheingau.

Die Ausgrabungen in der römischen Niederlassung zu Hofheim, die im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dort bestand, haben interessante Funde zu Tage gefördert; sie sind einstweilen, der Ackerbestellung halber, für dieses Jahr eingestellt worden. Von dem Limeskastell zu Holzhausen a. d. Heide sind neuerdings drei bisher unbekannte Türme und ein Gewölbe aufgedeckt worden. Zu Holzhausen gräbt Dr. Lehner, Direktor des Rheinischen Provinzialmuseums in Bonn, zu Hofheim, Museumsdirektor — seit kurzem Professor Dr. Ritterling von Wiesbaden.

Eine dritte Landes-Irrenanstalt für Nassau soll zu Hamberg errichtet werden.

Zu Homburg ist mit dem Bau des neuen Krankenhauses begonnen worden.

Oberpräsident Dr. Wentzel hat vor seinem Abgange noch eine dankenswerte Verordnung erlassen. Auf Grund des Gesetzes gegen die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden ist die Anbringung von Reklameschildern und sonstigen Aufschriften und Abbildungen, welche das Landschaftsbild verunzieren, außerhalb der geschlossenen Ortschaften des Regierungsbezirks verboten. Bereits bestehende Anlagen dieser Art sind bis zum 1. April 1903 zu beseitigen. Der Rheingau wird sich freuen.

Nassauischer Geschichtskalender.

18. November.

1326. Die Kapelle zu Neuenhain wird zu einer eigenen Pfarrkirche erhoben. Sie wurde von der Mutterkirche zu Sulzbach für immer getrennt.

1706. Friedrich Alexander, Fürst zu Wied-Neuwied wird als Sohn des Grafen Friedrich Wilhelm zu Neuwied geboren. Ein milder und thatkräftiger Herr im Sinne des aufgeklärten Absolutismus, hat er in seiner 1737 beginnenden, über ein halbes Jahrhundert dauernden Regierung sein Ländchen zu hoher Blüte gebracht. Im Jahre 1784 in den Reichsfürstenstand erhoben, starb er, als Vater Patriae tiefbetrauert, am 7. August 1791 zu Neuwied.

23. November.

1324. Johann I., Graf von Sayn stirbt. Er war seinem Vater Gottfried I. um 1283 in der Regierung nachgefolgt.

1890. König Wilhelm III. der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, der letzte Oranier, stirbt. Geboren am 19. Februar 1817 als Sohn des Königs Wilhelm II., folgte er diesem im Jahre 1849 in der Regierung. Nach seinem Tode übernahm die Königin-Witwe Emma die Regentschaft über die Niederlande für ihre Tochter, Königin Wilhelmina. Luxemburg dagegen fiel an Herzog Adolf von Nassau.

28. November.

912. Die Kirche der heiligen Walburg in Weilburg kommt zum ersten Male vor. Sie war schon eingeweiht und in den Händen der Stiftsgeistlichen. Da ihrer nirgends vorher gedacht wird, der König Konrad aber von jetzt an auf vielfache Weise für ihre Fundation sorgt und andere Wohlthäter nicht genannt werden, so halten wir diesen König mit großer Wahrscheinlichkeit für ihren Erbauer.

1788. Karl Christian, Fürst zu Nassau-Weilburg stirbt zu Münster-Dreisen und wird zu Kirchheimbolanden bestattet. Er war geboren am 16. Januar 1735 und folgte seinem Vater Karl August 1753 in der Regierung nach. Er ist ein außerordentlich wohlwollender und für sein Land thätiger Regent gewesen. Sein Sohn Friedrich Wilhelm folgte ihm im Fürstentume.

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

Dr. W. in S. In dem Aufsatze von Kilz über den Feldberg erscheint Ihnen einzelnes „gewagte Annahme“. Uns auch, und wir sind überzeugt, daß die Extremen auf beiden Seiten, nämlich die reinen Urkundenmänner hier, aber auch die reinen Mythenmänner dort keinen rechten Gefallen an der Arbeit haben. Wir arbeiten ja auch schon fast zwanzig Jahre in alten Pergamenten und Papieren und wissen, daß es ungemein schwer hält, sich der Ehrfurcht vor dem Geschriebenen zu entziehen. Aber dennoch haben wir uns den alten Ausspruch: Quod non est in actis, tamen est in mundo immer vorgehalten. Die noch so sorgfältige Herleitung z. B. eines Ortsnamens aus Urkunden beweist noch lange nicht, daß dessen mythologischer Deuter nicht auf einer viel richtigeren Spur ist. Bis zum „Klipp und Klar“ kann der Urkundenforscher diesen nicht widerlegen; denn seine Wissenschaft läßt ihn doch bei einer gewissen Jahreszahl im Stich. Umgekehrt wird der Verfasser den reinen Mythenmännern noch nicht weit genug gegangen sein. Der in der Mitte zwischen den Extremen Wandelnde mag nach beiden Seiten hin sprechen: „Du hast nach Deiner Meinung recht und ich nach meiner, denn Du und ich, wir beide haben eben ehrlich geforscht“. Denn es soll einer in zweifelhaften Fällen sich ja nicht auf den hohen Gaul setzen: „Ich habe unwiderleglich den Beweis erbracht u. s. w.“ Der Mann verfällt der Lächerlichkeit aller nüchtern Denkenden. Also um ganz unparteiisch zu erscheinen, haben wir die Arbeit des strebsamen gut belesenen und denkenden jungen Mannes gebracht. Mag jeder unserer geehrten Leser daraus entnehmen, was er will. Wir halten den Kern auf die Gefahr des wissenschaftlichen Anathema der reinen Urkundenmänner hin für gut.

K. W. in N. Nur nicht ängstlich, da Sie, wie Sie selbst schreiben, „flott Latein“ verstehen. Kaufen Sie sich zunächst: Leist, Urkundenlehre, Leipzig J. J. Weber, Preis 4 Mk. und knieen Sie sich ordentlich hinein. Von den Abbreviaturen später. Nicht zu viel auf einmal.

Redaktionsschluß: 7. November.



№ 23. Wiesbaden, den 1. Dezember 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk. 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Taunussang.

(Komponiert für Männerchor von Louis Scharr.)

Mein Taunusland, mein Heimatland,
So viel genannt, so weit bekannt
In ewig neuem Ruhm,
Aus dir entquoll mein frohes Blut,
Dir singt mein fröhlichfrischer Mut,
Mein Land, mein Heiligtum!

Mit leichtem Ränzel zieh' ich aus
Und pflücke manchen duft'gen Strauß,
Derweil mein Lied erschallt.
Durch bunte Wiesen führt mein Weg,
Durch traulichgrünes Blattgeheg
Zum dunklen Märchenwald.

O welcher Zauber hüllt dich ein,
Du tiefer Wald, du hehrer Hain,
So heimlichsüß, so traut!
Da lauscht mein Ohr dem muntren Quell,
Es lauscht der Vöglein Stimmen hell
Und flüsternden Windes Laut.

So sing' ich und wandre, bis traumesschön
Mein Blick von waldigen Bergeshöh'n
Die schimmernde Ebene sieht,
Wo leuchtend, von grünen Reben umrauscht,
Von heimlichflüsternden Sagen umlauscht,
Mein herrlicher Rheinstrom zieht.

Da steh' ich und staune, wie aus dem all
In unerschöpflichem Widerhall
Ein ewiger Zauber springt.
Grüß Gott, mein liebes Taunusland,
So viel genannt, so weit bekannt,
Hör', wie mein Lied dir klingt!

Georg Knauer.

Ein Trauerbrief.

„Der Wald ist kahl, das Feld ist leer,
Die bunten Blümlein blüh'n nicht mehr,
Die trauten Sänger sind verstummt,
Kein Käfer und kein Bienchen summt.
Oed sind die Wiesen, falb und grau,
Den Fuß benetzt der kalte Tau,
Im Sonnenschein selbst ist's nicht warm,
Nur hier und da ein Mückenschwarm
Tanzt frierend in dem bleichen Strahl —
Wer weiß, ob's nicht das letzte Mal?
Meist ist der Himmel trüb und flau,
Und draußen stürmt es wild und rauh.
Durch Berg und Thal das Hifthorn schallt,
Und laut des Jägers Büchse knallt;
Treu steht das mörderische Blei
Dem Tod in seiner Arbeit bei.
Des Morgens starret die Natur
Im Reif, dem Totenhemd der Flur.
Am Boden liegt das welke Laub
Vermodernd bald zu Erd' und Staub." — —
Ein Brieflein war's mit schwarzem Rand,
Darinnen dies geschrieben stand.
Den Schreiber kennst du gut wie ich:
Mit „Herbst" hat er gezeichnet sich.

Georg Helwig.

Die letzten Prinzessinnen von Nassau-Usingen.

3) Von Dr. C. Spielmann. (2. Fortsetzung.)

Zu Anfang des Mai von 1793 wurde die Reise auf Umwegen angetreten. Sie ging über Prag, Dresden, Leipzig nach Köthen und von dort durch Thüringen nach Frankfurt. Unterwegs wäre Auguste bei einem Spaziergange beinahe in die Elbe gefallen und ertrunken. Der Besuch am Köthener Hofe ließ Mutter und Tochter in den grenzenlosen Jammer blicken, dem die unglückliche Prinzessin Karoline anheimgegeben war. Wie durch das übermäßige Genußleben in Wien der Prinzessin Auguste endlich alle Freude an dem letzteren benommen worden war, so bekam sie nunmehr eine arge Scheu vor der Ehe und gelobte sich im stillen, einst nur nach ihrem Willen und ihrer Neigung zu wählen.

Eigentümlicherweise schweigen nunmehr die Aufzeichnungen der Prinzessin fast zehn Jahre lang (1793—1803). In diese Zeit fallen die Kriegsjahre von 1795—97, durch die auch Frankfurt hart mitgenommen wurde. Es scheint, als ob die Fürstin mit ihren Kindern diese Jahre auch auswärts verbracht habe; leider konnte ich nicht in Erfahrung bringen wo. Mit dem Jahre 1799 dürfte die Familie wieder nach Frankfurt zurückgekehrt sein.

In dieser Zeit entspannen sich besonders lebhafte Beziehungen des prinzlich nassau-usingischen Hofes zu jenem von Hessen-Homburg; ich habe bereits angedeutet, daß die Prinzessin Luise und die Landgräfin Karoline, Gemahlin des Landgrafen Friedrich V. eng befreundet waren. Das Landgrafenpaar hatte fünf Söhne: Friedrich, Ludwig, Philipp, Gustav und Ferdinand, die in preußischem oder österreichischem Dienste standen. Prinz Ludwig von Hessen-Homburg, geboren am 29. August 1770, der zweite Sohn, war es nun, der der Prinzessin Luise besonders wohlgefiel, und den sie sich gern als Schwiegersohn dachte. Er war ein stattlicher, unverdorbener, gutmütiger und ehrlicher junger Mann, der eine tiefe Neigung zu der schönen, schwärmerischen Prinzessin Auguste hegte. Seine Mutter begünstigte diese; denn auch sie wünschte ein verwandtschaftliches Band mit der befreundeten Familie zu knüpfen. Der Prinz hielt im Jahre 1802 offen um die Hand Augustens an. Sie erschrak und bat sich längere Bedenkzeit aus. Es zog sie zwar das Herz nicht zu ihm hin, doch hatte sie ihn achten und schätzen gelernt. Die schlimme Heirat ihrer Schwester Karoline stand indes zu drohend vor ihren Augen; ihr graute vor dem Schicksal, mit einem ungeliebten Manne verbunden zu werden. Vergebens hatte sie gehofft, daß „der Rechte" käme; er war ausgeblieben, und der Prinz, das wußte sie, war es nicht.

Da starb der Fürst Karl Wilhelm von Nassau-Usingen, und Prinz Friedrich August wurde Fürst. Das Ereignis veranlaßte natürlich einen vollkommenen Umschwung im Leben der Familie, und nun gab endlich auch Prinzessin Auguste dem sanften Drängen der Mutter nach. Kurz vor der Uebersiedelung nach Biebrich ließ sie dem Prinzen ihr Jawort übermitteln. Am 10. Juni 1803 brach der Hof von Frankfurt auf. An der Landesgrenze bei Höchst, das samt der früher mainzischen Umgebung bis Kostheim hinab erst vor ganz kurzem nassauisch geworden war, wurden die fürstlichen Herrschaften durch Militärmusik, Ortsvorstände und spalierbildende und blumenstreuende Schulkinder begrüßt. In schneller Fahrt ging's dann über die alte Mainstraße nach Biebrich; unterwegs holten berittene Mosbacher Bauernburschen den Zug ein und begleiteten ihn. Im Schloßhofe wartete die Hofdienerschaft auf, und im Schlosse stellten sich die Militär- und Zivilbehörden vor. Dann folgte Tafel und Souper, und hier war es, wo der Prinzessin Auge auf den Mann fiel, der ihr Lebensschicksal bestimmen sollte, durch den sie unglücklich und glücklich zugleich wurde.

Leutnant Friedrich Wilhelm von Bismark, geboren am 28. Juli 1783, war wie sein älterer Bruder Johann Ludwig im Jahre 1802 aus mainzischem, 1803 aus hannöverischem Militärdienste in nassauischen übergetreten. Er war ein bildschöner junger Mann von liebenswürdigem und höfischem Wesen, dabei gewandt und geistig hochgebildet. Sofort bemerkte er den Eindruck, den er auf die Prinzessin gemacht hatte, und er wagte die Hoffnung zu hegen, die Fürstentochter sich zu erringen. Am 20. Juni, bei einem Ausfluge und Volksfeste auf der Grundmühle bei Mosbach, fand die verhängnisvolle Annäherung statt, die von der Prinzessin nicht zurückgewiesen wurde. Vier Tage später fand sich Prinz Ludwig ein. Im Biebricher Parke erklärte er sich, erhielt nun von der Prinzessin selbst das Jawort, und kehrte freudestrahlend nach einigen Stunden schon nach Homburg heim. Mit Gewalt wollte die Prinzessin die Leidenschaft, die in ihr emporloderte, unterdrücken. Aber es sollte ihr nicht gelingen, und Bismark that das Seine, um die Flamme stets wieder zu schüren.

Am 17. Oktober 1803 fand zu Biebrich die offizielle Verlobung Ludwigs und Augustens unter großen Festlichkeiten statt. Der glückliche Bräutigam blieb vier Wochen; die Braut zeigte sich träumerisch und zurückhaltend, doch schrieb man dies ihrem natürlichen Wesen und der veränderten Lage zu. Der Prinz hatte Nachsicht und wollte Auguste gewähren, ihr Zeit lassen. Bismark war, nicht ohne Ein-

wirkung seines Bruders, der nichts Gutes aus der gefährlichen Angelegenheit sprießen sah, nach Westerfeld gesandt worden, um während der Grenzstreitigkeiten zwischen N.-Usingen und H.-Darmstadt den dortigen nassauischen Beobachtungsposten zu leiten. Unterdes vermittelte ihm der Bruder ein Offizierspatent in der englisch-deutschen Legion und beschwor ihn nun, es anzunehmen und die gefährliche Nähe Biebrichs auf immer zu meiden. Bismarck kämpfte lange mit sich selbst; endlich faßte er einen leidenschaftlichen Entschluß. Bei einer dienstlichen Anwesenheit in Biebrich fragte er die Prinzessin, was er thun solle. Sie brach in Thränen aus, und er wußte genug. Er blieb. Fortab wurde er in Usingen stationiert und unterhielt durch die Zofe (Pauli) der Prinzessin mit letzterer einen Briefwechsel.

Die fürstliche Familie verbrachte den Winter über, wenn es in Biebrich öde wurde — Wiesbadens altes Schloß diente mit seinen Gebäuden den Zwecken der Regierung — zu Frankfurt. Am 28. Januar 1804 traf Bismarck zur Gratulation der Fürstin, die am anderen Tage ihr Geburtsfest feierte, ein und blieb fünf Tage dort, begleitete die Herrschaften auf Bälle und ins Theater. Er veranlaßte auch seine Zurückversetzung nach Biebrich, wo er nun häufig mit der Prinzessin zusammentraf. Der Mutter und den beiden jüngeren Schwestern blieb das Verhältnis der Liebenden nicht verborgen; ängstlich aber hüteten sie die Sache vor dem gestrengen Vater; denn wenn dieser davon erfuhr, mußte es ein Unglück geben. Die Fürstin meinte zu den jüngeren Töchtern, die ganze Affäre werde sich auslaufen, da sie doch hoffnungslos sei.

Die Hochzeit wurde auf den 2. August 1804 festgesetzt. Auguste versuchte, einen Aufschub zu erlangen, gestand der Mutter ihre Neigung, wurde aber ablehnend beschieden. Der Empfang des Bräutigams durch die Braut war kalt, desto wärmer der Abschied der letzteren von dem Geliebten am Abend vor der Hochzeit, der Bismarck natürlich nicht anwohnte. Während eines Hoffestes auf der Platte, drei Tage später, spedierte ihn sein Bruder mit dem Offizierspatente über Hamburg und Dänemark nach England; die Pauli hatte sich gleichzeitig mit einem Kaufmann Hartlieb in Frankfurt verheiratet. Durch seinen Freund Hugo von Breidbach-Bürresheim sandte Bismarck von Hamburg aus einen Abschiedsbrief an Auguste, der von dieser durch denselben Zwischenträger mit den Versicherungen der Treue beantwortet wurde. Die weitere Korrespondenz ging nach wie vor durch die Hände der Hartlieb.

Die Prinzessin siedelte mit ihrem Gemahl nach Homburg über. Alle Versuche des letzteren, ihre Neigung zu gewinnen, blieben vergebens. Auguste wurde schwermütig und begann körperlich hinzusiechen. Nun muß auch wohl der Fürst von dem Geheimnis erfahren haben; die Augen gingen ihm auf. Er war zu sehr Vater, um sein Kind verkümmern zu lassen; das Schicksal der armen Karoline, die er damals noch um sich hatte, diente als warnendes Beispiel. Da nun auch der Prinz Ludwig schmerzlich einsah, daß die Ehe nie glücklich werden könne, entsagte er Augustens zuliebe, so schwer es ihm ankam. Am 13. Juni 1805 wurde die Scheidung ausgesprochen; beiden Teilen blieb die Wiederverheiratung gestattet; bis dahin sollte Auguste Titel und Wappen von Hessen-Homburg führen, ein Recht, dessen sie sich nie bediente. Sie war übrigens schon einige Monate vor der Scheidung heimgekehrt.

Prinz Ludwig lebte fortan nur seinem Militärdienste. Er machte 1806 den unglücklichen Feldzug im preußischen Heere und später die Befreiungskriege mit Auszeichnung mit, wurde 1815 kommandierender General und Kommandant der Festung Luxemburg. Nach dem Tode seines Bruders Friedrich VI., 1829, erlangte er die Landgrafenwürde. Er starb am 19. Januar 1839, nicht wieder vermählt. Als Anhänger des ancien régime und als Berufssoldat, war er reaktionär und aller Volksaufklärung abhold. So duldete er u. a. keine Buchdruckerei in seinem Ländchen und erließ manche Verwarnungen die recht wunderlich waren.

Nachdem die Scheidung vollzogen war, hoffte Prinzessin Auguste auf Erfüllung ihres Herzenswunsches, und in der That hatte sie die Mutter binnen kurzem auf ihre Seite gebracht. Aber der Fürst blieb hartnäckig. Er hatte seiner Meinung nach gethan, was möglich war; von seinem reichsfürstlichen Stolze wollte er nichts vergeben. Aber gegen die Schickung konnte er nicht ankämpfen. Es war unterdes der Koalitionskrieg Rußlands, Oesterreichs und Englands gegen Napoleon ausgebrochen. Die englisch-deutsche Legion wurde nach Deutschland übergeführt. Bei der Insel Wangerooge[1]) aber litt im November von 1805 die Flotte Schiffbruch; Bismarck sollte nun nach England zurück. Doch wußte er nach der Schlacht bei Austerlitz und dem Preßburger Frieden Urlaub zu erlangen und kam mit fremdem Paß am 28. Januar 1806, am Vorabend des Geburtstags der Fürstin in Frankfurt an, wo er inmitten der von französischen Truppen vollgepfropften Stadt bei den Hartliebs eine Unterredung mit Auguste hatte. Die Fürstin wußte davon und ließ den Liebenden ihren Schutz angedeihen. Anfangs des Februar reiste Bismarck wieder ab; die Legion wurde in Irland garnisoniert. Die Flotte, die sie überführte, wurde zwar durch einen Sturm bis nach Portugal verschlagen, konnte aber schließlich ohne Unfall in Cork landen.

Die politischen Ereignisse drängten sich. Im Juli von 1806 fand die Stiftung des Rheinbundes statt, und Fürst Friedrich August nahm die Herzogswürde an. Dann folgte der preußische Krieg. Währenddessen, vom September 1806 bis zum Januar 1807, hielt sich die Kaiserin Josephine zu Mainz auf und trat von hier in lebhaften Verkehr mit dem Biebricher Hofe. Einladungen gingen hinüber und herüber, und Auguste konnte sich wieder mehr und mehr zerstreuen. Sie lernte in Mainz Hortense und Stephanie Beauharnais, (die Königin von Holland und Erbgroßherzogin von Baden) kennen. Aber von Bismarck blieben die Briefe aus; Napoleon hatte die gegen England gerichtete Kontinentalsperre dekretiert, und vier Monate lang, bis zum März von 1807, blieb die Prinzessin ohne Nachricht, so daß sie vor Kummer krank wurde.

[1]) Bei der Dalberg heißt es falsch: Wangenrode.

Bismarck hatte unterdes in Irland einen Ehrenhandel mit dem Hauptmann v. Quernheimb, einem berüchtigten Raufbolde in der Legion gehabt und ihn im Duell erschossen. Die englischen Assisen sprachen ihn frei; aber er nahm, des britischen Dienstes müde, seinen Abschied, reiste zu Ende des April von Dublin ab und kam am 25. Mai 1807 in Frankfurt an. Seine Bemühungen, die Prinzessin zu sehen und beim Herzoge Audienz zu erlangen, waren vergebens. Sein Bruder legte indes Fürsprache ein, daß der Herzog sich für ihn um Wiederanstellung bei einer befreundeten Macht verwende. Der wohlmeinende Friedrich August sagte das für Oesterreich zu. Ludwig von Bismarck selbst fragte beim württembergischen und bairischen Hofe an. Sobald die Prinzessin das hörte, besserte sich ihr Befinden. Am 18. Juni empfing sie den Besuch des Vaters, welch letzterer auch von seiner Gemahlin zu gunsten Bismarcks bestürmt worden war. Auguste fiel dem alten Herrn flehend zu Füßen; er hob sie gütig auf und willigte in die Heirat ein. Er besprach die Sache mit dem Staatsminister von Marschall; die Trauung sollte öffentlich stattfinden und den Vermählten das Schloß zu Idstein als Residenz angewiesen werden; auch sollte Bismarck ein hohes Staatsamt erhalten. Alles war bereits festgesetzt, da trat mit einem Male beim Herzoge eine Wandlung der Gesinnung ein. Es ist nicht zu ergründen und wird wohl niemals aufgeklärt werden, wodurch diese Wandlung hervorgerufen worden war. Genug, der alte Herr wollte nur eine geheime Trauung und gestattete nicht, daß die Prinzessin ihres Gatten Namen führe. Das schreckte aber die Liebenden nicht ab. Bismarck erwartete nur noch seine Ernennung zum Oberleutnant in einem württembergischen Chevaurlegerregiment, und dann fand am 7. September 1807 zu Frankfurt in Gegenwart der Herzogin und ihrer beiden jüngeren Töchter die Trauung statt. Sie vollzog der Freund Ludwig von Bismarcks, Professor Mang, der früher im Scheitherschen Korps Feldprediger gewesen war.

Am Tage nach der Trauung reiste Bismarck sofort nach seiner Garnison Ludwigsburg ab, wo er bald zum Rittmeister ernannt wurde; die Herzogin und ihre Töchter begaben sich nach Biebrich. Die Neuvermählten sahen sich binnen einem Jahre gar nicht mehr; in der Folge einmal unter Vorwissen der Herzogin am 11. September 1808 in Fürfeld bei Heidelberg; dann noch einmal zwei Wochen lang zu Anfang von 1809 in Frankfurt.

(Schluß folgt.)

Der Einrichgau.

1)

Von Erwin Engert.

Der Einrich ist derjenige Gau, in dessen Bezirk das Nassauer Grafengeschlecht einige seiner ältesten Besitzungen liegen hatte, Besitzungen, die seit dem ersten Auftreten dieses Geschlechts ununterbrochen in seiner Gewalt geblieben sind. Im Süden an den Rheingau grenzend, im Westen vom Rhein umflossen, nordwärts durch die Lahn vom Engersgau getrennt und im Osten vom größten der nassauischen Gaue, dem Niederlahngau, begrenzt, umfaßte der Einrich ein ringsum von steilen, bewaldeten Bergen und tief eingeschnittenen Thälern umgebenes, im Innern fruchtbares Hügelland. Man rechnete früher noch die Esterau, einen Landstrich im Winkel zwischen Lahn und Gelbach mit dem Hauptort Esten (jetzt Holzappel) zum Einrich; die neueren nassauischen Geschichtsforscher sind jedoch der Meinung, daß dieses Gebiet nicht zum Einrich, sondern zum Engersgau gehörte.[1])

Der Mittelpunkt unseres Gaues war das im Mühlbachthale gelegene Dorf Marienfels, einer der ältesten Orte Nassaus, im Jahre 915 als „Marvels" zum ersten Mal urkundlich erwähnt, wonach sogar der ganze Einrichgau zuweilen „Grafschaft Marvels" genannt wurde. Hier befand sich nämlich die Malstätte des Gaues, wo das öffentliche Gauding, die Gerichtsversammlung aller freien Männer des Gaues unter dem Vorsitz des Gaugrafen stattfand. Von diesen Gaugrafen sind uns wie in fast allen Gauen so auch im Einrich nur wenige bekannt. Die ersten, deren Namen uns erhalten sind, sind Rodbert und Hugo. Rodbert wird im Jahre 974, Hugo vier Jahre später erwähnt, und zwar Hugo gleichzeitig als Graf des Einrichs und des Niederlahngaus. Auch seine Nachkommen und Nachfolger, Gerlach I. (bis 1008), Wigger, Gerlach II. und Arnold (von 1032 bis 1052 mehrfach erwähnt) scheinen das Grafenamt über beide Gaue besessen zu haben. Man ersieht hieraus, wie die Grafenwürde, die anfangs durch freie Wahl des Volkes, dann durch Ernennung vom Könige verliehen, allmählich in einer Familie erblich wurde und wie zugleich verschiedene Gebiete ineinander übergingen; einzelne Gaue wurden unter einem Herrn vereinigt; von andern wurden Stücke losgetrennt. Von den drei letztgenannten Gaugrafen hat besonders Arnold als Begründer des berühmten und reichen Arnsteiner Dynastengeschlechts Bedeutung. Sein Sohn, Graf Ludwig I., wird in den Jahren 1061 und 1067 als Gaugraf des Einrichs erwähnt; dann verliert sich allmählich diese Bezeichnung, und wir hören nur noch von „Grafen von Arinstein". Diese Arinsteiner oder Arnsteiner waren zu jener Zeit eine der angesehensten Familien am Mittelrhein, nicht allein wegen ihrer Stellung als Nachkommen der königlichen Gaugrafen und als oberste Gerichtsherren in der Landschaft, die

Anmerkung. Vergl. zur allgemeinen Einführung in unsere Gauverhältnisse die früheren Aufsätze „Gaue und Malstätten im Nassauer Lande" in der „Nassovia" 1901, S. 74ff., und „Gaugrafen im Nassauer Lande", „Nassovia" 1901, S. 89ff.

[1]) Vogel rechnet in seiner „Hist. Topographie des Herzogtums Nassau" (Herborn, 1836) die Esterau noch zum Einrich; in seiner „Beschreibung des Herzogtums Nassau" (Wiesbaden, 1843) vertritt er die gegenteilige Ansicht. Er begründet dies mit Hilfe von Urkunden in einem Aufsatz „Die kirchlichen und geographischen Verhältnisse der Esterau" in den Nassauischen Annalen, Bd. IV.

mit dem allmählichen Erlöschen der Gauverfassung aus dem Gau hervorgegangen war, sondern wegen ihres überaus großen Landbesitzes. Außer ihren Erblanden in Einrich besaßen sie noch weite Strecken Landes auf der anderen Rheinseite, im Trevirergau, der Gegend von Oberwesel bis zur Moselmündung, die jedenfalls durch Erbschaft unter der Herrschaft Ludwigs I. in ihre Hand gekommen war. Allein schon mit dem Enkel dieses Grafen Ludwig I starb das Arnsteiner Geschlecht aus, mit dem Grafen Ludwig III. (1109—1185). Er war, da sein Vater, Ludwig II. frühe gestorben war, schon als Jüngling zur Herrschaft gelangt und bei seinem ungestümen Charakter [*]) in dem wilden Raubritter- und Fehdewesen seiner Zeit völlig untergegangen, bis er, durch unbekannte Ereignisse zur Reue bewogen, im Jahre 1139 sein über der Lahn auf einem hochragenden Bergvorsprung herrlich gelegenes Schloß Arnstein in ein Prämonstratenser-Mönchskloster umwandeln ließ, in das er selbst eintrat. Dadurch, daß er, ohne Nachkommen zu hinterlassen, dem weltlichen Leben entsagte, ging sein Landbesitz auf seine nächsten Verwandten, die Nachkommen der sieben Töchter Graf Ludwigs I., über, und der Einrich wurde in mehrere Gebiete zerstückelt. „Die Zerstückelung des Gebiets und der Uebergang herrschaftlicher Rechte in andere Hände", so bemerkt hierzu Schliephake in seiner Geschichte von Nassau, Bd. I., S. 224, ist indessen nicht als eine Erbteilung der Grafschaft unter die nächstverwandten Häuser anzusehen; obschon es geschehen sein mag, daß einzelne Besitzungen als Heiratsgut in die Familien der Schwestermänner des vorletzten Grafen von Arnstein gelangten. Bei einer wirklichen Teilung nach Erbrecht würden auch die ferner wohnenden Abkömmlinge von des letzten Ludwigs Vatersschwestern, die in gleichem Verwandtschaftsgrade standen, in den Nachlaß mit eingetreten sein, wovon indessen nicht das mindeste zu unserer Kunde gebracht ist. Es sind vielmehr ausschließlich die nahe angesessenen Herrenhäuser, auf welche wir die erledigten Gebiete größtenteils übergeben sehen."

Die südwestliche Spitze des Einrichs mit dem Städtchen Kaub war schon früher auf nicht ganz klargelegte Weise — Vogel nimmt an, durch Heirat von Adelind, der Tochter Graf Arnolds von Arnstein, Gaugrafen im Einrich, mit dem Grafen Berthold I. von Nüringen in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts — aus dem Besitz der Arnsteiner in den des Hauses Nüringen oder Nürings gekommen. Genaue geschichtliche Nachrichten über diese Gegend erhalten wir erst aus dem 13. Jahrhunderte, wo sie sich im Besitz des Herrengeschlechts der Falkensteiner befand, in den sie jedenfalls durch Erbschaft von den Nüringern gekommen war. Außer den Falkensteinern finden wir um diese Zeit noch die Grafen von Berg und die Herren von Bolanden in der Nähe von Kaub auf dem Einrich begütert. In den Jahren 1277—1291 erwarb nun Pfalzgraf Ludwig alle diese falkensteinischen, bergischen und bolandischen Besitzungen, das heißt Stadt und Burg Kaub nebst dem zugehörigen Rheinzoll, die Ortschaften Dörscheid, Sauerthal und Weisel und die kleine Burg Heppenheft, und gründete so das pfälzische Unteramt Kaub, welches bis in die neueste Zeit (1803) stets unter kurpfälzischer Herrschaft blieb und eine von den umliegenden Ländchen ganz abgesonderte Stellung einnahm.

Ein anderer, der größte Teil des Einrichs gelangte an das Haus Isenburg, das durch die Heirat Reginbolds I. von Isenburg mit der sechsten der Arnsteiner Grafentöchter in nahe Verwandtschaftsbeziehungen zum Hause der Arnsteiner getreten war. Zwei Isenburger, Gerlach und Reginbold (Reinbold, Reinbald) II., jedenfalls Söhne Reinbolds I., kommen als Erben für uns in Betracht. Gerlach erhielt einen Landstreifen in der Nähe des Rheins und des vorn beschriebenen kurfälzischen Gebiets, den Arnstein seither von Kurtrier zu Lehen gehabt hatte und der die Ortschaften Bornich, St. Goarshausen, Niederwallmenach, Patersberg und Reitzenhain, sowie den Hof Offenthal umfaßte. Reinbold II. bekam den ganzen abseits vom Rhein, nach der Aar, dem Dörsbach und der Wisper zu gelegenen Bezirk, und dazu die Gaugrafenwürde, die damals noch gleichbedeutend mit dem Amt des obersten Gerichtsherrn war. Eine Grenzbeschreibung des Gebietes, welches an Reinbold II. fiel, ist uns aus jener Zeit nicht erhalten, ebensowenig ein Verzeichnis der Ortschaften; erst durch ein Wistum vom Jahre 1361 werden wir darüber näher unterrichtet.

Die Isenburger herrschten nur kurze Zeit auf dem Einrich. Schon bald nach dem Jahre 1158 verkaufte Reinbold II. seinen Erbteil (nebst der Gaugrafenwürde) an die Grafen von Nassau und die von Katzenelnbogen gemeinsam. Die Nassauer waren durch die Heirat ihres Ahnherrn, des Grafen Drutwin IV. von Laurenburg, mit einer der sieben Töchter Graf Ludwigs I. von Arnstein mit dem Haus Arnstein verwandt und hatten aus dieser Beziehung, als der letzte Arnsteiner unbeerbt ins Kloster ging, bereits bedeutende Vorteile geschöpft; auf sie war die Vogtei über dieses Kloster mit seinem reichen Besitz, ferner die von Kurtrier lehnbare Vogtei Ems, die Vogtei über Ober- und Niederlahnstein mit dem zugehörigen Bezirk, das Gericht Wellmich am Rhein und die Vogtei über Koblenz und einige benachbarte Dörfer übergegangen. Nun erlangten sie die größte Gebietserweiterung durch diesen mit Katzenelnbogen gemeinschaftlich vollzogenen Ankauf der „Grafschaft auf dem Einrich." Auch für die Katzenelnbogener war dieser Kauf von größter Bedeutung. Dieses Adelsgeschlecht war auf der gleichnamigen, jedenfalls in der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts erbauten Burg am oberen Dörsbach ansässig. Den Grund und Boden, worauf dieser sein Stammsitz errichtet war, trug es nebst den nahen Dörfern Katzenelnbogen und Dörsdorf von dem reichen Ferrutiusstift in Bleidenstadt zu Lehen. Nach und nach hatten die Herren von Katzenelnbogen ihre Güter auf dem Einrich vermehrt, und im Jahre 1140, nachdem der letzte Graf von Arnstein das weltliche Regiment aufgegeben hatte,

[*]) So schildert ihn uns sein Lebensbeschreiber, der Prämonstratenser-Mönch Lunand.

[*]) S. Wenck, Hess. Landesgeschichte Bd. I. S. 258.

ebenfalls infolge ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hause Arnstein, auch die gräflichen Rechte in ihren dortigen Besitzungen erlangt und ferner die bis dahin in den Händen der Arnsteiner befindliche Vogtei (d. h. weltliche Schutzherrschaft) über das zur Abtei Prüm gehörige Stift St. Goar. Ihre Stellung als Vögte dieses Stiftes benutzten die Grafen von Katzenelnbogen, um mit der Zeit auch die zum Stift gehörige Besitzungen, so auf dem Einrich die Dörfer Nastätten, Bogel und Hilgenroth und über der Aar Burgschwalbach teils durch Kauf und Tausch, teils als prümische Lehen in ihre Hand zu bringen. Von Gottfried, Herrn zu Eppstein, erwarb Graf Eberhard I. von Katzenelnbogen das schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in eppsteinischem Besitz befindliche Städtchen Braubach nebst der gleichnamigen Burg, der heutigen „Marksburg", im Jahre 1283 für sein Geschlecht. Auch der Rest der isenburgischen Besitzungen (die früheren kurtrierischen Lehen) auf dem Einrich gelangte allmählich unter die Herrschaft der Katzenelnbogener, wie sie überhaupt ihr Gebiet so viel als möglich vergrößerten, so daß sie bald zu den reichsten und angesehensten Herren der ganzen Mittelrheingegenden gehörten. Zum Unterschied von ihren Besitzungen in der Gegend der Bergstraße, der „Obergrafschaft Katzenelnbogen", faßten sie ihre Territorien auf dem Einrich und gegenüber auf der andern Rheinseite unter dem Namen der „Niedergrafschaft Katzenelnbogen" zusammen. Das zuerst in Gemeinschaft mit Nassau von Isenburg erworbene Gebiet nahm dabei unter dem katzenelnbogischen Besitz eine besondere Stellung ein, da die Oberhoheit darüber immer noch den Nassauern und Katzenelnbogenern gemeinsam zustand. Als nun im Jahre 1255 die Teilung der nassauischen Lande unter die Brüder Walram und Otto und hundert Jahre später innerhalb der walramischen Hauptlinie wieder die Trennung in die alt-weilburgische und die alt-idsteinische Linie stattfand, blieb dieser Bezirk noch immer unter diesen drei nassauischen Linien und Katzenelnbogen gemeinschaftlich, so daß Katzenelnbogen eine Hälfte, die nassau-ottoische Linie ein Viertel und die beiden nassau-walramischen Linien zusammen das letzte Viertel zu beanspruchen hatten. Es hatte also nach dem Jahre 1355 das Ländchen vier Herren und führte daher in neuerer Zeit auch stets den Namen „das Vierherrische" oder „das Vierherrengericht". Andere [1]) erklären diesen Namen folgendermaßen: Ums Jahr 1272 führten die Grafen Diether III. und Eberhard I. von Katzenelnbogen, die Söhne Graf Diethers II., nachdem sie eine Reihe von Jahren völlig gemeinschaftlich regiert hatten, eine „Mutschierung" ihrer Gebiete ein, d. h. sie trennten sie in zwei Teile, deren Besitz gemeinschaftlich blieb, deren Nutznießung jedoch jedem einzelnen getrennt zufiel. Von den durch Diether und Eberhard gestifteten katzenelnbogischen Linien und den beiden nassauischen Hauptlinien soll dann die Vierherrschaft gebildet worden sein. Doch bestand die Zweiteilung im Hause Katzenelnbogen nicht viel mehr als ein Jahrhundert lang; sie war gar nicht durchgreifend genug, als daß man von einer eigentlichen Teilung reden könnte. Also ist es folgerichtiger, den Namen des „Vierherrischen" aus der Vierherrschaft des Gesamthauses Katzenelnbogen und der drei Linien des nassauischen Grafengeschlechts zu erklären.

(Schluß folgt.)

[1]) Vergl. besonders Conradn, „Das Landgericht der vier Herren auf dem Einrich" in den Nass. Annalen Bd. XXIII.

Die Herren von Merenberg.

Von E. Flick.

1) Auf der rechten Lahnseite, von dem Flusse und von der Stadt Weilburg eine starke Stunde entfernt, erhebt sich auf einem abgestumpften Bergkegel, weithin sichtbar, die Burgruine Merenberg, ehemals der Stammsitz eines berühmten Herrengeschlechts.

Das alte merenbergische Gebiet lag ursprünglich im Bereiche des großen Niederlahngaus und umfaßte die Orte Merenberg, Allendorf, Hasselbach (Barig), Selbenhausen, Reichenborn, Rückershausen, Neunkirchen, Hüblingen und die ausgegangenen Dörfer Potenhan, Mechtelndorf, Ober- und Niedervöln, Enkenheim und Breidenbach. Außerdem verfügten, später wenigstens, die Herren von Merenberg über Leibeigene und Güter, auch Zehnten zu Waldernbach, Hausen, Renterod und Löhnberg und die Vogteien zu Obershausen, Solms und Bechtheim (Wormser Lehen), zu Kamberg (Limburger Stiftslehen) und zu Meilingen (Dirsteiner Klosterlehen). Hingegen hatten an der Burg zu Merenberg (aus unbekannten Gründen) die Herren von Beilstein Anteil.

Der Ursprung des Merenberger Hauses ist unbekannt. Des hessischen Historiographen Wenck Versuch, die Dynasten von einem wetterauischen Grafengeschlechte herzuleiten, hat sich als nicht begründet erwiesen; höchstwahrscheinlich stammen sie von Lehensleuten der Bischöfe von Worms ab und sind aus deren Vögten in ihren Gebiete nördlich von der Lahn allmählich Herren geworden. Soweit sie bekannt sind, führen sie hauptsächlich den Namen Hartrad, daher sie auch kurz die Hartrade von Merenberg genannt werden.

Als erster in der Reihe erscheint Hartrad I. Herr (Dominus) zu Merenberg urkundlich zuerst 1129, dann 1141 und 1145. Vielleicht ist er der Erbauer der Burg, deren Name aus Marienberg (von einem auf dem Berge befindlichen Marienbilde?) entstanden ist.

1) Quellen hauptsächlich: Kremer, Origines Nassoicae; Wenck, Hessische Landesgeschichte; Vogel, Topographie des Herzogtums Nassau; Schliephake-Menzel Geschichte von Nassau. — Vgl. auch Spielmann, Merenberg in der Geschichte. Weilburg, Diesterweg. (D. H.)

In jenen Urkunden, welche Schenkungen der Grafen Wilhelm und Otto von Gleiberg an das Kloster Schiffenberg betrafen, tritt er als Zeuge auf. Er scheint sonach mit den gedachten Grafen in sehr gutem Einvernehmen gestanden zu haben. Bei der letzten Verhandlung (1145) wird auch bereits sein gleichnamiger Sohn, Hartrad II., als Zeuge angeführt. Es ist dies derselbe Hartrad, der 1163 mit Zustimmung seiner Gemahlin Irmengard dem Kloster Arnstein Güter, Waldungen und Zehnten zu Obertiefenbach, Bettendorf und Schenern schenkt. Irmengard, eine Erbtochter aus dem Hause Gleiberg, hatte ihrem Gemahl, Hartrad von Merenberg, außer der Hälfte an Gleiberg, Burg und Herrschaft, die Grafschaft Rucheslo oder Reuschel mit den sechs Centgerichten: Gladenbach, Lohr, Reitzberg, Kirchberg, Treysa und Lundorf zugebracht. Gemeinsam mit den Pfalzgrafen von Tübingen besaßen die Merenberger, ebenfalls aus der Gleiberger Erbschaft herrührend, das sogenannte „Land an der Lahn" und den Hüttenberg oder das spätere Amt Atzbach, welches 1816 im Kreise Wetzlar aufging.

Der Ehe Hartrads mit Irmengard waren zwei Söhne, Hartrad III. und Giso entsprossen; ersterer folgte seinem Vater im Regimente, und letzterer widmete sich dem geistlichen Stande. In dieser Absicht übergab Giso 1186 seine Allodialgüter in Hawecheburnen (Hachborn), einem Dorfe unweit Marburgs, in die Hände seines Bruders Hartrad mit der Bitte, sie seinem Willen gemäß anzulegen. Beide Brüder einigten sich nun dahin, diese Güter dem Abte Richolf von Arnstein unter der Bedingung zu überlassen, daß er sie zur Stiftung eines Prämonstratenserklosters in Hachborn verwende. Die Stiftung trat ins Leben, und Giso ward Mönch in seinem Kloster, das 1189 in den Schutz des Erzbischofs Konrad von Mainz gestellt wurde. Auch noch später waren die beiden Brüder Hartrad und Giso sehr freigebig mit Schenkungen an ihre Lieblingsstiftung. Einen Streit über das Patronatsrecht zu Ebsdorf, der Mutterkirche von Hachborn, das Hartrad seinem Kloster geschenkt hatte, die Stephaniten in Mainz aber in Anspruch nahmen, legte Erzbischof Sifrid von Mainz 1210 zu beiderseitigem Vorteile bei.

Von weltlichen Geschäften wird uns von Hartrad III. wenig berichtet. Der religiöse Sinn seines Bruders Giso scheint auch auf ihn übergegangen zu sein; denn nachdem er von 1210 bis 1216 mit seinem Sohne Hartrad IV. geurkundet hatte, trat auch er ins Hachborner Kloster ein. Hartrad III. hinterließ außer dem schon genannten Sohne gleichen Namens einen zweiten, Konrad I., und eine Tochter — ihr Name ist uns unbekannt — die an einen hessischen Adeligen vermählt war und Stammmutter des noch heute fortblühenden Geschlechts der Schenk von Schweinsberg geworden sein soll. Nach dem Tode der Gründer wurde das Chorherrenstift Hachborn in ein Nonnenkloster umgewandelt.

Von Regierungsgeschäften Hartrads IV. vernehmen wir nicht sehr viel. Mit Zustimmung seiner Gemahlin Elisabeth — vermutlich aus dem Eppsteiner Hause — und seiner Kinder schenkte er dem Kloster Hachborn Leibeigne und verkaufte Güter zu Groß- und Kleinholzheim an das Kloster Arnsburg. Den Versuch, die Wormser Lehensherrschaft abzuschütteln, sollte er schwer büßen. Außer Begebung verschiedener Rechte mußte er laut Vergleich aus 1226 sogar den von Beilstein zurückgekauften Anteil an seiner Stammburg Merenberg von Worms zu Lehen nehmen. Wenig ruhmvoll schied er um 1233 aus diesem Leben.

Sein Bruder Konrad I., Herr zu Merenberg und Stifter einer Nebenlinie, erscheint bereits 1189; doch ist er später nicht besonders hervorgetreten. Im Jahre 1234 wird sein Sohn Konrad III. und dessen Gemahlin Mathilde (wahrscheinlich eine Diezer Grafentochter) genannt. Er vermachte 1256, da sein einziger Sohn Hartrad in den Deutschen Ritterorden eingetreten war und die Tochter anderweitige Abfindungen empfangen hatte, seine gesamte bewegliche und unbewegliche Habe, welche zerstreut lag, dem genannten Orden. Hierdurch gelangte dieser in den Besitz von Leibeigenen, Häusern und Aeckern in den Städten Gießen, Wetzlar und Weilburg. Zwar erhob Konrads Tochtermann, der Herr von Bolanden, gegen dieses Vermächtnis Einspruch, leistete aber schließlich doch Verzicht. Mit dem Tode von Konrads Sohn Hartrad erlosch die jüngere Linie der Merenberger.

Die ältere blühte in Konrad II. und Widekind, Hartrads IV. Söhnen fort. Widekind beteiligte sich 1237 an dem Heereszuge des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. nach Italien, während Konrad auf der Merenburg saß und die Regierungsgeschäfte der Erblande besorgte. Er schloß unter Einwilligung seines Bruders Widekind in eben gedachtem Jahre mit Sifrid, Erzbischof von Mainz, einen Vertrag, wonach beide Brüder das Recht der Comicia (Obertribunal) in der Grafschaft Ruchesla (Reuschel) dem Mainzer Erzbischofe zu Lehen auftrugen, die Besetzung der Richterstellen nur mit Mainzer Vasallen zuließen und versprachen, der Kirche zu Mainz sowohl als Burgmänner von Amöneburg, wozu sie ernannt wurden, als auch mit ihren eignen Schlössern Gleiberg und Merenberg „auf alle Art beholfen zu sein". Dafür sagte ihnen der Erzbischof ein Stück Land von fünfzehn Pfund Pfennigen jährlicher Einkünfte zu Amöneburg als Burglehen zu und zahlte außerdem noch 800 Mark; auch beließ er ihnen die Einkünfte aus den Gerichtsbußen und -strafen der sechs Centgerichte Reuschels.

Große Vorteile hatten sich die Mainzer Kirchenfürsten aus diesem Vertrag versprochen; doch ihre Rechte kamen infolge der veränderten Zeitverhältnisse niemals zur Geltung. Nicht besser erging es den Merenbergern mit ihren Ansprüchen in jener Gegend; die Landgrafen von Thüringen und Hessen setzten sich in den Besitz des gesamten Gebietes und ließen andere Herrscher nicht mehr aufkommen.

In dem furchtbaren Kampfe, der nach Absetzung des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. durch den Papst in Deutschland entbrannte, und der das Reich in zwei Heerlager spaltete, standen die beiden Merenberger Brüder Konrad II. und Widekind auf der Hohenstaufen Seite. Ihre Güter scheinen sie gemeinsam verwaltet zu haben; denn beide Brüder empfingen die Wormser Lehne zusammen; beiden

erneuerte der römische König Konrad die Vogteirechten über Wetzlar und die Jurisdiktion im Hüttenberg „auf eben die Weise, wie sie ihre Vorväter von Kaiser und Reich getragen—" und beide urkunden 1249 und 1256 gemeinschaftlich.

(Schluß folgt.)

Isabella.

Geschichtliche Erzählung aus dem spanischen Kriege.

2) Von Wilhelm Wittgen. (Schluß.)

Er hoffte, des Kindes Eltern würden zurückkehren, um sich seiner wieder anzunehmen. Dann durfte er auch für sich auf Gastfreundschaft und Pflege rechnen, so sehr auch die Spanier wegen ihres glühenden Hasses auf die Verbündeten gefürchtet waren.

Aber der Tag ging zur Neige, und niemand ließ sich sehen. Nachdem Kübler dem Kinde aus dem noch vorhandenen Mehlvorrat einen Brei gekocht hatte, brachte er es zur Ruhe. Fast gleichzeitig fielen auch ihm die Augen zu.

Wieder stand die Sonne hoch am Himmel, als Kübler erwachte. Verwundert sah er sich in dem Gemache um; da fiel sein Blick auf das Kind in der Wiege. Dieses reckte seine Aermchen nach ihm aus und lächelte ihm zu. Gerührt nahm er es auf seinen Arm und trug es hinaus ins Freie. Ihm war ganz eigentümlich zu Mute, auf welch eigentümliche Weise er zum Kinderwärter geworden war.

Offenbar hatte er das arme Geschöpf vor dem Hungertode gerettet. Darum hielt er es für einen Wink vom Himmel, einstweilen bei dem Kinde zu bleiben und noch weiter für seinen Unterhalt zu sorgen; es war ihm ja ohnehin unmöglich, mit seinem verwundeten Bein sein Regiment wieder zu erreichen. „Mag es gehen, wie Gott will!" dachte er bei sich und drückte das Kind innig an seine Brust.

Noch vier Tage blieb Wilhelm Kübler mit dem Kleinen allein in dem Häuschen, ohne daß sich ein weiteres menschliches Wesen gezeigt hätte. Da, am Nachmittage des 27. Juni erscholl plötzlich von dem Hofe eine Stimme: „Carlos, Carlos!" Kübler saß mit dem Kinde im Arme auf der Schwelle der Stubenthüre und sah gespannten Blickes hinaus ins Freie.

Nach wenigen Augenblicken öffnete sich die Thüre des Hauses und herein trat ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren. Als es des fremden Mannes ansichtig wurde, fuhr es erschrocken zusammen. Dann aber stürzte es herzu, riß Kübler das Kind aus den Armen und rief: „O mein Carlos, o mein Carlos! Wie freue ich mich, daß ich dich wieder habe!"

Und als das Mädchen dann von dem Manne hörte, unter welchen Umständen er zum Pfleger des kleinen Carlos geworden sei, da legte es schnell das Kind in die Wiege, fiel dem Krieger um den Hals und bedeckte sein Angesicht mit Küssen.

Kübler wußte nicht, wie ihm geschah, als ihn mitten in Feindesland ein solch hübsches Mädchen leidenschaftlich küßte. Das war ihm noch nicht vorgekommen. Aber verdient hatte er es schon, das mußte er sich selber sagen.

Schnell hatte er dem Mädchen in spanischer Sprache seine Schicksale erzählt. „Armer Mann", sagte sie traurig, als er seine Erzählung geendigt, „wirst wohl nie mehr deine Mutter sehen!"

Dies innige Mitleiden mit seiner Lage rührte den Krieger sehr. Zärtlich ergriff er ihre Hand und sah ihr tief in die Augen. „Wahrlich, diese Spanierinnen sind schön," dachte er bei sich, „und edelmütig sind sie auch," denn eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

Und nun bat er, auch ihm zu sagen, warum sie von dem Hause geflohen sei und den Knaben allein zurückgelassen habe.

Isabella, so hieß das Mädchen, erzählte folgendes: Ihre Mutter war infolge der Geburt ihres Brüderchens gestorben, der Vater hatte im Kampfe für die Freiheit vor einem halben Jahre das Leben verloren. Nun lag ihr die Pflege des Kindes allein ob. Als die Schlacht in dem Thale der Zadorra begann, befand sie sich gerade auf dem Felde. Von Furcht und Schrecken ergriffen, war sie mit anderen Bewohnern der Gegend vor den anrückenden Franzosen geflohen, stundenweit über den Ebro hinaus. Und als diese immer weiter bis gen Pamplona zurückwichen, war es ihr ganz unmöglich gewesen, durch die Heeresmassen hindurch einen Weg in die Heimat zurückzufinden. Erst als am 24. bei Pamplona ein weiteres Gefecht stattfand, war es ihr gelungen, an den kämpfenden Parteien vorbei zu entkommen.

Die Angst um das Schicksal des Brüderchens beflügelte ihren Fuß, obwohl ihre Hoffnung, dieses noch am Leben zu finden, von Stunde zu Stunde schwächer wurde. Daher die unbändige Freude beim Anblick des geretteten Kindes, daher die stürmisch hervorbrechende Dankbarkeit gegen den fremden Mann.

Isabella ließ es sich nun nicht nehmen, den verwundeten Krieger zu pflegen.

Sie verband ihm seine Wunde, und versorgte ihn, so gut es in der ausgesogenen Gegend möglich war, mit Speise und Trank.

Dann setzte sie sich, das Brüderchen auf dem Arme, auch wohl zu ihm und ließ sich erzählen von seiner Heimat in Deutschland, von Vater und Mutter weit dahinten im Nassauer Land. Thränen glänzten dann in ihren Augen, und oftmals sprach sie: „Der liebe Gott sei mit euch, und lasse euch die Eltern wieder finden!"

Mit besonderer Freude ließ sie es sich immer und immer wieder erzählen, daß die Deutschen nur ungern und der Not gehorchend, Napoleons Befehl, gegen Spanien zu ziehen, gefolgt seien und auch ihn als ihren Bedrücker ansähen!"

Dann konnte sie wohl innig seine Hand ergreifen und sie in unverhohlener Freude drücken.

So vergingen mehrere Wochen. Von Isabella

gepflegt, genas Kübler schnell; bereits konnte er daran denken, aufzubrechen, um wieder zu seinem Regiment zu stoßen; mit Wehmut gedachte er an den Abschied, den er bald von dem lieben Mädchen nehmen mußte. —

Eines Tages war Isabella in das nahe Dorf gegangen. Schon dämmerte der Abend und sie war noch nicht zurück. Der kleine Carlos lag in der Wiege und ließ sich von Kübler mit einem deutschen Kinderlied in den Schlaf singen.

Da plötzlich ging die Thüre auf und herein stürzte Isabella und rief mit fliegendem Atem: „Rettet euch, so schnell ihr könnt!" Kübler wußte nicht, was er sagen sollte. Schnell ergriff sie ihn beim Arm, zog ihn in die Nebenstube und sprach: „Entfliehet durch dieses Fenster; meine Landsleute wollen euch in siedendem Oele braten. Sie haben von eurer Anwesenheit hier gehört und sind schon unterwegs, um euch zu holen."

Noch zauderte Kübler, die Flucht anzutreten, da hörte man schon vor dem Hause Tritte nahen. „Da sind sie schon!" rief Isabella und drängte Kübler, den Sprung ins Freie zu thun.

Schnell entschlossen sprang sie ihm nach, nahm ihn beim Arm und eilte mit ihm, so schnell es gehen wollte, durch das junge Korn geschützt, in einen nahen Rosmarinhain, wo sie vor den Nachstellungen der Verfolger sicher waren.

— — — — — — — — — — — — — —

Inzwischen hatten sich die politischen Dinge in Deutschland sehr geändert. Napoleon war bei Leipzig geschlagen, der Traum seiner Weltherrschaft war aus, und nun besannen sich die Fürsten des Rheinbundes wieder auf das, was sie ihrer Ehre schon lange schuldig gewesen und sagten sich von Napoleon los.

Im Spätherbst des Jahres 1813 traf der nassauische Major von Breen unvermutet bei dem Obersten von Kruse ein und brachte ihm den mündlichen Befehl seines Herzogs, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, um von den Franzosen weg zu den Engländern überzugehen. Die Sache war nun eher befohlen als ausgeführt. Doppelt schwierig war sie für die Nassauer deshalb, weil gerade Vollmond war; dazu beschloß der französische General, die Engländer, welche auf der anderen Seite des Adour standen, eben jetzt anzugreifen; und nun stellte er die Nassauer, entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, nicht ins Vordertreffen, sondern nahm sie fürsorglich in die Mitte.

Die Engländer eröffneten sofort die Feindseligkeiten, die Franzosen wichen zurück, und nun rückte Oberst von Kruse schnell vor und stand im Vordertreffen.

Er gab den Befehl, das Schießen einzustellen und Gewehr bei Fuß zu nehmen, und die Engländer, welche von dem beabsichtigten Uebergange wußten, thaten ein Gleiches.

Wohl kam jetzt vonseiten der Franzosen der Befehl zum Zurückgehen, doch Oberst von Kruse rief: „Nun, Kinder, vorwärts, in Gottes Namen!" Die Franzosen ahnten immer noch nichts Schlimmes; sie riefen den Nassauern sogar zu, ob sie denn dem Feinde in die Gewehre laufen wollten; die Nassauer aber kamen glücklich hinüber zu den Engländern.

Leider war am Morgen nicht alle Mannschaft zum Gefechte ausgerückt; die Wachen und viele Kranke und Verwundeten waren im Lager zurückgeblieben, im ganzen 149 Mann.

Unter den letzteren befand sich auch unser Freund Wilhelm Kübler von Heringen.[1])

Noch an demselben Abend, an welchem ihm Isabella, die Spanierin, zur Flucht verholfen, hatte er mit Mühe und Not seinen Weg fortgesetzt. Das Mädchen hatte ihm die Richtung, die er einschlagen mußte, genau beschrieben, und dann hatte es sich noch einmal an seine Brust geworfen und ihn leidenschaftlich geküßt. Erst jetzt war es Kübler zum Bewußtsein gekommen, daß auch er die Spanierin von ganzem Herzen liebe. „Gott behüte dich, mein armes Lieb!" sprach er beim Abschiede und schloß sie innig in seine Arme. Dann riß er sich los und eilte, so rasch es sein Zustand erlaubte, von dannen.

Nach Wochen erst traf er in Bayonne, wo Oberst Kruse lag, ein; den Uebergang zu den Engländern konnte er nicht mitmachen, da er, von neuem krank, im Spital zurückgelassen wurde.

Die Behandlung, welche ihm seitens der Franzosen nachher zuteil wurde, war eine äußerst schmähliche, und er sann darauf, sich dieser durch die Flucht zu entziehen.

Es gelang ihm mit Hilfe eines französischen Aufsehers, den er für seinen Plan mit Geld bestochen, aus der Stadt zu entkommen.

Aber wohin sollte er sich wenden? Nirgends war er vor den französischen Nachstellern sicher, deshalb hielt er es für geraten, seinen Weg auf St. Jean de Luz zu nehmen, wo angeblich seine Landsleute standen.

Bereits ist er eine ganze Nacht gewandert, schon sieht er aus der Ferne die Dächer der Hafenstadt erglänzen, die auch ihm Rettung verheißt, da sieht er, wie ihm auf derselben Straße ein Wanderer in der Tracht eines spanischen Bauersmannes entgegenkommt. Schon will er sich zur Seite wenden, da hört er plötzlich aus dem Munde des Fremden seinen Namen ausrufen.

Betroffen bleibt er stehen. Dieser aber ist bereits auf ihn zugeeilt, umarmt ihn in heller Freude und küßt ihn leidenschaftlich.

„Isabella, wie kommst du hierher, und in welcher Kleidung?" ruft er erstaunt aus und weiß nun auch seinerseits nicht, wie er seiner Freude Ausdruck geben soll.

Auf seinen Rat nehmen sie seitwärts von der Straße Platz, und nun sitzen sie Hand in Hand und erzählen sich die Erlebnisse der letzten Zeit.

Ach, es ist keine fröhliche Botschaft, die Isabella bringt. Ihr Brüderchen, ihr einziges, geliebtes Brüderchen ist tot, auf schreckliche Weise umgekommen.

Als die Spanier, ihre Landsleute, an jenem Abend den Deutschen in dem ganzen Hause nicht fanden und errieten, daß Isabella ihm zur Flucht behilflich gewesen, da rissen sie, in wilder Wut darü-

[1]) Ich habe diesen Uebergang in meinem Büchlein „Unter der Fahne Napoleons", Verlag von E. Biermann in Barmen, Preis 1 Mk., genauer beschrieben und berichte hier nur so weit, als es zum Verständnis der Erzählung nötig ist.

ber, daß ihnen ihre Beute entschlüpft war, das Kind aus der Wiege und schleuderten es gegen den Boden, daß es sofort den Geist aufgab.

In diesem Zustande fand Isabella am anderen Morgen ihren Liebling. In wilder Verzweiflung riß sie ihn vom Boden und nannte wohl tausendmal seinen Namen, um ihn zum Leben zurückzurufen. Aber er war und blieb tot. Da warf sie sich auf die Erde und weinte und jammerte tagelang. Dann bestattete sie das Brüderchen und schwur, Rache zu nehmen an dem Feinde, der all das Elend und Entsetzen über ihr Vaterland gebracht hatte.

In Männerkleider gehüllt, trat sie den Weg in das Lager der Engländer an, um unter ihnen im Kampfe gegen die Franzosen auch ihr Leben auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern.

Unbehelligt war sie bis ins Lager der Engländer nach St. Jean de Luz gekommen, und als ihr dort gesagt worden, ein Teil der Nassauer, darunter auch Wilhelm Kübler, sei gefangen in Bayonne zurückgeblieben, da beschließt die mutige Spanierin, dorthin ihre Schritte zu lenken, um mit Hintansetzung ihrer Freiheit und ihres Lebens ihren Geliebten zu retten.

Nun hat sie ihr Ziel, leichter als sie gedacht, erreicht. In stiller Seligkeit hält sie Küblers Hand gefaßt. — —

Plötzlich entsteht auf der Straße Lärm. Erschreckt blicken beide hin und sehen, wie zwei französische Soldaten des Weges daherkommen. Eiligst will Kübler mit der Geliebten die Flucht ergreifen. Doch schon ist ihre Spur entdeckt; eine Kugel durchschneidet die Luft und trifft Isabella mitten in die Brust. Mit dem Ausruf: „Lebe wohl, du mein Geliebter!" stürzt sie Kübler in die Arme.

Sanft bettet er sie neben sich auf den Rasen, dann reißt er die Pistole heraus und trifft einen der Franzosen mit sicherem Schusse, daß er lautlos zusammenbricht. Währenddessen ergreift der andere die Flucht.

Und nun kniet Wilhelm Kübler bei der zu Tode getroffenen Geliebten nieder und bedeckt ihr Angesicht mit heißen Küssen. „Stirb mir nicht, Isabella, mein süßes Lieb!" fleht er; endlich schlägt sie die Augen auf, lächelt ihm innig zu und spricht: „Laß mich heim zu Vater und Mutter und zu meinem Carlos. Gott geleite dich zu den Deinen! Streite für die Freiheit und das Recht! Auf Wiedersehen da oben!"

Ihr gebrochener Blick wendet sich gen Himmel, ihre erstarrte Hand umklammert ihn noch einmal fest im Todeskampfe, und dann ist es vorbei mit dem Leben der Blume des Südens, die der Kriegessturm so frühe geknickt.

Unser Nassauer Krieger aber kniet noch lange, lange neben der Leiche, dann rafft er sich auf und schreitet von dannen. Am Abend kommt er zu seinen Landsleuten, die bald darauf das Schiff der Heimat entgegenträgt.

Sein Freund Heinrich Daufter aus Kirberg findet sein Minchen wieder, das in Treue seiner geharrt, auch Wilhelm Kübler kommt zu den Seinen nach Heringen, die ihn mit inniger Freude empfangen.

Still für sich, wie er immer gewesen, hat er sein früher gewohntes Leben weitergeführt, ohne einen eigenen Hausstand zu gründen.

Aber noch heute können sich die Leute in Heringen auf den Küblers-Vetter deutlich besinnen, namentlich deshalb, weil er so schön aus dem spanischen Kriege zu erzählen gewußt hat.

Manche Leute wollen wissen, er habe seinen Bericht oft mit Thränen in den Augen geschlossen.

Und warum sollen wir es nicht glauben? Er hatte ja dort sein Liebstes verloren.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Am 27. November „Närodal", Oper in 1 Aufzug von Otto Dorn. Die Handlung spielt am Närodalfjord in Norwegen und bietet ein Stück echt nordischen Volkslebens. Der junge Bauer Henrik verliebt sich in Ingeborg, der Sommerwirtin Helga blonden Pflegling, die er vor den Nachstellungen des brutalen Jägers Berwalt beschützt hat. Nun aber hat Helga selbst ein Auge auf den stattlichen Bauern geworfen; leidenschaftlich giebt sie ihre Neigung zu erkennen. Als Henrik sie zurückweist und sie in Ingeborg ihre Nebenbuhlerin sieht, jagt sie die Waise vom Hofe; diese aber wird sofort von Henrik als seine Verlobte heimgeführt. Da nähert sich der gedemütigte Jäger der Rachedürstenden. Er bewegt sie, der Aufforderung des Sennbuben Arne Folge zu leisten und den beiden Verlobten auf ihrem Wege zur Pfarrersfrau ein Fest zu geben. Er aber will die Brücke, die von der Höhe herab zu Helgas Hause führt, heimlich durchhauen, daß das Paar beim Betreten in die Tiefe stürzt. Die Bäuerin holt selbst die Axt, und er vollführt das teufliche Werk. Bald naht das Volk und beginnt den Ringeltanz; der Spielmann Toffi geigt und singt dabei zufällig die Ballade von der „tanzenden Königin", in der Helga sich selbst erkennt. Wild stürzt sie sich mit in den Reigen, aber in dem Taumel vertanzt sie die Rache. Als Henrik und Ingeborg sich der verhängnisvollen Brücke nähern, ergreift die Bäuerin Angst vor dem Verbrechen, sie reißt sich von dem sie zurückhaltenden Berwalt los und stürzt den Arglosen, halt rufend, auf die Brücke entgegen, die mit ihr zusammenkracht.

Das Motiv ist packend, die Verse sind wohllautend, und die Musik ist stimmungsvoll. Schon die Ouverture bereitet mit ihrem Wogen und Rauschen auf das Spiel der Leidenschaften vor. Im ersten Teil der Szenenmusik wiegt allerdings das Instrumentale zu sehr vor, die Vokalisation ist schwach, alles erscheint mehr auf das Lyrische zugespitzt. Sobald aber Helga die Bühne betritt, wird es anders; die Effekte steigern sich von Szene zu Szene, bis mit einem gewaltigen Schlage alles stillsteht und dann leise verklingt. Die Künstler thaten ihr Bestes. Frl. Brodmann sang und spielte die eifersüchtige Bäuerin lebensvoll, echt leidenschaftlich, Frl. Müller die sanfte Ingeborg mit Wärme und Innigkeit. Herrn Klarmüllers (Henrik) schönes Organ erfreute; nur sein Spiel hätte etwas gelenkiger sein dürfen; Herrn Müllers Berwalt war eine Leistung, wie wir sie von dem bedeutenden Künstler gewöhnt sind. Frl. Sedelmaier war ein vortrefflicher Sennbub und Herr Winkel ein stimmbegabter Spielmann. Seine Ballade war neben dem Terzett der 5. Szene mit das Schönste, was die kleine Oper bot. Auch der Chor that wacker seine Schuldigkeit. Dazu kam die Exaktheit der orchestralen Ausführung.

Otto Dorn, als Tonkünstler und Musiklehrer längst ehrenvoll bekannt, durfte sich also auch hier als Dichter

und Komponist eines schönen Abends erfreuen. Das Publikum rief ihn, der nebenbei bemerkt, schon fast zwanzig Jahre in Wiesbaden wohnt, mehrmals hervor, und der verdiente Lorbeer ward ihm zu Teil.

An demselben Abend: „Das Mädchen von Navarra". Lyrische Episode in 1 Akt. Dichtung von J. Clairetie und H. Cain. Musik von J. Massenet. Deutsch von Max Kalbeck. Die Handlung spielt während des blutigen Bürgerkrieges zwischen Republicanos und Carlistas in Spanien, in den navarresischen Bergen, anno 1874. Anita, ein armes Bauernmädchen, und Araquil, ein reicher Pächterssohn, zugleich Sergeant im Regierungsheere, lieben sich, können aber nicht zusammenkommen, da Remigio, der alte Pächter, nicht damit einverstanden ist. Geld also muß Anita haben. Da erbietet sie sich dem geschlagenen General Garrido, nächtig ins Karlistenlager zu schleichen und den gefährlichen Anführer um klingenden Lohn zu ermorden. Als Araquil unter zweideutigen Reden seiner Kameraden davon hört, daß seine Geliebte sich entfernt hat, mutmaßt er sich verraten und stürzt hinter ihr drein. Anita vollzieht ihr Werk und kehrt zurück; gleich darauf aber bringt man auch den von den feindlichen Vorposten tödlich verwundeten Araquil. Anita darf ihm ihre That nicht gestehen; sie verwünschend, stirbt er, und auf seiner Leiche stürzt dann auch das arme, wahnsinnig gewordene Mädchen zusammen. Ein krasses Motiv, aber eine echt wahrheitstreue Szene aus jener greuelvollen Zeit, eine Szene voll südlicher Leidenschaft und wildem Feuer. Dazu die erregende, stürmende Musik, das bewegte Leben auf der Bühne, die von Soldatengestalten kaum leer wird, das Geschieße des Gefechts, das Gelärm des Lagers u. s. w.

Die Titelheldin gab Madame de Nuovina aus Paris, ein berühmter Gast, ganz Feuer, ganz Leidenschaft in Sang und Spiel, vollendet in Gebärden und Bewegungen und mit vornehmer Stimme. Einen würdigen Partner hatte sie in Herrn Kalisch (Araquil). Die übrigen Rollen, der würdige General (Herr Bachmann von der Berliner Oper), der starrköpfige Pächter Remigio (Herr Schwegler), der Bonvivant Hauptmann Ramon (Herr Henke) und der lustige, trunkene Bänkelsängerllnteroffizier Bustamente (Herr Adam), wurden trefflich charakterisiert, Soldaten und Volkschor nicht zu vergessen. Das Orchester unterstützte wirkungsvoll. Somit war auch dieses Operchen ein Treffer, und der Gast heimste zugleich für Dichter, Komponist und Uebersetzer die Ehrungen mit ein.

Wir vergessen nicht Szenerie und Kostümausstattung. In „Närodal" die prächtige nordische Fjordumgebung, in der „Navarraise" die schöne Berglandschaft, das Hochthal mit den schneebedeckten Pyrenäengipfeln. Dazu die malerischen norwegischen Volkstrachten dort und hier die bunten Uniformen der spanischen Regierungsarmee vor dreißig Jahren; es war bis ins Detail zutreffend, alles echt, alles zeitcharakteristisch.

Am 23. November ging als 1. diesjährige Volksvorstellung „Nathan der Weise" in Szene; als 2. soll am 30. „Kabale und Liebe" folgen. — — —

Die Herren Hofschauspieler Hanns Schreiner und Hermann Vallentin eröffneten am 27. November in dem Saale des Taunushotels ihre poetischen Abendvorträge. Es kamen nur Wiesbadener Dichter zum Worte, manche auch unsern Lesern gut bekannte. Der Saal war gefüllt, und das Publikum nahm das Gebotene sehr beifällig auf.

---

* **Friedrich Wilhelm Raiffeisen** in seinem Leben, Denken und Wirken im Zusammenhang mit der Gesamtentwickelung des neuzeitlichen Genossenschaftswesens in Deutschland. Von Prof. Dr. M. Faßbender. 283 S. Berlin, P. Parey. — Was der westerwälder Bürgermeister Raiffeisen für die Sozialreform gethan hat, das ist männiglich bekannt. Weniger bekannt ist, wie der Mann und wie sein Werk wurde. Das erfahren wir durch das vorliegende Buch. Der Freund und Mitarbeiter des großen Volksfreundes hat es trefflich verstanden, zu zeigen, wie Raiffeisens Werk aus den Umständen heraus geboren wurde, wie er selbst in den Kreis der für das Wohl der leidenden Menschenbrüder thätigen Volksheilande eintrat, wie sein Charakter, seine religiöse und seine Weltanschauung seine Schöpfung beeinflußten und welche Bedeutung er für die große Reformbewegung überhaupt hatte. Schreiber dieses, der Raiffeisen persönlich kannte, steht nicht an, zu erklären, daß der Verfasser den eigenartigen, nicht leicht richtig zu beurteilenden Mann seinem Wesen nach verstanden und unparteiisch in seinen Licht- und Schattenseiten dem Leser vorgeführt hat. Ganz vorzüglich ist es, daß er ihn mitten in seine Zeit hineinstellte und ihn aus und nach ihr charakterisierte. Das stete Inbeziehungsetzen zu den übrigen Reformern und ihren Bestrebungen läßt am besten das erkennen, was an Raiffeisens Werk selbständig und besonders wertvoll ist. Nicht minder lesenswert ist die Schilderung der Entwickelung der Raiffeisenschen Schöpfung nach des Begründers Tode, da sie von den Fesseln der Einseitigkeit, welche sie aus Pietät gegen den bedeutenden Mann getragen, sich befreite und nun erst recht dem Volke zu gute kam. Mit dem gründlichen Buche ist nicht nur Raiffeisen und seinen „Ländlichen Darlehnskassen" ein geschichtliches Denkmal gesetzt, sondern es ist auch dem Soziologen ein ganz vorzüglicher Beitrag zum Studium der Entwickelung des Genossenschaftswesens in klarer und allgemein verständlicher Fassung geboten, zumal ein umfängliches Litteraturverzeichnis über die Gesamtmaterie beigefügt ist, und endlich sind Richtschnuren zur künftigen zielbewußten Fortentwickelung der segensreichen Institution in dankenswerter Weise angegeben.

* **Aus dem Rucksack des Christkindchens.** Neue Volksmärchen, gesammelt und erzählt von Dr. Th. Krausbauer (Odo Twiehausen). Mit Bildern von E. Büsgen, F. Nitzsche, O. Schwindrazheim und Prof. K. Sutter. 40 S. P. 2,50 Mk. Weilburg, H. Zipper. — Es ist bekannt, daß die, welche den lieben Kleinen zu Weihnachten ein Bilderbuch schenken wollen, oft in Verlegenheit kommen. „Für Kinder ist das Beste eben gut genug", sagt unser Altmeister Wolfgang der Große. Aber wo ist das Beste? Nun, wir weisen hiermit auf obiges Weihnachtsbilderbuch, das dazu gehört, hin. Ein mustergiltiger, einheimischer Erzähler, der zugleich tiefer Kenner der Kindesseele und ihrer Regungen ist und der die Saiten in ihr klingen zu machen versteht, er bietet uns, wie schon mehrmals zuvor, eine treffliche Auswahl kindlich verständiger, gemütstiefer und ethisch wertvoller Märchen, die den weiteren Vorzug haben, daß sie aus dem Volke selbst gesammelt und völlig neu sind. Vier hochbedeutende Illustrationskünstler, darunter zwei (Frl. Büsgen u. Maler Nitzsche) einheimische, haben sich zusammengethan, um durch prächtige (schwarze und chromolithographische) Darstellungen auch äußerlich auf die Anschauung zu wirken. Und auch der wackere Verleger ist ein Einheimischer. Wer also dem eigenen oder einem anderen Kinde eine Freude bereiten will, der greife nach diesem wunderschönen, Auge und Herz erhebenden Bilderbuch und lege es dem Kleinen auf den Bescherttisch.

Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg. Wir erhalten aus Hohenburg folgende Mitteilung: Das Befinden S. Kgl. Hoheit des Erbgroßherzogs von Luxemburg, Erbprinzen von Nassau ist, abgesehen von den Folgen des seinerzeit erlittenen Unterschenkelbruchs, die natürlich noch nicht ganz überstanden sein können, ein sehr gutes. Alle anderen, vorstehendem widersprechenden Gerüchte entbehren jeglicher Begründung.

Generalsuperintendent a. D. Ernst †. Am 21. November starb zu Boppard Generalsuperintendent a. D. Dr. theol. Karl Ernst. Er war am 27. September 1834 zu Drommershausen bei Weilburg als Sohn des dortigen Lehrers geboren, wurde nach Absolvierung seiner Studien 1856 Vikar zu Nastätten, 1861 zweiter Pfarrer und Seminarlehrer zu Herborn, 1863 Pfarrer der reformierten Gemeinde zu Barmen-Gemarke, 1870 erster Pfarrer in Herborn und Seminarlehrer, dann Dekan, 1871 Professor und Seminardirektor, 1882 als Nachfolger des Bischofs Wilhelmi Generalsuperintendent der nassauischen Kirche. In 1897 legte er sein Amt nieder, um sich nach Boppard zurückzuziehen. Ernst gehörte der streng kirchlichen Richtung an. Seine Bestattung vollzog sich unter großer Teilnahme der nassauischen Geistlichkeit.

Am 12. November starb zu Wiesbaden Prinz Heinrich zu Waldeck und Pyrmont, Geschwisterkind mit dem verstorbenen Fürsten Georg von Waldeck,

geboren am 20. Mai 1814, vermählt seit 1881 mit Auguste geb. Gräfin von Isenburg-Philippseich.

Am 22. November wurde der Landmann Georg Becht zu Delkenheim 100 Jahre alt, bei guter Gesundheit und rüstiger Arbeitskraft. „No Schorsch," sagte ein dreißig Jahre „jüngerer Alter" unlängst zu ihm, „wanns de dei'n hunnertjärije Gebortsdoog feiersch, dann mache mer awwer emool aans." Und was entgegnete der Wackere? „Wanns du des nor noch erlebst." — Die Ehrung des alten Mannes war herzlich und allgemein.

Der Champagner-Prozeß Moët & Chandon gegen Söhnlein & Co. ist nun doch am 13. November vor dem Landgericht Wiesbaden zur Verhandlung gekommen. Das Gericht beschloß, die Entscheidung auf den Grund des Klageanspruchs zu beschränken und das Urteil am 4. Dezember zu fällen.

„Gediehen ist der weiße Wein, der rote ist geraten." Der diesjährige Wein, so heißt es aus den Weingegenden unseres Landes, namentlich aus dem Rheingau, wird gut, teilweise sogar vorzüglich, nach Qualität und vielfach auch nach Quantität.

Die neue Schlachthausanlage zu Limburg ist dem Verkehr übergeben worden.

Zu Flörsheim ist der Grundstein zu einem neuen Krankenhause gelegt worden.

Im Oberwesterwaldkreise sind im letzten Lustrum 29 neue Schulhäuser und 44 Hochdruckwasserleitungen errichtet, bezw. angelegt worden. So etwas ehrt die Kreisleitung ungemein.

Der Neubau des Kurhauses zu Wiesbaden ist dem Architekten Prof. v. Thiersch in München übertragen worden, da der Stadtbaumeister, Baurat Genzmer durch andere städtische Hochbauten zu sehr in Anspruch genommen ist.

Das alte Badhaus zum Adler zu Wiesbaden, an der Langgasse, ein umfangreiches Besitztum, das von der Stadtgemeinde erworben wurde, ist nunmehr schon zum Teil niedergelegt worden. An seiner Stelle soll ein neues, nach allen Regeln und mit allen Errungenschaften der modernen Balneotechnik gebautes, bezw. versehenes städtisches Badhaus erstehen.

Die Lahn soll kanalisiert werden. Die Firma Havestadt und Contag in Wilmersdorf hat auf Rechnung der beteiligten Städte von Wetzlar abwärts ein Projekt ausgearbeitet, und die beteiligten Faktoren sowie die Behörden werden zu einer Generalversammlung zu Limburg im April von 1903 eingeladen. Hoffentlich giebt es keine Kanalvorlage-Verhandlung wie im preußischen Landtage.

Zu Langenschwalbach wird ein neues Moorbadehaus mit einem Aufwande von 300 000 Mark erbaut.

Die erste Meisterprüfung im Bezirke der Handwerkskammer Wiesbaden erfolgte am 7. November zu Wiesbaden. Der Prüfling, Bäckermeister P. Bücher daselbst, bestand mit „sehr gut" und „gut".

Nassauischer Geschichtskalender.

3. Dezember.

1727. Fürstin Dorothea Johanna von Nassau-Dillenburg, Witwe des 1724 verstorbenen Fürsten Wilhelm stirbt. Sie war eine Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Plön und am 24. Dezember 1676 geboren.

1813. Wilhelm Friedrich, Prinz von Nassau-Oranien (der spätere König Wilhelm I. der Niederlande), erscheint aus England wieder in den Niederlanden, um zu Amsterdam die Regierung zu übernehmen, während der preußische General von Bülow die Franzosen aus dem Lande treibt.

8. Dezember.

1728. M. Christian Philipp Leutwein stirbt als Superintendent zu Waldburg im Hohenlohischen. Er war 1652 zu Wertheim geboren, und hatte von 1685 bis 1690 als Inspektor, Konsistorialrat und erster Pfarrer in Wiesbaden gestanden. Er war auch Schriftsteller.

1871. Herzogin Therese von Oldenburg, älteste Schwester des Großherzogs Adolf von Luxemburg stirbt. Geboren am 17. April 1814, vermählte sie sich 1837 mit Herzog Peter (geb. 1812, gest. 1881), dem sie fünf Kinder schenkte.

13. Dezember.

1561. Graf Johann III. zu Nassau-Beilstein stirbt als der letzte dieser nassau-ottoischen Seitenlinie. Er war seit 1513 Nachfolger seines Vaters Johann II. Nach seinem Tode fiel sein Gebiet an Nassau-Dillenburg, das dadurch alle ottoischen Lande vereinigte.

1801. Johann Andreas Heydenreich, Inspektor, erster Stadtpfarrer und Konsistorialassessor, stirbt zu Usingen. Am 11. Februar 1736 geboren, ward er 1762 Pfarrvikar in Adolfseck, 1764 Subkonrektor in Idstein, 1772 zweiter und 1787 erster Stadtpfarrer und Konsistorialassessor in Wiesbaden, bis er 1792 nach Usingen ging.

Briefkasten.

Dr. G. K. in W. Besten Dank. Ihrem Wunsche hoffen wir zu willfahren.

G. H. in H. Mit Abänderungen aufgenommen.

W. G. in F. Miszelle dankend angenommen.

W. Sch. in F. Kommt in nächster Nummer.

K. J. in S. Dankend erhalten. Freundlichen Gruß.

E. F. in S. Dankend angenommen.

P. Ch. K. in H. Leider nicht verwendbar.

W. M. in A. Müßte von Ihnen ev. teilweise geändert werden.

Redaktionsschluß: 28. November.



№ 21. Wiesbaden, den 16. Dezember 1902. 3. Jahrgang.

Erscheint am 1. und 16. jeden Monats im Umfange von 12—16 Seiten. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei den Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5245) und Buchhandlungen Mk. 1.20, beim Bezug unter Kreuzband direkt vom Verlag Mk 1.50. Einzelne Nummern kosten 30 Pf. Inserate werden mit 25 Pf. pro viergespaltene Petitzeile berechnet.

Am Weihnachtsabend.

Feierlich verkünden wieder
Glocken die Geburt des Herrn,
Kinder singen Weihnachtslieder
Um des Christbaums lichten Stern.
Denn das Kind, das einst geboren
Ward in dieser heil'gen Nacht,
Hat den Himmel, der verloren,
Hat uns Glück und Heil gebracht.

Menschensohn, dein Haupt zu legen
Hattest du auf Erden nicht;
Doch es strömte Licht und Segen
Dir vom edeln Angesicht.
Selig priesest du die Armen,
Segnetest die Kinder auch,
Zeigtest göttliches Erbarmen,
Liebe bis zum letzten Hauch.

„Friede, Friede sei auf Erden!"
Klingt der Weihnachtsgruß noch heut'
Laßt uns wie die Kinder werden,
Die des Christbaums Glanz erfreut.
Dann tilgt unsre Erdenmängel
Aus der Brust das Christuskind;
Selig preisen alle Engel
Die, so reinen Herzens sind.

Theodor Gesky

Die letzten Prinzessinnen von Nassau-Usingen.

4) Von Dr. C. Spielmann. (Schluß.)

Friedrich von Bismark widmete sich mit Eifer seiner militärischen Laufbahn. Den Feldzug von 1809 gegen Oesterreich machte er mit Auszeichnung mit, wobei ihn sein Wagemut mehrmals in Lebensgefahr brachte. Er rückte zum Major auf. In den Jahren 1809/10—11/12 kam die Herzogin jedes Jahr dreimal je vierzehn Tage nach Frankfurt, um den Gatten dort ein längeres Beisammensein zu ermöglichen, was diese denn auch reichlich benützten. Den Herzog sah Bismark nie. Der Heerzug nach Rußland in 1812 trennte die Liebenden wieder, diesmal für lange Zeit. Bismark kämpfte in zahlreichen Gefechten und Schlachten; nach der Mordschlacht bei Borodino, in der vier Fünftel seines Regiments blieben, wurde er Oberstleutnant. In Moskau machte er ein schweres Nervenfieber durch; auf dem schauerlichen Rückzuge war er wiederholt krank, erschöpft, dem Tode nahe und wurde von den Kosaken total ausgeplündert. Beim Uebergang über die Beresina verlor er seine treuen Diener. Dennoch rettete er sich bei Tilsit über die Grenze und führte die Reste der Württemberger — 1400 von 19500 — in die Heimat zurück, wo er im Februar 1813 anlangte. Ein heftiges Wechselfieber überkam ihn; trotzdem zog er wieder mit ins Feld nach Sachsen. Dort verließ ihn merkwürdiger Weise die Krankheit. Er machte die Schlachten bei Lützen, Bautzen und Leipzig und den Uebergang zu den Verbündeten in letzterer Schlacht mit und wurde zum Chef des Generalstabs der Kavallerie ernannt. Als solcher nahm er weiter am Feldzug in Frankreich teil und zog 1814 mit in Paris ein. Als Oberst kehrte er zurück und blieb dann im Herbste von 1814 mit seiner Gemahlin drei Wochen lang vereinigt, das erste Mal seit drittehalb Jahren. Dann machte er auch den Feldzug von 1815 mit und stieg hoch in der Gunst des Königs Friedrich von Württemberg, der ihn am 8. April 1816 in den Grafenstand erhob.

Die Hoffnung Bismarks, durch seine hervorragenden kriegerischen Thaten den Herzog Friedrich August zu versöhnen, erfüllten sich nicht. Letzterer starb am 24. März 1816; seine Wittwe und Töchter räumten die Residenz Biebrich dem neuen Herzoge Wilhelm von der Weilburger Linie und zogen sich auf den ihnen verbliebenen Wittwensitz, Schloß Reichardshausen bei Hattenheim zurück. Bismark eilte sofort dorthin. Im September zog die Familie nach Frankfurt, und dort verstarb die Herzogin Luise bereits am 17. November 1816, 65 Jahre alt, tief betrauert von ihren Kindern und von den Bewohnern von Biebrich und Usingen, denen sie bis zuletzt viel Gutes erwiesen hatte.

Die Prinzessinnen Auguste und Friederike — Luise war schon vor vier Jahren gestorben — trennten sich nun. Erstere zog nach Mannheim; kurze Zeit darauf, nachdem ihr Schwager, Markgraf Friedrich von Baden gestorben war, folgte sie der Einladung ihrer Schwester Christiane, die ihr in Karlsruhe ein Heim anbot. Sie beschloß hier zu bleiben, um dem Gatten näher zu sein. Bismark kam herüber, und nun zum ersten Mal nach zehnjähriger Ehe waren die Gatten ein volles Jahr beisammen, in Karlsruhe oder in dem Hause, das sie zu Baden-Baden erworben hatten. Der Graf erhielt den ehrenvollen Auftrag, die württembergische Kavallerie zu reformieren, und er unterzog sich dieser Aufgabe mit ebensoviel Eifer als Geschick. Auch verfaßte er eine Reihe vorzüglicher militärischer Werke. Dadurch stieg er im Ansehen des Königs immer höher; 1819 wurde er Generalmajor, 1820 Gesandter am badischen Hofe, 1825 ebensolcher bei Preußen, Sachsen und Hannover mit Beibehaltung seines Postens in Karlsruhe, 1830 Generalleutnant, schließ. General der Kavallerie, womit er die höchste militärische Würde, die es in Württemberg gab, erreicht hatte.

Prinzessin Auguste — diesen Titel führte sie offiziell, und unter ihm wurde sie auch im nassauischen Staatshandbuche geführt — lebte endlich auf. Sie beteiligte sich wieder an den Hoffestlichkeiten mehr aber noch an den Werken der Wohlthätigkeit und war rasch allenthalben beliebt. Schmerzlich mußte sie den Verlust ihrer Schwestern empfinden: 1821 starb die arme, einsame Karoline, 1822 die ebenso vereinsamte Friederike, 1829 endlich Christiane. Von letzterer war sie zur Erbin eingesetzt worden. So bezog Auguste das Palais beim Karlsthore, das prächtig eingerichtet war und einen großen Park hatte; Neueberstein trat sie dem Großherzoge ab.

Noch mehr als sechzehn Jahre lebte die Prinzessin an ihres Gatten Seite in einem Zirkel fein gebildeter, ästhetisch veranlagter Personen beiderlei Geschlechts. An ihrem 65. Geburtstage, 30. Dezember 1843, traf sie ein Schlaganfall, der die linke Körperseite lähmte. Sofort wurden Badekuren unternommen, die auch teilweise Hebung der Körperkraft bewirkten. Doch traten mit der Zeit heftige Brustkrämpfe hinzu, die sich zuletzt oft wiederholten. Einem solchen erlag die Prinzessin am 16. Juli 1846 zu Wildbad, zum größten Schmerze des Gemahls, der all seine freie Zeit an ihrem Siechbette verbracht hatte.

Die Leiche wurde von dem Grafen sofort nach der Fürstengruft zu Usingen übergeführt. Sie kam

in der Nacht vom 18. zum 19. dort an. Alte Usinger behaupten, man habe die Nacht benützt, um bei Passierung des Homburger Gebietes nicht unnötiger Weise Aufsehen zu erregen und unliebsame Erinnerungen zu erwecken. An der Grenze wurde der Wagen mit schwarz dekorierten Pferden des herzoglichen Marstalls bespannt. Herzog Adolf hatte eine offizielle Trauerfeier angeordnet, und somit wurde gegen Morgen des 19. Juli — einem Sonntage — der Sarg unter Glockengeläute und beim Wogen der von überall her zusammengeströmten Menge, die der Letzten ihres alten Fürstenhauses im Tode noch Reverenz beweisen wollte, zunächst ins Schloß gebracht. Um 11 Uhr fand dann die Beisetzung in der Fürstengruft im Beisein des Grafen Bismark und der herzoglichen Kommissare statt. Es war die letzte freie Stelle der Gruft, die belegt wurde.

Graf Friedrich von Bismark hat seine fürstliche Gemahlin noch vierzehn Jahre überlebt. Er starb am 18. Juli 1860.[11]) —

Luise, die vierte Tochter Friedrich Augusts, wurde am 18. Juli 1782 geboren. Die Schicksale der neunziger Jahre und der Folgezeit, wie sie das nassau-usingische Haus berührten, erlebte sie gleich den älteren und jüngeren Schwestern. Sie blieb unvermählt; die merkwürdigen Erlebnisse der älteren Geschwister mochten ihr die Ehe nicht als beneidenswert haben erscheinen lassen. Auch war sie, wie es scheint, oft kränklich. Sie starb, noch nicht ganz 30 Jahre alt, am 27. Juni 1812, also noch vor den Eltern, zu Biebrich und wurde am 29. Juni in der Usinger Gruft beigesetzt.

Friederike, die jüngste der fünf Geschwister, erblickte am 21. Februar 1784 das Licht der Welt. Auch sie blieb unvermählt. Als die Eltern gestorben waren, wohnte sie zu Reichardshausen, und später wurde ihr von Herzog Wilhelm das Usinger Schloß zur Residenz angewiesen. Bewohnt war dieses in den Jahren 1803—1815 von der Witwe des letzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, Marie Franziska (geboren am 2. November 1761, gestorben am 2. Februar 1838), einer geborenen Prinzessin von Montbarrey. Diese verließ Usingen nach der Restauration der Bourbonen und wohnte seitdem in Paris, erschien später aber noch mehrere Male in ihrer Adoptivheimat. Prinzessin Friederike lebte einsam mit ihrer Kammerfrau in ihrem Ahnenschloß. Ein verstorbener alter Freund, aus Wehrheim gebürtig, erzählte mir oft, daß er die beiden alten Damen mit ihren großen Sommerhüten und ihren Schoßhündchen auf dem Arme nach Wehrheim spazieren gesehen habe. Prinzessin Friederike starb am 18. Juli 1822, 38 Jahre alt; beigesetzt wurde sie am 20. Juli in der Fürstengruft.

Das Schloß zu Usingen hörte seitdem auf, Residenz zu sein. Es diente zumeist als Beamtenwohnung. Im Jahre 1831 wurde das Hofgericht hinein verlegt, im Jahre 1851 das Lehrerseminar. —

Ueberblicken wir nun noch einmal das Schicksal der sieben letzten Usinger Prinzessinnen, so will es fast scheinen, als ob das alte Haus unerbittlich dem Aussterben geweiht gewesen sei. Die Fürsten Karl Wilhelm und Friedrich August, kräftige Männer, verbürgten menschlichem Ermessen nach die Dauer der Dynastie für lange hinaus. Aber dem einen stirbt ein Söhnchen jung, und der andere verliert zwei als Säuglinge, und kein Ersatz wird ihnen. Auf den Töchtern aber ruht es wie Unsegen; sie sind kinder- oder ehelos. Einzig die ältere Tochter Karl Wilhelms, Karoline von Hessen wird Mutter eines zahlreichen Geschlechts; die jüngere, Luise, bleibt unvermählt, obwohl sie ein hohes Alter erreicht. Zwei der Töchter Friedrich Augusts entsagen ebenfalls dem Eheleben und müssen schon in den besten Lebensjahren die Erde verlassen. Die drei anderen vermählen sich; aber zwei von ihnen scheiden sich, die eine vom Manne ihrer Wahl, die andere von dem ihr aufgedrängten Gatten. Während die eine an Leib und Seele gebrochen hinsiecht, findet die andere endlich ihr Glück an der Seite des geliebten Erwählten. Der dritten ist erst im Laufe der Jahre eine stille Zufriedenheit in der Ehe beschieden worden, welch letztere aber leider nicht lange dauerte. Allen dreien jedoch sind die Mutterfreuden versagt geblieben.

Am 30. Mai 1845 verschied in Rumpenheim die letzte Tochter Karl Wilhelms; am 19. Juli 1846 wurde die letztüberlebende Tochter Friedrich Augusts in der Väter Gruft beigesetzt; mit beiden starben die letzten Sprossen des usingischen Astes am walramischen Stamme, nachdem schon mehrere Jahre vorher der weilburgische Erbe des Herzogtums, Herzog Wilhelm, in der Blüte der Jahre abberufen worden war. —

Die alte usingische Fürstengruft! An die ehrwürdige Stadtkirche ließ nach dem Tode des Fürsten Karl dessen Sohn und Nachfolger, Fürst Karl Wilhelm, einen Gruftanbau herstellen. Der Eingang ist beim Altar; eine große Doppelthüre, mit dem nassau-usingischen Wappen geziert, verschließt ihn. Wird er geöffnet, dann erblickt man in dem dunkeln Gewölbe beim Scheine des Lichtes, teils noch mit Prunkdecken versehen, 15 Särge. Sie bergen, von unten nach oben gezählt:

1. Fürst Karl, gestorben zu Biebrich am 21. Juni 1775, beigesetzt am 20. Juli 1775;
2. Prinz Friedrich Wilhelm, gestorben zu Usingen am 17. August 1780, beigesetzt am 18. August 1780;
3. Prinzessin Hedwig Henriette, gestorben zu Frankfurt am 17. November 1786, beigesetzt am 19. November 1786;
4. Prinz Friedrich Karl, gestorben zu Frankfurt am 29. September 1787, beigesetzt am 30. September 1787;
5. Prinz Johann Adolf, gestorben zu Wiesbaden am 10. Dezember 1793, beigesetzt am 14. Dezember 1793;
6. Fürst Ludwig zu Nassau-Saarbrücken, gestor-

[11]) Er verheiratete sich noch einmal am 6. April 1848 mit Amalie Julie Thibaut aus Gemsheim in Baden, (geboren am 4. Juli 1824), die noch lebt. Die zweite Gemahlin schenkte ihm zwei Kinder, den Grafen August von Bismark, (geboren am 5. April 1849), Großh. badischer Kammerherr und Königl. preußischer Major a. D., und die Gräfin Klara, (geboren am 12. Dezember 1851), vermählt mit Oberst-Divisionär Wille zu Mariafeld b. Zürich.

ben zu Aschaffenburg am 2. März 1794, beigesetzt am 5. März 1794;
7. Fürst Karl Wilhelm, gestorben zu Biebrich am 17. Mai 1803, beigesetzt am 21. Mai 1803;
8. Fürstin Auguste zu Anhalt, gestorben am 14. Januar 1733, (transferiert aus der Gruft der reformierten Kirche am 11. Oktober 1808);
9. Fürstin Karoline Felicitas, gestorben zu Frankfurt am 8. Mai 1810, beigesetzt am 12. Mai 1810;
10. Prinzessin Luise Marie, gestorben zu Biebrich am 27. Juni 1812, beigesetzt am 29. Juni 1812;
11. Herzog Friedrich August zu Nassau, gestorben zu Biebrich am 24. März 1816;[16])
12. Herzogin Luise zu Nassau, gestorben zu Frankfurt am 17. November 1816;[17])
13. Fürstin Karoline zu Anhalt-Köthen, gestorben zu Hochheim am 28. August 1821, beigesetzt am 1. September 1821;
14. Prinzessin Friederike Viktoria, gestorben zu Usingen am 18. Juli 1822, beigesetzt am 20. Juli 1822;
15. Prinzessin Auguste Amalie, gestorben zu Wildbad am 16 Juli 1846, beigesetzt am 19. Juli 1846.

Davon waren 1 der Stammherr, 3 dessen Schwester, 5, 7 und 11 dessen Söhne, 9 die Gemahlin Karl Wilhelms, 12 die Gemahlin Friedrich Augusts, 2, 4, 10, 13, 14 und 15 dessen Kinder, 6 der von den Franzosen aus der Herrschaft vertriebene Brudersohn des Fürsten Karl; wie 8 in die Gruft kam, und woher diese Fürstin stammte, konnten wir nicht ermitteln.

So sehen wir, welch ein groß' Stück heimatlicher Geschichte in dem dunklen Gewölbe der Usinger Fürstengruft schläft, und so lernen wir, daß auch Fürsten allem menschlichen Lose in Leben und Tod unterworfen sind.

[16]) Die Beisetzung des Herzogs Friedrich August ist im Usinger Kirchenbuche merkwürdigerweise nicht angegeben.

[17]) Als Todestag der Herzogin Luise ist im Usinger Kirchenbuche entgegen der Todesanzeige im Nass. Verordnungsblatt, falsch der 20. Oktober, und als Beisetzungstag der 24. Oktober angegeben.

Der Einrichgau.

2) Von Erwin Engert. (Schluß.)

Im Jahre 1361 erfolgte auf Einberufung des Pfalzgrafen Ruprecht des Aelteren, bei dessen Geschlecht sich seit den Zeiten des Hohenstaufenkaisers Konrad III., also seit dem Abgang der Arnsteiner, die Lehensherrschaft über den Einrichgau befand, eine Zusammenkunft der Vertreter der „vier Herren“ sowie ihrer Grenznachbaren „an der stat, die man nennyt zum ahorne“, jedenfalls an der alten Gaugerichtsstätte bei Marienfels. Als Beschluß dieser Versammlung ist uns ein äußerst interessantes Weistum über die Grenzen des Vierherrengerichts und die dazu gehörigen Ortschaften erhalten. *) Damals war Kurtrier mit dem von ihm jedenfalls als Reichslehen erworbenen Orte Kamp (1312) und der Burg Sterrenberg (1320) schon aus dem Gauverband des Einrichs geschieden. Erzbischof Boemund II. hatte etwa um 1354 von Graf Adolf von Nassau-Idstein noch das Gericht Wellmich mit Prath, Lykershausen und Dahlheim gekauft; kurz darauf waren auch die Orte Ehrenthal, Ober- und Niederkestert und Filsen aus Erzstift Trier gefallen, sodaß man im Jahre 1361 noch 75 Ortschaften im „Vierherrischen“ zählte, die sich über den ganzen Einrich verteilten. Auffallender Weise werden in genanntem Weistum auch solche Orte als im Vierherrengericht gelegen und zu diesem Gerichtsbezirk gehörig bezeichnet, die von jeher nur nassauisches Eigentum waren, wie Strüth, Welterod und Lipporn, ebenso mehrere ursprünglich katzenelnbogische Dörfer. In der nächsten Zeit wurden diese jedoch von den übrigen „vierherrischen“ Ortschaften abgesondert, andere wurden von Katzenelnbogen, andere von Nassau durch Austausch oder Kauf erworben. So gelangten bis zum Jahre 1581 von den 75 Orten 21 in katzenelnbogischen, 11 in nassauischen Eigenbesitz, 8 gingen ein, und es waren also damals noch 35 vierherrische Orte vorhanden.

Man kann sich denken, daß in einem Ländchen, über welches vier Herren gemeinschaftlich die Oberhoheit besaßen, ganz eigenartige rechtliche und grundherrliche Verhältnisse walteten, und es ließe sich im einzelnen darüber auch mancherlei erzählen, daß z. B. ein Dorf grundherrlich einem benachbarten Kloster angehörte, während die „vier Herren“ die Gerichtshoheit innehatten, oder daß ein Ort innerhalb seines Dorfberings (der „Bannzäune“) den Grafen von Katzenelnbogen, jedoch mit seiner übrigen Gemarkung gemeinsam den „vier Herren“ angehörte, oder daß ein Dörfchen mit einem Haus im Vierherrengebiet, im übrigen aber in der besonderen Herrschaft eines der „vier Herren“ lag, u. s. w. Diese sonderbaren Verhältnisse, die aber, nebenbei gesagt, in der Blütezeit der deutschen Kleinstaaterei fast allerwärts in ähnlicher Weise angetroffen wurden, bestanden mehr als fünf Jahrhunderte hindurch, bis zum Jahre 1774.

Das katzenelnbogische Grafengeschlecht war inzwischen ausgestorben (1479). Ihm war das landgräflich hessische Haus in seinen gesamten Besitzungen gefolgt; der langwierige hessisch-nassauische (sogenannte katzenelnbogische) Erbfolgestreit hatte bezüglich der Niedergrafschaft keine weiteren Folgen. Auch als sich nach Philipps des Großmütigen Tode

*) Mitgeteilt bei Schliephake, Geschichte von Nassau, Bd. II. Beilage, und bei Conrady a. a. O.

das hessische Geschlecht in mehrere Arme teilte und unter den einzelnen Gliedern derselben mehrfach Streitigkeiten wegen ihres Landbesitzes entstanden, hatten diese keine bleibenden Gebietsveränderungen auf dem Einrich zur Folge, bis zum Jahre 1648, wo zwischen Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel ein Vergleich abgeschlossen wurde, nach welchem der hessische Anteil an der Vogtei Ems (die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zwischen Nassau-Dillenburg und Katzenelnbogen gemeinsam war), sowie das Amt Braubach und das Kirchspiel Katzenelnbogen an Hessen-Darmstadt, dagegen der ganze übrige Teil der Niedergrafschaft und damit auch der Anteil am Vierherrischen an Kassel fiel, welches ihn bald darauf an die neu entstandene Linie Hessen-Rheinfels-Rothenburg abtrat.

Am 27. Juni 1774 wurde das „Vierherrische" endlich geteilt. Die 35 Ortschaften vom Jahre 1581 hatten sich dadurch, daß einige Ortschaften aus dem vierherrischen in speziell hessischen Besitz übergegangen und daß zwei früher getrennte Dörfer (Marienfels und Denighofen) zu einer Gemeinde verschmolzen waren, inzwischen auf 28 herabgemindert. Diese wurden in drei „Quartiere" geteilt, wovon das größte an Hessen, die beiden kleineren an die beiden Hauptäste des Nassauer Fürstenhauses fielen. Das hessische Quartier bestand aus den Orten: Weyer, Ober- und Niederbachheim, Winterwerb, Kehlbach, Oberwalmenach, Rettershain, Lautert, Martenrot, Grebenrot, Egenrot, Langschied, Mappershain, Bettendorf, Ergeshausen, Herold und Nördorf. Das nassau-diezische (nun oranische) Quartier umfaßte die Ortschaften: Bremberg, Ottenhausen, Hunzel, Berg, Marienfels und Ehr, während die Dörfer Dornholzhausen, Dessighofen, Geisig, Singhofen und Obertiefenbach das nassau-saarbrückische (usingisch-weilburgische) Quartier bildeten.

Wir haben nun erfahren, wie der weitaus größte Teil des Einrichs in kurpfälzischen, kurtrierischen, nassauischen und hessischen Besitz zerteilt wurde; es bleibt uns noch übrig nachzusehen, was aus den übrigen Gebietsteilchen geworden ist.

Da ist zunächst, rings von kurtrierischen und hessischen Ortschaften umgeben, das Dörfchen Osterspai am Rhein. Es bestand schon im 12. Jahrhundert und gehörte den Herren von Boland; von denen kam es durch Heirat 1283 an die Grafen von Sponheim, von diesen erbten es die von Hohenlohe und von diesen das Haus Nassau-Weilburg. Von Nassau-Weilburg wurden die Herren von Liebenstein mit dem Ort belehnt, und in diesem Geschlecht vererbte er sich von einer Linie zur andern, bis er zuletzt an die Freiherren von Preuschen von und zu Liebenstein fiel. — Weiter haben wir im Rheinlahnwinkel das kurmainzische Amt Oberlahnstein. Die vogteilichen Rechte, welche, wie wir gehört haben, die Grafen von Nassau anfangs hier besaßen, waren im Lauf der Zeit immer mehr eingeschränkt worden und schließlich ganz in Wegfall geraten. — Lahnaufwärts lag dann eine kleine Grundherrlichkeit, das ehemalige Gericht Nievern, bestehend aus den Orten Fachbach, Miellen und Nievern, wovon aber nur die beiden letzteren Orte links von der Lahn lagen und also zum Einrich gehörten. Sie werden in dem Weistum von 1361 unter den vierherrischen Dörfern mitgezählt, befinden sich jedoch bald darauf in katzenelnbogischem Spezialbesitz. Die Grafen von Katzenelnbogen belehnten später die Herren von Staffel mit dem Gericht Nievern, und von diesen kam es nach ihrem Aussterben (1683) an die Freiherren (später Grafen) von der Leyen. — Ebenfalls in reichsritterschaftlichem Besitz waren die beiden Nachbarorte Frücht und Schweighausen, sie gehörten beide zu den ältesten Besitzungen des Hauses Nassau. Schweighausen befand sich jedoch als gemeinschaftliches Lehen der beiden Hauptlinien des nassauischen Geschlechts nachweislich seit 1427 in den Händen der Freiherren vom und zum Stein, und ebendieses freiherrliche Geschlecht hatte im Jahre 1613 auch Frücht käuflich erworben. — An diese Gebiete der Freiherren vom Stein setzte sich das zwischen Nassau-Oranien und Nassau-Usingen (vor 1778 zwischen der ottoischen und der walramischen Linie) gemeinsame alte Amt Nassau an, mit den Ortschaften Bergnassau, Scheuern, Dienethal, Misselberg, Becheln, Oberwies und Sulzbach. Und als letzte alte Stammgüter des Hauses Nassau sind noch die Vogtei Schönau (Strüth, Lipporn, Welterod) und die Grundherrlichkeit Michlen, wozu nach 1361 noch das früher vierherrische Dorf Endlichhofen gekommen war, zu erwähnen.

Sie waren seit alter Zeit in gemeinsamen Besitz der beiden Hauptlinien des nassauischen Hauses und hießen daher das „Zweiherrische". Auch als die ottoische Linie allmählich aus dem Besitz ausschied, behielt dieser Name noch seine Berechtigung, da die beiden Territorien unter den beiden Hauptzweigen des walramischen Astes gemeinsam blieben, bis im Jahre 1778 Nassau-Usingen seinen Anteil daran an Weilburg abtrat gegen den weilburgischen Anteil am Amte Nassau, dem „Dreiherrischen".

Gehen wir wieder zur Lahn zurück, so kommen wir von Nassau aus sogleich in das Gebiet der Abtei Arnstein, wozu außer der Abtei selbst das Dorf Seelbach und der südlich der Lahn gelegene Teil von Kalkofen gehörte. — Im Winkel zwischen der Lahn und dem Rupbach, hoch auf einem freien Berggipfel liegt dann noch Gutenacker als letztes Dorf nach dieser Seite, das man mit Gewißheit zum Einrich rechnen kann. Es war ums Jahr 1197 noch arnsteinisch, kam aber noch vor 1361 in katzenelnbogischen Besitz, wurde zum Amt (Kirchspiel) Katzenelnbogen geschlagen und fiel damit im Jahre 1648 an Hessen-Darmstadt.

Die Ostgrenze des Einrichs ist, wie angedeutet wurde und wie dies auch oft bei andern Gauen vorkommt, nicht genau festzustellen. Wir nehmen als Grenze den Rupbach, dann den Oberlauf des Dörsbachs und den Oberlauf der Wisper an (Katzenelnbogen und Klingelbach gehörten nicht zum Einrich); nur bei Michelbach reichte der Einrich mit einem schmalen Zipfel bis zur Aar.

Zwei Gebietsveränderungen im Einrichgau haben wir noch zu erwähnen. Die Vogtei Lierschied, die das Stift Gemünden (Westerwald) seit seiner Gründung im 9. Jahrhundert besaß, kam in

Kauf, teils durch Erbschaft an Hessen, und von Kurpfalz gelangte Dorf und Burg Sauerthal durch Verkauf in den Besitz eines Zweiges des Kronberger Rittergeschlechts, vererbte sich von diesem auf die Brömser von Rüdesheim, von diesem an die Freiherren (später Grafen) von Metternich und schließlich an die Freiherren (später Grafen) von Sickingen.

So war der kleine, einst einheitlich verwaltete Einrichgau bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in eine Unmenge verschiedener Länderteilchen zerfallen. Hessen-Rheinfels und -Darmstadt, Nassau-Dillenburg, -Usingen und -Weilburg hatten den Hauptanteil daran; sonst waren an Reichsfürsten noch beteiligt der Kurfürst von der Pfalz, der Kurfürst-Erzbischof von Trier und der Kurfürst-Erzbischof von Mainz, von Reichsrittern der Freiherr vom Stein, der Graf von der Leyen, der Freiherr von Preuschen und der Graf von Sickingen und schließlich noch die Abtei Arnstein.

Doch bald sollte mit diesem bunten Durcheinander aufgeräumt werden.*) Die französischen Revolutionskriege verheerten die Rheinlande. Ohnmächtig sahen die deutschen Fürsten zu, wie die linke Rheinseite vom Reiche losgerissen wurde, und nun sollten deutsche Reichsstände, vornehmlich die geistlichen Fürsten, mit ihrem rechtsrheinischen Besitz den einzelnen deutschen Staaten das zurückgeben, was ihnen der fremde Eroberer geraubt hatte. In der „Reichsdeputation" zu Regensburg wurden über dies sonderbare Ausgleichsverfahren die entscheidenden Beschlüsse gefaßt (1803). Da verschwand auch auf dem Einrich ein großer Teil der kleinen Staatenläppchen. Das kurder letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts teils durch mainzische Amt Oberlahnstein, die hessen-darmstädtischen Aemter Braubach und Katzenelnbogen, das kurpfälzische Unteramt Kaub und den hessen-darmstädtischen Anteil an Ems erhielt der Fürst von Nassau-Usingen, das kurtrierische Amt Wellmich und die Reichsabtei Arnstein (mit Seelbach und dem südlichen Kalkofen) der Fürst von Nassau-Weilburg. Nach der Gründung des Rheinbundes (1806) wurden dann auch noch die reichsritterschaftlichen Gebiete Sauerthal, Osterspai, Nievern und Miellen, Frücht und Schweighausen gleich dem oranischen Anteil am Vierherrischen, am Amte Nassau und an der Vogtei Ems mediatisiert und den nun vereinigten nassau-walramischen Landen einverleibt. Es verblieb also als einziger nicht nassauischer Bezirk auf dem Einrich nur noch die seither hessen-rheinfelsische Niedergrafschaft Katzenelnbogen, die Napoleon für sich okkupiert hatte. Sie umfaßte die Aemter Sankt Goarshausen, Reichenberg, Nastätten und Hohenstein, wovon das letztere allerdings nicht ganz auf dem Einrich lag. Auf dem Wiener Kongreß wurde sie dem Kurfürsten von Hessen zugesprochen. Dieser behielt sie aber nur kurze Zeit, er verkaufte sie an Preußen (1816), und dieses wiederum vertauschte sie an Nassau.

Nach vielem Wechsel war also der Einrich wieder in einer Hand vereint und ist es auch seitdem geblieben. Er umfaßt heute den Kreis Sankt Goarshausen und Teile des Unterlahn- und des Untertaunuskreises. Sein alter Name ist von den Landkarten und aus den Geographiebüchern verschwunden. Nur im Volksmund hat er sich noch erhalten, wenn auch in etwas veränderter Bedeutung, indem die Bewohner der Gegend als „Aa(n)rich" den Landstrich zwischen Rupbach und Mühlbach bezeichnen.

*) Vergl. zum Folgenden die Aufsätze „Der Werdegang des Herzogtums Nassau", Nassovia 1900, und Schliephake-Menzel, „Geschichte von Nassau", Bd. VII, S. 579ff und 591ff.

Die Herren von Merenberg.

2) Von E. Flick. (Schluß.)

Konrad schied bestimmt vor 1264 aus dem Leben. Seine Gemahlin war Guda, auch Jutta genannt; ihre Abstammung ist unbekannt. Ob er Kinder mit ihr zeugte, die ihn überlebten, läßt sich nicht feststellen. In einer alten Eppsteiner Urkunde aus jenen Tagen wird ein Godefridus de Merembergk als Abt des Klosters Hardeshausen, unweit Paderborns, und als Mönch des Klosters Haina genannt; ob er aber ein Sohn Konrads war, muß dahingestellt bleiben, weil jegliche Angaben hierüber fehlen.

Widekind setzte den Stamm fort. Von seiner Gemahlin Kunigunde empfing er zwei Söhne, Hartrad V. und Eberhard; ersterer folgte seinem Vater in der Herrschaft Merenberg, und Eberhard ward um 1258 Domherr zu Speier und Stifter des Klosters Dorlar, unweit von Gießen. Hartrad V. wurde 1257 mit Gertrud, Tochter des Grafen Heinrich II. von Solms, vermählt. Diese Verbindung brachte seinem Hause mancherlei Verdrießlichkeiten. Widekind scheint öfter in Geldverlegenheiten gewesen zu sein, und aus diesem Grunde hatte er seinen Anteil an Burg und Amt Gleiberg dem Solmser Grafen Heinrich um 300 Mark (Pfund) Pfennige verpfändet. Diese Summe wies nun Graf Heinrich seiner Tochter als Mitgift mit der Einschränkung an, daß, wenn ihre Ehe kinderlos bleiben sollte, das Geld an Solms zurückzuzahlen sei. Der Ehe aber entsproßten drei Söhne, und damit waren die Solmser Ansprüche an Gleiberg erloschen und blieben es trotz der Anstrengungen der Solmser, sie zu behaupten.

Als alleiniger Herr trat Hartrad V. 1264 die Regierung an. Während derselben vollzogen sich für ihn und seine Nachfolger mancherlei wichtige Veränderungen. Der Landgraf Ulrich von Tübingen übertrug ihm das Burglehen zu Gießen mit 8 Pfund Pfennigen jährlicher Einkünfte, und Landgraf Heinrich von Hessen, welcher 1265 den Tübinger Anteil an der Herrschaft Gleiberg durch Kauf an sein Haus gebracht hatte, ernannte ihn zum hessischen Burg-

und Lehnsmanne zu Beyberg. Dafür gestattete ihm Hartrad, seine Burgen Merenberg und Gleiberg in Kriegszeiten wie seine eigenen benützen zu dürfen. Die langjährige Fehde mit dem Hause Diez über die oberste Gerichtsbarkeit in dem Gerichtssprengel Neunkirchen ließ der „fürsichtige" Merenberger durch einen Austrägalgerichtsspruch beilegen. Trotzdem dauerte der Streit bis zum Jahre 1773 fort und fand durch Gebietsaustausch unter den Rechtsnachfolgern sein Ende.

Als Austrägalrichter im Streite des Grafen Otto von Nassau mit dem Deutschen Ritterorden ist Hartrad 1287 einmal selbst aufgetreten; ein Jahr später ging er mit Tod ab. Seine Gemahlin Gertrud überlebte ihn noch lange Jahre.

Die Kinder Hartrads und Gertruds waren Hartrad VI., Gottfried I. und Hartrad der Mönch. Letzterer wurde 1296 Propst zu Wetzlar, scheint sich später aber auch noch mit weltlichen Angelegenheiten befaßt zu haben. Im Auftrage seines Oheims, Eberhard zu Speier, besorgte er die Gründung des Klosters Dorlar; auch wohnte er der Krönung König Friedrich des Schönen in Bonn bei und war Mitunterzeichner der Krönungsakte.

Hartrad VI., Herr zu Merenberg, erwirkte von König Rudolf von Habsburg für den Ort Merenberg Stadtrechte (1290); ohne Zweifel hatte er Rudolf wichtige Dienste geleistet. Auch Rudolfs Sohne Albrecht schloß er sich an und empfing von ihm, im Falle von dessen Wahl zum deutschen Könige im voraus die Bestätigung des Rechts seiner Merenberger Vorfahren auf den dritten Teil der Steuern zu Wetzlar.

Gottfried I., Hartrads Bruder, schloß sich dagegen an den erwählten König Adolf von Nassau an; dafür ernannte ihn derselbe zum Kastellan des Reichsschlosses Kalsmunt bei Wetzlar mit einem Burglehn von 200 Mark Pfennigen an Einkünften. Adolf war jedoch außer stande diese Summe sofort zu zahlen; er wies deshalb Gottfried jährlich 20 Mark Pfennige aus der Judensteuer zu Frankfurt als Zinsen an. Den Kriegszug des Königs 1294 zur Eroberung der gekauften Landgrafschaft Thüringen machte Gottfried mit; ob er den König auch in die Schlacht bei Göllheim begleitete, ist nicht bekannt. Sein Todesjahr fällt um 1309. Das geringe hinterlassene Besitztum reichte aber nicht aus, seine Wittwe Lisa und seine drei Kinder Hartrad VII., Gottfried II. und Gertrud standesgemäß zu ernähren. Daher nahm Hartrad VI. als Schwager und Oheim sich ihrer an. Er warf der Wittwe eine Anzahl Gefälle, darunter Wetzlarer Einnahmen, zum Unterhalte aus, die seine Neffen nach der Mutter Tode solange beerben sollten, bis sie ihrer Schwester Gertrud den dritten Teil mit 200 Mark bezahlt hätten. Lisa trat schon 1309 dem Kloster Dorlar bei. Ihr Sohn Hartrad VII. verpfändete in gleichem und folgenden Jahre Gerechtsame und Güter an das Haus Nassau und scheint bald nachher verstorben zu sein. Gottfried II. kommt 1312 zum letzten Male vor; auch er ist ebenfalls frühe mit Tod abgegangen. Gertrud folgte dem Beispiele ihrer Mutter und wurde Nonne im Kloster Dorlar.

Somit war und blieb Hartrad VI. auch in Zukunft alleiniger Besitzer zu Merenberg und Gleiberg. Als sparsamer Herr befand er sich in recht behäbigen Vermögensverhältnissen und war deshalb in der Lage, den Grafen Gerhard von Diez und Markward von Solms größere Summen pfandweise vorstrecken zu können. Den Solmser Anteil an Gleiberg löste er 1322 ab; des weiteren wußte er sich bei anderen Fürsten neue Hilfsquellen zu erschließen. So empfing er von seinem Verwandten, Erzbischof Heinrich von Köln aus dem Hause Virneburg, 400 Mark, die er in Gütern anlegte, welche er dann von dem Erzstifte zu Lehen nahm. Erzbischof Matthias von Buchek zu Mainz ernannte ihn zum Burgherrn auf Amöneburg und wies ihm ein Lehen von 100 Mark jährlicher Einkünfte an; dafür mußte Hartrad sich verpflichten, dem Kirchenfürsten in Kriegszeiten zur Verteidigung der Burg mit zwei Knappen oder in eigener Person zu dienen. Auch mit seinen Nachbarn brachte er alle Zwistigkeiten zum Ausgleiche. Dem Landgrafen Otto von Hessen trat er seinen Anteil auf Burg Blankenstein und Gericht Gladenbach ab; dem Diezer Grafen Gerhard überließ er das Patronatsrecht zu Allendorf bei Merenberg, und den Streit seines Hauses mit Herrn Gerlach von Limburg legte er auf gütlichem Wege bei. Und das war klug von ihm. Von seiner Gemahlin Lisa, einer kyburgischen Grafentochter, hatte Hartrad keinen männlichen Erben, sondern nur zwei Töchter: Gertrud und Lisa. Es erlosch also mit ihm die Dynastie der Merenberger im Mannesstamme, und er mußte sonach darauf denken, in jener raufluftigen Zeit seine schwachen weiblichen Nachkommen gegen alle Wechselfälle des Lebens zu sichern. Dies konnte aber nur dadurch erreicht werden, daß er vor seinem Tode alle strittigen Rechtsverhältnisse klärte und ordnete. Nachdem dies geschehen war, erwirkte er sich von Kaiser Ludwig von Baiern das Recht der Nachfolge für seine Töchter in den Merenberger und Gleiberger Erblanden. Zwei Jahre später (1328) starb Hartrad VI., der letzte Merenberger.

Seine Witwe Lisa, eine kluge und energische Frau, übernahm die Vormundschaft über ihre beiden Töchter. Selbstredend trachtete sie, ihrer ältesten Tochter Gertrud einen Gemahl zu verschaffen und sich selbst eine kräftige und einflußreiche Stütze zu sichern. Graf Gerlach von Nassau, der Sohn König Adolfs, benützte diese günstige Gelegenheit, um das reiche Merenberger Erbe an sein Haus zu bringen. Als Nachbar verschaffte er seinem Sohne Johann Eingang auf der Merenburg, und gegen Ende des Jahres 1328 kam schon die Eheberedung zu stande. Gertrud, als die älteste Tochter und Erbin, sollte ihrem künftigen Ehegemahl, Graf Johann, die Herrschaften Merenberg und Gleiberg zubringen; doch sollte die Hochzeit erst nach fünf Jahren stattfinden. Zum Mumbar (Vormund) der Brautleute wurde Graf Gerlach bestellt und ihm bis zur Hochzeit die halbe Herrschaft Gleiberg eingeräumt. Mannen und Burgedelleute hatten ihm und Lisa gemeinsam zu huldigen; ebenso wurde er mit der Einlösung der verpfändeten merenbergischen Vogtei über Wetzlar zu Gunsten seiner beiden Mündel betraut. Lisa, die zweite Tochter, wurde mit 900 Mark Pfennigen abgefunden

und mußte auf alle Rechte an Merenberg und Gleiberg verzichten, ausgenommen den Fall, daß Gertrud kinderlos aus dem Leben schiede. Die Witwe Lisa behielt als Wittum das Schloß Merenberg mit den westlich von der Dill belegenen Gütern; im Falle einer Wiederverheiratung aber sollten ihr für vorbenanntes Wittum 1500 Mark Pfennige Abfindung werden.

Durch diese Ehepakten hatte sich Graf Gerlach wohlbedachtsam gegen alle Folgen weiblicher Unbeständigkeiten gesichert und seine Hausmacht bedeutend erweitert; er führte von jetzt an den Titel „Graf zu Nassau-Weilburg, Herr zu Merenberg und Gleiberg", auch nahm er an allen wichtigen Merenberger Regierungsgeschäften Anteil. Nicht minder vorteilhaft war die Burgherrn-Witwe Lisa weggekommen. Sie hatte sich für ein gutes Auskommen gesorgt, ihrer ältesten Tochter die Erbfolge verschafft, die jüngere mit einer guten Aussteuer versehen und alle Verantwortlichkeit ihrem mächtigeren Nachbar aufgebürdet.

Die Ehe des Grafen Johann mit Gertrud wurde 1333 den Verabredungen gemäß vollzogen, und die Herrschaft Merenberg ging an Nassau über. Zwar focht Lisa, als ihre Schwester Gertrud 1353 kinderlos verstarb, die nassauische Erbfolge an, wurde aber abgefunden, und als sie später den Versuch wiederholte, abgewiesen. Diese letzte Merenbergerin starb nach 1375; Merenberg und Gleiberg aber blieben dauernd mit Nassau und zwar mit der Linie Weilburg vereinigt.

Das Wappen der Dynasten von Merenberg war ein güldenes Andreaskreuz (×) in grünem Felde, in jedem Winkel von drei gemeinen Kreuzchen begleitet. Der letzte Hartrad führte ein Reitersiegel mit einem Röschen in jeder Ecke; das Siegel seiner Gemahlin Lisa war klein und rund und hatte außer dem güldenen Andreaskreuz noch ein Röschen in jedem Winkel. —. —

Neben den Merenberger Burgherren treten auch noch eine Anzahl Burgmänner und Niederadelige auf, die zu Merenberg ansässig waren. Als solche werden in alten Urkunden genannt: die Herren von Debern (Dauborn), Eichenstein (Idstein), Waldboten von Pfaffendorf, Rübsame, Niederadelige und Schütz von Merenberg, die von Rückingen, von Mudersbach, von Dernbach (Waldernbach), von Pöln, von Selbach-Burbach und von Wende, an deren Stelle nachher die von Rüssingen traten. Die Rübsame kommen von 1231—1519 vor, standen ihren nassauischen Oberherren in Kriegszeiten als Gefolgen treu zur Seite und starben in zuletztgenanntem Jahre aus. Dagegen wurden die Schütz und die Niederadeligen von Merenberg von da verdrängt; erstere ließen sich auf ihrer Burg Holzhausen (Heckholzhausen), die sie erheiratet hatten, nieder, und ihr Geschlecht blüht noch heute in Deutschland fort; die letzteren bezogen ihr Burghaus im nahen Aldendorf (Allendorf), nach welchem sie sich fortan benannten.

In kirchlicher Hinsicht zeichneten die Merenberger sich durch übergroße geistliche Ruhmbegierde aus, wie dies die bereits oben erwähnten Klosterstiftungen zur Genüge bezeugen. Auch an Kirchen und Kapellen fehlte es nicht. Die Sankt Jakobuskirche oder Appenkirche stand auf dem heutigen Totenhofe. Sie war eine Filiale von Lahr bis zur Einführung der Reformation (1536), dann wurde sie für kurze Zeit selbständig und hierauf mit der Pfarrei Allendorf vereinigt. Neben dieser bestanden in der Stadt noch zwei Kapellen, zu Sankt Maria — eine fromme Stiftung des Ritters Lemfrid Wollenschläger — und zu Sankt Michael, vor der Burg belegen; sie war vermutlich Schloßkirche, hatte drei Altäre, die von je einem Geistlichen bedient wurden. Graf Philipp II. von Nassau-Weilburg vereinigte im Jahre 1461 beide Kapellen; letztere ging in ersterer auf und hatte nur einen Geistlichen (Kaplan) zu ihrer Bedienung. Eine dritte Kapelle zu Sankt Barbara war in dem zur Herrschaft gehörigen Dorfe Reichenborn erbaut; sie ist noch heute als Filialkirche von Merenberg in Gebrauch. Die größte von den beiden Glocken trägt die Jahreszahl 1410; das Gotteshaus stammt jedoch nachweislich aus einer früheren Zeit. Im Jahre 1613 errichtete Graf Ludwig von Nassau eine Schule und Kaplanei zu Merenberg, die auf die Gefälle des Sankt Katharinenaltars fundiert wurden. Die heutige selbständige Pfarrei trat erst 1818 ins Leben; ihr erster Pfarrer, Gg. Ph. Schmidtborn, kam aus Atzbach im Kreise Wetzlar.

Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges (um 1646) ging das stolze Herrenschloß, die alte Merenburg, durch kaiserliche Kriegshorden in Rauch und Flammen auf, und die folgenden Jahrhunderte führten seinen gänzlichen Verfall herbei. Nur ein einzelstehender Turm, in seiner alten Form renoviert, bezeichnet dem vorüberziehenden Wanderer die Stätte geschwundener alter Pracht und Herrlichkeit und mahnt ihn zugleich an die Vergänglichkeit alles Erdendaseins. In neuerer Zeit hat es der Taunusklub unternommen, den Schloßberg und seine hohe Warte zu einem beliebten Aussichtspunkte umzuschaffen.

Die Aldenburg bei Heftrich.

Von A. Leidner.

Südlich von dem Dorfe Heftrich, etwa eine halbe Stunde von diesem entfernt, am Aufstieg zur Höhe liegt ein großer freier Platz, zum Teil mit alten Bäumen bepflanzt. Er bildet eine von Süden nach Norden sich neigende kesselartige Hochtalsenke, durch welche westlich der kleine Schlabach zum Thale der Ems, östlich der Dattenbach zum Goldbach eilt. Im Rücken liegt der 500 Meter hohe, dichtbewaldete Lindenkopf, um welchen rechts und links herum zwei Pässe führen, deren Ausläufer sich bei Heftrich vereinigen. Auch noch andere Wege führen in der Nähe übers Gebirge.

Die Wichtigkeit des Ortes erkannten schon die Römer, deren Limes, im Volke „Pfahlgraben" genannt, hier, vom Glaskopf kommend, ostwestlich vorüberzog. An dem westlichen Uebergange, auf dem freien Platze, hinter sich die Höhe und vor sich den Ausblick auf den Norden, bauten sie zum Schutze ihrer Reichsgrenze ein Kastell, gerade auf der Wasserscheide zwischen Schlabach und Dattenbach, also weiterhin zwischen Lahn und Main. Es lag etwa 150 Schritte vom Pfahlgraben entfernt. Die Reichslimeskommission, die vor mehreren Jahren umfangreiche Ausgrabungen vornahm, stellte fest, daß das Kastell ein Rechteck von 180 : 150 Schritten bildete und aus Kalkmauerwerk bestand. Einige aufgefundene Gegenstände lassen darauf schließen, daß zu seiner Besatzung Soldaten der 22. Legion verwendet wurden. Es wird angenommen, daß es von den Chatten in dem Kriege von 70 n. Chr. zerstört worden sei. Einige Mauerreste sind heute noch sichtbar.

Lange Jahrhunderte lag die Gegend öde; kein Zeichen, daß Menschen sich dauernd daselbst aufhielten, ist vorhanden. Mit der Zeit kam der Grund und Boden an das Sankt Albansstift zu Mainz. Da fiel es einem Einsiedler mit Namen Walther, der dem Ritterleben entsagt hatte — seine Herkunft kennen wir nicht —, ein, auf den Trümmern der alten Römerfeste eine Kirche zu erbauen. Am Bonifatiustage (5. Juni) 1178 weihte der damals zu Mainz zu Besuch weilende Bischof von Brandenburg das kleine Gotteshaus ein. Die Grafen Ruprecht und Walram von Nassau schenkten der Siedelung fünf Mansen hinzu; sie sahen es gern, daß sich eine neue Niederlassung bildete. Das Stift aber bestimmte von vornherein, daß die Siedler der Kirche zu Brunnen (Schloßborn), deren Pfarrer erstere ministrierte, den Zehnten von den Feldfrüchten, dem Rebenbau, dem Vieh, der Jagd und der Fischerei, „nichts ausgenommen, mit gutem Willen und ohne Murren", zu entrichten hätten.

Die neue Gründung nahm den Namen A l d e n b u r g[1]) an, mit dem man ein Jahrtausend lang die alte zerfallene Römerfeste bezeichnet hatte. Sie kam aber nicht voran; die Bewohner fanden nicht den nötigen Unterhalt, und niemand unterstützte sie. Deshalb überließ bereits 1276 das Sankt Albansstift die Kirche samt ihrem Hof und den Gütern dem Kloster Walsdorf unter der Bedingung, dort ein Filialkloster zu gründen. Das Wertvollste an jenen Gütern war der sogenannte Klosterwald, der sich südlich die Höhe hinauf bis zum Lindenkopfe hinzog. Das Kloster acceptierte das Geschenk mit Freuden; der Besitz wurde später noch um verschiedene große Wiesen, die von Privaten geschenkt wurden, vermehrt. Doch aus der Klostergründung wurde nichts; man wollte die Einkünfte Walsdorfs vermehren, aber nicht schmälern.

Der Hof auf der Aldenburg wurde 1359 vom Grafen Adolf von Nassau-Idstein von allen Abgaben befreit. Es ist anzunehmen, daß durch diese Maßregel die Siedler festgehalten werden sollten. Nichtsdestoweniger zogen solche nach und nach weg und zwar zum Teil nach Heftrich, das 1367 Stadtfreiheit erhalten hatte, oder nach Schloßborn, das sich mancher ähnlicher Vorzüge erfreute. Die Nonnen von Walsdorf waren darüber gar nicht so sehr ungehalten; im Gegenteil, sie betrachteten sich jetzt erst völlig als Herren; die Aebtinnen machten den Aldenburger Hof zu ihrem Sommeraufenthalte, was durch verschiedene von dort datierte Urkunden dokumentiert ist. Den Gottesdienst ließen sie durch ihren Klosterkaplan abhalten.

Die Reformationszeit änderte manches. Bekanntlich wurde Walsdorf in ein adliges Damenstift umgewandelt. Die Kirche auf der Aldenburg verwaiste; endlich stand sie ganz verlassen. Als Fürst Georg August zu Nassau-Idstein 1691 das Kloster und seine Güter einzog, war sie längst geschlossen und schon zerfallen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren von ihr nur noch Mauerreste, etwa ein Stockwerk hoch, sichtbar.

So erlosch auf der Höhe allmählich das Leben. Nur zu gewissen Zeiten, an den drei Markttagen, regte und bewegte es sich droben. Die Aldenburger Märkte, wer hat sie gegründet? Keine Urkunde berichtet es. Das Volk sagt: „Sie waren immer", und es trifft vielleicht, wie so oft, das Richtige damit. An diesem Platze, der so recht zum Marktplatze geschaffen erscheint, auf den von allen Seiten die Straßen zulaufen, uralte, zum Teil gepflasterte, deren Spuren man noch vorfindet, hat vielleicht schon der Römer mit dem Germanen getauscht. Stillschweigend hat sich die Gewohnheit, hier zusammenzukommen, auf die fränkische Bevölkerung untereinander übertragen; besonderer kaiserlicher oder fürstlicher Privilegien bedurfte man nicht. „Es war immer so", deshalb keine Urkunden! Vielleicht haben auch gerade die Märkte den frommen Walther zu seinem Gründungsversuch veranlaßt. Die Siedelung verging, die Siedler sind verzogen; — die Märkte sind geblieben. Die Großväter der heutigen Umwohner der Aldenburg haben diesen erzählt, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts die Märkte schon so waren wie heute, und daß i h r e Großväter i h n e n ganz dasselbe erzählt hätten. Und die Großväter dieser Großväter werden es ebenso gewußt haben u. s. w.

Auf Donnerstag nach Pfingsten, nach Jakobus und nach Bartholomäus belebt es sich auf der Höhe. Der Platz, auf dem ehemals der Legionare fester Schritt dröhnte, über den tausend Jahre später der Nönnlein flüchtiger Fuß huschte, ist mit Zelten und Buden bedeckt. Die Wirte sind von nah und fern herbeigeeilt, um für das leibliche Wohl der Marktbesucher zu sorgen. Unter den alten Lindengruppen an den Holzbarrieren brüllt oder wiehert das angekettete Vieh; der sonst so stille Hochthalkessel widerhallt vom Lärm der Käufer und Verkäufer und der Zecher. Der Aldenburger Markt hat nicht ab-, sondern zugenommen. Zwar der Krammarkt ist, wie auch anderwärts, ganz zurückgegangen; was hier gekauft wird, ist höchstens ein kleines Andenken oder ein „Mitgebrachtes für zu Hause". Aber der Viehmarkt ist bedeutend; kommt es doch oft vor, daß bis zu 600 Stück Großvieh angetrieben sind,

[1]) Aldenburc heißt es in den Urkunden; so sollte man auch schreiben.

die allermeist ihre Abnehmer finden. Der Aldenburger Markt macht dann die Preise für die ganze Umgegend auf längere Zeit hinaus.

Aber schon am Tage darauf ist wieder alles Leben erloschen. Still und friedlich liegt die Waldblöße da; leis rauscht es in den Bäumen, und die ewige Sonne strahlt herab und blinkt in den Tauperlen der einsamen Heide.

Die rechte Kur.

Erzählung von Auguste Spielmann.

In dem hohen Gemache eines grauen, finstern Burghauses am Ausgange des Dorfes Ellar saß einsam die Herrin am flackernden Kaminfeuer. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne lagen vergoldend auf ihrem blonden Scheitel. Sie war noch jung und blühend; aber ein schwerer Kummer war in ihrem Antlitz zu lesen, aus dem die hellen Blauaugen gar traurig in die Feuersglut schauten.

„Wie soll dies noch werden!", seufzte Frau Demudis, „Wird es denn nie eine Besserung für ihn geben?"

Sie trocknete sich schnell die Thränen, als sie eilig trippelnde Schritte vom Nebenzimmer herankommen hörte. Die Thür öffnete sich, und ein vierjähriger lieblicher Knabe eilte auf die Edelfrau zu, deren getreues Abbild er war.

„Mutter, meine liebe Mutter!", rief der kleine Werner. Ein freundlicher Schein flog plötzlich über das Antlitz der jungen Frau.

„Komm' zu mir, mein Kind", sagte sie, „wo bist du so lange gewesen? Du solltest doch nicht fortgehen, ohne daß ich es dir erlaubte; wie leicht hätte dir etwas zustoßen können!"

„Ach, liebe Mutter", bettelte der Kleine, „sei nicht böse zu Werner. Es war so schön; Ohm Axel zeigte mir so viele prächtige Pferde".

„So warst du im Lager der Schweden; dann erkläre ich es mir, daß du so spät zurückkommst. Für diesmal will ich dich nicht schelten; aber laufe ja nicht mehr ohne Erlaubnis weg. Und nun, mein Knabe, laß dir dein Abendbrot geben und geh' zu Bett".

Mit diesen Worten umfaßte sie den Kleinen und küßte ihn zärtlich, während sie flüsterte: „Wenn ich dich nicht hätte, mein Liebling, hielte ich es nicht mehr lange aus. Um deinetwillen wird mir Gott ein Mittel geben, deinen Vater wieder zu einem gesetzten und für uns besorgten Manne zu machen".

Nachdem das Kind sich entfernt hatte, verfiel Demudis wieder in tiefes Nachdenken. Fünf Jahre waren verflossen, seit sie ihrem Gemahl, Ulrich von Waldmannshausen, nach dem Hofe seiner Väter gefolgt war, einem schönen Besitztum, von starken Mauern umgeben, inmitten des friedlichen Thales von Ellar. Doch diese stille Gegend war eben recht belebt; denn ein Teil des schwedischen Heeres hatte hier schon längere Zeit ein festes Lager aufgeschlagen. Obgleich es überall in dieser Zeit — des schrecklichen Dreißigjährigen Krieges — wüst und wild, mitunter schauerlich zuging, so hatte doch eine schützende Hand die Gegend um Ellar von allen Greueln frei gehalten. Der Oberst der Schweden, Axel Torstenstjerna, war ein humaner Mann. Er wurde von allen sozusagen verehrt wegen seines allzeit milden und freundlichen Wesens, und auch seine Mannschaft gehorchte ihm gern. Er verschonte die Dörfer, ließ weder rauben noch plündern und hielt im Lager auf Zucht und Ordnung. Mit dem Ritter von Waldmannshausen wurde er bekannt, als er diesem einst auf der Jagd im Walde begegnete. Der Burgherr lud ihn zu sich ein, und als Axel diesem Wunsche nachkam und auch die Edelfrau, welche dem Gast den Becher züchtig kredenzte, kennen lernte, da bildete sich bald ein freundschaftliches Verhältnis zwischen der Burgherrschaft und dem Schwedenoberst heraus; ja selbst der sonst so schüchterne kleine Werner ward gar bald zutraulich zu dem Fremden und nannte ihn Ohm. Es war für ihn jedesmal ein Festtag, wenn der „Ohm" ihn mit ins Lager nahm, und man konnte es dem kleinen Mann nicht verdenken; denn zu Hause war es auch gar so öde.

Demudis seufzte wieder tief auf. Ja, es war öde um sie her geworden, seitdem ihr Mann für nichts anderes mehr Sinn hatte, als mit gleichgesinnten Genossen seine Zeit mit Trinken und Spielen totzuschlagen oder ausgelassene Jagdfeste zu begehen.

Wie viel Mühe hatte die junge Frau sich schon gegeben, ihn auf bessere Bahnen zu lenken; aber jeder Versuch war erfolglos geblieben. Da wurde schließlich aus ihr, die sonst stets lustig gewesen, eine stille, duldende Einsame. Nur durch Jung-Werner erhielt ihr Dasein etwas helleren Schein; doch stets war auch dieser Freude der Gedanke beigegeben: Warum nur mußte der Vater des Knaben auf die abschüssigen Wege geraten, die ihn und sie alle noch verderben würden? Als der schwedische Oberst bei verschiedenen Besuchen den Hausherrn nicht antraf, gebrauchte Demudis anfangs alle erdenklichen Ausflüchte, um dessen Abwesenheit zu entschuldigen; denn sie schämte sich, den wahren Grund zu gestehen. Doch war dann der Oberst selbst auf den rechten Gedanken gekommen, als bei einer Einladung zur Tafel die unbezwingliche, über alles Maß hinausgehende Begierde des Ritters zu Spiel und Trunk so recht zu Tage trat. Er bedauerte die arme junge Frau aufrichtig. Unwillkürlich trafen sich beider Blicke; Demudis errötete heftig, denn sie sah wohl, daß Torstenstjerna ihres Mannes Schwäche erkannt hatte. Weshalb konnte ihr Gatte nicht sein wie dieser Fremde!

Ulrich war ein schöner Mann. Im Gegensatze zu dem blonden Axel war er dunkelhaarig und besaß glänzende braune Augen, die früher freudig zu ihr hingeblitzt hatten, wenn sie sich um ihn beschäftigte. Jetzt sah er kaum nach ihr. Und doch hatte sie keinen ihrer Reize während ihrer Ehe verloren;

sie sah gar anmutig aus mit dem goldgestrickten Netze auf den blonden Locken und dem festanliegenden, langherabwallenden Kleide.

„Wie nur kann ich ihn abbringen von diesem wüsten Leben?“ dachte Demudis, als sie noch immer in dem nun vollends dunkeln Gemache ihren schweren Gedanken nachhing. Sie schrak zusammen; denn mit ehernem Klang erhob die Turmuhr ihre Stimme und ließ zehn laute Schläge durch die stille Nacht ertönen. Die Edelfrau verließ ihren Sitz mit den geflüsterten Worten: „Schon zehn Uhr, und er ist seit dem Mittagsmahl nicht heimgekehrt“. Sie zündete ein Licht an und ging zur Ruhe, ohne zu Abend gespeist zu haben; ihr war der Hals wie zugepreßt, und nur mit Mühe konnte sie die aufsteigenden Thränen zurückdrängen.

Am andern Morgen — es war zwei Tage vor Weihnachten — erschien Ulrich beim Frühstück, übernächtig und verdrießlich. Ohne sich über sein Ausbleiben am Tage vorher zu entschuldigen, bemerkte er kurz, daß er heute die Kontribution an den Obersten abliefern und dann mit einigen Freunden den Wald abstreifen wolle, um einen guten Feiertagsbraten nach Hause zu bringen. Am Abend würden sie noch ein kleines Spiel zusammen machen. Demudis brauche also mit dem Mittagsmahl nicht auf ihn zu warten.

Bei diesen Worten erbleichte die Frau. Sie sagte aber ganz ruhig: „Nun denn, Ulrich, morgen, am Heiligen Abend wirst du wohl zu Hause bleiben, da du ja Oberst Torstenstjerna eingeladen hast“. Er bejahte hastig und verließ nach flüchtigem Gruße das Gemach.

Doch es währte nicht lange, da vernahm die junge Frau gar seltsame Kunde. Ein Bauersmann wünschte sie in dringender Angelegenheit zu sprechen. Demudis ließ ihn eintreten und fragte ihn nach seinem Begehr. Er erzählte, wie er in einem Nebenzimmer der Ortsschenke gehört, daß der Ritter, ihr Mann, sich verabredet hätte, mit einigen Genossen nach Mitternacht in Verkleidung seine eigene Frau zu berauben, um von dem Gelde die Kontribution zu bezahlen, die er verspielt habe, wovon aber seine Frau nichts wissen dürfe. Er, der Bauer, sei schnell hergeeilt, um der armen, gütigen Herrin die Nachricht zu bringen.

Demudis stand starr vor Entsetzen. Das, also das war der Jagdzug, den ihr Gatte vorhatte! So weit war es mit ihm schon gekommen! Da er ob seiner Verschwendung nirgends in der Gegend mehr Kredit hatte, aber genau wußte, daß sie Geld besaß, so ersann er solchen nichtswürdigen Ausweg, um sich der Gefahr zu entziehen, die ihm drohte, wenn er die Kontribution nicht bezahlte.

Die Arme sank auf einen Stuhl und vergaß den Bauer vollständig. Endlich räusperte sich dieser; — zugleich aber sprang die Edelfrau lebhaft empor, wie von einem rettenden Gedanken erfaßt. Sie dankte dem braven Manne und verabschiedete ihn, nachdem er strenges Stillschweigen versprochen hatte.

Ihr Plan war sogleich fertig; sie baute ihn auf den argen Aberglauben ihres Mannes. Wenn es dunkel geworden war, wollte sie durch ihr Gesinde das Hofthor mit den Steinen, die zur Ausbesserung der Burgmauer im Hofe aufgeschichtet waren, vollkommen zusetzen lassen, damit Ulrich den Eingang nicht fände. Stets wenn sie ihn gebeten hatte, zu Hause zu bleiben, hatte er geantwortet, daß er immer noch vor Tag zurückgekommen sei und auch noch stets den Eingang zum Burghofe gefunden habe. Wenn er nun heute das Thor nicht vorfände, würde er da nicht glauben, daß Hexerei im Werke sei und tödlich erschrecken? Die Kontribution würde sie selbst zu den Schweden schicken, um keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein. So geschah es denn auch. Durch den Boten, der das Geld ins Lager brachte, erfuhr Demudis, daß Oberst Torstenstjerna verreisen müsse. Er ließ aber sagen, daß er schon morgen wiederkehren und dann gegen Abend pünktlich erscheinen werde, um das Weihnachtsfest mit der Familie zu feiern.

Demudis war den Nachmittag über in fieberhafter Aufregung, ob ihr Plan gelingen und ihr Mann kuriert werde. Sie gab sich Mühe, wenn der kleine Werner bei ihr weilte, mit ihm zu spielen und ihm vom Christkindlein zu erzählen, wobei er andächtig, mit gefalteten Händchen dasaß und lauschte.

So verging die Zeit, für Demudis nicht schnell genug. Das Gesinde hatte das Thor zugesetzt in dem Glauben, es gelte zur Sicherheit gegen herumstreifende feindliche Banden. Die junge Frau harrte nun der Dinge, die da kommen sollten.

Es wurde Abend; der Mond ging auf und warf sein silbern' Licht über die Gegend, so daß die Edelfrau deutlich die Mauer und den Umkreis des Hofes überblicken konnte. Gegen Mitternacht nun begab sie sich in ein Erkergemach im Oberstocke, um den Vorgang möglichst nahe mit anzusehen. Sie hatte nicht lange zu warten, da erschienen die „Helden“, und obgleich alle stark vermummt waren, so machte es der atemlos Lauschenden doch nicht allzu viel Mühe, ihren Eheherrn unter den Maskierten herauszufinden. Jetzt kamen sie an das Thor; ihr Gemahl sah hin und her, suchte den Eingang zu erspähen, schlich sich mit seinen Helfern rund an der Burgmauer entlang — doch vergebens. Nirgends war das Thor zu entdecken. Ulrich glaubte nun wirklich nichts anderes, als daß der Eingang fortgehext sei und schickte schleunig einen der Genossen zu dem Landschreiber und einigen Schöffen. Diese wurden aus den Betten geklopft und mußten mit dem Protokollbuch zum Burghause eilen, wo sie von dem Ritter mit der seltsamen Mär empfangen wurden. Sie überzeugten sich selbst, daß in der That kein Thor mehr vorhanden sei, schrieben alles nieder und kehrten zu ihrem unterbrochenen Schlafe zurück. Nachdem dies geschehen war, besann sich der Ritter nicht lange. Das Geld mußte er unbedingt haben; fand er kein Thor, so mußte eben der Weg über die Mauer genommen werden.

Mit Angst und Schrecken sah nun Demudis, wie die Gesellen Leitern herbeischleppten, um so zu ihrem Ziele zu gelangen.

„O, mein Gott“, flüsterte die Arme, giebt es denn keinen Ausweg mehr?“ Da — fest drückte sie die Hand auf das wild pochende Herz, — was war das? Sie sah leise sich nähernde Gestalten mit Vorsicht auf die Stelle zuschleichen, wo ihr Mann mit

den andern eben die Mauer ersteigen wollte. Ein lauter Ruf „Halt! Wer da?“ ertönte. Heftig erschraken die Emporkletternden, aber nur einen Augenblick; der zweite fand die „Helden“ schon beim Ausreißen. Doch, zum Unheil oder zum Heil, Ritter Ulrich, der zu oberst auf der Leiter stand, konnte nicht so schnell hinabsteigen wie seine Freunde und fühlte sofort schwer die Faust seiner Gegner im Genick. Da er mit dem Rocke eines Kaiserlichen bekleidet war, so hielten ihn die so plötzlich Erschienenen, schwedische Wachtposten, die durch das Geräusch, welches die Vermummten trotz aller Vorsicht verursacht hatten, aufmerksam geworden waren, für einen solchen und nahmen ihn daher, ohne auf seine Beteuerungen zu hören, gefangen.

Die atemlos lauschende Frau vernahm die lauten, durch die Stille der Nacht vernehmlich zu ihr tönenden Worte der Streitenden. Ulrich berief sich auf seine Freundschaft mit Torstenstjerna; der Wachtkommandant aber erklärte, das könne ihm vorderhand nichts helfen, er müsse mitgehen und werde so lange in Gewahrsam bleiben, bis er morgen — wie er hoffe — sich vor dem Obersten rechtfertigen könne.

Obwohl Demudis beim Erscheinen der Bewaffneten zunächst tödlich erschrocken war, faßte sie sich doch wieder; ja sie sah schließlich in dem merkwürdigen, von ihr nicht beabsichtigten Zusammentreffen eine Fügung Gottes, daß ihr Gatte durch die Scham wohl von seinem unseligen Lebenswandel geheilt werde, und darum gab sie keinen Laut von sich, als ihr Ulrich von der Wache abgeführt wurde, sondern sie bat Gott, daß er den Verirrten zur Einsicht kommen lassen möge.

Nachdem die Stille ringsum wiederhergestellt war, verließ die tapfere Frau ihren Beobachtungsposten und ließ die aufgetürmten Steine wieder hinwegräumen. Hierauf begab sie sich zur wohlverdienten Ruhe. —

Ganz anders als seinem Weibe war es Ritter Ulrich zu Mute. All seine Unschuldsbeteuerungen, kein Spion und Dieb zu sein, wurden unbeachtet gelassen; man brachte ihn in ein Zelt, gab ihm einen Krug Wasser und etwas Stroh zum Lager, stellte vor den Eingang zwei Mann zur Bewachung, und so mußte unser Ritterlein wohl oder übel fürlieb nehmen. Doch an Ruhe war bei ihm nicht zu denken. Er mochte sich anfangs dagegen wehren, so viel er wollte, — die langsam aufsteigenden Gewissensbisse wurden immer ärger, bis sie endlich den Trotz im Herzen des einsamen Mannes besiegten, und er sich, wehrlos und tieferschüttert, gegen die mahnenden Stimmen im Innern nicht länger verteidigte. Er dachte mit einem Male an sein schönes, junges Weib, das ihn so treu liebte, und dem er durch sei bisheriges Treiben so namenlos viel Schmerz bereitet hatte; — ja, würde sie sich nach dem heute Vorgefallenen nicht mit Abscheu von ihm abwenden?

Und sein Knabe, sein einziger Werner, wie hatte er auch ihn vernachlässigt! Würde das Kind sich ihm wieder zutraulich nähern, da er es durch sein rauhes Wesen stets zurückgescheucht hatte?

Der Mann, bisher gegen jede Bitte Demudis' verschlossen, abwehrend und unmutig, war plötzlich ein anderer geworden. Die Stimme des Gewissens sprach laut auf ihn ein, sodaß er selbst Ekel vor seinen Spiel- und Trinkgelüsten bekam. Er empfand einen heißen Schmerz, wie er seine Vergehen überdachte; aber vielleicht war es noch nicht zu spät, wenn er nur ein anderer Mensch würde. Zum ersten Male seit langer Zeit drängten sich ihm Worte zu Gott auf die Lippen. Gegen Morgen verfiel er sodann in einen leichten Schlummer, aus dem ihn das Trommeln der Soldaten erweckte.

Er wurde zunächst von dem Hauptmann, dessen Soldaten ihn eingebracht hatten, vernommen. Ulrich erzählte die Sachlage. Doch da ihn der Hauptmann selbst nicht kannte, glaubte er auch seinen Worten nicht ganz, obwohl er von dem tiefen Ernst des Gefangenen doch einigermaßen betroffen war. Er erklärte Ulrich höflich, daß er ihn leider in Haft halten müsse, bis gegen Abend der Oberst zurückkehre.

Den Tag benützte der Bekehrte dazu, in alter Liebe seines treuen Weibes und des lieblichen Knaben zu gedenken, und er faßte alle guten Vorsätze, wie er seine Teuren auf jede mögliche Art seine Besserung merken lassen werde, um so nach und nach bei seinem Weibe die Erinnerung an die häßliche Zeit seines Lebens auszulöschen.

So wurde es Abend. Der Oberst kam, und nach des Hauptmanns Rapport ging er sogleich in das Zelt des Gefangenen. Er sah natürlich alsbald den Irrtum der Wache ein, entschuldigte aber seine Leute damit, daß sie nach Lage der Dinge nicht anders hätten handeln können. Tief beschämt legte Ulrich nun ein volles Geständnis seiner Schuld ab, zugleich mit dem festen Versprechen, ein neues Leben zu beginnen.

Als der Ritter mit seiner Beichte zu Ende war, meinte Axel Torstenstjerna vergnügt, daß sie sich nun beeilen müßten, um Frau Demudis nicht länger in Bangen zu lassen, obwohl er glaube, daß die kleine Frau nicht so ganz unbeteiligt bei der Hexengeschichte gewesen wäre. Er hatte aber unterdes bereits heimlich einen Boten abgesandt, welcher der Edelfrau die Ankunft beider Männer meldete.

Der Oberst erteilte noch kurz einige Befehle, dann begab er sich mit seinem Freunde so schnell es ging zu dessen Heim. Durch den Klang der christläutenden Glocken wurden beide in eine frohbewegte Stimmung versetzt. Und siehe, da war auch das Thor wieder zu finden! Sie schritten über den Burghof und fanden die Thür der Burg weit offen, diese selbst hell erleuchtet. Ulrich stürmte die Stufen hinan und wurde von der herbeikommenden Zofe nach dem großen Saale gewiesen. Axel hielt sich etwas zurück; er wollte das erste Wiedersehen zwischen den Ehegatten nicht stören.

Hastig stieß der Ritter die schwere Eichenthür auf und — blieb gebannt ob des lieblichen Anblicks auf der Schwelle stehen.

Inmitten des Saales stand eine mächtige Tanne im Lichterglanze, daneben Demudis, schön und bezaubernd, gleich einem Engel anzuschauen. An der einen Hand hielt sie den kleinen Werner, der wie die Mutter, festlich gekleidet war, während ihre Rechte sich ihm, dem Gatten entgegenstreckte.

Da löste sich der Bann, in welchem der Heimgekehrte bisher gefangen war. „Demudis, holdes Weib, kannst du vergeben und vergessen?“ rief er. Und ohne die Antwort abzuwarten, flog er auf sie zu und kniete vor ihr nieder.

Mit glücklichem Lächeln zog die junge Frau den geliebten Mann zu sich empor, mit heißem Dankgebet zu Gott im Herzen. Nun umfing der Vater auch seinen kleinen Sohn und drückte ihn fest an seine Brust.

Sekundenlang blieb alles still; dann aber rief Ulrich: „Wo bleibt denn der treue Freund? Auch er soll an unserm neuerblühten Glück teilnehmen!“

Da erklang es feierlich von der Thüre her: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, Amen.“

Miszellen.

Die nassauisch' Sprooch'.

Ja gelle, all wollt' Ihr jetz' lache';
Mei' Sprooch laut't annerscht wie Ei'r hier.
Ich kann mei' Sprooch nit annerscht mache;
Macht Eich nor lustig — wege mir!

Ihr meent, ich kennt' nit hochdeitsch schwätze?
Doch guckt, ich du'n um will's aach nit.
Dehaam do dät' ich se verletze,
Käm' ich un brächt' des Hochdeitsch' mit.

Un wenn ich's werklich ernst dät' nemme',
Glaabt Ihr, daß des so leicht dann ging?
Des Nassauisch' dem anbequeme',
Des is e' ganz verzweifelt' Ding!

Glaabt Ihr, mer kennt' so schnell vergesse',
Was mer von Jugend uf ge'ibt?
Als Kinner haw' mer erscht dorchs Lese
Erfahr'n, daß es e Hochdeitsch gibt.

Ja, lese' du'n mer'sch aach un schreiwe';
Doch mit 'em Spreche' will's nit gehn.
Drum loßt mich bei mei'm Nassauisch' bleiwe';
Mer wer'n uns wohl aach so verstehn.

Warum soll ich „wir haben“ sage'?
„Mer hawwe“ klingt doch grod so scheen.
Un wenn ich nooch „sei'm Jung'“ dät frage“,
Kaan Vadder dät' mich do verstehn.

Statt „Topf“, da sage mer hibsch „Dippe“
Un for e „Sahnegießer“ „Kann'“.
Statt „Kopf“ du'n an de „Kopp“ mer tippe,
Un „Gickel“ sage' mer statt „Hahn“.

Un „Gluck“ heeßt iwwerall die „Henne“,
Un „Hinkel“ iwwerall des „Huhn“.
Un was mer dann so „als“ dun kenne,
Des dun mer, wann mer'sch wolle' dun.

Mir „schauen“ nit, mir dun nor „gucke'“;
Mir „reden“ nit, mir „schwätze'“ bloß.
Un da dun mer die Hälft' verschlucke';
Des is „als“ unser Sprooch ihr Los.

Un des sollt' ich mer abgewehne?
Des fällt mer doch im Draam nit ein.
Brauch' ich der Heimat mich zu scheeme?
Naa, grod recht stolz kann ich druf sein!

Och heert doch des gemiedlich' Schwätze
Bei uns emool, an unsrer Lohn.¹)
Ihr dät' gewiß Eich all ergetze
Bei dene Späßcher drum un dron.

Selma Lemp.

¹) Lohn=Lahn (das o nach a hin zu sprechen wie überall).

A.K. **Die Zerstörung Kirdorfs (bei Homburg v. d. H.) im Dreißigjährigen Kriege.** An den vielen schweren Drangsalen, welche der Herzog Christian von Braunschweig bei seinem Durchzuge im Jahre 1622 dem nassauischen Lande, insbesondere dem ehemaligen kurmainzischen Gebiete bereitete, hatte auch das Dorf Kirdorf bei Homburg v. d. H. bitteren Anteil zu nehmen. Gleichwie die Orte Oberursel, Ried und Sulzbach den Flammen preisgegeben wurden, so auch, was weniger bekannt sein dürfte, Kirdorf. Ein Schreiben des Schultheißen dieses Dorfes an den Kurfürsten von Mainz berichtet uns ausführlich über diesen Vorfall. Das Schreiben lautet:

„Hochwürdigster In Gott Gnedigster Churfürst Vnd her! E. Churfürstlichen Gnaden seindt Vnser Armen In Grundt Verbrannten Vnderthanen des Fleckens Kirtorff an der Höhe, Im Ambt Ober-Vrsell oder in die herschafft Königstein gehorig gelegen bereidt willigen diensten vnd Eußersten Vermögens alle Zeitt zuuor. Vnnd können wir zu Entsbemelten E. Churfürstlichen Gnaden in vnderthenigkeitt nit bergen, Welcher Gestaldt Wir In abgewichener weniger Zeitt dißes noch Schwebenten Ao 1622 Jars in der alten pfingst Wochen durch den Braunschweigichen Durchzug mit fünff dausend Reuter vnd Fuß Volck vberfallen worden, darüber wie verlaudt des Graffen sohn Von Büdeßheim der Elter das Commanto gehapt. Darob dan Genedigster Churfürst vnnd her Wir armmen Vnderthannen Wegen der menge des Volcks einen mächtigen Schrecken bekommen, das wir vns auß vnsern armen hüttlein beneben sehr geringen Victualien vnnd Ettwan Einer ein Kühelein an die Handt genommen sich vff die seytten durch die hohe marckt nach Wihrheim halb Trierscher vnd halb Dillenburgischer herschafft begeben, Vermeint Vnsern Vffenthaldt dhoselbsten, biß das Wetter vorvber, zu haben, Alß aber hernach gemeltes Kriegßvolck einen Dag sehr vbell bey Vns gehaußet auch dennen Leutten, so noch im Flecken bey Vns verblieben große Pein vnd mortten angedahn, haben selbigt außsagen müßen, Wo die Leudt hin, vnd wo sie alles versteckt vnd vergraben haben, Darnach den Andern dag mit einem großen Krigßheer zu roß vnd fuß sich nach Wihrheim begeben Alles dhoselbsten, nit allein was außlendische sondern auch inheimisch in grundt außgeplündtert vnd bestolen, auch pferdt Kühe Schaaf Vns Alles mitgenommen, hernach aber den dritten dag in Vffzug vorgemelter Alten Pfingsten haben die Krigßleudt den Flecken, so wohl er bawet geweßen vnd vff Neuntzigk herd Stätt starck, in brandt gesteckt, vnd nit Ehe daruon abgewichen, auch sieben fliehender fahnnen herrumb inß frey feldt gesteckt zum Schauwspiegel demme Feuer mit trommen pfeyffen vnd Schißen zue geschoßen, auch scharpffe Wacht gehalten das niemandt bey hat können kommen vnd dar von nit abgewichen, biß derselbige Alles in grundt fast vff Achtzigk heußer ohnne Scheuern vnnd Bestallung deren weidt ein mehrers geweßen, verbrandt. Das man also mit einem beßem her nach Kont kehrenn. Darruntter dan Noch ein mehereß begriffen, genedigster Churfürst vnnd her, Vnser Kirchen gebaudt beneben dem pfahrhoff vnnd Scheuwern auch Schulhauß mit sambt dreyen glocken, Auerwerck vnd was noch sonsten an Kirchen Ornat vnd anderm gezeueg, so zum heyligen Gottesdienst gehorig, alß zuuor zerschlagen, darinnen dan auch Vnser gerichst Laden, mit sambt Vnsern gerichst Büchern vnd Allen brifflichen Vhrkunden zuuor vor die Kirchen herraußer getragen, selbige beneben Vnseren, Chaddholischen büchern zu Aschen verbrandt, darnach die Kirchen auch in brandt gesteckt, das allso nichst mehr vbrig daruon, als die bloßen mauern, Welche auch kein Nutz mehr sindt.

Weyll dann Genedigster Churfürst vnnd her Wir armen vnderthannen Vnsern hoch Schaedtlichen auch betrübten vnd traurigen Zustandt E. Churfürstlichen (Gn.) nit gemunksamb zu erzehelen Wißen in Was große gefahr wir kommen auch selbige noch von Tag zu Tag außstehen müßen, Indemme bey Vns kein mensch auff freyer

Straße oder aber im Ackerbauw sicher Vor den im Land schwenffenden Braunfeldischen vnd fridburgischen soltaten, mir Vns fürchten müßen, das sie den vbrigen Stümell so die braunschweigischen gelaubet folgen, abholen, das Wir also nit getrauen dürffen, ein armes Strôenhüttlein vffzurichten, Wollen geschwengen anders gebauw, Auch hat sich meniglich zerstrauwet, das der mehrern theyll sich in die vmbherligende Flecken, in der Kellerey Homberg, so Landgraffen Friedrichen dem Jüngern zuitendig begeben müßen, an Welchen Ohrt sich auch Vnsere benachbarten mit heußern gar einkauffen, ohne angesehen sie ihrer Churfl. Gn. mit Leyb Eygenschafft verbonden vnd zu gedohn, welches sich aber vff sein Zeitt woll schicken wirdt.

Wann dan genedigster Churfürst vnd her Wir Vns Also getrösten werden, E. Churfl. Gn. vnsern armen vnd traurigen Zustand mit meherem Vor dißem beneben and vn Vnsern mitnachbarn so in gleiche Feuers bronst gesteckt, auch inß Churfürstenthumb gehorig, auffs genedigst beherhigen, vnd zu gemüedtfuheren auch mit rath vndt thadt, beneben Einem Ehrwührdigen hohen Thumb Capitell, vns als ver Jhrrende Schäfflein, So durch den Wolff Zerstreuwet, zerrißen Ja fast gar auffgefreßen worden, begegenen vnd anmüdig machen, Welcher gestaldt ein solcher schöner geweßener Flecken mit Kirchen pfahrhoff vnd schullhauß, beneben anderun mehr gemeinen heußern Erbauwet werden möchte, Auß welchem flecken dan E. Churfürstlichen hern Ambtleuden vff Königstein zue gebuerender Zeit alle schultige gehorsamb mit frondiensten, Bedt schatzung, Steuer geldt, auch andere gefell zu Eberst, mit schultiger Dankbarkeit, ohne Einigen Offenthaldt zue Rentterey Jedes mall geravchtt worden ist, Alß hoffen Wir nochmals, Eß werden sich E. Churfürstlichen genaden vor Vns aus milter barmhertzigkeitt als ein Vatter sich vber seine Kinder erbarmet, die vorsorg tragen, auf Was mittel vnd Weg der Flecken beneben deren Chadholischen Kirchen zu verrichtung der heyligen Sacrament vnd gemeiner Versammlung wiederumb Erbauwet vnnd vffgericht auch genedigst Ahnorttnung thun laßen dhomidt der gemeindt vnd gemeltes Kirchenbaueß zum besten Nutzen vnd frommen auff das Ehest vnd baltes mir Leudt auß Vnserer gemeindt auß zu schicken ihnen von iheren Churfürstlichen genaden briff und Sigell gegeben werden möcht im Landt hin vnd wider vmb Ein Christliche Steuer zu bitten, dhomit man Wiederumb Einen Anfang zu Erbauung vnseres Fleckens auch zu Vohrtpflantzung vnserer Chatholischen Religion, eine Kirchen auffzurichten mit sambt glocken vnd Auerwerck, Wie dan der Pfahrher sein Ambt bey gemeiner geringer Versammelung Alle son vnd feyer tag vff dem kirchhoff noch verrichten thut, Welches aber in die leng Vngewitters halben keinen bestandt haben mag und er pfahrher sich in die leng bey vns nicht vff halten kan.

Derohalben Gelangt nochmaligen, an E. Churfl. Gn. vnser anligen, die Wollen sich vnser in genaden Erbarmen vnd ahnnehmen vnser Abgeferttigten botten bey Churfürstlicher Cantzeley selbsten hoeren, auch dennen, Eine vnabschlägige Widerandtwordt mitthevlen, das seyndt Wir vnderthanen aus Schultiger gehorsamen danckbarkeitt midt Vnserm Gebedt, dag vnd nacht zu betinen, Ehrbüttig. Vnd thuew hiemidt E. Churfl. Gn. vnd Schirm zu langkwüriger gesundtheit sambt frischer vnd frölicher Reggirung Entpfehlendt, Geben Kirtorff an der hohe, den 22t. Augusti Ao. 1622.

E. Churfl. Gn. vnderdinstwillige Schultheiß gericht vnd beyde Bürgermeister der gemeindt

wegen dhoselbsten. Henrich hoffman, gerichtschreiber zu gemeltem Kirtorff.

C.T. **Heil, Euer Majestät!** Kaiser Wilhelm I. hatte für den verstorbenen Kurdirektor Ferdinand Hey'l in Wiesbaden besondere Sympathien. Es war anfangs der siebziger Jahre und im ersten Jahre nach der Ernennung Hey'ls zum Kurdirektor. Kaiser Wilhelm kam nach Wiesbaden und wurde auf dem Bahnhofe von den Honoratioren und Beamten empfangen, unter diesen auch vom Kurdirektor. Die stattliche und einnehmende Erscheinung fiel dem Monarchen auf.

„Wie heißen Sie doch?" fragte ihn der Kaiser, dem der Name in der allgemeinen Vorstellung nicht aufgefallen war.

„Heil, Euer Majestät!"

„Danke, danke!" meinte der Kaiser freundlich. „Ich wollte wissen, wie Sie heißen?"

„Heil, Euer Majestät!" entgegnete mit wachsender Verwirrung der neue Kurdirektor.

„Danke, danke! aber nach Ihrem Namen frage ich Sie", erwiderte schon etwas ungeduldig der hohe Herr.

„Mein Name ist Ferdinand Hey'l, Euer Majestät."

„Ach so," sagte lachend der Monarch und reichte ihm die Hand.

Seitdem hat Kaiser Wilhelm den Mann wie den Namen bis zu seinem Ende in freundlicher Erinnerung behalten.

H.H. **Vorkehrungen gegen Räuberbanden.** Wie es im Anfang des vorigen Jahrhunderts mit der öffentlichen Sicherheit in Nassau bestellt war, geht aus nachfolgendem Schriftstück hervor: „Nachdem von einer zwölf bis vierundzwangig Mann starken Bande in der Nacht vom 7ten auf den 8ten dieses mittelst gewaltsamen Einbruchs das Pfarrhaus in Soffenheim bestohlen, bey dieser Gelegenheit auch der Metzgermeister Peter Leicher von Höchst auf der Straße tödlich verwundet worden, und bald darauf gestorben ist, — dieser traurige Vorfall ein neues Ermunterungsmittel zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit abgiebt, und es deswegen nötig wird, in allen Orten des Amtes Runkel zu befehlen, daß 1) Sich alle taugliche Mannschaft der Feuerwehr versehen und solche in gehöriger Ordnung erhalten, 2) Nachtwachen mit geladenem Gewehr umwechselnd verordnet, und diese angewiesen werden, auch den Ort in jeder Stunde der Nacht zu umgehen, wozu jedoch nur ein Theil zu detachieren ist, während der andere die Wache im Orte hält, 3) Die Ortswache hat unter andern öfter des Nachts die Kirchenthürme und Kirchen zu visitieren, bey vermuthender näherer Gefahr aber die Thüren zu den Thürmen und Kirchen wohl zu bewachen. 4) Die Wache hat bey bemerkender Gefahr alsbald Lärm zu machen, worauf alsdann 5) die in den Häusern befindliche Mannschaft auszurücken, und den Anordnungen des Schultheißen, oder Vorstehers oder des Wachkommandanten Folge zu leisten, streng verflichtet ist, und 6) ein guter Teil der Mannschaft verbindlich ist, auf erhaltene Einladung, oder bey gezogener Sturmglocke den benachbarten Ortschaften zu Hülfe zu eilen. So werden gemäß hohen Befehls Herzoglicher Administrations Commission die Amtsvorstände auf die genaue Einhaltung dieser Maasregeln angewiesen, und denselben dabei eröffnet, daß da, wo Unsicherheit verspürt wird, Militärstreifereien verfügt werden sollen. Da aber das Militär, wenn es auf dergleichen Streifzügen begriffen ist, die aufgefangenen verdächtigen Leute nicht selbst in das Zuchthaus zu Wiesbaden transportieren kann, sondern an dem zunächstliegenden Orte abliefern soll, und seinen Streifzug weiter fortzusetzen, gehalten ist; so haben die Ortsvorstände bey eigener Verantwortlichkeit dergleichen aufgegriffenen Leute unter tüchtigem Geleite in das Zuchthaus nach Wiesbaden abzuliefern. Runkel, den 25. Febr. 1807. Herzl. Naß. u. Fürstl. Wied. Amt. Gez. C. L. Knisel.

Kunst, Litteratur und Leben.

* **Königliches Theater zu Wiesbaden.** Am 5. Dezember zum ersten Male: „Die Gerechtigkeit", eine Komödie in 5 Akten von Otto Ernst. — Otto Schmidt, genannt Ernst, hält sich sehr an den Wunsch unseres Friedrich des Großen in der Litteratur, die Schaubühne als moralische Anstalt zu betrachten. Ein Zeitschaden nach dem andern wird ans Licht der Rampe gezogen, und die typischen Missethäter werden moralisch durchgebleut und abgethan. Erst die verrückten Jüngstdeutschen, dann die schurkischen Schulmeister, dann die heuchlerischen Pfaffen, nunmehr die schuftigen Redakteure. „Gott was leben doch gemeine Menschen im deutschen Reich!" denkt das Publikum und freut sich, wie alle von dem wackeren Ernst dem Gestrengen gehörig abgestraft werden. Recht hat ja der Dichter, es giebt viel Neid und Mißgunst in Pfarr-, Schul- und Redaktionszimmer; aber verallgemeinern darf man so etwas nicht; es leben doch mehr brave Flemming, Auerbach u. s. w. Der Inhalt der Komödie ist bald erzählt. Der begabte Komponist Franck wird von einem Revolverblatte, das sich den scheinheiligen Titel „Gerechtigkeit" zu-

legt, aufs bitterste verfolgt, weil — er ein Talent ist, das Neid und Bosheit eben nicht aufkommen lassen wollen. Eine Stütze findet der solchermaßen Mißhandelte bei der noblen Leitung der „Morgenzeitung“, die auch den nervös gewordenen jungen Mann vor unbesonnenen Erwiderungen zurückhalten will und ganz richtig meint, daß Schweigen und Beweisen die beste Antwort auf die Rempel- und Rüpeleien sei. Der Rat wird befolgt, und Franck erlebt den Triumph, daß einer der besser denkenden Redakteure der „Gerechtigkeit“ auf seine Seite tritt, daß er sogar dessen Tochter im Handumdrehen zur Lebensgefährtin acquiriert, und daß schließlich bei dem kolossalen Erfolge seiner Oper der Revolverblatt-Verleger sich ihm bewundernd neigt. Diese an sich einfache Handlung ist von einer ganzen Anzahl vortrefflicher Situationsbilder umgeben, die zusammen ein ansprechendes Milieu bilden und wie in der „Jugend von heute“ und im „Flachsmann“ sehr natürlich erscheinen. Sie wirken von der Bühne herab lebendig, wenn auch nicht dramatisch.

Die Darstellung war sehr gut; man sah es den Künstlern an, daß sie gern in ihrer Rolle steckten. Von den zwei Dutzend Spielenden seien besonders die Herren Andriano als Hauptbahn (Löhmann) des Revolverblatts, Schreiner und Wegener als dienstfertige Handlanger (Memling und Struppmann), Rudolph als ehrlicher Redakteur Heidmann, Leffler als nobler Chef der Morgenzeitung, Malcher als etwas zu nervöser Franck, und von den Damen Frl. Santen als brave Mutter Franck, und Frl. Edelmann als neckische Gerda Heidemann und künftige Frau Dr. Franck erwähnt. Herr Vallentin (Mitarbeiter Knebel) war in seiner Art als ausgezeichneter Humorist wie immer vorzüglich; doch ist diese Persönlichkeit vom Dichter arg verzeichnet. Wenn alle „Fünfpfennigzeiler“, die es auch bei anständigen Blättern giebt, lauter Knebel wären! Das Publikum amüsierte sich famos — es fand die Berechtigung vieler „Schlager“ heraus — und ließ es an Beifall nicht fehlen.

Am 7. Dezember wurde als 3. Volks- und Schülervorstellung „Emilia Galotti“ gegeben.

---

* **Marie Verwahnen.** Roman von Josef Lauff. 2.—6. Auflage. 426 S. Köln, A. Ahn. — Dem vorjährigen Roman „Kärrekiek“ ist nun abermals ein solcher aus dem Niederrheinischen gefolgt. Dort weht die Lebensluft, in der der Dichter atmet und in der er sich wohl fühlt. Das Motiv ist wieder ein düsteres und aus dem Glaubensleben genommenes; aber die Handlung ist nicht so verschlungen wie in „Kärrekiek“. Marie Verwahnen, die religiös-schwärmerische Weberstochter und Hauptlehrerin, die in der kleinen Stadt im Ansehen einer „Heiligen“ steht, weil sie einst die drohende Rheinüberschwemmung besprochen hat, unterhält ein Verhältnis mit dem evangelischen Pfarrerssohne, dem Studiosus Johannes van Melle. Der junge Mann hat sich rasend in das schöne Mädchen verliebt und ist sogar bereit, seinen Glauben zu verleugnen, um in der Geliebten Besitz zu gelangen. Aber da tritt ein anderer in den Bannkreis der beiden, der berühmte Kanzelredner, der junge Pater Bonaventura, der aus einem Lebemann zu einem Asketen wurde. Ihm wendet sich Marie, in deren Innern die übersinnlichen und die sinnlichen Empfindungen zu verschmelzen beginnen, zu, und vor allem Volke gesteht sie ihm ihre Liebe und verlangt die seine. Er aber stößt sie hinweg als unheilig, und „Unheilig!“ klingt es ihr rings von denjenigen entgegen, vor denen sie einst als „Ueberirdische“ die tosenden Wasser beschworen, daß der bedrohte Deich vor dem Bruche bewahrt blieb. Da erkennt Marie, daß sie Sünde begangen an ihrem treuen Johannes, der dem Sterben nahe ist; sie folgt der Gewissensstimme und thut, was der Vater des Studenten vergebens sie zu bitten sich unterwand: sie begiebt sich zu dem Kranken und legt ihre Hand auf seine fiebernde Stirne, bis sich der Todesengel davonhebt. Dann geht sie und sucht die Erlösung in den Wassern des Rheintümpels, auf welchem seitdem die Seele der Armen als bleiche Seerose schwimmt. — Es ist ein ergreifendes Gemälde, mit kraftvollen Pinselstrichen in satten Farben gegeben, dem aber doch auch wieder blitzende, humorvolle Schlaglichter aufgesetzt sind. Neben den tragischen oder ernsten Gestalten der „Heiligen“ und ihrer Mutter, der beiden van Melle u. a. huscht eine ganze Menge humoristischer Personen an uns vorüber; mitten hinein in Heiligkeit und Unheiligkeit springt sogar wie der Satan der schwarze Deckbock Schlaume Herzliebs, des spekulativen Geschäftsmannes und späteren Wollspinnereibesitzers. Personen und Handlungen müssen aus der Volksseele heraus verstanden werden, und daß Lauff die Volksseele kennt und ihre Regungen und Bewegungen ebenso zu verdolmetschen, wie er die Natur seiner Heimat in blühenden Farben zu schildern versteht, hat er genugsam bewiesen.

* **Hasselbach und Wildendorn.** Erzählungen aus dem westerwälder Volksleben von F. Philippi. 196 S. Heilbronn, Eugen Salzer. — Nun dürften wir auch unsern nassauischen Rosegger in seinen Anfängen zu verzeichnen haben. Elf Geschichten sind's, die er uns in seinem ersten Erzählbändchen darbietet, und echte westerwälder Luft weht hindurch. Der Dichter ist dem Volke nachgegangen, ist in die Lebenstiefen eingetaucht, in die Finsternis des Leidens und der Qual, in den Knäuel menschlicher Leidenschaften. Es sind meist oder fast lauter Kreuzgeschichten, und der unsympathischen Personen sind mehr als der sympathischen; aber diese Personen sind zugleich Persönlichkeiten, Charaktere des westerwälder Menschenschlages, grob, derb und knorrig. Sie lebten und leben nicht in den erfundenen Dörfern Hasselbach und Wildendorn, aber in anderen. Eigenartig wie jene Kinder des Bodens und ihr Wesen und Leben ist auch die Vorführung und der Stil des Erzählers; es paßt eines vorzüglich zum andern, und: — neue Männer dürfen neue Wege gehen. Gewiß gehören diese Erzählungen zu dem Originalsten, was unsere einheimische moderne Litteratur hervorgebracht hat, und jeder wird sie mit großem Genusse lesen.

* **Gedanken des Friedens.** Schlichte christliche Lieder für den Pilgergang des Lebens, von W. Schütz-Westerfeld. 2. erweiterte Auflage. 78 S. Leipzig, Kommissionsverlag von Otto Maier. — Es sind ansprechende Poesien, an denen ein frommes Gemüt sich erbauen wird. Sie kommen gerade zu Weihnachten recht und dürften sich besonders zu Geschenken an ältere Schüler und an künftige Konfirmanden eignen. Fester Glaube, wahre Liebe und frohe Hoffnung spricht aus ihnen. — Für Leser der „Nassovia“ gewährt der Autor (Lehrer Wilhelm Schütz, Frankfurt a. M., Berger Straße 194) bei direkter Bestellung an ihn einen Vorzugspreis von 60 Pfennigen für das nett broschierte Heftchen.

* **Führer durch Königstein i. T. und Umgebung.** Von J. Beppler. 32 S. Königstein, J. Beppler. — Das alte Taunusstädtchen empfängt durch die neue Zweigbahn viel stärkeren Besuch als früher. Da wird den Touristen und Kurgästen das handliche, in Text und Illustration hübsch ausgestattete Büchlein, das in kurzer Form das Wissenswerteste enthält, willkommen sein.

Polizeirat Höhn †. Am 2. Dezember starb zu Wiesbaden Polizeirat a. D. August Höhn. Er war am 4. September 1830 daselbst geboren und ist vom Büreau allmählich zu seiner hohen Stellung, in welcher er oft genug den Polizeipräsidenten vertrat, emporgestiegen. Wie selten kommt das vor: 52 Jahre (1848—1900) an einem und demselben Orte und 26 Jahre Polizeirat! Stolz durfte August Höhn auf sich als self made man sein. Er war ein liebenswürdiger, gerechter und milder Beamter, ein sorgender Gatte und Vater, ein treuer Freund und ein guter Nassauer. Seine Sammlung an nassauischen Reminiszenzen und seine reichhaltige nassauische Bücherei dürften wohl einzig dastehen. Auch der Herausgeber bleibt ihm übers Grab hinaus freundschaftlich dankbar verpflichtet.

Die Evangelischen zu Königshofen und Oberjosbach sind mit denen zu Niedernhausen zu einer Gemeinde Niedernhausen als Filiale von Niederseelbach vereinigt worden.

Die Kerkerbachbahn soll jetzt von Heckholzhausen nach Hintermeilingen weitergeführt werden.

Das Landgericht Wiesbaden beschloß im Prozeß Moët & Chandon gegen Söhnlein & Co. Beweis zu erheben, womit denn der „Meteor“ eigentlich getauft worden ist. U. a. werden der Präsident Roosevelt und der Botschafter v. Holleben in der Angelegenheit gehört werden.

Die Höchster neue katholische Kirche kommt in den Stadtgarten zu stehen.

Die verstorbene Frau F. Michon Wwe. zu Homburg hat der Stadt 100 000 Mark zu einer Michon-Stiftung vermacht, aus deren Zinsen Holz, Kohlen, Brot und Kartoffeln für Stadtarme beschafft werden sollen.

Am 15. Dezember feiert der berühmte Fritz Reuter-Interpret August Junkermann seinen 70. Geburtstag und zugleich den 50. Jahrestag des Betretens der Bühne.

Nassauischer Geschichtskalender.

1802. Nassau-Weilburg „ergreift Civilbesitz" von den ihm durch die Reichsdeputation zugesprochenen Entschädigungslanden.

18. Dezember.

1664. Johann Jakob Ganteswiler wird auf wiederholtes Ansuchen seiner Stelle als Professor der Beredsamkeit und Pädagogearch in Herborn, die er seit 1652 bekleidet hatte, enthoben. Er ging als Professor der Theologie nach Hanau und 1678 nach Duisburg, wo er am 25. März 1691 starb. Er war 1631 zu Basel geboren und war auch Schriftsteller.

23. Dezember.

918. Der deutsche König Konrad der Franke stirbt auf seiner Burg Wilinaburg (Weilburg) und wird im Kloster Fulda bestattet. Vorher hatte er seinen Gegner Herzog Heinrich von Sachsen, als Nachfolger im Köngsamte empfohlen. („Testament von Weilburg.")

1366. Die Brüder Adolf und Johann von Nassau bestätigen aufs neue zu Wehen das unter sich festgesetzte und aus den drei Rittern Marsilius von Reifenberg, Sifrid von Rheinberg und Johann Brendel von Hoenberg bestehende Austrägalgericht.

28. Dezember.

1605. Georg Frei von Dern (Dehrn) stirbt. Dieses alte Adelsgeschlecht kommt schon 1194 urkundlich vor; seine Stammburg Dern liegt an der Lahn über Dietkirchen. Den Beinamen Frei hat es wohl nicht ohne Bedeutung; vielleicht nahm es eine der ersten Richterstellen auf dem seiner Burg nahe gelegenen uralten Landgerichte zum Reckenforst ein. Mit Franz Alexander Kasimir ist es am 24. Oktober 1737 erloschen, und seine Besitzungen gingen durch Heirat an die von Greifenklau, über.

1639. Das französisch-weimarische Heer unter dem Marschall Grafen von Guébriant geht bei Bacharach nach Kaub über den Rhein. (Großer Krieg.)

Briefkasten.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Bitte: 1) Leserlich schreiben, wenn kein Gebrechen hindert. 2) Manuskripte nur auf einer Seite beschreiben. 3) Sich im allgemeinen an dem erbetenen Umfange halten. 4) Von Gedichten sich Abschriften aufbewahren, da solche nicht zurückgesandt werden. 5) Textmanuskripte an den Herausgeber: Dr. Spielmann, Wiesbaden, Bismarckring 30, senden. 6) Beachten, daß bei dem beschränkten Raume Garantie für Aufnahme eines Beitrages in eine bestimmte Nummer nicht erfolgen kann.

Dr. C. W. in N. Die betr. Angaben finden Sie in Keller „Drangsale des nassauischen Volkes".

W. M. in S. Besten Dank und freundlichen Gruß.

K. R. in W. Vergleichen Sie dazu Ruppersberg, Geschichte der Grafschaft Saarbrücken, Bd. 2.

Redaktionsschluß: 12. Dezember.

Mit dieser Nummer wird der dritte Jahrgang der „Nassovia" vollendet.

Wir haben wieder alle Ursache, das vergangene Jahr ein sehr gutes zu nennen; denn es hat uns einen recht erheblichen Zuwachs an Abonnenten gebracht, und die uns von vielen Seiten zugegangenen Zustimmungen haben uns bewiesen, daß wir den rechten Weg zum Volksherzen gefunden haben. Das ist die schönste Belohnung für alle aufgewendete Arbeit und Mühe.

Uebereinstimmend wird es als sehr erfreulich bezeichnet, daß die „Nassovia" rein wissenschaftliche, populär-wissenschaftliche und unterhaltende Beiträge aus allen Gebieten abwechselnd bringt Somit dürfen wir, gestützt auf diese Kundgebungen, unser Blatt mit Fug und Recht eine Zeitschrift nennen, welche die Heimatkunde und, besonders herausgehoben, die Geschichte der Heimat allgemeinverständlich pflegt. Und so werden wir denn auch fortfahren, uns alle Mühe zu geben, das Interesse unserer bisherigen Leser zu erhalten und dasjenige neuer zu verdienen.

Wir danken für das uns bisher entgegengebrachte Wohlwollen und bitten, solches uns auch fernerhin treu zu bewahren und, wo es möglich ist, der „Nassovia" neue Anhänger zu werben.

Allen lieben Lesern, Bekannten und Freunden eine fröhliche Weihnacht und ein glückliches Neujahr.

Der Herausgeber.